Oecon.
1033
22
22.
Hang
Oecon.

1035
22
Theil
Hel.
Oecon.

Ch. Wink. del. Söckler ſc. 1779.

<36623701850013 S

<36623701850013

Bayer. Staatsbibliothek

Oec: 1033.

~~Oeconomia Lexica 17.~~

~~Oec: gen: N: 22.~~

VIVAT
IOSEPHUS
PATER
PATRIÆ

Oeconomiſche
Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,

in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Zwey und zwanzigſter Theil,

von Hang bis Hel. Mit 15 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. H.

Hang, (der,) von dem Neutro hangen.

1. Eigentlich. 1) Die Eigenſchaft einer Fläche, nach welcher ſie mit der Horizontallinie einen ſtumpfen Winkel macht; in welcher Bedeutung es doch nur ſelten gebraucht wird. 2) Der abhängige Theil, die abhängige Seite eines Körpers, eines Ortes, eine im Hochdeutſcheu veraltete Bedeutung, wofür Abhang üblicher iſt; Fr. Pente.

2. Figürlich, ein merklicher Grad der Neigung zu etwas, Fertigkeit zu Veränderungen einer Art. 1) Im phyſiſchen Verſtande. Der Hang eines Körpers zur Hypochondrie. Noch mehr. 2) im moraliſchen. Die Menſchen haben einen natürlichen Hang, ihre Meinungen fortzupflanzen. Wir haben einen natürlichen Hang, an dem Uebel anderer Theil zu nehmen.

Hr. Stoſch hat bereits ganz richtig bemerkt, theils, daß Hang in der figürlichen Bedeutung neu iſt, und bey ältern Schriftſtellern nicht leicht angetroffen werden möchte, obgleich das Engliſche Hank auf eben dieſe Art gebraucht werd; theils, daß Neigung, Hang und Trieb eigentlich nur den Graden nach verſchieden ſind. In den beyden erſten liegt ein und eben daſſelbe Bild zum Grunde, nur daß Hang eine größere Abweichung von der Horizontal-Linie bezeichnet als Neigung; daher es auch figürlich von einem höhern Grade der Fertigkeit gebraucht wird. Trieb ſcheint eigentlich einen noch höhern Grad zu bezeichnen, ungeachtet Hang ſehr häufig mit demſelben als gleich bedeutend gebraucht wird.

Hangar, Hangart; ſiehe Schirm-Dach.
Hange-Bett, ſiehe Th. XX, S. 696.
Hange-Brücke, } ſiehe Th. XX, S. 694.
Hange-Dohne, }
Hange-Kluft, im Bergbaue; ſiehe Kluft.
Hange-Leuchter, ſiehe unter Leuchter.
Hange-Matte, ſiehe Th. XX, S. 696.
Hange-Werk, ſiehe Th. XX, S. 701.
Hangel-Bank, ſiehe Hänge-Bank.
Hangel-Birke, ſiehe Th. V, S. 331.

Hangen, (*) oder im gem. Leben der Hochdeutſchen hängen, ein Neutrum, welches das Hülfswort haben erfordert, und eigentlich denjenigen Zuſtand bezeichnet, da ein Körper mit ſeinem obern Theile von einem andern gehalten wird, aber ſo, daß er noch nach den Seiten beweget werden kann.

1. Eigentlich. Der Hut hangt oder hängt am Nagel, das Kleid an der Wand, der Dieb am Galgen. Ein Glied der Kette hangt oder hängt an dem andern. Lange Haare, welche über die Schulter herab hiengen. Herab hangende Ohren. In einigen R. A. wird es auch figürlich von demjenigen Körper gebraucht, an welchem andere hängen. Der Baum hangt oder hängt voller Früchte, der Galgen voller Diebe. Imgleichen in einigen Fällen im gem. Leben auch für gehänget werden. Er muß hangen. Was hangen ſoll, erſäuft nicht.

2. In weiterer Bedeutung. 1) Schweben, in der höhern Schreibart. Der Himmel, der finſter über mich

(*) Schon bey dem Kero und Ottfried hangen, im Niederſ. hangen, im Engl. hang, im Angelſ. hangan, im Dän. hänge, Schwed. haenga, Isländ. hanga. Es ſtammt von ha, hoch, ab, indem das Activum hängen (ſ. Th. XX, S. 703) noch lange haben gelautet hat Das eingeſchobene ng kann entweder ein Zeichen eines Intenſivi ſeyn, oder auch bloß von nieſelnden Mundarten herrühren. Siehe hängen.

mich herab hängt. 2) Eine Fläche hangt oder hängt, wenn ſie abhängig iſt, ſich unter den Horizont neiget. Noch mehr ſagt man von ſtehenden Körpern, wenn ſie die ſenkrechte Linie verlaſſen, daß ſie hangen oder überhangen, wo es doch nur von derjenigen Seite gebraucht wird, welche mit dem Horizonte einen ſpitzigen Winkel macht. Die Wand hangt oder hängt. Der Thurm zu Bologna hangt drey und einen halben pariſer Fuß, er iſt oben ſo viel von der Perpendicularlinie entfernt. Die Stadt liegt ſehr romantiſch auf einem Felſen, der über der See hängt. Den Kopf hangen laſſen. Im Bergbaue iſt das Hangende derjenige Theil des Geſteines, der wie ein Dach auf dem Gange liegt, im Gegenſatze des Liegenden, oder der untern Fläche. Bey ſtehenden oder ſenkrechten Gängen nennen die Bergleute diejenige Seite, welche auf der linken Hand iſt, wenn man in dieſem Gange das Geſicht nach Mittag wendet, das Hangende, und die Seite zur Rechten, das Liegende. 3) Sich mit einem Theile ſeines Körpers ſo anhalten, daß man gleichſam zu hangen ſcheint. Der Blutegel hängt an der Haut. Das Kind hängt an der Bruſt der Mutter. 4) Zuſammen hangen, mit einem andern Dinge ſo verbunden ſeyn, daß es nicht ohne Mühe getrennet werden kann.

3. Figürlich. 1) Von den Blicken, Augen und Munde gleichſam angeheftet ſeyn, in der höhern Schreibart der Neuern. 2) Zuſammen hangen, mit einander verbunden, in einander gegründet ſeyn. Die Erzählung hängt nicht zuſammen. Das hangt mit ſeiner vorigen Ausſage nicht zuſammen. 3) An einer Perſon oder Sache hangen, ſein Verlangen, ſeine Begierden, ſeine Erwartung auf eine dauerhafte Art auf ſie richten. Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlaſſen, und an ſeinem Weibe hangen, 1 Moſ. 2, 24. Mit ſeinem Herzen an etwas hangen.

An den Wollüſten hangen, ihnen ergeben ſeyn. 4) Im Oberd. braucht man es auch für abhangen, im figürl. Verſtande, d. i. in einem andern Dinge gegründet ſeyn. 5) Eine Sache hangt oder hängt, im g. L. wenn ſie keinen merklichen Fortgang hat. Die Sache bleibt hangen, ſie bekömmt einen Anſtand.

Hange, (die) ein Wort, welches eigentlich ein Gelenk, einen Bug bedeutet, aber nur allein von demjenigen Theile an den Hinterbeinen der Pferde gebraucht wird, welcher ſich zwiſchen den Backen und den Hoſen, oder von dem oberſten Ende des Backenbeines, bis auf die Knieſcheibe und das Ende der Backen, befindet, Fr. Hanche. Es gehört zu dem Worte Anke, Aenkel, welche gleichſam ein gewiſſes Gelenk, imgleichen eine Biegung bedeuten. Daher der Hanken = Knochen, derjenige röhrförmige Knochen, woran ſich dieſer Theil befindet, und welcher auch der Backen-Knochen oder das Backenbein genannt wird. Ein Pferd auf die Hanken ſetzen, Fr. mettre un cheval ſur les hanches, ein Pferd zurecht ſetzen, d. i. daſſelbe dergeſtalt abrichten, daß es beym Galoppiren ſich mit dem Hintertheile gleichſam zuſammen drängt, um dem Vordertheile zu folgen. Die Hanken müſſen ſtark von Muskeln ſeyn.

Im uneigentlichen Verſtande nimmt man oft das ganze Hintertheil des Pferdes, vom Kreuze an, (l'arrière main) für die Hanken; durch welchen Mißbrauch, ſo gar bey Kunſtverſtändigen, ein Mißverſtändniß in der Redensart, auf die Hanken ſetzen, entſtanden iſt.

Die in Anſehung der Hanken ſich widerſprechenden Schriftſteller, ſind inſonderheit Zehentner, Gueriniere und Hr. von Sind. Erſterer ſagt, in ſeiner Kunſt, Pferde zu kennen, S. 21: „Auch muß man genau darauf ſehen, daß „dieſer Theil nicht zu lang ſey. Dergleichen Pferde ſind gemei„niglich ſchwach; und wenn es auch nicht ſeyn ſollte, wiewohl „es ſehr ſelten fehlt, ſo gehen ſie doch gern auf den Schultern, „liegen in der Hand, und haben ſelten gute Mäuler, weil ſie

„ihre Haltung vorn ſuchen, hinten aber, wo es möglich iſt, „ſich losmachen. Allein, das ſind ſo wohl unangenehme, als „auch unſichere Pferde; es ſieht auch nicht gut aus. weil es „wider die Proportion iſt.“ Man ſieht leicht, daß Zehentner unter Hanken das ganze Hintertheil, von dem Kreuze an, bis auf den Elbogen, verſteht; welches er auch in dem Vorhergehenden ſelbſt anzeigt. Er nimmt das Wort alſo im uneigentlichen Verſtande, und hat daher vollkommen Recht. Auf gleiche Art iſt auch Gueriniere zu verſtehen, wenn er in ſeiner Ecole de Caval. To. I. C. 2. A. 3. ſagt: Les hanches, qui ſont partie de la croupe, doivent être d'une juſte longueur. C'eſt par la ſituation du jarret qu'on juge de la ſtructure des hanches. Lorsque le jarret vient trop en arrière, les hanches ſont trop longues. Hieraus erhellet, daß er die Hanken ebenfalls im uneigentlichen Verſtande nimmt, und er iſt auch in Beurtheilung derſelben, mit Zehentnern einerley Meinung, da er ferner fortfährt: et quoique les chevaux, qui ont ce défaut, aillent bien le pas, ils ont beaucoup de peine à galoper aſſis & n'ont jamais beaucoup de force. Lorsque les hanches deſcendent à plomb depuis l'os de la hauche jusqu'au boulet, elles ſont alors trop courtes, & les chevaux de cette ſtructure marchent ordinairement roides de derriere, parce qu'ils ne peuvent pas facilement plier le jarret. Erfahrne Kenner können täglich die Beobachtung machen, daß Pferde, welche von ein und eben demſelben geſchickten Reiter abgerichtet worden, in dem Gebrauche der Hanken ſehr verſchieden ſind, wovon kein anderer Grund, als der hier angeführte, vorhanden iſt. Dennoch will Hr. v. Sind uns etwas anders lehren. Er ſagt, in ſeinem vollſt. Unterr. S. 9, 11, 31: „Die größere oder kleinere Länge der Hanken „giebt dem Pferde mehr oder weniger Leichtigkeit zur Beugung „an den Hanken im Gange, wie einige ſagen; aber dieſe müſ„ſen den Bau des Geſtelles nicht kennen, und keine Begriffe „von den Verrichtungen der Theile haben. Jedes Pferd kann „die Hanken gut ſetzen, wenn es vernünftig dazu angeleitet „wird. Denn der Schwung und die richtige Beugung des „Rückgrathes thut dabey faſt alles.“ Entſcheidend genug iſt dieſe Vorſtellung, wenn ſie nur erwieſen wäre. So viel hat ſeine Richtigkeit, daß ſich kein Pferd auf die Hanken ſetzen kann, ohne mit dem Rückgrathe nachzugeben; und weil ein kurzes Pferd in ſeinem Rücken mehr Stärke hat, als ein langes, ſo wird es jenem auch leichter, ſich auf die Hanken zu ſetzen, als die-

dieſem; allein, es iſt auch andem, daß, wenn ein Pferd auch mit dem ſtärkſten Rücken verſehen iſt, und ſeine Hanken im uneigentlichen Verſtande nicht verhältnißmäßig gebauet ſind, man es doch nicht dahin bringen wird, daß es ſich darauf ſetze, ſondern die Natur lehrt das Pferd, den ſchwachen Theil zu ſchonen, und es wendet die Stärke ſeines Rückens an, den Gebrauch der Hanken zu vermeiden. Daher kommen die Klagen, welche oft geführt werden, daß ein Pferd einen zu ſtarken Rücken habe, ſich nicht durchbeugen und auf die Haken ſetzen wolle.

Hrn. Hauptm. Prizelius vollſtänd. Pferdewiſſenſchaft, Lpz. 1777, 4. S. 55, f.

Hanneton, Maykäfer; ſiehe Käfer.

Hannoveriſcher Geſundbrunnen. Dieſer befindet ſich nahe vor Hannover hinter dem königl. Jägerhofe, wo das mineraliſche Waſſer aus einer mit Steinen ausgeſetzten Oeffnung aus der Erde hervor quillt, und durch den vorüber gehenden Weg in die Leine fließt. In 5 Minuten brudeln genau 14 Pfund heraus, welches in jeder Stunde 168 Pfund beträgt. Den im 58 und 92 St. der Hannöv. nützl. Samml. v. J. 1756, befindlichen Nachrichten zu Folge, enthält dieſes Waſſer eine kalkartige Erde, etwas erdigtes und unvollkommenes Küchenſalz, etwas Salpeter und einen ſchwefelichten, ein wenig Eiſen mit ſich führenden Dunſt, welche beyde letzten Stücke eben das zarte vitrioliſche Weſen ausmachen, welches dem Waſſer den angenehmen mineraliſchen Geſchmack mittheilt.

Hans, Dimin. Hänschen, Oberd. Hänslein, Hänſel, Niederſ. Hänsken, Hänſchen, eine nur im gem. Leben und den niedrigen Sprecharten übliche Verkürzung des urſprünglich griechiſchen männlichen Taufnamens Johannes. Sprichw. Was Hänschen nicht lernt, wird Hans nimmer mehr lernen, was man in der Jugend nicht lernt, wird man auch im Alter nicht lernen.

Hänschen im Keller, eine im g. L. übliche ſcherzhafte Geſundheit des Kindes im Mutterleibe. Ehemals führte dieſen Namen eine Art von einem ſilbernen und zierlich

zierlich vergoldeten Trinkgeſchirre, woraus den ſchwangern Frauen Geſundheiten zugetrunken wurden. Es ſtand daſſelbe auf einem langen Fuße, und war von oben her mit einer runden und hohl ausgetriebenen Muſchel verſehen, in deren Mitte ein kleines hohles, in die Höhe gehendes Behältniß mit einem leichten ſilbernen Plättchen bedeckt war, worin ein ſubtiles von Silber gemachtes Kind verborgen lag. Wenn nun Wein in ein ſolches Trinkgeſchir gegoſſen wurde, hob ſich das Kind, welches unten auf einem von feinen Glaſe geblaſenen Kügelchen ſtand, durch den Wein in die Höhe, ſtieß den Deckel auf, und präſentirte ſich.

Hans-Wurſt, eine ſehr gewöhnliche Benennung der luſtigen Perſon in den Schauſpielen, welche ſchon in **Peter Propſts** Faſtnachtsſpielen aus der erſten Hälfte des 16ten Jahrhundertes unter dieſem vermuthlich erdichteten Namen vorkömmt.

Der häufige Gebrauch, welchen man ſchon vor langen Zeiten von dem Taufnamen Hans machte, gab Gelegenheit, daß derſelbe in manchen Fällen zu einem allgemeinen Nennworte wurde. So nannte man einen großen Herrn ehedem ſehr häufig einen großen Hans, und im Plural große Herren große Hanſe; ein Ausdruck, deſſen man ſich noch jetzt zuweilen bedient, obgleich allemal nur mit einem Nebenbegriffe der Verachtung und des Haſſes. **Friſch** glaubt, daß dieſer Gebrauch daher ſeinen Urſprung genommen, weil der Taufname Johann oder verkürzt Hans anfänglich nur unter vornehmen Perſonen üblich geweſen. Andere halten es in dieſer Bedeutung für ein altes deutſches Wort, welches einen vornehmen Mann bezeichnete, indem **Jornandes** von den Gothen verſichert, daß ihre Vornehmen und Reichen Anſes geheiſſen. Die Patricii und vornehmſten in den Städten heißen in Italien in den mittlern Zeiten häufig Antiani und Anciani, ſo wie die Wallenſer ihre Aelteſten und

Vorgeſetzten Ancianos nannten; wohin auch das Franz. ancien, alt, zu gehören ſcheint. Allein um des verächtlichen Nebenbegriffes willen, welchen Hans in dieſem Verſtande jederzeit bey ſich hat, ſcheint es vielmehr zu dem folgenden Falle zu gehören.

Denn eben um des häufigen Gebrauches dieſes Vornamens willen, ward es oft zu einem allgemeinen Nebenworte einer jeden Perſon. In dem kaiſerl. Artikelsbriefe für das Kriegesvolk bey dem Fronsberg, heißt es nach dem Friſch: Es ſoll von Niemand, er ſey wer der wolle, Klein = oder Groß = Hans, ein Uebelthäter aufgehalten werden. Und in Goblers Rechtsſpiegel, gleichfalls nach dem Friſch: Knecht oder Rottmeiſter, Groß = oder Klein = Hans, d. i. ein jeder, er ſey vornehm oder geringe. Beſonders mit einem verächtlichen Nebenbegriffe. Ein dummer Hans, ein dummer, einfältiger Menſch. Er iſt Hans in allen Gaſſen, er läßt ſich überall antreffen. In einem andern Verſtande iſt Hans in allen Gaſſen, oder Hans Omnis, der Pöbel. Hans ohne Sorge ein ſorgloſer Menſch. Hans hinter der Mauer, ein zaghafter Menſch. So auch in den Zuſammenſetzungen Fabelhans, Prahlhans, Schmalhans u. ſ. f. Hieher ſcheint auch das Niederſ. Hanke zu gehören, welches die Verfaſſer des bremiſch = niederſächſ. Wörterbuches für unbekannt halten, welches aber allem Anſehen nach das verkürzte niederſ. Diminut. Johannchen iſt, und auch Hannchen lautet. Hanke in der Noth, ein Nothhelfer. Hanke und alle Mann, ein jeder, und in einem Verſtande, gemeiner Pöbel, Hack und Mack.

Es iſt doch merkwürdig, daß dieſer Taufname in allen Sprachen einen ſo verächtlichen Nebenbegriff bekommen hat. das Schwed. Jan, das Engl. John, und das Ital. Zann, Zanni, welches gleichfalls dieſer Name iſt, bedeuten ſehr oft einen dummen einfältigen Menſchen, den der deutſche große Haufe auch nur ſchlechthin einen Hans zu nennen pflegt. Carpentier

pentier führt im Art. Joannes Stellen an, woraus erhellet, daß das Franz. Jehan, und Jehannot, ſchon im 14 und 15ten Jahrh. einen verächtlichen Nebenbegriff gehabt, und faire Johan bedeutete im 15ten Jahrh. zum Hahnrey machen. Woraus zugleich erhellet, daß das alte Hans ein Geſelle Compagnon (ſiehe dem Art. Hanſa,) hier in Betrachtung kommen kann.

Hans, (der graue) Fr. Meſſire Jean gris, eine Art Birn; ſiehe Th. V, S. 455.

— — **(der weiße,)** Fr. Meſſire Jean blanc, ſiehe eb. daſelbſt.

Hans-Graf, Fr. Hanſgrave, in einigen oberdeutſchen Städten, z. B. zu Regensburg, eine Benennung des Handelsrichters, der die Streitigkeiten in Handelsſachen auf das kürzeſte unterſucht und entſcheidet. Ohne Zweifel von Hanſe, Geſellſchaft, Zunft, Innung, ſo fern es in engerer Bedeutung die Innung der Kaufleute bezeichnete.

Schon 1230 in einem Privilegio Kaiſer Friedrich's 2. für die Stadt Regensburg heißt es: Cives poteſtatem habebunt eligendi *Hansgravium*, qui diſponat & ordinet extra civitatem, & non intra, ea tantum quae reſpiciunt negotia nundinarum.

Urſprung des regensburg. Handgrafenamts, (von Ge. Gottl. Plato, ſonſt Wild genannt) Regensp. 1763, 4.

Siehe auch im XXI Th. S. 449, Hand-Graf.

In Bremen ſind die Hänſegräven zwo obrigkeitliche Perſonen, welche die Streitigkeiten der Nachbarn in Anſehung des Grund- und Eigenthumsrechtes ſchlichten, weil ſie das geſellſchaftliche gute Vernehmen der Bürger unterhalten.

Hanſa, oder Hanſe, (die) ein in dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutſchen veraltetes Wort, welches ehedem eine Geſellſchaft, eine Verbindung mehrerer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke, und die auf ſolche Art verbundenen Perſonen bezeichnete, ſo wie Hans, einen ſolchen Geſellen, ein Mitglied, einen Compagnon und Bundesverwandten bedeutete. Bey

dem Ulphilas und Tatian iſt Hanſa ein Haufe Solda=ten von beſtimmter Stärke. Am häufigſten wurde dieſes Wort in den mittlern Zeiten von der Verbindung einiger niederdeutſchen Städte gebraucht, welche unter dem Vorſitze der Stadt Lübeck auf die Vertheidigung ihrer gemeinſchaftlichen Handlung und Sicherheit abzielte; der hanſeatiſche Bund, der Hanſeebund, L. Anſa, Hanſa, Foedus civitatum hanſeaticarum, Foedus hanſeaticum, hanſiaticum oder hanſicum, Societas hanſeatica, Liga ſ. Hanſa Teutonica, Liga hanſeata, Fr. la hanſe teutonique. Eine Stadt in die Hanſe aufnehmen, in den Bund; ſie aus der Hanſe ſtoßen, aus dem Bunde.

Im Niederſ. lautet dieſes Wort Henſe. und bedeutet daſelbſt noch überhaupt dasjenige Geld, welches Jemand bey dem Eintritte in eine Geſellſchaft erleget. Vielleicht ſtammet dieſes alte Wort von ein eins ab, und bedeutet eigentlich eine Vereinigung, ſo wie von ἑν, das Zeitwort ἑνουν, vereinigen, ehedem einen, herkömmt.

Eine Stadt, ſo fern ſie ein Glied der jetzt gedachten großen Hanſe, oder des Handelsbundes iſt, wird eine Hanſeeſtadt, Fr. Ville anſéatique, Engl. Hans-Town, genannt. Die Schriftſteller ſind nicht einig, in welchem Jahre dieſe Verbindung ihren Anfang genommen, indem einige ihren Urſprung um das Jahr 1164, andere um das J. 1200, wieder andere um das Jahr 1254, und endlich noch andere um etliche Jahre ſpäter anſetzen. So viel iſt gewiß, und erhellet aus allen Briefſchaften und Urkunden, welche bis auf unſere Zeiten aufgehoben worden, daß es vor dem Anfange des 12ten Jahrhunderts geſchehen iſt. Der Anfang davon war, daß ſich verſchiedene, zur Handlung wohl gelegene Städte in Deutſchland, wovon Lübeck und Hamburg die vornehmſten waren, zuſammen vereinigten, und ein Bündniß ſchloſſen, deſſen Hauptendzweck die Sicherheit der Handlung war. Nachdem nun viele Städte, welche nicht zuerſt in dieſes Bündniß mit eingeſchloſ-

geſchloſſen waren, den Vortheil einſahen, welcher denen Städten, die ſolches unter ſich errichtet hatten, dadurch zuwuchs: ſo traten ſie nach und nach demſelben bey, und gaben dadurch Gelegenheit, daß die Macht und Handlung dieſes hanſeatiſchen Bundes deſto mehr ſich ausbreitete. **Chyträus** behauptet, das die Zahl der Hanſeeſtädte bis auf 85 geſtiegen ſey. Andere aber wollen dieſelbe ſo hoch nicht angeben. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt gewiß, daß in der großen Verſammlung, welche zu Lübeck im J. 1494 angeſtellt worden, ihre Anzahl ſich auf 72 erſtreckt hat, und im J. 1554 noch 63 Städte in dieſer Geſellſchaft waren.

So vortrefflich und heilſam ſonſt das hanſeeſtädtiſche Handlungsbündniß für die deutſchen Commerzien, und bey damaliger großer Unordnung in Entſtehung des Landfriedens zu Sicherheit der Handelſchaft an ſich im Anfange war, indem man den Hanſeebund wirklich als die Epoche des Reichthums für Deutſchland zu betrachten hat: ſo richteten doch die Hanſeeſtädte in der Folge viel Unfug an. Denn, weil ſie durch die Handlung immer reicher, ja reicher wurden, als die Fürſten bey ihren unordentlichen Finanzweſen und wilden Kriegen ſelbſt waren, in der That auch das Monopolium in der deutſchen Handlung faſt ganz allein hatten: ſo unterſtanden ſich auch endlich viele, ihr Haupt empor, und gegen ihre Erb- und Landesherren ſelbſt, welche anfänglich dieſe Städte ſehr hoch achteten, und wegen der Handlung hergaben, förderten und hoben, zu richten, zumal da ſolche Städte von andere Hanſeeſtädten in ſolchen Unternehmungen anfänglich unterſtützet wurden. Eine ſo unvergleichlich nützliche und vortreffliche Anſtalt demnach, der erſten Abſicht nach, der hanſeatiſche Bund war, ſo ſchädlich verhaßt wurde er zuletzt wegen ſeines Mißbrauches.

Die Städte, aus welchen der hanſeatiſche Bund zur Zeit ſeines Flores beſtand, wurden in vier Claſſen abge-

abgetheilt, worunter jederzeit eine die vornehmſte oder erſte war, die auch deswegen eine Quartierſtadt genannt wurde. An der Spitze der erſten Claſſe, und des ganzen hanſeatiſchen Bundes, ſtand die Stadt Lübeck, welche damals ungemein reich und mächtig war. Sie hatte die Ausſchreibung der Bundestage, imgleichen die Kanzelley, das Archiv und die Caſſe dieſer vereinigten Geſellſchaft. Zu ihrem Quartier gehörten 14 bis 15 Städte, nämlich 6 wendiſche, als: Lübeck, Hamburg, Roſtock, Stralſund, Wismar und Lüneburg; und 8 pommeriſche, als: Stettin, Anclam, Golnow, Greifswalde, Colberg, Stargard, Stolpe und Rügenwalde, wozu noch einige Kiel rechnen. Von der zweyten Claſſe war Cöln am Rhein die Quartierſtadt, und es gehörten dazu nach Einigen 29, und nach Andern 33 Städte; nämlich 10 weſtphäliſche, als: Münſter, Osnabrück, Paderborn, Dortmund, Soeſt, Herford, Lemgo, Bielefeld, Lippſtadt und Coesfeld; 6, oder nach Andern 7 cleviſche und märkiſche, als: Cöln, Weſel, Duisburg, Emmrich, Unna, Hamm, und, wie einige wollen, Wärburg; 7, oder, nach Einigen, 8 geldriſche, als: Nimmegen, Zutphen, Nüremund, Arnheim, Venlo, Elburg, Harderwyk, und nach Einigen Doesburg; 3 bis 4 oberyſſelſche, als: Deventer, Zwol, Kampen, und, nach Einigen, Middelburg; und eben ſo viel frieſiſche, als: Gröningen, Staveren und Bolswerd, wozu noch Andere Emden zählen. In der dritten oder ſächſiſchen Claſſe, in welcher Braunſchweig als das Oberhaupt verehrt wurde, befanden ſich 13, oder nach andern 20 Städte, nämlich: Braunſchweig, Magdeburg, Goßlar, Einbeck, Göttingen, Hildesheim, Hannover, Uelzen, Burtehude, Stade, Bremen, Hameln und Minden; zu denen noch einige Salzwedel, Aſchersleben, Nordheim, Helmſtedt, Stendal, Frankfurth an der Oder und Brandenburg zählen. Im J. 1437 wurde dieſe Quartierſtadt von dieſem

dieſem Bündniſſe ausgeſchloſſen, weil ihre Bürger ſich wider ihre Obrigkeit empöret hatten. Sie ward aber durch einmüthige Beypflichtung der Hanſeeſtädte in einer allgemeinen zu Lübeck gehaltenen Verſammlung wieder aufgenommen. Doch mußte ſie vorher der ihr zuerkannten Strafe ſich unterwerfen, und ihren Ungehorſam büßen, und zwar in den Perſonen ihrer Abgeordneten, welche von der lieben Frauen Kirche, als zum Rathhauſe, in Gegenwart der Geſandten der andern Städte barfuß, mit Fackeln in ihren Händen, gehend und darauf knieend um Vergebung bitten mußten. In der vierten Claſſe, in welcher Danzig den Vorſitz hatte, befanden ſich 9 Städte, nämlich 6 preußiſche, als: Danzig, Culm, Thoren, Elbing, Königsberg und Braunsberg; und 3 liefländiſche, nämlich: Riga, Reval und Dörpt. Von dieſen Städten hatten die 6 wendiſchen noch ein beſonderes und engeres Verbündniß unter ſich, welches auch noch jetzt einigermaßen beſteht. Einige Städte hielten es auch nur bloß mit dieſem Bunde, als: Erfurt, Halle, Halberſtadt, Berlin und Breslau. Endlich wurde derſelbe ſo ſtark, daß die vornehmſten Handelsſtädte es mit ihnen hielten, als: in den Niederlanden, Antwerpen, Dordrecht, Amſterdam, Rotterdam, Brügge, Oſtende, Dünkirchen; In Frankreich, Calais, Rouen, St. Malo, Bourdeaux, Bayonne und Marſeile; in Spanien, Barcelona, Sevilien und Cadiz; in Portugal, Liſſabon; in Italien, Livorno, Napoli und Meſſina; in England, London ꝛc. Allein, dieſe ausländiſche Hanſeeſtädte verließen den Bund, als die Fürſten und Herren, unter denen ſie lebten, gewiſſe Compagnien errichteten, um den Handel ihrer Unterthanen dadurch zu befördern.

Als dieſe Hanſeeſtädte in dem beſten Zuſtande waren, brachten ſie alles, was zu ihrer Erhaltung gereichen, und ihre Handlung blühend machten könnte, in

Aus-

Ausübung. In dieſer Abſicht erwarben ſie ſich die Gunſt verſchiedener Fürſten, und erfanden Mittel und Wege, allenthalben beträchtliche Vorzüge und Privilegien zu erhalten. Es ward ihnen erlaubt, in manchen Staaten allgemeine Pack-Kauf-und Waarenhäuſer, Factoreyen, Niederlagen oder Comptoirs zum Beſten ihrer Handlung anlegen zu dürfen. Sie führten faſt für ganz Europa, beſonders für die nördliche Hälfte, allen auswärtigen Handel, welchen ſie ſo gut verſtanden, daß ſie mit allen Ländern einen Activhandel treiben, und dadurch dieſelben bis auf das Blut ausſogen, wozu der Landesherr ſtillſchweigen mußte. Sie hatten, erwähntermaßen, in allen Ländern, zum Nachtheil und Verderben der Unterthanen und einheimiſchen Kaufleute, überaus große Freyheiten und Vorrechte theils erſchlichen, theils durch die Waffen und durch Geldvorſchuß erlangt. Wurden ihre Vorrechte angetaſtet, ſo kehrten ſie drohend das Rauche heraus, und wußten ſich mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu verſchaffen. Wegen der unermeßlichen Reichthümer, wodurch die deutſche Hanſe in kurzer Zeit zu einer hohen Stufe der Macht und Gewalt gelangte, ließen alle Fürſten aufrichtige Merkmale ihrer Hochachtung und Bewunderung gegen dieſelbe blicken. Vornämlich waren die nordiſchen Prinzen ihres Vermögens öfters benöthigt, und entlehnten anſehnliche Summen von ihr. Die Großmeiſter des deutſchen Ordens, welche damals Herren von Liefland waren, hatten ſich zu Beſchützern und Erhaltern der Rechte und Privilegien der Hanſe erkläret. Alles gelang derſelben beſſer, als ſie hätte wünſchen können; und das über ihren glücklichen Fortgang erfreute Deutſchland betrachtete dieſelbe mit eben ſolchen Augen, mit denen ein Naturforſcher gewiſſe rare Pflanzen wachſen ſieht, die er ſelbſt geſäet und gewartet hat. Die Könige von Frankreich verliehen dem Hanſeebunde gleichfalls viele Privilegien

legien. Sie befreyeten ſeine Schiffe, im Fall des Schiffbruches, von Bezahlung aller Haverengebühren an die Admiräle, und verboten, ſeine Schifffahrt zu ſtören, wenn ſie auch wirklich mit dem Kaiſer oder den nordiſchen Prinzen in Kriegen verwickelt waren. Kurz, die Hanſe ward, währender ganzen Zeit der unglücklichen Bündniſſe, die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt ſind, insbeſondere zu Rathe gezogen, und leiſtete den von den Ungläubigen unterdrückten Chriſten mit Geld und Schiffen mächtigen Beyſtand. Es iſt erſtaunlich, daß Städte, die ſo weit von einander entlegen, und verſchiedenen Königen, die zuweilen in öffentlichem Kriege mit einander verwickelt ſind, und ſonſt immer über ihre Gerechtſamen eifern, unterworfen ſind; es iſt, ſage ich, ganz erſtaunlich, daß ſolche Städte einen Bund unter ſich machen, und in einer genauen Gemeinſchaft mit einander ſtehen können. Sie trugen ihren gemeinſchaftlichen Verluſt zu gleichen Theilen, und der Gewinſt ward ebenfalls gleich unter dieſelben ausgetheilet. Es war aber der Hanſeebund zweyfach. Der engere beſtand aus 64 Städten, welche jährlich nach einem beſtimmten Steueranſchlage zur Hanſe beytrugen. Dieſe waren die eigentlichen Hanſeeſtädte, welche gemeinſchaftliches Gewerbe trieben, nach gemeinſamer Verabredung in ihren Verſammlungen große Handlungsunternehmungen, und oft Krieg und Frieden beſchloſſen. Hienächſt waren 44 andere Städte, welche vom Hanſeebunde Unterſtützung genoſſen, und unmittelbar und vorzüglich mit den Hanſeeſtädten in Handlungsgeſchäften verwickelt waren; dieſe zahlten keine jährliche Beyſteuer, beſchickten auch die gewöhnlichen Verſammlungen nicht, ſondern agirten nur in beſondern Vorfallenheiten gemeinſchaftlich.

Schon im 13ten Jahrhundert halten ſie zu London eine ſehr anſehnliche Factorey mit vielen Vorrechten, welche eine von ihren vier Hauptniederlagen war.

Sie

Sie heißt in den engländiſchen Urkunden der damaligen Zeit Guildhalda Teutonicorum (die Innungshalle der Deutſchen.) Dieſe Halle liegt an der Themſe, und heißt heutiges Tages Steel-yard (der Stahlhof,) weil daſelbſt eine Niederlage von Stahl iſt. Hier waren ihre Packhäuſer, Comptoirs, Magazine und Gewölbe. Die Kaufleute der Hanſeeſtädte wurden in England Oſterlinge oder Eſterlinge genannt, weil ſie in Anſehung Englands gegen Oſten wohnten. Allein ſie konnten wegen der Flamänder, die ihnen im Wege ſtanden, nicht recht aufkommen, bis jene im J. 1492, auf ihr Anſtiften, aus London verbannt wurden; da ſie denn allen Handel der Flamänder an ſich zogen (Die flämiſchen Kaufleute wurden dadurch ſo aufgebracht, daß 80 von ihnen ſich zuſammen verſchworen, und mit Hülfe einiger Wagehälſe die Factorey der Hanſeeſtädte plünderten.) Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts beſtand ihre Einfuhre in vielem Eiſen, Stahl, Flachs, Hanf, Pech, Theer, Maſtbäumen, Tauwerk, Leinwand, Weizen, Rocken und andern Getraidearten, ihre Ausfuhre aber in allen engländiſchen Waaren. In der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts bemeiſterten ſie ſich völlig der Handlung mit wollenen Waaren, ja faſt des ganzen engländiſchen Handels. Und das konnte ihnen eben nicht ſchwer fallen, indem ſie geringere Abgaben und Zölle entrichteten, als die gebornen Engländer ſelbſt. Allmählich ſetzten ſie die Färber aus aller Nahrung, weil ſie die engländiſchen Tücher ungefärbt nach Hamburg führten, und daſelbſt ſcheeren, färben und preſſen ließen. Sie waren auch Schuld an Verſchlimmerung der engländiſchen Tücher, und verdarben den Engländern ihre Handelſchaft inn = und außerhalb Landes, indem ein einziger Factor oft für alle Kaufleute der Hanſeeſtädte handelte, welcher keinen ſo großen Aufwand, als hundert engländiſche Kaufleute, zu machen nöthig hatte. Ueber dies ſteigerten dieſe Blutegel nicht

nur den Preis aller Waaren, ſondern ſchleppten auch das ſchwere engländiſche Geld aus der Inſel, und verdarben den Wechſel gänzlich. Sie verdrängten die Engländer aus der ganzen Handelſchaft in Preußen; ja, ſie wußten durch ihre verſchmitzte Polizeyanſtalten nach und nach alle engländiſche Kaufleute aus den 85 Hanſeeſtädten zu vertreiben.

Alle dieſe hier angeführte Bedrückungen, welche die engländiſchen Kaufleute und Fabrikanten von den Hanſeeſtädten auszuſtehen hatten, waren in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, die einhelligen und bittern Klagelieder, welche die ganze Kaufmannſchaft in England unaufhörlich anſtimmte. Sie ſind in **Willebrands** hanſiſcher Chronik, 2te Abtheil. S. 254, zu finden.

Solche unerhörte Bedrückungen mußten endlich eine Veränderung nach ſich ziehen. Im J. 1551 wurden alle Privilegien der Hanſeeſtädte von **Heinrich** VIII. widerrufen und für nichtig erkläret. Allein, ſie hatten ſich ſo viele Anhänger und mächtige Freunde erworben, daß dieſe Wiederrufung ihrer Freyheitsbriefe nicht mit Schärfe und Ernſt vollzogen wurde. **Maria**, ſeine Tochter, wollte ſich gleichfalls dieſer ungebetenen Gäſte entledigen, konnte aber auch nicht durchdringen. Ihre Regierung, unter welcher Calais und alles übrige in Frankreich auf ewig für England verloren gieng, war, wegen geſchehener Wiedereinführung der katholiſchen Religion zu blutig, zu unruhig und zu kurz dazu. In dieſer Verwirrung beſtieg **Eliſabeth**, ihre Schweſter, 1558 den Thron. Ihr war es vorbehalten, dem Unweſen ein Ende zu machen. Sie ergriff ſolche kräftige Maßregeln, daß ſie durchdrang, allen Handel der Hanſeeſtädte, zum Frohlocken des Volkes aufhob, und England auf ewig von dem Joche gefährlicher Fremdlinge befreyte; wiewohl auch einige Städte in England, ja, erwähntermaßen, ſo gar in Portugal, Spanien, Frankreich und Italien, zu der Hanſee gehörten. Die Hanſeeſtädte wurden dadurch dermaßen aufgebracht,

daß ſie zu Lübeck eine allgemeine Verſammlung hielten, um zu überlegen, wie ſie die engländiſche Handelſchaft zu Grunde richten könnten. Ihre Macht war wirklich ſo hoch geſtiegen, daß Könige und Fürſten ſich davor fürchten, und zuletzt Bündniſſe ſchließen mußten, um das Handelsjoch dieſer Städte mit vereinigten Kräften abzuſchütteln, und die in ihren Ländern gelegenen Hanſeeſtädte oft durch die Waffen, zum Austritt aus dieſem gefährlichen Bunde zu zwingen. Die einzige Stadt Lübeck hielt 8000 Kriegsleute auf den Beinen, und blieb im Wohlſtande, als ſie auf einmal hundert Schiffe durch Sturm verlor.

Hrn. v. Taube Geſchichte der engländ. Handelſchaft ꝛc. Lpz. 1776, gr. 8. S. 29, fgg.

Die zweyte Factorey oder Niederlage hatte dieſe Societät zu Brügge in Flandern, und ſie war daſelbſt vom J. 1262 bis 1488 im blühenden Zuſtande. Als aber dieſe Stadt vom Kaiſer **Friederich** III, wegen einer Empörung wider **Maximilian**, belagert wurde, geſchah es auf Verlangen der Stadt Lübeck, daß dieſe Factorey nach Antwerpen verlegt, und daſelbſt ein ſchönes Haus für die Societät gebauet wurde. Die dritte große Factorey dieſer Geſellſchaft war zu Nowgorod in Rußland. Dieſe blühte ununterbrochen drey ganze Jahrhunderte. Die ſtrenge Regierung des **Ivan Baſilowiz** zwang die Eigenthümer, dieſelbe nach Liefland, und zwar anfänglich nach Reval, und hierauf nach Narva zu verlegen, wo die Kriege der Schweden dieſe Handlung anfänglich drückten, und endlich ganz und gar zernichteten. Die vierte Facorey wurde zu Bergen in Norwegen angeleget; und da dieſe Geſellſchaft den nordiſchen Handel am ſtärkſten trieb, ſo war ſie wirklich eine der beträchtlichſten. Sie hatte aber daſſelbe Schickſal, wie die übrigen. Nachdem ſie in den langwierigen nordiſchen Kriegen ſehr gelitten

hatte,

hatte, gieng ſie unter der Regierung Chriſtian III. Königs in Dänemark, auch zu Grunde.

Die Hanſeeſtädte wurden bey ihren vereinigten Kräften ſo reich und mächtig, daß ſie, bereits erwähntermaßen nicht nur alle Handlung an ſich brachten, ſondern auch mit benachbarten Fürſten Krieg führten und Frieden ſchloſſen, auch mit auswärtigen Reichen, gleich einer Republik, Allianzen errichteten, ja ſo gar Königen auf den Thron halfen, und ihnen verſchiedene Geſetze vorſchrieben. Dieſes erweckte bey den gekrönten Häuptern ſowohl, als bey verſchiedenen deutſchen Reichsfürſten und auswärtigen Nationen, viel Eiferſucht, und ſie ruheten nicht eher, als bis ſie die Macht der Hanſeeſtädte geſchwächt hatten, nachdem dieſelben ganzer 300 Jahre, und darüber, ſich bey dieſer Macht und in dieſem Flore erhalten hatten. Am meiſten aber trugen zur Schwächung des Hanſeebundes, wie ich zum Theil erwähnt habe, die Königin Eliſabeth in England, die königlichen Nachfolger des Guſtav Waſa in Schweden, die dem ſpaniſchen Joche zu den Zeiten des Herzogs vou Alba entzogenen Holländer, ferner die Könige von Dänemark und die deutſchen Reichsfürſten, ja ſo gar die Hanſeeſtädte ſelbſt, dadurch bey, daß die deutſchen Fürſten eine Hanſeeſtadt nach der andern von dem hanſeatiſchen Bunde abzogen, und zur Municipalſtadt machten, die andern Mächte aber den Hanſeeſtädten ihre Privilegien, welche ſie in ihren Ländern gehabt hatten, beſchnitten, und ſolche ihren eigenen Unterthanen zuwandten; daß ferner die Hanſeeſtädte ſelbſt, aus unzeitiger Schärfe, 14 Städte aus ihrem Bunde verſtießen; und andere von denſelben, weil ſie die zu Conſervirung des Bundes erforderlichen ſchweren Koſten nicht mehr tragen konnten, den Bund freywillig aufkündigten, durch welches alles der Hanſeebund in ſolches Abnehmen gerathen iſt, daß ſeit Kaiſer Carls V. Zeiten weiter nichts, als der bloße Schat-

ten und Name davon übrig geblieben iſt, welchen letztern aber auch die meiſten ehemals zu dem Hanſeebunde gehörigen Städte verloren haben; die drey niederſächſiſchen Reichsſtädte Hamburg, Lübeck und Bremen ausgenommen, die ſolchen heut zu Tage noch führen, und dieſen Bund auch unter ſich gewiſſer Maßen zu erhalten ſuchen, wie ihnen dann auch in der letzten im J. 1628 zu Lübek gehaltenen Zuſammenkunft der ganze Hanſeebund aufgetragen hat, hinführo für die gemeine Wohlfahrt der Hanſeeſtädte allein zu ſorgen, welches ſie auch übernommen, und ſich im J. 1641 aufs neue mit einander genau verbunden haben. Zwar ſind die Angelegenheiten derjenigen deutſchen Städte, welche noch jetzt den Titel von Hanſeeſtädten führen, von einander abgeſondert, und der vorige Geiſt herrſcht nicht mehr unter ihnen; indeſſen ſcheint doch, daß ſie ihres Nacheifers ungeachtet, alle unter Lübek ſtehen, und dieſe Stadt als die erſte Hanſeeſtadt betrachten. Sie haben auch noch wirklich ihr Archiv zu Lübeck; zwey Höfe oder Packhäuſer zu Nowgorod, wovon das eine der deutſche, und das andere der ſchwediſche Hof genannt wird; imgleichen zu Bergen das ſo genannte Kloſter, zu London den Steel-yard (Stahlhof), und zu Antwerpen das öſterlingiſche oder oſterlingiſche Haus, deſſen Namen von den in den Niederlanden ſonſt üblich geweſenen Benennungen dieſer Hanſeeſtädte, welche daſelbſt (ſo wie auch, oben erwähntermaßen, in England geſchah,) die oſterſchen Städte, oder Oſterlinge, genannt zu werden pflegte, ſeinen Urſprung hat. Allein, alles dieſes ſind heutiges Tages faſt nichts mehr, als bloße Häuſer oder Gedächtnißſteine, daß ehemals in denſelben die Hanſeeſtädte ſo mächtige und große Handlung getrieben haben; ſiehe Th. VIII, S. 339, f. Bergen iſt allein noch das einzige Comptoir, wo ſie noch einen eigenen reſidirenden Secretär und etliche wenige Comptoirbediente halten. Die Krone

Eng=

England hält bey ihnen einen Reſidenten zu Hamburg; und ſie haben einen Agenten und Conſul in London.

Aus den Ueberbleibſeln der deutſchen Hanſee entſtanden alle andere Handelsgeſellſchaften, die heutiges Tages in Europa ausgebreitet ſind.

Schiffsordnung und Seerecht der Hanſeeſtädte. Brem. 1680, 4.
Reinold Kuricke Jus maritimum hanſeaticum. Hamb. 1667, 4.
Nachricht von der Handlung Dänemarks und den Hanſeeſtädten; aus dem 12. B. des New univ. Magaz. S. 950, fgg. überſ: ſt. im 1. St. des 7. B. des Brem. Magaz. 1764, 8. S. 104, fgg.
Von den wahren Urſachen des Steigens und Fallens der hanſeatiſchen Handlung, ſt. in Hrn. Juſtizr. Möſer patriot. Phantaſien, 1 Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 269—277.
Vom Hanſeebund, ſ. Journal für Kaufleute, 1. Band, 2. St. Hamb. 1780, 8. S. 290—292.

Eine ausführliche Geſchichte der Hanſe haben wir von dem berühmten Hrn. Hofr. Meuſel in Erlangen zu erwarten, welcher eine eigene Geſchichte von Deutſchlands Handel verſprochen hat.

Von dem Worte Hanſe ſollte dieſes Wort eigentlich Hanſeſtadt oder Hansſtadt heißen, ſo wie es im Niederſ. wirklich Henſeſtadt lautet. Die fehlerhafte Schreib- und Sprechart Hanſeeſtadt hat ihren Urſprung ohne Zweifel der irrigen, aber doch ſchon alten Ableitung zu danken, da man dieſes Wort durch An-See-Städte erklärte, ungeachtet kaum der 15te Theil dieſer Städte an der See lag. Im mittlern Lat. heißen dieſe Städte Anſaticae, Anſeaticae und Hanſeaticae urbes, nach welchen Muſtern man ſie auch zuweilen im Deutſchen Anſeeſtädte nennet.

Hanſee-Bund,] **Hanſee-Stadt,**] ſiehe den vorhergeh. Artikel.

Hanthieren, (*) ein Wort, welches das Hülfswort haben erfordert, im Hochdeutſchen aber nur noch im g. L.

 üb-

(*) Die Endung ieren zeigt ſchon, daß es ein ausländiſches Wort iſt, daher es in den vergangenen Zeiten auch das Augmentum ge nicht annimmt. Im Niederſ. lautet es handteren, im Dän. hantere, im Schwed. handtera, im Isländ. handtiera. Es iſt ohne Zweifel aus dem Franz. hanter, entlehnet, welches wieder von unſerm Hand und handeln abſtammet, und eigentlich handhaben, in der Hand führen, mit der Hand bewegen, bedeutet; daher das weiche d, welches gemeiniglich noch eingeſchoben wird, handthieren, völlig unnöthig iſt. Es muß ſchon

üblich iſt. 1. Handhaben, in der Hand oder mit der Hand bewegen. Der Stein iſt zu groß, er läßt ſich nicht gut hanthieren. 2. Handarbeit verrichten, körperliche Bewegungen machen. Im Hauſe zu hanthieren haben. 3. Poltern, lärmen, durch körperliche Bewegungen und Verrichtungen ein Getöſe verurſachen; beſonders im Niederſächſiſchen. Das Geſpenſt hanthieret entſetzlich auf dem Boden. 4. Ein Gewerbe treiben, äußere Handlungen zur Erwerbung ſeines Unterhaltes vornehmen. Alle Schiffherren und der Haufe, die auf den Schiffen handthieren, und Schiffleute, die auf dem Meere handthieren, Offenb. 18, 17. Siehe Handthierung.

Hanthierer, ein im Hochdeutſchen völlig ungewöhnliches Wort, welches Eſ. 47, 15. und Ezech. 27, 27. vorkömmt, Leute zu bezeichnen, welche Handel und Wandel treiben, ſich von ihrem Gewerbe zu nähren ſuchen.

Hanthierung, von dem Zeitworte hanthieren, beſonders in deſſen vierten Bedeutung, im gem. Leben, der Handel und Wandel, eine jede Art der äußern Handlungen, ſo fern man damit ſeinen Unterhalt erwirbt. Ezech. 28, 5. 16. heißt es von Tyro, ſie habe durch ihre große Weisheit und Hanthierung ſolche groſſe Macht überkommen. Daß Gewerb und Handthierung wohl gelinge, Weish. 13, 19. In welchen Stellen es zunächſt den Kaufhandel zu bezeichnen ſcheint. Unehrliche Handthierung treiben, 1 Tim. 3, 3. 8. In den Rechten wird es in weiterer Bedeutung zuweilen auch von der Lebensart der Gelehrten gebraucht, ungeachtet ihre Beſchäftigung zunächſt nicht in äußern Arbeiten beſteht.

Hapeny, oder Happeni, iſt ein halber Peny oder Pence, und eine kleine engliſche Kupfermünze, welche in Eng-

ſchon lange im Deutſchen ſeyn aufgenommen worden, weil es im fünfzehnten Jahrhunderte ſchon völlig gangbar war.

England, Scotland und Ireland gang und gebe iſt. Sie iſt ungefähr einen Dreyer nach unſerm Gelde werth. 2 Hapenys machen 1 Pfenn. Sterl. oder 4 Fardings; 24 Hapenys machen 1 Schill., und 20 Schill. 1 Pfund Sterling. Rechnet man nun das Pfund Sterl. zu 5 Rthlr. ſo iſt 1 Hapeny juſt 3 Pfennige; weil aber 1 Pfund Sterl. 5 Rthlr. 12. 16 bis 18 Gr. gilt, ſo thut der Hapeny auch etwas mehr, als einen Dreyer.

Hapern, erfordert das Hülfswort haben, iſt aber nur im gem. Leben Ober= und Niederſachſens in unperſönlicher Geſtalt üblich. Es hapert, oder die Sache hapert, es hapert mit der Sache, die Sache geräth in das Stocken, es will nicht mit ihr fort. Daher haperig, mit Stocken, oder mehrmaliger Unterbrechung.

Es gehört ohne Zweifel zu haften, wovon man im Oberd. ſagt, es haftet, oder da haftet es, das iſt es, was die Sache aufhält. Im Schwed. iſt happla, im Reden ſtocken, oder ſtecken bleiben.

Haple, ſiehe Haſpel.

Haquebuſe, Haquebute; ſiehe Haken=Büchſe.

Haquenée, ſiehe Paßgänger. Zelter.

Harai, heißt bey den Türken ein Tribut, welchen alle diejenigen, die ſich nicht zu Mahomeds Lehre bekennen, dem Großherrn erlegen müſſen.

Dieſe Auflage gründet ſich auf eine Stelle im Koran, wo es heißt, daß jede Perſon, nachdem ſie das mannbare Alter erreicht hat, jährlich 13 Drachmen feines Silber bezahlen ſoll, wofern ſie, mit Beybehaltung ihrer Religion, unter mahomedaniſchem Schutz bleiben wolle. Die Sultans und ihre Viziers haben aber, ohne ſich an den Koran zu kehren, dieſes Kopfgeld öfters ziemlich erhöhet. Gemeiniglich wird daſſelbe verpachtet; und das Oberhaupt der Einnehmer und Beytreiber deſſelben wird Haraj-Bachi genannt.

Um ſich zu verſichern, ob eine Perſon bereits das gehörige Alter habe, wo man den Harai von ihr fordern darf, mißt man den Umfang ihres Halſes mit einem Faden; hernach mißt man mit

mit dieſem Faden die Länge ihres Kopfes vom Kinne an bis zur Scheitel. Iſt nun der Kopf nicht ſo lang, als die Circumferenz des Halſes, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß eine ſolche Perſon das erforderliche Alter noch nicht hat, und ſie bleibt für daſſelbe Jahr von dem Tribut verſchont.

Haram, heißt in Perſien das Haus oder Palais, worin die Gemahlinnen und Concubinen des Sophi eingeſchloſſen ſind. Es ſtellt eben das vor, was man bey den Türken das Serail nennt.

Harang, ſiehe Häring.

Haras, das Geſtüt; ſiehe Stuterey.

Harcke, ſiehe Harke.

Hard, ſiehe Stollen.

Hard, eine Endſylbe vieler eigenthümlicher deutſcher Namen, welche, wie es Friſch ſehr wahrſcheinlich macht, kein eigenes Wort iſt, ſondern aus der männlichen Endung — er gebildet worden, der man in manchen Mundarten ein müßiges t nachſchleichen läßt; wie in Ganſert, für Ganſer, Täubert, für Täuber, Ebert für Eber. Durch Verwandlung des e in a und Vorſetzung des Hauches ward hart oder hard, und im Lat. hardus, daraus. Für Reiner ſagte man daher erſt Reinert und dann Reinhard, für Meiner, Meinhard, für Berner, von bernen, brennen, leuchten, berühmt ſeyn, Bernhard, für Lehner, Lehnhard, und nach lat. Form Leonhard, für Reicher, Reichert und Reichhard, für Neider, Neidhart u. ſ. f. Nur in manchen ſcheint es doch wohl das Bey- und Nebenwort hart, tapfer, oder, wie andere wollen, das Niederſ. Hart, Herz, zu ſeyn; wie in Wolfhard, Eiſenhart u. a. m. Wenn ſich dieſe Sylbe an eigenthümlichen Namen der Oerter befindet, ſo gehört ſie nicht hieher, indem ſie alsdann das alte Hart, (mit einem langen a) ein gebirgiger Wald iſt; ſiehe Harz 1.

Harde, ſiehe Koppel-Riemen, Rudel.

Harde, (*) (die) ein nur im Herzogthum Schleswich übliches Wort, einen gewiſſen Landesbezirk von mehrern Dörfern oder einzelnen Höfen zu bezeichnen, worin die Aemter gemeiniglich getheilt zu ſeyn pflegen. Daher der Hardesvogt, der einer ſolchen Harde vorgeſetzt iſt.

Hardeau, Viburnum Lantana, *L.* ſ. Schling=Baum.

Harder, Mugil, ein Fiſch; ſ. Aloſe und Botargum.

Harderic, wird ein gewiſſes metalliſches Präparat genannt, welches man aus Eiſenfeil mit ſtratificirtem Schwefel in einem bedeckten Tiegel macht, den man, nachdem er 6 Stunden im Feuer geſtanden, umſtürzt. Man hat alsdann einen durch den Schwefel erhaltenen Eiſenkalk, deſſen man ſich bey der Glas= und Emailmalerey bedient.

Hareng, ſiehe Häring.

Harfe, (**) ein muſikaliſches Saiteninſtrument, welches die Geſtalt eines Dreyeckes hat, und, um darauf zu ſpie-

(*) Harde iſt ein altes nordiſches Wort, welches im Schwed. und Isländ. Haerad lautet, und von Hrn. Ihre zu dem alten Haer, ein Haufe, ein Heer, eine Horde, gerechnet wird. Im Angelſ. lautete es Hird, Hired, woraus durch Vorſetzung des Ziſchlautes das heutige Engl. Shire geworden, welches gleichfalls einen Landesbezirk bedeutet.

(**) Schon bey dem Ottfried Harpha, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Harphe, im Angelſ. Hearpe, Earpe, im Engl. Harp, im Dän. Harpe, Schwed. Harpa, Isländ. Haurpa, Fr. Harpe, im Ital. und mittlern Lat. Harpa. Im Oberdeutſchen ſpricht man ſehr deutlich Harpfe, daher es auch von vielen ſo geſchrieben wird; allein im Hochdeutſchen läßt man weiter nichts als ein gewöhnliches f hören. Es iſt ein ſehr altes Inſtrument, welches, wenigſtens ſeinen weſentlichen Theilen nach, ſchon zu Davids Zeiten bekannt war. Die Deutſchen haben es vermuthlich von ihren Nachbarn, und mit demſelben auch deſſen Namen bekommen; daher Friſchens Ableitung von dem Griech. ἁρπη, eine Klaue, Sichel, im mittlern Lat. Harpa, wegen der zum Spielen nöthigen Krümme der Finger, und Dieterich's von Stade Ableitung von haren, ſchreyen, rufen, ſehr ungewiß und willkührlich ſind. Siehe Harfen 2. Jemanden an der Harpfen ſchlagen oder mit Ruthen ſtreichen, war in Straßburg im vierzehnten Jahrhunderte eine Art der Strafe.

ſpielen, auf beyden Seiten mit den Nägeln der beyden erſten Finger und dem Daumen beyder Hände gekniſſen wird. Auf der Harfe ſpielen. Die Harfe ſpielen oder ſchlagen, auf der Harfe ſpielen können, Fr. jouer de la harpe. Derjenige, der die Harfe zu ſpielen verſteht, beſonders wenn er daraus ein Geſchäft macht, wird der Harfeniſt, Harfenſpieler oder Harfenſchläger genannt.

Es giebt verſchiedene Arten Harfen. Die gemeine einfache hat 24 und mehr Saiten; die große Doppelharfe hat bis 43 ſtarke meſſingene Saiten; und die kleine, welche man auch das Harfenet oder die irelándiſche Harfe nennt, und auf den Tiſch ſtellet, hat gleichfalls meſſingene Saiten. Die ſo genannte Davidsharfe iſt eine Art großer Harfen, deren Spitze ſich unten befindet, und welche mit Darmſaiten bezogen iſt. Die Spitzharfe hingegen iſt eine Art ſpitzig zulaufender kleiner Harfen, welche meſſingene oder Drahtſaiten hat.

Figürlich wird auch eine Kornfege oder Kornrolle, d. i. ein ſtehendes viereckiges Drahtſieb, worüber man das Getreide weglaufen läßt, vermuthlich um der Aehnlichkeit der Saiten willen, in einigen Gegenden eine Harfe, Schwed. Harpa, genannt.

Die deutſch redenden Wenden in Krain ꝛc. nennen einen an den Seiten offenen Schoppen, worin ſie das Getreide trocknen, gleichfalls wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt, eine Harpfe oder Harfe.

Harfen-Uhr, ſiehe unter Uhr.

1. **Harfen**, auf der Harfe ſpielen, ſo aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt. Wie kann man wiſſen, was gepfiffen oder geharfet iſt, 1 Cor. 14, 7.

2. **Harfen**, wird nur zuweilen bey den Bergleuten gehört. Auf dem Arſchleder ſitzend harfen, d. i. aus- und einſchlupfen, im gem. Leben auch rutſchen.

Im Schwed. iſt harfwa, ziehen, raffen, ſcharren, Dän. harve, daher Harf daſelbſt auch eine Ege bedeutet, Engl. Harrow. Siehe Harke.

Harſenet,]
Harſeniſt,] ſ. im Art. Harfe.

Haricot, Phaſeolus, Schminkbohne; ſ. Th. VI, S. 110.

Man nennt auch Haricot, ein Eſſen oder Gericht, welches aus grob gehacktem Hammelfleiſch, mit Rüben, oder auch mit Kaſtanien zugerichtet iſt.

Haridelle, ſ. Mähre.

Harke, (*) eine nur im Niederſ. und im gemeinen Leben der Oberſachſen übliche Benennung desjenigen Garteninſtrumentes, welches im Hoch- und Oberdeutſchen ein Rechen genannt wird. Daher harken, mit der Harke bearbeiten, rechen. Siehe in R.

Harke, (Gien-)]
— — (Hunger-)] ſiehe Th. XI, S. 436.

— — (Roß-) Houe à cheval; ſ. unter Pflug.

— — (Schlepp-) ſ. Th. XI, S. 436.

Harle, ſ. Taucher.

Harlekin, aus dem Fr. Harlequin, und dies aus dem Ital. Arlequino, die luſtige Perſon, beſonders auf der Schaubühne, in den niedrigen Sprecharten der Hans Wurſt; ſiehe oben, S. 7.

In der Naturgeſchichte führt auch eine Art Käfer, der Gaukler, Hiſter *Linn.* dieſen Namen; ſ. Th. XVI, S. 490.

Harlekins-Specht, ſ. Specht.

Harlemer Bier, ſ. Th. V, S. 25.

Harlevrier! bey den Jägern, ein Zuruf, womit die Windhunde angefriſcht werden.

(*) Im Engl. Harrow, im Dän. Harve, im Schwed. Harf, im Fr. Herce, im mittlern Lat. Hercia, ſo auch eine Ege bedeutet. Harke und Rechen, Engl. Rake, ſcheinen bloß durch Verſetzung der Buchſtaben aus einander entſtanden zu ſeyn. Im Niederſ. iſt raken, raffen, Angelſ. raccian.

Harlou, oder Harloup! Mit dieſem Worte werden von den Jägern die Hunde auf der Wolfsjagd angehetzt, wenn der Wolf ſchon wirklich geſehen wird. Harlou, mes bellots, harlou!

Harm, ein Wort, welches nur noch in der höhern Schreibart der Hochdeutſchen für Gram gebraucht wird, und, ſo wie dieſes, einen hohen Grad der anhaltenden Betrübniß über ein Uebel bezeichnet.

Daher härmen, ſich härmen, Harm empfinden, dem Harme nachhängen. Sich um etwas härmen. Sich zu Tode härmen..

Harmala, ſ. Harmel.

Harmatan, nach den Reiſebeſchreibern, ein Wind, welcher ſich auf der Küſte von Guinea jährlich zwiſchen dem December und Februar regulär einſtellt, und von Zeit zu Zeit 2 bis 3 Tage lang anhält. Er iſt ſo kalt und ſchneidend, daß die Breter der Fußböden und Schiffsverkleidung davon entzwey ſpringen, und weder Menſchen noch Vieh, ſo lange er wehet, ſich an die freye Luft wagen dürfen. Dieſer Wind wehet zwiſchen Oſt und Nordoſt, iſt nie mit Regen, Gewölke oder Donner begleitet, aber allemal ſehr kalt.

Harmel. 1. Eine in Aegypten, Klein-Aſien und Sibirien befindliche Pflanze, Harmelraute, wilde Raute, Peganum Harmala *Linn.*; ſiehe unter Raute.

2. In Meißen wird die Kamille, Anthemis nobilis *L.* im g. L. nur Härmelchen oder Hermelchen genannt.

Harmonie, aus dem Griech. und Lat. Harmonia, Fr. Harmonie. 1. Die Uebereinſtimmung oder Zuſammenſtimmung der Theile eines Ganzen unter und gegen einander. So bedeutet es in der Tonkunſt, die Zuſammenſtimmung der Töne, welche einige den Zuſammenklang nennen; in der Malerey, die Uebereinſtimmung oder wohlgeordnete Vereinigung der Farben und des Lichtes und Schattens in einem Gemälde, wie auch die da-

dadurch hervorgebrachte gute Wirkung des ganzen Gemäldes, worüber ich mich ſogleich näher erklären werde. Im g. L. wird es auch häufig von der Uebereinſtimmung des Willens, der Neigungen gebraucht. In der beſten Harmonie mit einander leben. Die Harmonie einer Familie ſtören.

2. Zuſammen ſtimmende Dinge, beſonders Töne.

Es iſt eine alte Beobachtung, daß die Farben, in mehr als einer Abſicht, den Tönen ähnlich ſind. Man hat hohe und tiefe Farben, wie hohe und tiefe Töne; und ſo wie mehrere Töne ſich in einen Klang vereinigen können, in welchen keiner beſonders hervor ſticht, ſo hat dieſes noch weit mehr bey den Farben Statt. Alſo iſt in den Farben die Harmonie, das Conſoniren und Diſſoniren von eben der Beſchaffenheit, wie in den Tönen. Die Töne conſoniren nicht, wenn man jeden beſonders hört und unterſcheidet, ob ſie gleich zuſammen angeſchlagen werden; und die Farben conſoniren nicht, wenn jede das Aug beſonders auf ſich zieht. Hieraus läßt ſich abnehmen, was man durch die Harmonie der Farben in einem Gemälde verſtehe. Sie macht, daß eine ganze Maſſe, ſie ſey hell oder dunkel, ob ſie gleich aus unzähligen Farben und Tinten zuſammen geſetzt iſt, in Abſicht auf die Farben, als eine einzige unzertrennliche Maſſe ins Auge fällt, ſo daß keine einzige Stelle darin beſonders und für ſich hervor ſticht. Wenn wir eine Perſon ganz roth oder ganz grün gekleidet ſehen, ſo fällt uns nicht ein, zu ſagen, daß ſie ein vielfärbiges Kleid anhabe, wenn ſie gleich in einem Lichte ſteht, wovon einige Stellen ein helles und ſchönes Grün, andere ein dunkleres haben, und noch andere ſo völlig im Schatten ſind, daß man die Farbe gar nicht mehr unterſcheiden kann. Wir urtheilen, dieſer großen Verſchiedenheit der Farben ungeachtet, daß die Perſon durchaus mit einem einfärbigen, grünen Gewande bedeckt ſey. Dieſes iſt die höch-

höchſte Harmonie der Farben. Sie kann nur in ſolchen Gemälden erreicht werden, die aus einer Farbe gemalt ſind, grau in grau, oder roth in roth, welche Art zu malen die Wälſchen Chiaroſcuro nennen; ſ. Th. VII, S. 538, und Th. XIX, S. 792. Wo man ſchon Gegenſtände von vielerley eigenthümlichen oder Localfarben malte, da hat zwar dieſe vollkommene Harmonie nicht Statt; nichts deſtoweniger ſieht man oft, daß ſolche Maſſen, der Mannigfaltigkeiten der Localfarben ungeachtet, dem Auge nur als eine Maſſe von Farben in die Augen fallen, weil keine dieſer Farben für ſich das Auge beſonders rührt, ob man ſie gleich, wenn man ſie beſonders betrachten will, genau von den übrigen unterſcheidet.

Die mehr oder weniger vollkommene Vereinigung aller Farben eines Gemäldes in eine einzige Maſſe, macht das Maß der Harmonie der Farben aus. Die höchſte Harmonie iſt nur in dem Einfärbigen, welches von einem einzigen Lichte erleuchtet wird; und je näher die Empfindung des Vielfärbigen jenem Einfärbigen kömmt, je vollkommener iſt die Harmonie.

Die Harmonie der Farben hängt theils von den Farben ſelbſt, theils von dem Lichte und Schatten ab. An der guten Wahl der eigenthümlichen Farben, deren jede ſich für die Stelle ſchicke, und daſelbſt den Grad der Wirkung, oder der Rührung des Auges habe, der ihr zukömmt, iſt das meiſte gelegen. In jedem Gemälde iſt etwas das Weſentliche; dahin muß das Auge gezogen werden. Alſo müſſen die weſentlichen Theile durch ihre Farbe in dem Maß hervor ſtechen, daß das Auge zuerſt darauf geleitet werde. Es muß aber dabey nicht ſtehen bleiben; deswegen müſſen die andern Theile in der Farbe nicht ſchnell abfallen, daß das Auge gleichſam einen Sprung darauf zu thun hätte, ſondern allmälich durch ſanfte Abänderungen in der Empfindung, wo das Mittel zum Uebergang von der einen zur

andern noch empfindbar iſt. Man kann in einer Maſſe ſehr widerſtreitende Farben anbringen, aber ſie müſſen nicht neben einander ſtehen, ſondern nach dem Grade des Diſſonirens derſelben müſſen mehr oder weniger Mittelfarben, als Verbindungen dazwiſchen geſetzt ſeyn. Hienächſt hängt ein großer Theil der Harmonie auch von dem Lichte und Schatten ab; und ſchon dadurch allein kann ein Gemälde Harmonie bekommen. Die höchſte Einheit der Maſſe, oder die höchſte Harmonie findet ſich nur auf der Kugel, die von einem einzigen Lichte beleuchtet wird. Das höchſte Licht fällt auf einen Punct, und von da aus, als dem Mittelpuncte, nimmt es allmählig durch völlig zuſammen hängende Grade bis zum ſtärkſten Schatten ab. Dieſes iſt das Muſter, an dem ſich der Maler halten muß, um die vollkommene Harmonie in Licht und Schatten zu erreichen. Doch iſt dieſes nur von einzelen Maſſen zu verſtehen; denn wo das Gemälde aus mehrern beſteht, da kann die Harmonie den höchſten Grad nicht haben, weil ſich die verſchiedenen Gruppen von einander abſondern müſſen. In dieſem Falle hat der Maler mehrere Arbeit. Er muß in jeder Gruppe beſonders, nach dem Grad der Stärke des ihr zukommenden Lichtes, auf die höchſte Einheit oder Harmonie der Gruppe arbeiten, und noch überdem jeder Nebengruppe den Grad des Lichtes geben, der ſie mit der Hauptgruppe auf das richtigſte verbindet.

Auch in der Zeichnung muß Harmonie ſeyn. Ein Mehreres hievon findet man in Sulzers allg. Theorie der ſchönen Künſte, im Art. Harmonie.

Harn, der Urin, ſowohl von Menſchen als von Thieren; ein oberdeutſches Wort, welches in dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutſchen unbekannt iſt, und nur zuweilen im Schreiben, beſonders von den Aerzten gebraucht wird, aber doch niedriger iſt, als Urin.

Daher

Daher harnen, den Harn laſſen, ſein Waſſer laſſen, im gem. Leben der Meißner ſchollen.

Was von dem Harne, nach der Abſicht gegenwärtigen Werkes, und von den dabey vorkommenden Zufällen, bey Menſchen ſowohl als Thieren, als: von dem Harnfluß, d. i. dem Abgange des Urins wider Wiſſen und Willen; der Harnruhr, d. i. der häufigern und öftern Ausleerung des Harnes, welche mehr als das genoſſene Getränk beträgt, imgl. demjenigen häufigen Abgange des Harnes, wo derſelbe wie das genoſſene Getränk ausſieht, welcher Abgang mit großer Hitze, Durſt und Abzehrung verbunden iſt; der Harnſtrenge oder dem Harnzwange, d. i. einem beſchwerlichen mit Hitze und Brennen in dem Blaſenhalſe und der Harnröhre verbundenen Harnen, deſſen hoher Grad, wo der Urin nur tropfenweiſe abgeht, die Harnwinde, und in den niedrigen Sprecharten die kalte Piſſe oder kalte Seiche, der letzte und höchſte Grad aber, wenn der Harn völlig zurückgehalten wird, die Harnverſtopfung genannt wird, u. ſ. f. zu bemerken iſt, wird im Art. Urin vorkommen.

Harn-Kraut, eine Benennung: 1. des Antirrhinum Linaria *Linn.*; ſ. Lein-Kraut.

2. Der Herniaria *L.* oder des Bruchkrautes; ſ. Th. VII, S. 20.

3. Der Ononis *L.*; ſ. Hauhechel.

4. Bey Einigen führt auch die Reſeda *L.* dieſen Namen, von welcher diejenige, welche bey uns wild wächſt, und in der Färberey gebraucht wird. Reſeda Luteola *L.* am häufigſten Wau genannt wird; ſ. in W. Das wohlriechende Harnkraut, Reſeda odoratus *L.* welches in Aegypten einheimiſch iſt, iſt unter dem Lat. Namen Reſeda am bekannteſten.

Harniſch (*) Griech. und Lat. Cataphracta, Fr. Harnois, 1. Eine

(*) In den mittlern Zeiten der erſten Bedeutung, Harnachs, im Schwabenſp. Harnaſch, im mittlern Lat. Harnaſcha, im Engl.

1. Eine eiſerne oder ſtählernen Bekleidung des ganzen Leibes und ſeiner Theile, wodurch man ſich wider Schuß und Stich verwahret. Die ganze Rüſtung, womit man ſich vom Haupte bis auf die Füße bekleidet, wird der volle *Harniſch* genannt. Es beſteht derſelbe aus unterſchiedenen Stücken, als: dem *Helme*, L. Galea, Fr. Casque, Heaume, womit man das Haupt bedecket, daher er ehedem auch zuweilen unter dem Namen des *Kopf-* oder *Hauptharniſches* vorkam; dem *Bruſtſtücke*, oder *Bruſtharniſch*, ſo fern dieſe Rüſtung nur die Bruſt bedeckt, ehedem die *Brüne*, die *Platte*, Fr. Corſelet, Ital. Corſaletto; den *Armſchienen*, Fr. Braſſards; und den *Beinſchienen*, Fr. Taſſettes, womit man dieſe Theile bedeckt. Jemanden *in den Harniſch jagen* oder *treiben*, im gem. Le-

ben,

Engl. Harneſs, im Fr. Harnois, Harnas, im Span. Arnes, im Ital. Arneſe, im Dän. und Schwed. Harnesk, im Isländ. Harneskia. Hickes leitete es von dem Goth. Hairns, das Hirn, Gehirn her, als wenn anfänglich nur allein der Helm den Namen des Harniſches geführt hätte, welches aber unerweislich iſt. Wachters und Friſchens Ableitung von ähren, ehern, eiſern, Walliſ. Hajarn, Eiſen, Angelſ. iren, eiſern, iſt um ein gutes Theil wahrſcheinlicher. *Harniſch* würde alsdann überhaupt ein jedes eiſernes Geräth oder Werkzeug bedeuten, und daher ließe ſich denn erklären, warum Arneſe im Ital. noch jetzt von allerley Geräth gebraucht wird. Indeſſen muß doch auch das mittlere Lat. Garnachia, Garnacia, Guarnacia, Ital. Guarnaccia, in Betrachtung gezogen werden, welches ſehr häufig vorkömmt, und ein langes Kleid bedeutet; man müßte denn beweiſen können, entweder, daß dieſes ein von *Harniſch* ganz verſchiedenes Wort ſey, oder daß man ein langes Kleid nur nach einer Figur einen *Harniſch* genannt habe. Das mittlere Lat. garnire, Fr. garnir, welches eigentlich bedecken, mit allem Nöthigen verſehen, ausrüſten, bedeutet, iſt bekannt. Davon bedeutete Garniſo, unter andern auch eine Art der Rüſtung, welche vermuthlich nichts anders als ein Harniſch war; und von dieſem Garniſo läßt ſich ſehr bequem ſowohl unſer *Harniſch*, als auch das vorhin gedachte Garnachia, ein langes Kleid, ableiten. Ueberdieß iſt bekannt, daß der Harniſch keine deutſche Erfindung iſt, ſondern uns erſt durch die Italiäner und Franzoſen bekannt geworden, da man denn von ihnen zugleich den Namen mit angenommen haben kann.

ben, figürlich, ihn zornig machen, in Zorn ſetzen. In Harniſch gerathen, Fr. s'échauffer en ſon harnois, in Zorn gerathen, ſich entrüſten, hitzig werden.

Daher harniſchen, mit einem Harniſche verſehen, bekleiden, von welchem aber nur das Mittelwort geharniſcht, in Geſtalt eines Bey- und Nebenwortes üblich iſt. Ihre Geharniſchte werden ſich nicht wehren können, Jer. 51, 3. Geharniſcht ſeyn. Geharniſchte Reiter, welche am häufigſten Kürasſier genannt werden.

Es werden die Harniſche gemeiniglich aus Eiſen oder Stahl, von eigenen Meiſtern oder Waffenſchmieden, welche Harniſchmacher oder Plattner (von Platte, der Bruſtharniſch,) genannt werden, und ehedem Harniſcher hießen, verfertiget, und inwendig mit Leder oder Tuch gefüttert. Die Plattner oder Harniſchmacher haben ein geſchenktes Handwerk; und die Geſellen werden an denen Orten, wo ſie zünftig ſind, vornämlich aber in Wien, München, Dresden, Nürnberg, Hamburg und Danzig, ausgeſchenket; wiewohl die Zahl derſelben, weil ihre Arbeit nicht mehr ſo häufig, als vormals verfertiget wird, faſt täglich abnimmt; daher ſie es auch an einigen Orten mit den Polierern halten, ungeachtet dieſe von den Plattnern herſtammen.

Die größte Kunſt am Harniſch iſt, ihn leicht, gemächlich anliegend, und dennoch ſchuß- und ſtichfrey zu machen.

Man hat auch Harniſche von Leinwand, welche ſchußfrey ſind, und durch beſondere Zurichtung eines Leimes auf folgende Art gemacht werden. Man nimmt Hausblaſe und Fiſchbein, löſet beydes auf, und drückt es aus, bis er klar wird; kocht es hernach, bis es die Conſiſtenz des Honigs hat, tunkt Leinwand hinein, und läßt ſie an der Luft trocknen. Wenn ſie trocken geworden iſt, beſtreicht man ſie noch einmal vermittelſt eines Pinſels mit dieſer Materie, und läßt ſie

dazwi-

dazwiſchen immer wieder trocken werden. Eine ſolche Leinwand doppelt genommen, vertritt die Stelle eines eiſernen oder ſtählernen Harniſches.

Im Bergbaue iſt der Harniſch figürlich die Ablöſung des Erzes von dem Geſteine, im Hängenden oder Liegenden. Der Gang führt einen glatten Harniſch, wenn er ſich von dem Geſteine gut ablöſet.

3. An den Stühlen der Flor- und Seidenweber, Bortenwirker ꝛc. verſteht man unter Harniſch, Fr. Harnois, und bey einigen Arten der Weberey le corps, die ſämtlichen Hochkämme mit ihren herab hängenden Litzen und deren Ringen (Schlingen); oder die Rahmen, die Arkaden, das Glasauge, die Ober- und Unterlitzen, zuſammen genommen. Vielleicht aus dem Ital. Arneſe, welches allerley Geräth und Werkzeug bedeutet. Bey den Damaſtwebern machen die Garnſchnüre, welche die Kette hinten am Stuhle ſenkrecht durchſchneiden, den Harniſch aus. Sie durchbohren ein hölzernes Bret, welches daher das Harniſchbret oder die Planke genannt wird.

Harniſch-Bret, ſ. Harniſch 2.

Harniſch-Fiſch, ſ. Panzer-Fiſch.

Harniſch-Haus, ein veraltetes Wort, ein Zeughaus zu bezeichnen, welches noch Nehem. 3, 19. vorkömmt. 2 Kön. 20, 13. befindet ſich auch das gleichfalls ungewöhnliche Harniſchkammer, in der Bedeutung einer Rüſtkammer. Ehedem, als die Harniſche noch ein nothwendiges Stück der Rüſtung im Kriege ausmachten, nannte man den Zeugmeiſter, oder Aufſeher des Zeughauſes, auch den Harniſchmeiſter.

Harniſch-Macher, ſ. Harniſch 1.

Harnois, ſ. Harniſch.

Haro! das Harorufen, Fr. Clameur de Haro, heißt in der Normandie eine durch altes Herkommen privilegirte Art Zetergeſchrey, oder Geſchrey um Hülfe, da

diejenigen; denen auf eine gewaltſame Art Unrecht geſchieht, auf öffentlicher Straße Haro! ſchreyen, welches Wort ſtatt einer förmlichen Anflehung des landesherrlichen Schutzes gilt, und die Kraft einer gerichtlichen Citation hat, und denjenigen, über den es ausgerufen wird, augenblicklich zum Gefangenen des Königs macht.

Das Haro kann in der Normandie gegen jedermann, nur nicht gegen die zur Beytreibung der Steuern und Auflagen geſetzten Commis und Gerichtsbedienten gebraucht werden. In Civilſachen erkennt über das Haro zwiſchen Adeligen, oder zwiſchen Geiſtlichen, der Bailli royal, und zwiſchen Leuten vom Bürger= und Bauernſtande, der Vicomte. In Criminalſachen aber erkennt Niemand, als der königl. Criminallieutenant und die Juges Haut-Juſticiers, über das haro, es möge Adelige, oder Geiſtliche, oder Unadelige, oder auch ſolche Einwohner betreffen, die ſonſt ihrer Gerichtbarkeit nicht unterworfen ſind. Gewiſſermaßen kömmt das haro mit dem niederſächſiſchen Jodute überein. Siehe Jodute. Mordio. Zetergeſchrey.

Man hält dafür, daß das Wort Haro aus Raoul oder Rollo corrumpirt ſey, welches der Name des erſten Herzoges von der Normandie geweſen, der ſich durch ſeine Gerechtigkeitsliebe dergeſtalt bey ſeinen Unterthanen in Ehrfurcht geſetzt hatte, daß ſie ihn noch nach ſeinem Tode, durch ein lautes Ausrufen ſeines Namens, um Hülfe anriefen. Seitdem die Normandie mit der Krone vereinigt iſt, haben die Könige von Frankreich allen ihren Edicten, Ordonnanzen, Declarationen, Patenten und verliehenen Privilegien, die Clauſel non obſtant clameur de haro hinzu gefügt; denn das Harogeſchrey ſchien anfänglich ſo große Autorität zu haben, daß Jemand, vermittelſt dieſes einzigen Wortes, die Vollziehung neuer Geſetze und Verordnungen hätte hindern können, wo ern darin nicht ausdrücklich geſagt war, daß im gegenwärtigen Falle das haro ungültig ſeyn ſoll.

Harpail, ſiehe Rudel.

Harpe, ſ. Harfe.

Harpon, ſ. Harpune, Klammer.

Harpune (*), (die) bey den Wallfiſchfängern, eine Art Wurfſpieß, welche vorn mit etlichen Widerhaken verſehen iſt, und dem Wallfiſche und andern großen Fiſchen in den Leib geworfen wird, ſie damit zu tödten. Dieſer aus Eiſen geſchmiedete, dreyeckige Wurfſpieß iſt ungefähr 5 bis 6 Fuß lang, und hinten mit einem Ringe verſehen, woran eine, 36 Fuß lange, weiße, geſchmeidige und mit Theer nicht beſtrichene, von dem ſtärkſten Hanfe gemachte Leine gebunden wird, welche der Vorgänger oder Vorläufer genannt wird, und die man, wenn ſich der verwundete Fiſch, wie allemal geſchieht, ſchnell in die Tiefe begeben hat, ſchießen läßt, um ihm zu folgen, bis er endlich abgemattet wieder in die Höhe kömmt; worauf man ihn, durch Einwerfung mehrerer Harpunen, vollends tödtet.

Daher harpuniren, Fr. harponner, den Wallfiſchen oder andern großen Fiſchen die Harpune in den Leib werfen, um ſie zu tödten; und Harpunirer, Fr. Harponneur, ein Matroſe, oder ſonſt einer vom Schiffsvolke, deſſen Geſchäft es iſt, Wallfiſche oder andere große Fiſche mit Harpunen zu ſchießen.

Ein Mehreres hievon wird im Art. Wallfiſch vorkommen.

Harpuniren, }
Harpunirer, } ſ. im vorhergehenden Artikel.

Figürlich wird auch eine Art amerikaniſcher Vögel mit einem langen pfeilſcharfen Schnabel in Geſtalt einer Harpune, womit ſie aus der Luft auf die Fiſche zufah-

(*) Im Franz. Harpon, im Engl. Harping, im Dän. Harpun, im mittlern Lat. Harpo, von Harpa, Griech. ἁρπη, eine krumme Sichel, eine Klaue, ein Haken. Bey einigen iſt es männlichen Geſchlechtes, der Harpun.

fahren, und ihn in ihren Leib ſtoßen, Harpunirer oder Harpunreiher, Jaculator, genannt. Dieſe Vögel haben nur kurze Füße, vorn mit drey, hinten mit einer Zehe; einen ſtarken, breiten, und nach Proportion ihres Körpers großen Kopf, mit ſtarken ſpitzigen Schnäbeln, wie eiſerne Nägel.

Klein führt deren dreyerley Arten an: den ſchwarzen deſſen Flügel aſchgrau marmorirt ſind; den dunkelgrauen, durch deſſen Grau ein ſchmutziges Roth ſchimmert, und der einer Aelſter an Größe gleicht; und den rothgekappten, deſſen Kopf und Backen roth, Hals und Kehle grün mit Gelb gemiſcht, Rücken und Schwanz grasgrün, und die Schwingfedern kaſtanienbraun mit weißen Flecken getiegert ſind.

Harpyen, in der Fabellehre der Griechen, zwey, oder nach Andern drey Ungeheuer mit jungfräulichen Geſchlechtern, ſchönen Haaren, uud menſchlichen Händen und Füßen; die Hände aber hatten fürchterliche krumme Klauen; die Ohren waren wie an den Bären; der ganze Leib und die Flügel mit Geyerfedern bewachſen. Ich thue ihrer hier deswegen Erwähnung, weil ſie heut zu Tage noch bisweilen in der Baukunſt und Bildhauerey zur Verzierung angebracht werden.

Sprichwortsweiſe ſagt man von denen, welche gierig nach anderer Leute Gut ſtreben, oder fremdes Gut an ſich zu reißen gewohnt ſind: ſie ſind wahre Harpyen, Fr. ce ſont de vraies harpies. Denn, nach der Fabellehre, waren gedachte Jungfern dem thraciſchen Könige Phineus zugeſchickt, um ihm die Speiſen vor dem Munde wegzufreſſen, und gleich darauf ihn zu beſudeln.

Harraß, (der) ein Gewebe aus Seide, Wolle und leinen Garn, entweder allein, oder mit einander vermiſcht: daher es eine Menge beſonderer Arten dieſes Zeuges giebt, wohin der Barchent, Berkan, Burat, Baierwand, Cardis, Engelſaat, Grobgrün, Satin, Vierdraht, u. a. m. gehören.

Es hat dieſes Gewebe ſeinen Namen von der Stadt Arras in der Grafſchaft Artois, aus welcher die erſten Zeugmacher dieſer Art nach Deutſchland gekommen ſind. Im gem. Leben wird die erſte Sylbe weggeworfen, und dieſer Zeug nur Raſch genannt. Siehe dieſes Wort.

Harſch (*) iſt im gem. Leben für hart üblich, doch nur in ſolchen Fällen, wo die Härte von der Wegdünſtung des flüſſigen oder feuchten Körpers, oder von deſſen Gerinnung herrührt. *Eine Wunde bekömmt eine harſche Rinde. Eine Brodrinde iſt harſch*, wenn ſie ſehr trocken und hart iſt. Im Oberdeutſchen braucht man es auch für rauh. *Eine harſche Haut*, eine rauhe Haut. Selbſt im figürlichen Verſtande, *eine harſche Luft*, eine rauhe, herbe, unfreundliche Luft. Siehe auch *Verharſchen*.

Harſch-Horn, ſ. Heer-Horn.

Harſchlächtig, ſ. Herzſchlächtig.

Harſela, ein Gewicht, womit zu Cairo in Aegypten die Seide gewogen wird. Solche Harſela hat 400 Dramme, und wiegt 2 Pfund 15 Loth in Hamburg.

Hart (**), L. durus, Fr. dur. 1. Eigentlich, wo es diejenige Eigenſchaft der Körper bezeichnet, nach wel-

 cher

(*) Im Engl. harſh, harriſh, yarriſh, im Schwed. harsk, im Niederſ. barſch, baſch. Es ſcheint zu hart zu gehören; denn die Verwechſelungen des t und s oder ſch ſind in den Mundarten etwas ſehr gewöhnliches.

(**) Bey dem Ulphilas hardus, bey dem Kero und Ottfried harto, im Niederſ. hard und harde, im Angelſ. heard, im Isländ. hardur, im Dän. haard, im Schwed. härdt. Ehedem bedeutete es auch groß, feſt, ſtark, tapfer u. ſ. f. Das Span. harto iſt noch für viel üblich, und das Franz. hardi, kühn, ſtammet gleichfalls davon ab. Das Griech. καρτερος, ſtark, tapfer, κάρτα, ſehr, kommen genau damit überein, ſo wie das Lat. arduus ſelbſt einige figürliche Bedeutungen beybehalten hat. Siehe auch Harſch und Herb. Für hart in der eigentlichen Bedeutung iſt im Bergbaue auch gällig, flammgällig, klemmig, im Niederſ. rog (Lat. rigidus) üblich; ſo wie man manche beſondere Arten der Härte im Hochdeutſchen durch harſch, ſpröde, zähe u. ſ. f. ausdruckt.

cher ſie vermögend ſind, einer leidentlichen Verände-rung oder einem Stoße zu widerſtehen, im Gegenſatze des weich. In dieſem ſchärfſten wiſſenſchaftlichen Verſtande iſt ein jeder Körper hart, weil ein jeder ein gewiſſes Vermögen hat, einer leidentlichen Verände-rung zu widerſtehen. Allein im gem. Leben wird dieſer Ausdruck allemal verhältnißweiſe gebraucht, und da bezeichnet es einen merklichen und hohen Grad dieſes Vermögens, ſowohl überhaupt, da er vermögend iſt, den gewöhnlichſten Eindrücken mehr zu widerſtehen als ein anderer Körper. So nennt man alle Steine hart, weil ſie den gewöhnlichſten Arten des Stoßes widerſte-hen. *Auf einen harten Aſt gehört ein harter Keil.* Als auch mit noch näherer Beziehung auf einen wei-chern Körper eben dieſer Art. *Eine harte Haut, harte Hände haben. Hartes Holz,* wohin man eichenes, büchenes, ahörnes, birkenes Holz u. ſ. f. rechnet, im Gegenſatze des weichen. *Hart geſottene Eyer, harte Eyer,* im Gegenſatze der *weich geſottenen. Das Fleiſch iſt hart geſotten,* ob es gleich in Vergleichung mit Holz, Steinen u. ſ. f. weich genug iſt. *Harte Steine,* nennt man in der Mineralogie diejenigen, welche ſich nicht mit dem Meſſer ſchaben laſſen, wel-che letztern weich genannt werden. *Hartes Brod, eine harte Rinde, eine harte Schale. Ein hartes Waſſer,* welches viele erdige Theile bey ſich hat. *Har-tes Getraide,* ſiehe *Hart-Korn. Zum harten Fut-ter* oder zum *Hartfutter,* rechnet man, in der Land-wirthſchaft, alles Getraide, mit Einſchluß des Ha-fers und der Erbſen, im Gegenſatze des *rauchen Fut-ters,* d. i. des Strohes, Heues und Grummetes. *Harte Schlacken,* im Bergbaue, friſche Schlacken. *Hartes Bley,* oder *Hartbley,* welches im Abtreiben von dem Silber geſchieden wird. *Hartes Geld,* gan-zes oder grobes Geld, im Gegenſatze des einzelen Gel-des oder der Münze. Zuweilen auch mit näherer Be-

ziehung auf die Empfindung. Dieſe Speiſe liegt hart im Magen. Auf der harten Erde liegen. Die Erde iſt ein hartes Lager.

2. Figürlich, wo dieſes Wort in ſehr vielen uneigentlichen Fällen gebraucht wird, wo das Bild theils von dem Widerſtande der harten Körper ſelbſt, theils von der Mühe, die man anwenden muß denſelben zu überwinden, theils endlich auch von der dadurch verurſachten unangenehmen Empfindung entlehnt iſt.

1) In Anſehung des Widerſtandes harter Körper gegen eine leidentliche Veränderung.

(a) Vermögen oder Fertigkeit beſitzend, den ſinnlichen Eindrücken von außen zu widerſtehen, oder ſolche nicht zu empfinden; in einigen Fällen. Hart gewöhnet ſeyn, den Eindrücken der Witterung, den Beſchwerden widerſtehen können, im Gegenſatze des weichlich oder zärtlich. Ein Kind hart erziehen. Sich hart halten, nicht weichmüthig werden, im Niederſ. aber auch, friſch und geſund ſeyn. Ein harter Schlaf, ein feſter. Ein hartes Leben, im gem. Leben, ein zähes Leben, welches nicht leicht abzukürzen oder zu überwinden iſt. Ein harter Bezahler, der ſchwer zur Bezahlung zu bringen iſt.

(b) Im ſittlichen Verſtande. α) Eine harte Stirn haben, unverſchämt ſeyn, Fertigkeit beſitzen den Empfindungen der Scham zu widerſtehen. β) Fertigkeit beſitzend den Bewegungsgründen zu widerſtehen, unbiegſam. Einen harten Kopf, einen harten Sinn, einen harten Nacken haben. Hart wider hart thut niemals gut, Sprichw. wofür man auch ſagt, zween harte Steine malen ſelten klein. Siehe Hartnäckig. γ) Den Empfindungen des Mitleidens widerſtehend, Fertigkeit beſitzend, bey anderer Noth unempfindlich zu ſeyn, und in dieſer Geſinnung gegründet; im Gegenſatze des weich. Ein hartes Herz haben. Sich hart halten, nicht gerühret, nicht weichherzig werden.

Hart gegen Jemanden ſeyn, mehr in leidentlicher Bedeutung, ſo wie einem hart ſeyn, mehr thätiges mit in ſich faſſet, δ) Fertigkeit beſitzend, den Glimpf, die Mäßigung in Beurtheilung des Verfahrens anderer und in dem Widerſtande gegen ihr unrechtmäßiges Verhalten zu unterlaſſen, und in dieſer Fertigkeit gegründet. Ein harter Richter. Eine harte Strafe. Jemanden ſehr hart anreden. Eine harte Antwort. Einem harte Vorwürfe machen. Das iſt zu hart. Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann biſt, Matth. 25, 24. Wo es oft ein glimpflicher und anſtändiger Ausdruck für grob iſt. ε) Einen harten Kopf haben, in Niederſachſen, einen ungelehrigen, wofür man in Oberſachſen ſagt, einen ſchweren Kopf haben.

(c) Als ein Nebenwort wurde es ehedem auch häufig für ſehr nahe gebraucht, weil in der Nähe der Widerſtand allemal ſtärker iſt; in welcher Bedeutung es aber im Hochdeutſchen ſeltener zu werden anfängt. Hart an der Mauer wohnen. Die Niederſachſen ſagen dafür dicht nach eben derſelben Figur.

2) In Rückſicht auf die Mühe, welche man anwenden muß, den Widerſtand harter Körper zu überwinden, mit Mühe verbunden; doch nur in einigen Fällen. Einen harten Leib, einen harten Stuhlgang haben; ſiehe Hartleibig. Das wird hart halten, es wird ſchwer, nicht anders als mit Mühe zu bewerkſtelligen ſeyn. Hart hören, ſchwer, mit Mühe hören, etwas taub ſeyn; ſiehe Harthörig. Das geht ihm hart ein, ſehr ſchwer.

3) In Rückſicht auf die Empfindung, wo es in vielen Fällen theils einen ſehr merklichen Grad einer unangenehmen Empfindung bezeichnet, theils überhaupt für ſehr gebraucht wird.

(a) In den ſchönen Künſten braucht man dieſes Wort in vielen Fällen von ſolchen Fehlern, welche eine unan-

unangenehme Empfindung bey dem Zuſchauer oder Zuhörer zurück laſſen. **Eine harte Schreibart. Eine harte Manier, ein harter Pinſel,** bey den Malern, wenn die hellen Farben zu nahe an den dunkeln ſtehen und nicht gehörig vertrieben ſind, ingleichen wenn die Umriſſe nicht gehörig vermiſcht ſind, welches auch **trocken** genannt wird; im Gegenſatze der **weichen** oder **ſanften Manier.**

Das Harte entſteht in der **Malerey** vornämlich aus dem Mangel der Harmonie, ſowohl in Farben, als in Zeichnung; ſiehe oben, S. 29. Selbſt da, wo ein Gegenſtand gegen die andern nothwendig abſtechen muß, wo folglich keine völlige Harmonie Statt haben kann, entſteht eine Härte, wenn dieſes Abſtechen zu plötzlich oder zu ſtark iſt. Der Maler ſetzt in den verſchiedenen Gründen des Gemäldes Gegenſtände neben einander, welche durch ihr Abſtechen die Haltung und die verhältnißmäßige Entfernung der Gründe bewirken ſollen. Dieſes Abſtechen aber kann zu ſtark und übertrieben ſeyn; alsdann wird das Gemälde hart.

Je entfernter ein Gegenſtand iſt, je unbeſtimmter oder ungewiſſer werden die Umriſſe, die ſeine Form beſtimmen; und dieſe Ungewißheit betrifft auch die Farben, die Lichter und die Schatten. Wenn der Maler dieſe Dinge genauer bezeichnet, als die Entfernung es verträgt: ſo wird er hart. Durch genaue Beobachtung deſſen, was zur Haltung und zur Harmonie gehört, wird das Harte vermieden. Es kömmt hiebey ungemein viel auf die Stärke des Lichtes an; bey ganz ſtarkem Lichte wird alles härter, und bey gedämpften Lichte weicher. Am ſchwerſten iſt es alſo, das Harte bey ſtarkem Lichte zu vermeiden, weil ſich da die Schatten hart abſchneiden. Ohne die höchſte Nothwendigkeit muß der Maler keinen Gegenſtand wählen, der bey hellem Himmel von der Sonne beleuchtet wird, und ein gedämpftes Licht iſt überhaupt dem ſtrengen allezeit vorzuziehen.

Ein Bildhauer arbeitet **hart und trocken,** wenn ſeiner Arbeit das Markige und die gehörige Politur fehlt.

(b) Ein wenig ſauer, im gem. Leben. **Das Bier ſchmeckt hart,** wenn es anfängt ſauer zu werden. Auf ähnliche Art ſagten die Römer vinum durum. Siehe **Härtlich** und **Härtling.**

(c) In

(c) In einem ſehr merklichen Grade unangenehm, ſchmerzhaft, empfindlich, beſchwerlich, doch nur in einigen bereits eingeführten Fällen, in welchen man dafür auch ſchwer, und im gem. Leben zuweilen auch ſauer braucht. Einen harten Fall thun. Eine harte Krankheit ausgeſtanden haben. Ich habe dafür hart genug büßen müſſen. Das iſt ein harter Gang. Harte Arbeit verrichten. Eine harte Dienſtbarkeit, Sclaverey. Ein harter, ſehr kalter, Winter. Es ſind harte Zeiten. Eine harte, ſehr unangenehme Nothwendigkeit. Ein hartes Schickſal. Hartes, ſtürmiſches, Wetter auf der See. Ein Pferd trabet hart, geht einen harten Trab, wenn der Trab dem Reiter unangenehme Empfindungen macht.

(d) In noch weiterer Bedeutung, eine bloße Intenſion, einen hohen Grad der innern Stärke zu bezeichnen, in welcher Bedeutung es im Hochdeutſchen größtentheils veraltet iſt. Ein harter, heftiger, Streit oder Kampf. Mit harter Mühe, mit großer, ſchwerer Mühe.

Siehe auch Härte. Härten. Härtigkeit. Härtlich.

Hart, (der oder die) ein gebirgiger Wald; ſiehe Harz.

Hart-Bley, ſiehe oben, S. 40.

Hart-Futter, ſiehe oben, S. 40.

Harthäutig, eigentlich eine harte Haut habend. Harthäutige Weinbeeren. Imgleichen figürlich im gem. L. Fertigkeit, Schläge, Ermahnungen und Beſtrafungen nicht zu achten, wofür auch dickhäutig üblich iſt.

Bey dem Rindvieh wird dasjenige Uebel, da die Haut des Viehes dergeſtalt feſt mit den Rippen zuſammen hängt, daß man ſie nicht davon ab, und in die Höhe ziehen kann, mit dem Nameu der Harthäutigkeit belegt. Der Landmann behauptet, daß dieſes Uebel einzig und allein von der groben Fütterung, wobey das Vieh zugleich Mangel an Salz leiden muß, verurſachet werde. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß

der

der Mangel des Salzes oft eine Urſache dieſer Krankheit ſeyn möge; doch glaube ich auch mit dem Columella, Lib. 6. Cap. 13, daß, wenn das Vieh vorher durch ſchwere Arbeit ſtark erhitzet, hierauf aber durch die Ruhe in der kalten Luft, oder im Regen und Schnee, jählings erkältet worden, eine kleine Entzündung in der Haut entſtehe, und wenn dieſe wieder zertheilt iſt, ein Zuſammenwachſen mit den übrigen Theilen erfolge, und daß davon die Harthäutigkeit entſtehe. Auch lehrt die Erfahrung, daß dieſelbe nicht ſelten von andern vorhergegangenen Krankheiten, wobey das Vieh am Leibe ſtark abgezehrt und mager geworden, entſtanden ſey.

Wenn dieſer Zufall ſchon lange gedauert hat, ſo iſt derſelbe unheilbar; im Anfange aber kann er durch den Gebrauch erweichender und anfeuchtender Mittel gehoben werden. Man giebt daher innerlich lauter warme erweichende Getränke und Nahrungsmittel, welche viele Feuchtigkeit enthalten, in großer Quantität. Dergleichen ſind alle friſche Pflanzen, die mit vielem Saft angefüllt ſind, oder, in deren Ermangelung, wohl eingebrühetes und feuchtes Futter (Siede), mit Gerſtenmehl beſtreuet, und laulich. Zum Getränk dient Kleyenwaſſer, worin zugleich Oehlkuchen gekocht worden; alle dieſe Dinge aber müſſen laulich, wenigſtens nicht kalt, gegeben werden. Zum äußerlichen Mittel kocht man eine Handvoll Heuſamen mit drey Quart Waſſer, ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde, ſeihet es durch Leinwand, und wäſcht das Vieh täglich zweymal mit dieſem lauwarmen Decoct. Zugleich aber zieht man dieſe alſo erweichte Haut öfters nach allen Seiten hin und her, und in die Höhe, damit auf ſolche Art das Zuſammenwachſen gehoben werde. Alle Erkältung des Leibes, grobes und trocknes Futter, kaltes Getränk, ſtarke Arbeit müſſen, weil ſie die Steifigkeit des Leibes vermehren, mit Sorgfalt vermieden werden.

Hart-Heu, in einigen Gegenden ein Name des Hypericum *Linn.*; ſiehe Johannis-Kraut.

Bey einigen neuern Schriftſtellern wird auch ein virginiſches Staudengewächs mit vielen dem Fruchtboden einverleibten Staubfäden, Aſcyrum *Linn.* Hartheu, nach Hrn. Planer Gartheil genannt. Linné erwähnt drey Arten, welche aber in hieſigen Gärten unbekannt ſind.

Hart-Hobel, ſiehe unter Hobel.

Hart-hörig, hart, d. i. ſchwer, mit Mühe hörend, ein wenig taub. Daher die Harthörigkeit. Verſchiedene, ſowohl Arzeney- als mechaniſche Mittel dagegen, ſiehe im XVI. Th. S. 654, fgg.

Hart-Holz von Canada, Hopfen-Hainbüche; ſiehe Th. VII, S. 321.

Hart-hüfig, einen harten Huf habend, beſonders von den Pferden; ſiehe Huf.

Hart-klemmig, ein nur im Bergbaue übliches Wort. Hartklemmiges Geſtein, welches ſehr hart iſt. Siehe Klemmig.

Hart-Korn, im gem. Leben hartes Korn oder Getraide, d. i. Gerſte, Weizen, Rocken, im Gegenſatze des weichen Kornes, d. i. des Hafers.

Im mittlern Lat. des 13ten Jahrh. ſchon Bladum durum, welches du Fresne ſehr irrig durch ſanum, ſiccum, erkläret, indem es in den beyden von ihm angeführten Stellen ausdrücklich dem Hafer entgegen geſetzet wird.

In Dänemark verſteht man unter Hartkorn allen den Nutzen, welchen ein Landmann von ſeinem Grunde macht, die Fiſcherey ſo gar nicht ausgenommen, und nach welchem die däniſchen Bauergüter ausgemeſſen ſind. Neue öcon. Nachr. 1 St. Lpz. 1763, 8. S. 46.

Hart-lehrig, der hart, d. i. ſchwer zu lehren iſt, nicht leicht etwas bald zu faſſen oder zu begreifen vermögend iſt; wofür andere hartlernig brauchen. Daher die Hartlehrigkeit, oder Hartlernigkeit.

Hart-leibig, einen harten Leib habend; ſowohl einen trocknen, harten, mit Mühe verbundenen Abgang der Unreinigkeiten durch den Maſtdarm habend, als auch mit einer hartnäckigen Verſtopfung des Leibes behaftet, wo die natürliche Ausdünſtung durch den Maſtdarm verhindert wird. Figürlich auch wohl im gem. Leben geizig, zähe, zurückhaltend im Bezahlen oder geben.

Hart-lernig, ſiehe Hart-lehrig.

Hart-mäulig, ein hartes, abgehärtetes Maul habend, welches vornämlich von Pferden üblich iſt, wenn ſie die Eindrücke des Zügels nicht leicht empfinden und befolgen; Fr. Cheval fort en bouche, oder fort en gueule. Daher die Hartmäuligkeit.

Hart-Meiſſel, ſiehe unter Meiſſel.

Hart-Monat, wird in und um Bremen der Februarius genannt.

Hart-näckig, (*) eigentlich, einen harten, unbiegſamen Nacken habend, doch nur im figürlichen Verſtande, Fertigkeit beſitzend, ſeine Meinungen und Entſchließungen auch bey Entdeckung ihrer Unrichtigkeit oder Schädlichkeit beyzubehalten, und darin gegründet. Eine Meinung hartnäckig vertheidigen. Einen Streit hartnäckig fortſetzen. Nach einer noch weitern Figur zuweilen auch von lebloſen Dingen, wenn ſie aller Bemühung des Gegentheils widerſtehen. Eine hartnäckige Krankheit. Von hartnäckigen Kopfſchmerzen geplaget werden.

Hart-

(*) Im Schwed. härdnackad, im Dän. haartnacked. Die Figur, welche in dieſem Ausdrucke liegt, iſt ſehr alt und faſt in allen Sprachen anzutreffen. Ich weiß daß du hart biſt und dein Nacke iſt eine eiſerne Ader, heißt es ſchon Eſ. 48, 4. Das Griech. σκληροτραχηλος, die mittlern Lat. cervicatus, cervicoſus, und Cervicoſitas, das Ital. cervicoſo, das Lappländ. Navokos, das Ungar. Nyakos u. a. m. enthalten eben daſſelbe Bild, welches von einem Zugochſen entlehnt iſt, welcher wegen ſeines harten Nackens ſich nicht anders als mit Mühe lenken läßt. Im Niederſ. iſt für hartnäckig dickdrewig und driſdeelig üblich.

Hart-Nägelchen, **Hartnägelein**, eine Art wilder Nägelein; ſiehe unter **Nelke**.

Hart-Reder, ſiehe das folgende.

Hart-Riegel. 1. Ein ſtrauchartiges Gewächs, welches rundliche ſchwarze Beeren in kleinen Trauben trägt, welche im gem. Leben Hundsbeeren genannt werden, Liguſtrum vulgare *Linn.* Es wächſt auf den grobſandigen Hügeln und auf den Rainen, und hat ein ſehr feſtes hartes Holz, daher es nicht nur den Namen **Hartriegel** bekommen hat, der im gem. Leben oft in **Hartreder**, **Hartern**, verſtümmelt wird, ſondern um eben dieſes Umſtandes willen auch **Eiſenbeerbaum**, **Beinhülſen**, **Beinholz**, genannt wird. Weil er ſich wie die Weiden verpflanzen läßt, und ſeine Blätter den Weidenblättern gleichen, ſo heißt er an einigen Orten **Rainweide**, und ſpaniſche **Weide**. Ich werde ihn im Art. **Rainweide** abhandeln.

2. An andern Orten iſt der **wilde Kornelbaum**, Cornus ſanguinea *L.* unter dem Namen des **Hartriegels**, **Hartreders** oder **Harterns** bekannt: gleichfalls ſeines feſten Holzes wegen.

Hartroth, iſt in Oberſachſen von einer Art rother Weintrauben gebräuchlich, welche auch in warmen Sommern ſelten reif werden; zum Unterſchiede von den **kurzrothen**, **feldrothen**, **ziegelrothen**, **zottelrothen** und **ſchleerothen** Weinſtöcken.

Hartſchlächtig, ſiehe **Herzſchlächtig**.

Hart-Stich, in dem Hüttenbaue, ein Stück Kupfer, welches, nachdem es geſchmelzet worden, mit der Kelle ausgegoſſen iſt.

Vielleicht iſt es eine verderbte Ausſprache des folgenden Wortes.

Hart-Stück, auf den Kupferhämmern geſchmelzte Stücke Kupfers, ſo wie ſie hernach unter den Hammer gebracht werden. **Ein Hartſtück abpochen**, es in kleinere Stücke hauen. **Die Hartſtücke zuſchroten**, dieſe kleinere Stücke noch kleiner ſchlagen.

Hart-Werk, auf den Zinnhütten, dasjenige, was von dem kupferhaltigen Zinnſteine bey dem Schmelzen im Ofen zurück bleibt.

Harp, harp! iſt ein Geſchrey der Jäger, wodurch ſie ſich ihren Hunden melden.

Harz, der Harz (*) (mit einem langen a), ein gebirgiger Wald, oder waldiges Gebirge, eine ehedem allgemeine Benennung aller Gebirge dieſer Art, welche jetzt als ein eigenthümlicher Name dem großen waldigen Gebirge übrig geblieben iſt, welches ſich aus des Fürſtenthumes Wolfenbüttel Amte Langelsheim und der Gegend von Goßlar, durch den öſtlichen Theil des Fürſtenthumes Grubenhagen, einen Theil der Grafſchaft Wernigerode und des Fürſtenthumes Blankenburg, bis in die Grafſchaften Hohnſtein und Stollberg, und bis Hazgerode im Fürſtenthume Anhalt, erſtreckt; welche Ausdehnung in die Länge ungefähr 12, die Breite aber 4 bis 5 Meilen beträgt. Dieſer ſo genannte Harz oder Harzwald, L. Sylva Hercynia, Fr. Forêt Hercinie, theilt ſich in der Grafſchaft Wernigerode, wo-

(*) Im Oberdeutſchen, wo dieſes Wort mehrern gebirgigen Wäldern eigen iſt, lautet es mit einer gewöhnlichen Verwechſelung des t oder d mit dem Ziſchlaute, Hart oder Hard, und iſt alsdann zuweilen weiblichen Geſchlechtes, die Hart. Dahin gehören die Hart im Fuldaiſchen und Hirſchfeldiſchen, ſo ein Stück des alten Buchwaldes iſt, die Hart im Sundgau, unweit Mühlhauſen, die Hart in Unter-Krain, der Suſenhart im Brißgau, der Speßhart im ober-rheiniſchen Kreiſe, der Reinhart in Heſſen, die Hönhart in Baiern u. a. m. Selbſt der braunſchweigiſche Harz lautet bey dem gemeinen Manne nur Hart. Daß dieſes Wort ſehr alt iſt, erhellet aus den Schriften der Römer, welche aus dieſem allgemeinen Nennworte ſowohl den Sylvam Arduennam, als den Sylvam Hercyniam gemacht haben. Ohne Zweifel ſtammet dieſes Wort mit dem Wend. Hora, Gora, eine Anhöhe, Berg, von dem Hebr. הר, ein Berg, ab. Sieht man auf den ſehr gewöhnlichen Uebergang des r in l, ſo wird man auch das Wort Halde, und vielleicht auch Wald ſelbſt mit zu dem Geſchlechte dieſes Wortes rechnen müſſen. Merkwürdig iſt, daß Hart in Oberſchwaben auch ein Gebüſch, ein Geſträuch bedeutet.

woſelbſt der höchſte dazu gehörige Berg, nämlich der Brocken oder Blocksberg, L. Mons Bructerus, iſt in den Ober- und Vor- oder Unterharz. Man muß aber dieſe Abtheilung mit einer andern gleichlautenden Eintheilung desjenigen Antheiles am Harze, welcher dem chur- und fürſtlichen Hauſe Braunſchweig-Lüneburg gehört, und welcher im beſondern und engern Verſtande der Harz genannt wird, nicht verwechſeln. Von letzterm werde ich hier einiges, was hoffentlich ſeine Stelle in dieſem Werke verdient, anführen.

Die Luft iſt auf demſelben kalt, ſo daß der Winter ordentlicher Weiſe ein halbes Jahr dauert. Es giebt auch auf demſelben mehr Nebel, Regen und Schnee, als auf dem umliegenden ebenen Lande. Nichts deſto weniger erreichen die Menſchen, welche in ſolcher Luft auf der Erde, und nicht in den Gruben und Hütten, leben und zu thun haben, ein eben ſo hohes Alter, als auf dem ebenen Lande. Aus dem Getraide- und Obſtbaue macht man hier nichts, weil beydes ſelten zur Reiſe kömmt: daher beſteht die ganze Aernde in gutem Heu. Von der Waldung, welche die Berge bedeckt, beſteht etwann $\frac{1}{3}$ aus Laub- oder hartem Holze, als: Eichen, Büchen, Aeſchen, Aeſpen, Erlen, Birken u. ſ. w. hingegen $\frac{2}{3}$ aus Nadelholz oder weichem Holze, nämlich aus Tannen, welchen Namen man hier denjenigen Bäumen giebt, welche in Thüringen und andern Ländern Fichten genannt werden. Dieſe ſtarke Waldung, welche an ſich ſchon ſehr wichtig iſt, iſt hier deſto erheblicher, weil ohne dieſelbe die Berg- und Hüttenwerke nicht beſtehen könnten. Dieſe geben Ocher, Vitriol, Salpeter, Schwefel, Galmey und Zink, Kobalt, Bley, Glätte, Eiſen, Kupfer, Meſſing, Silber, und etwas Gold. Man theilt, gedachtermaßen, den braunſchweig-lüneburgiſchen Harz, in den Ober- und Unterharz, und alſo auch die Bergwerke in die ober- und unterharziſchen. Der Oberharz mit ſeinen Berg-

wer-

Werken, Orten und Holzungen, iſt theils einſeitig, oder gehört dem Churhauſe Braunſchweig und Lüneburg allein zu, theils nach Maßgebung des Erbvertrages von 1635, und des hildesheimiſchen Receſſes von 1649, gemeinſchaftlich zwiſchen dem chur- und fürſtlichen Hauſe, und zwar ſolchergeſtalt, daß jenes daran $\frac{4}{7}$, dieſes aber $\frac{3}{7}$, und zugleich in dem ganzen gemeinſchaftlichen Striche die Jagd und Maſt auf gewiſſe Maße und nach gewiſſen Verträgen allein hat. Zu der Gemeinſchaſt gehören auch die Salzwerke bey Harzburg im Fürſtenthume Wolfenbüttel, und zu Salzgitter im Bisthume Hildesheim. Der ganze Unterharz mit ſeinen Bergwerken iſt gemeinſchaftlich. Der ganze Harz wird durch Bergämter, Forſtämter und Rathscollegia verwaltet. Der Bergämter ſind 3; eins zu Clausthal für den einſeitigen Harz, die Eiſenhüttenwerke im Amte Elbingerode und im Solling oder bey Uslar, eins zum Cellerfelde für den gemeinſchaftlichen Oberharz, und eins zu Goßlar für den gemeinſchaftlichen Unterharz. Sie richten in allen Berg- und Hüttenſachen, und den dabey vorfallenden Juſtitzſachen, und jedes iſt in 2 Bänke abgetheilt, auf deren einen die Bedienten von der Feder, und auf der andern die vom Leder ſitzen. Die beyden erſten Bergämter leiſten nicht nur den Landesherrſchaften, ſondern auch den Gewerken (Theilnehmern der Bergwerke) die Eidespflicht, das dritte aber jenen allein. Der Forſtämter ſind 2; eins wird zu Clausthal für den einſeitigen, und eins gemeiniglich zu Goßlar für den gemeinſchaftlichen Harz gehalten. Beyde ſind eigentlich für die Landesfürſten allein, beſtehen hauptſächlich aus den Revier-Ober-Forſtbedienten, und richten in allen Forſt- und Gränz-Sachen. Die Rathscollegia in den Städten beſorgen die Civil- und Criminal-Juſtitz, und die Polizeyſachen. In dem Bergamte, Forſtamte und Rathcollegiis auf dem einſeitigen Harze, hat der Berg- oder Vice-Berg-

Hauptmann im Namen des Landesherrn den Vorſitz; in den Bergämtern, Forſtamte und Rathscollegiis des gemeinſchaftlichen Harzes aber haben den Vorſitz die Berghauptmänner beyder Landesfürſten, und zwar ein Jahr um das andere, alſo, daß der churfürſtliche in dem Jahre, welches eine gerade Zahl, der fürſtliche aber in dem Jahre, welches eine ungerade Zahl ausmacht, das Directorium führt, welches darin beſteht, daß die dirigirende Berghauptmannſchaft jedesmal die Verordnungen und Beſcheide ausfertigt, jedoch der nicht-dirigirenden erſt zur Beſtätigung vorlegt. Die Appellationen gehen an den Hof, welcher das Jahr das Directorium führen läßt, und daſelbſt finden die Sachen ihre endliche Entſcheidung. Wenn Dienſte in der Communion erlediget werden, präſentirt das Directorium Perſonen zu denſelben an das Non-Directorium, welches den Vorſchlag gemeiniglich billigt.

Was die Ausbeute der Bergwerke des Harzes betrifft, ſo gaben die einſeitigen Bergwerke um das Jahr 1724, an Silber, Kupfer, Eiſen, Bley und Glätte jährlich ungefähr 706125 Rthlr. Ausbeute, wovon, nach Abzug der Unkoſten oder Zubuße, der Ueberſchuß für die Landesfürſten etwann 163000, und für die Gewerken 120567 Rthlr. betrug. Die gemeinſchaftlichen Bergwerke gaben an den eben genannten Erzen jährlich ungefähr 286000 Rthlr. Ausbeute, wovon der Ueberſchuß für die beyden Landesfürſten etwann 53000, und für die Gewerken 19707 Rthlr. ausmachte. Die gemeinſchaftlichen unterharziſchen oder rammelsbergiſchen Bergwerke, gaben an Gold, Silber, Kupfer, Bley, Glätte, Schwefel, grünem und weißem Vitriol, Zink und Pottaſche, auch Meſſing und Salz, jährlich etwann 180608 Rthlr. Ausbeute, wovon ungefähr 96000 Rthlr. Ueberſchuß blieben. Es brachte alſo der ganze Harz jährlich etwann 1172733 Rthlr. Ausbeute, worunter für 2880 Rthlr. Gold, welches zu Ducaten vermünzet

münzet ward, und für 802860 Rthlr. Silber war, und nach Abzug der Unkoſten blieben 4252700 Rthlr. Ueberſchuß oder Vortheil. Die übrige Summe von der Einnahme dient zur Erhaltung des Harzes, und geht vornämlich für Lebensmittel in die umliegenden Länder, insonderheit nach Halberſtadt, Quedlinburg, Nordhauſen, und in das Fürſtenthum Anhalt. Die Landesfürſten kaufen den Gewerken die Bergwerksproducte für einen gewiſſen Preis ab. Das Silber wird gleich auf dem Harze vermünzet; die übrigen Waaren nimmt die Berghandlung zu Hannover und Wolfenbüttel für den geſetzten Preis vors erſte an, liefert hingegen Talg, Leder und andere Sachen für die Bergwerke für einen feſtgeſetzten Preis, und berechnet alsdann die Summe, für welche jene Waaren theuer ausgebracht, und dieſe wohlfeiler, als ſie von den Gewerken bezahlt werden, eingekauft worden ſind, als Gewinn, welcher für die Landesfürſten etwas anſehnliches beträgt.

Etwas vom Bergwerke des einſeitigen Harzes, ſt. im 56 St des Hannov. Magaz. v. J. 1779.

Generale Haushaltungsprincipia vom Berg- Hütten- Salz- und Forſtweſen, in ſpecie vom Harz, aufgeſetzt von Chriſt. Böſen. Lpz. u. Frf, 1753, f. 2 A.

Ant. Fr. Büſchings Nachricht von dem Urſprunge der unter- und oberharziſchen Bergwerke, ſt. im 36 u. 37 St. der Hannov. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1760.

Acta hiſtorico-chronologico-mechanica circa Metallurgiam in Hercynia ſuperiori. Oder, hiſtoriſch- chronologiſche Nachricht, und theoretiſche und practiſche Beſchreibung des Maſchinenweſens und der Hülfsmittel bey dem Bergbau auf dem Oberharze, darin ins beſondere gehandelt wird von denen Maſchinen und Hülfsmitteln, wodurch der Bergbau gefördert wird, als von dem Markſcheiden, Schacht- und Gruben- Bau, von Bohren und Schießen, von den Maſchinen und Vorrichtungen, das gewonnene Erz zu Tage zu bringen, von den Maſchinen, wodurch das Erz zu Sand geſtoſſen wird, oder von Puchwerken und der Puch-Arbeit, von den Maſchinen in der Hütte, aus den Erzen Silber, Bley, Glötte und Kupfer zu ſchmelzen, und von der geſammten Hütten- Arbeit nach einander, von den Münzmaſchinen, das Silber fein zu brennen, und zu Geld zu vermünzen. Ausgefertiget von Henning Calvör. Erſter Theil. Braunſchw. 1763, f 2. A. 8 B. n. 20 K. T. Zweyter Theil, 3 A. 11 B. n. 28. K. T.

Eb. Deſſ. hiſtoriſche Nachricht von der Unter- und geſamten Oberharziſchen Bergwerke überhaupt, auch verſchiedener, zu den letzten gehörigen inſonderheit, erſten Aufkunft, deren Auflaß und Wiederaufnehmungen, wie auch der wiederaufgenommenen oberharziſchen Bergwerke Beſchaffenheit, ſeit den erſten Zeiten bis zum Schluß des Jahres 1760. Brſchw. 1767, f.

Franz Ludw. Canerinus Beſchreibung der vorzüglichſten Bergwerke in Heſſen, in dem Waldeckiſchen, an dem Harz, in dem Mansfeldiſchen, in Churſachſen und in dem Saalfeldiſchen. Frf. M. 1767, 4. 2 A. 8 B. u. 11 K. T.

Nachricht vom Strasbergiſchen Grubenbau, ertheilt von Joach. Fr. Sprengel, ſt. im 1. St. des 8. B. des Hamb. Magaz. S. 63—73.

Eb. Deſſ. Nachricht von Strasbergiſchen Puch- und Hüttenkoſten, ſt. im 3. St. des 9. B. deſſ. S. 293—300.

Eb. Deſſ. Beſchreibung der Harziſchen Bergwerke, nach ihrem ganzen Umfange. Berl. 1753, 8. 11 B.

Die Einwohner des Harzes beſtehen in Bergleuten, Hüttenleuten, Waldleuten, Fuhrleuten, und den nöthigen landesherrſchaftlichen Beamten und Bedienten, Predigern, Schullehrern, Künſtlern, Handwerkern und Kaufleuten. Sie geben weder Licent noch Contribution, ſondern die Abgaben beſtehen bloß darin: 1) daß in den Städten ein ſo genanntes Pfarrgeld gegeben, und zur Erhaltung der Kirchen und Schulen verwendet wird, indem der Beſitzer eines eigenen Hauſes, oder ein jeder Bürger, er möge ein Bedienter oder Berg- und Handwerksmann ſeyn, z. B. zu Clausthal, 1 Rthlr., zu St. Andreasberg 1 Rthlr. 9 Mgr. und zu Altenau 1 Rthlr. 20 Mgr., ein Hausgenoß aber am erſten Orte ½ Rthlr., am andern 22 Mgr. 4 Pf., und am dritten Orte 22 Mgr. erleget: 2) daß zum Behuf des Bergbaues eine andere Abgabe entrichtet wird, welche man zu St. Andreasberg Zubuße, und zu Altenau Stollengeld nennet. Jene beträgt für einen Handwerksmann, der ein Brauhaus hat, jährlich 2 Rthlr. 6 Ggr., für einen Berg- und Hüttenmann, der ein Brauhaus hat, 1½ Rthlr., für das Haus eines Handwerksmannes, welches die Braugerechtigkeit nicht hat, 12 Ggr., und für der Berg- und Hüttenleute Häuſer gleicher Art, nichts. Zu Altenau beträgt das Stollengeld

Geld für ein Bürger- und Brauhaus jährlich 1 Rthlr. 2 Ggr., für einen jeden Handwerksmann, er ſey Bürger oder Hausgenoß, 8 Ggr., von einem Pferde, welches nicht in der herrſchaftlichen Fuhre geht, 8 Ggr., und von einer Kuh eben ſo viel; 3) daß von auswärtigem Biere eine geringe Acciſe gegeben, aber wieder zum Bergbaue und zum eigenen Unterhalt der Berg- und Hüttenleute mit verwandt wird; und 4) daß die Handwerksleute zu Clausthal etwas weniges zur Unterhaltung der daſelbſt einquartierten Beſatzung von 40 Mann geben. Die Berg- und Hüttenleute des einſeitigen Harzes können aus dem Magazine zu Oſterode und die vom gemeinſchaftlichen Harze aus dem Magazine zu Goßlar den Himten Rocken für 16 Ggr. erhalten, er möge auch noch ſo hoch im Preiſe ſeyn.

Auf dem Oberharze ſind die daſigen Bergwerke in gewiſſe Züge abgetheilt; zu jedem Zuge gehört eine Anzahl Gruben, zu jeder Grube aber eine Anzahl Kuxe oder Antheile. Die Gruben ſind entweder Ausbeut- oder Freybau- oder Zubußgruben. Eine jede Ausbeutgrube hat 130 Kuxe, wovon auf dem einſeitigen Harze 4 dem Landesfürſten, 1 der Kirche, und 1 der Stadt, wo ſie iſt, auf dem gemeinſchaftlichen Oberharze aber 124 den Gewerken, 1½ der Kirche, 1½ der Kämmerey, und 3 dem Landesfürſten, zugehören. Eine Freybaugrube enthält 128 Kuxe, uud liefert ſo viel Erz, daß ſie frey gebauet wird. Eine Zubusgrube enthält 128 Kuxe, von welchen die Gewerken 124 verzubußen, und 4 dem Landesfürſten frey bauen.

Der Oberharz wird, gedachtermaßen, eingetheilt: 1) in den einſeitigen, welcher Churbraunſchweig und Lüneburg allein zugehört, und auf welchem folgende Oerter liegen: Clausthal, der Sitz des churfürſtl. Bergamtes, und einer Münze, in welcher nach dem Leipziger Fuß jährlich 4 bis 500000 Rthl. an Silber-Currentgelde gepräget werden; Altenau; St. Andreasberg, wo eine Silberhüte iſt; Buntebock; Leerbach und Sieber. 2) In den gemeinſchaftlichen, welchen das chur- und fürſtliche Haus Braunſchweig und Lüneburg in Gemeinſchaft beſitzen, und wohin folgende Orte gehören: Cellerfeld, der Sitz des gemeinſchaftlichen Bergamtes, und einer gemeinſchaftlichen Münze, in welcher jährlich 250000 bis 300000 Rthl. ſilberne Currentmünzen nach dem Leipz. Fuß gepräget wer-

werden; Grund; Wildeman, wo eine Silberhütte iſt; Lautenthal, ebenfalls mit einer Silberhütte; Schulenberg, gleichfalls; Bockwieſe und Hahnenklee.

Der **Unterharz**, oder **Rammelsberg**, iſt ein ſteiler hoher Berg von ziemlichem Umfange, nahe bey der Reichsſtadt Goßlar. Er gehört dem chur- und fürſtlichen Hauſe gemeinſchaftlich. Die Erze deſſelben ſind ſo feſt, daß ſie mit Schlägel und Eiſen allein nicht wohl gewonnen werden können, daher vor den Kluften und Gängen Feuer angeleget wird, welches ſie losbrennt. Die rammelsbergiſchen Bergwerke geben Bley, Kupfer, Cementkupfer, Silber, etwas Gold, Glätte, Galmey, Zink, Schwefel, Atramentſtein, Vitriol und Ocher. Auf dem Rammelsberge ſind 12 Gruben, von welchen der Magiſtrat zu Goßlar 4, wiewohl mit Schaden, bauet, weil er von dem gewonnenen Erze den Landesherrn einen Theil umſonſt liefern, alles übrige aber denſelben für den alten verglichenen Preis, der jetzt zu geringe iſt, verkaufen muß, um ſeinen Forſt, welchen er unter dieſen Bedingungen beſitzt, zu behalten. Die rammelsbergiſchen Erze werden auf folgenden Hütten zu gute gemacht; nämlich: auf der Ocher- oder Frau Marien Seigerhütte bey Goßlar, Silber, Bley, Kupfer, und die übrigen genannten Mineralien, es wird auch Meſſing daſelbſt gemacht; auf der Herzog Julius Hütte, und auf der Frau Sophien Hütte bey Aſtfeld, Silber und Bley. Den einen Antheil, den die erſte Hütte liefert, rechnete man 1777 nur auf 8000 Rthlr.

Ge. Heinr. Behrens curiöſer Harzwald. Nordhauſ. 1703, 4.
Die Alterthümer des Harzes, aus Zeugniſſen bewährter Schriftſteller, größtentheils aber aus ungedruckten Urkunden zuſammen getragen von Rud. Leop. Honemann. 4 Theile. Clausthal 1754. 1755, 4. 4 A. 7 B.
Jul. Bernh. von Rohr geographiſche und hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unter-Harzes. Frf. und L. 1736, 8. 2 A. 5 B.
Eb. Deſſ. geograph. und hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des Ober-Harzes. Frf. und L. 1739, 8. 1 A. 14 B.
Die Naturgeſchichte und Bergwerksverfaſſung des Oberharzes, beſchrieben von Jo. Fr. Zückert. Berl. 1762, 8. 20 B.
Eb. Deſſ. Naturgeſchichte einiger Provinzen des Unterharzes. Berl. 1763, 8. 14 B.

Harz (*), **das Harz**, L. Reſina, Fr. Reſine, eine fette öh-

(*) Schon in Borhorns Gloſſen Harz, im Niederſ. Haarpeus, welches aber gemeiniglich ein Gemenge von Pech, Theer und

öhlichte Materie, die als ein Saft, aus verſchiedenen Bäumen, als ſ Fichten und Tannen, dem Lorbeerbaume, der Cypreſſe, den Terpenthinbäumen ꝛc. entweder von ſelbſt, oder durch die darein gemachten Riſſe, dringt, und in Oehl und fertigen Materien leicht zergeht. Man hat zweyerley Sorten davon, nämlich: flüſſiges, und hartes oder trocknes. Das flüſſige wird ſo, wie es aus dem Baume gekommen iſt, aufbehalten, und Terpenthin genannt; ſiehe Th. I, S. 78, fgg. Die zweyte Sorte iſt von der erſten nur darin unterſchieden, daß ſie von der Sonne oder durch das Feuer trocken und dürre gemacht worden iſt. Der Unterſchied des Harzes von dem Gummi beſteht darin, daß jenes viel öhlichter iſt, ſich leichter zerreiben läßt, und auch gar bald in Oehl und andern fetten Dingen zergeht; da hingegen das Gummi nicht anders als in wäſſerigen und ſalzigen Säften, dergleichen z. B. der Wein, der Eſſig und der Saft aus den Kräutern iſt, aufgelöſet werden kann.

Ein weniger bekanntes, kräftiges Auflöſungsmittel, beſonders für die Harze, iſt folgendes. Man reverberirt 4 Unzen Braunſtein mit 3 Theilen Schwefel in wohl verſchloſſenen Gefäßen einige Stunden. Auf den erhaltenen braunrothen Körper gießt man 3 Pfund Weineſſig, und digerirt es 8 Tage. Dieſer vitriolartige Körper löſet, vermittelſt des Reibens in einem gläſernen Geſchirre, die mehreſten Harze auf.

In weiterer, aber nicht ſo richtiger Bedeutung pflegt man zuweilen alle verhärtete ſchleimige Säfte des Pflanzenreiches, welche im eigentlichſten Verſtande Gummi heißen, Harz zu nennen, daher das Kirſchgummi oft unter dem Namen des Kirſchharzes vorkömmt.

und Harz iſt, daher die letzte Sylbe peus, zu Pech, Pix, zu gehören ſcheint, im Dän. Harpix, Schwed. Härpös, Isländ. Harpeis. Helwig glaubt, daß es durch Verſetzung der Buchſtaben aus dem Hebr. צרי entſtanden ſey. Friſch leitet es von dem Griech. ῥητινη, L. Reſina, ab; Ihre aber von hart, da es denn eigentlich einen verhärteten Saft bezeichnen würde.

Das Harz in Blaſen, L. Reſina in veſicis, iſt ein aus den Harzbäumen, inſonderheit der Roth- oder Harz-Tanne, Abies picea *Linn.* geſammeltes, geſchmolzenes und in Blaſen gegoſſenes Harz, dergleichen ſehr viel aus Thüringen kömmt, und wovon ich in gegenwärtigem Artikel handeln werde.

Ob gleich das Harz von ſelbſt aus den Bäumen fließt, ſo iſt doch am beſten, ſeinen Ausfluß zu befördern, damit man deſto mehr bekomme; ja es muß dieſes, bey der Rothtanne, an vielen Orten, wegen der Menge des Harzes geſchehen, welches die ſchönſten und im beſten Wachsthume ſtehenden Bäume ſehr leicht erſtickt, daß ganze Orte deshalb vertrocknen. Es iſt alſo durchaus daſelbſt nothwendig, auch alsdann eine der beſten und beſtändigen Nebennutzungen in der Forſtökonomie. Dieſe Arbeit, welche inſonderheit im Bayreuthiſchen und an der böhmiſchen Gränze ſehr üblich iſt, und bey den dortigen großen Waldungen eine beträchtliche Einnahme bringt, wird das Harzen, Harz ſcharren, Harz ſchaben, Harz reißen, härzern, lachen, pechen, picheln rc. und diejenigen Perſonen, welche ein Geſchäft daraus machen, das Harz von den Harzbäumen zu ſcharren, und Pech daraus zu brennen, werden Harzreißer, Harzſchaber, Harzſcharrer Pechhauer, Scharrer und Pecher, genannt. Die kurzen Röcke von grober Leinwand, welche bis auf den Nabel reichen, und von den Harzſcharrern bey dem Harzen angezogen werden, ihre andere Kleidung zu ſchonen, heißen Harzkappen.

Das Harz befindet ſich das ganze Jahr hindurch in dem Stamme. Viele glauben zwar, daß daſſelbe zu der Zeit, da ſich die Kälte einſtellt, zurück in die Wurzeln trete; allein, dieſes iſt unrichtig. Bey der ſtrengen und kalten Witterung des Winters, gerinnt das Harz nur in dem Baume. Um ſich hievon zu überzeugen, darf man nur zur Winterszeit einen Aſt von

einem

einem Baume abhauen, wo die Sonne darauf ſcheint, ſo wird man finden, daß der Saft von der darauf fallenden Sonnenwärme wieder ganz lebendig werden, und durch die Oeffnung des Schnittes dringen wird; zu einem offenbaren Beweiſe, daß das Harz noch in dem Stamme, ob gleich erſtarret, geliefert oder geronnen, und alſo nicht in die Wurzeln zurück getreten ſey.

Am meiſten befindet ſich ſolches Harz zwiſchen Holz und Rinde, und etwas weniges deſſelben zwiſchen den ſo genannten Jahrzirkeln oder Ringen. In dem Kerne des Baumes aber iſt nicht das geringſte, ja nicht einmal eine Spur davon anzutreffen. Je älter der Baum wird, deſto trockner iſt das Holz von dem Kerne heraus, und das Harz alsdann bloß zwiſchen den äußerſten Jahrzirkeln, vornämlich aber zwiſchen dem Holze und der Rinde, zu finden.

Weil natürlicher Weiſe mit dem Harze, welches durch das Reißen des Baumes abgezapfet wird, ein Theil der Nahrung weggeht, ſo daß der Baum nicht mehr ſo gut wächſt, und eher ausgehen muß, als wenn man ihn unverlezt gelaſſen hätte: ſo greift man mit dem Harzreißen nicht gern junge Bäume an, die nicht wenigſtens $\frac{1}{2}$ Elle, oder 10 bis 15 Zoll, im Durchmeſſer haben, zumal, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Bäume deſto kürzere Zeit aushalten, je jünger ſie ſind wenn ſie geharzet werden. Dagegen aber können alle dickere, bis auf die dickſten Fichten geharzet werden, ob gleich bey dieſen leztern die Rinde ſehr dick iſt, und die Sammlung des Harzes beſchwerlich macht: aber Bäume mit dicker und rauher Rinde haben auch mehr Harz als die mit dünner Rinde. Damit die Harzreißer keine Bäume reißen (lachen), welche noch in ihrem Wachsthume ſtehen, pflegt man den Forſtbedienten beſondere eiſerne Meßringe, welche Lachringe (*) genannt werden,

(*) Nicht Lockringe, wie in Hrn. Prof. Gleditſch Forſtwiſſenſchaft, S. 483, ſteht, und vermuthlich ein Druckfehler iſt.

den, zuzuſtellen, welche die Dicke der Bäume, ſo zu reißen erlaubt ſind, anzeigen. Es iſt auch billig, und zu Erhaltung eines Forſtes höchſt nöthig, die ſchönſten Stämme, die zum Bauen oder zu anderm Gebrauche dienlich ſind, zu ſchonen, und bey den ſchlechten und krummen Bäumen zu bleiben.

Wird das Holz, wenn es noch in dem beſten Wachsthume iſt, gerißen, ſo hört nicht nur das Wachſen auf, ſondern in 10 bis 12 Jahren wird auch der Kern roth, und die Fäulung folgt kurz darauf, wenigſtens an dem Stamm-Ende, ſo weit der Harzriß gegangen iſt. Mithin iſt hernach dieſes Holz zum Bauen gar nicht, zum Brennen und Verkohlen aber nur von halbem Nutzen. Wenn hingegen das Fichten- oder Rothtannenholz ausgewachſen, und man entſchloſſen iſt, daſſelbe in 4 oder 5 Jahren zu hauen: ſo kann es ohne Bedenken gerißen, und Harz daraus gezogen werden. Es wird alsdann zum Bauen, Brennen und Verkohlen, ſeine gehörige Güte noch haben.

Das erſtemal, daß ein Baum oder ein ganzer Strich in einem Forſte geharzet werden ſoll, iſt am beſten, ſolches im Frühlinge zu verrichten, nachdem die Kälte aus den Bäumen iſt, oder vielmehr, in Betrachtung der Ungleichheit der Gegenden, wenn die Bäume Saft bekommen, und der Saft in vollem Gange iſt; denn alsdann dringt nicht nur das Harz ſogleich heraus, und überzieht die gemachte Wunde am Baume, ſondern es dient auch dieſes zu deſto längerer Erhaltung des Baumes, weil die Wunde offen bleibt, wenn das Reißen zu anderer Zeit geſchieht, wovon der Baum faulet. Dieſes Harzen geſchieht das erſtemal am bequemſten mit einer Axt, mit der man nicht nur die äußere Rinde abſchälet, ſondern auch ſo tief in den Baum hinein hauet, daß eine Wunde von 2 Querfinger, von oben herunter, ſo weit man mit der Axt reichen kann, 3 bis 4 Ellen, und bis auf $\frac{3}{4}$ von der Erde herunter, gemacht wird; dieſe Höhe von $\frac{3}{4}$ wird nur, um bequemerer Einſammlung des Peches willen, unverletzt gelaſſen. An jedem Baume macht man wenigſtens

ſtens zwey ſolche Wunden auf jeder Seite, welche jährlich mit zwey vermehret werden können, bis der Baum 6 oder 7 Wunden bekommen hat, nachdem man nämlich bemerkt, daß ein Baum mehr fließt, als ein anderer; denn alsdann macht man gern mehr Wunden. Einige pflegen gewiſſe Seiten zur Verwundung des Baumes auszuſuchen, z. B. die öſtliche, weſtliche, ſüdliche, und laſſen die nördliche unberührt. In kalten Ländern möchte ſolches auch wohl in Acht zu nehmen ſeyn; ſonſt aber, außer dem daß die Nadelbäume, ihres öhlichten Weſens wegen, der Kälte beſonders widerſtehen, ſo daß die Nadeln auf einmal nicht alle abfrieren, wäre es auch nicht undienlich, der Lage wegen zuweilen einige Veränderung mit den Wunden zu machen, ſo, daß der Baum, der ſich an der ſüdlichen Seite eines Berges befindet, eher an ſeiner nördlichen als ſüdlichen Seite verwundet würde, weil der Baum daſelbſt mehr von der Wärme der Sonne, als von der Kälte des Nordwindes, zu befürchten hat.

Wer auf das Harz ſehr genau Achtung geben will, daß nichts davon verloren gehe, beſonders wenn heiße Sommer einfallen, oder wenn die Bäume in einem lichten Walde der Sonne ausgeſetzt ſtehen, da das Harz an der Wurzel des Baumes hinunter auf die Erde zu laufen pflegt, der kann an der Wurzel und dicht unter dem Ende der Wunde Schalen anbinden, woran ſich das Harz ſetzt.

Jeder Baum, oder jeder Waldſtrich, der auf dieſe Art zugerichtet iſt, ließe ſich wohl jedes Jahr reißen; aber man hat ſowohl zur Erhaltung der Wälder, als auch, weil man mit gleicher Mühe nur die Hälfte des Harzes bekam, für gut befunden, nur über das andere Jahr zu reißen. Der Sommer iſt wohl die bequemſte Zeit dazu. Damit aber das Harz von der Wärme nicht allzuweich werde, ſondern ein wenig gerinnen könne, ſtellt man das Reißen nicht gern eher, als im September,

ber, an. Indeſſen hat man ſich bey großen Wäldern mit wenigen Leuten nicht ſo genau an die Zeit zu binden, ſondern kann den ganzen Sommer durch reißen. In warmen Ländern geſchieht das Reißen vor Johannis, ehe ſich die ſtarke Hitze einſtellt.

Zum Reißen, wobey die Abſicht iſt, nicht nur das ausgelaufene Harz aus den Lachen zu ſchaben, ſondern auch die Wunde von neuem aufzureißen, iſt am beſten, ſich mit einem ſcharfen krummen Meſſer zu verſehen, welches das Harzmeſſer, die Harzſcharre oder Pechſcharre genannt wird, und auf verſchiedene Art gemacht werden kann, wenn es nur auf beyden Seiten ſcharf, und ſo ſtark iſt, daß es das Harz abſchaben, und die Wunde zwiſchen der Rinde und dem Baume etwas aufreißen kann. Wenn das Meſſer von der Geſtalt gemacht wird, wie Fig. 1235 zeigt, daß es $1\frac{1}{2}$ Zoll breit, $\frac{1}{2}$ Z. in der Mitte dick iſt, (ſ. Fig. A, welche den Durchſchnitt vorſtellt,) und zwo Schärfen hat, welche gegen die Spitze rund zuſammen laufen, ſ. Fig. B, von der Spitze bis an den Griff aber ungefähr $1\frac{1}{2}$ Viertel lang iſt, wo es mit einem eiſernen Ringe in einem, 7 bis 8 Viertel langen, Griffe wohl befeſtigt ſitzt: ſo ſcheint es am dienlichſten zu ſeyn. Zum Auffangen des ausgeſchabten Harzes, hat man ein, unten ſpitziges und oben weites, Behältniß von Sperberbaum oder Fichtenrinde, die Harzmeſte genannt. Man ſetzt dieſes Gefäß unter die Wunde auf die Erde an den Baum, und macht das Harz vermittelſt des Harzmeſſers an ſeinem Griffe los; mit der Schärfe des Meſſers aber ſchabet man auf beyden Seiten um die alte Wunde auf und nieder, ſo ſtark und tief, daß nicht nur das Harz, welches längs der Wunde ſitzt, ſondern auch kleine Späne vom Baume mit folgen, und etwas von der Rinde auf beyden Seiten an der Wunde abgeht, womit zugleich die neue Verwundung verrichtet iſt. Das Abgeſchabte fällt in die Harzmeſte nieder,

worin man auch dasjenige, was an den unten angeſetzten Schalen ſtehen geblieben iſt, ſammelt. Solchergeſtalt wird die Wunde jährlich breiter und tiefer, und muß daher jedesmal ſo viel abgenommen werden; wenn ſie aber gar zu tief, und mit der Rinde überzogen wird, daß man das Reißen mit dem Meſſer nicht bequem verrichten kann, ſo iſt es am beſten, dieſe Wunde zu verlaſſen, und, wofern Raum dazu übrig iſt, eine neue daneben zu machen.

Bemerkt man währendem Reißen, daß das Harz nicht überall um die ganze Wunde, zwiſchen Rinde und Holz heraus gedrungen iſt, ſondern, daß eine oder mehrere Stellen gleichſam trocken und wie mit brauner Farbe angelaufen ſind: ſo müſſen dieſe Stellen mit dem Harzmeſſer wieder aufgeriſſen werden, weil ſonſt an der erſten Stelle kein Harz mehr hervor kömmt: iſt aber der Baum ſchon ſo alt, daß er abſterben will, ſo hilft kein Verwunden mehr, ſondern es iſt am rathſamſten, den Baum ſo bald, als möglich, zu dem Gebrauche, wozu er dienlich iſt, zu fällen.

Das vorerwähnte Gefäß, die Harzmeſte, wäre wohl am beſten auf die Art zu machen, daß man die Rinde auf ein Bret, mit dem breiten Ende oben, und mit dem ſchmalen unten, befeſtigte, worauf man die Rinde dergeſtalt gleich machen muß, daß das Gefäß auswärts weit, um den Rand mit hölzernen Sproſſen verwahret, und niederwärts enge werde; auf welche Art es am beſten an dem Baume liegt.

Dieſe Gefäße leeret man in andere größere Gefäße aus, die von Fichtenrinde gemacht ſind, und das Anſehen eines großen Ringes, von 6 bis 7 Viertel im Durchmeſſer, haben, und 3 bis 4 Viertel hoch ſind. Man ſtellt ſie auf einen ebenen Platz auf dem Graſe oder auf der Erde im Walde. Nachdem ſie gefüllt ſind, tritt man das Harz mit naſſen hölzernen Schuhen, oder quetſcht es mit hölzernen Stämpeln zuſammen. Wenn die Gefäße ganz voll ſind, bedeckt man ſie mit ſtarken Aeſten, Scheiten oder Steinen, theils um den Regen ab=

abzuhalten, theils auch es dahin zu bringen, daß das Harz ſich feſt zuſammen ſetze, da man denn hernach den ganzen Klumpen ohne ein anderes Gefäß fortbringen kann.

Wie lange ein Baum bey ſolchem Reißen dauern könne, beruhet vornämlich auf dem Alter des Baumes, wenn man ihn zu reißen angefangen hat. Diejenigen, welche jährlich damit umgehen, behaupten, ſie hielten ein völliges Mannsalter, 60 bis 70 Jahre, aus. Weil aber allezeit junge Bäume aufwachſen können, ſo bald die alten ihnen Platz gemacht haben: ſo iſt es nicht nöthig, den Baum zu reißen, bis er ausgeht, ſondern er kann zuvor, ſowohl zum Bauen als zum Verkohlen, gefället werden. Das untere Ende des Baumes, ſo weit die Wunde gegangen iſt, wird ſehr uneben, vornämlich wenn das Reißen viele Jahre nach einander geſchehen iſt, und dient nicht allemal zu Bau-Holz; wie auch 2 oder 3 Ellen oberhalb der Verwundung, denn da fängt gemeiniglich eine Fäulniß von 1 bis 8 Zoll tief in dem Baume an, welche jährlich zunimmt. Indeſſen wird dabey nicht viel verloren gehen, wenn der Baum, der zum Verkohlen beſtimmt iſt, einige Jahre zuvor iſt gerißen worden. Die Beſchaffenheit der Wälder beſtimmt ſelbſt die Menge des rohen Harzes, welches ſich auf dieſe Art ſammeln läßt. In den gewöhnlichen Harzwäldern bringt ein Harzreiſſer des Tages ungefähr $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ Schiffpfund zuſammen.

Wer Wälder zum Harzen nutzen will, thut am beſten, daß er nicht nur den Wald in zwey oder drey Theile theilt, da jeder Theil in ſeinem Jahre geharzet wird, ſondern auch die jungen Bäume ſo abwartet, damit ſie allezeit zuwachſen. Hiezu hat er nicht das geringſte Beſchneiden oder andere dergleichen Bemühungen nöthig; denn die Natur verrichtet ſolches alles ſelbſt zur gehörigen Zeit, nachdem die alten oder geharz-

ten

ten zum Gebrauche ausſchlagen. So hat man auch auf das andere Jahr nach dem Harzen Zeit, die übrigen Einrichtungen zum Harzſieden zu machen. An der Farbe des geſammelten rohen Harzes iſt nichts gelegen; denn dieſe rührt nur vom Alter des Harzes her. Dasjenige, welches eher ausgefloſſen iſt, wird härter, und trocknet mehr ein; daher es auch eine dunklere Farbe annimmt. Das ſpätere iſt oft ganz weich und weiß. Jüngere Bäume geben auch gern weißeres und dünneres Harz.

Zuweilen ſind die Harzwälder an Unterthanen erblich verſchrieben; gemeiniglich aber und billig wird die Erlaubniß zum Harzſcharren auf gewiſſe Zeit gegen einen Zins ertheilt. Jeder, der dieſe Arbeit vornehmen will, muß ſich an gehörigem Orte deshalb melden; alles heimliche Harzſcharren und Reißen der Bäume aber iſt bey harter, und zuweilen peinlicher Strafe verboten. Wo ein Ort nach 1 oder 2 Jahren abgetrieben werden ſoll, hat es gar kein Bedenken, und kann man, ſo wie die Hauung nach 1 oder 2 Jahren in einem Orte fortrücken ſoll, mit dem Harzreißen voraus gehen, und einem Baume verſchiedene 6 bis 8 Fuß hohe Riſſe geben; denn in ſo kurzer Zeit leidet der Baum davon nichts. Nur allein diejenigen Orte, woraus das Holz auf dem Waſſer weit weg geflößet werden ſoll, dürfen nicht geriſſen werden, weil es alsdann, nachdem das Harz heraus geſchwitzt hat, die Näſſe gar zu ſehr anzieht. Hienächſt wird genaue Aufſicht erfordert, damit an dem in ſolcher Gegend, wo geharzet werden darf, ſtehenden jungen Holze kein Schade geſchehe; denn, manche Harzreißer ſind ſo verwegen, daß ſie, um deſto mehr Raum um die Bäume zu bekommen, die neben ſtehenden jungen Schößlinge und den Aufſchlag ohne Unterſchied abhauen und verſtümmeln, oder Laubbäume deswegen gar ausrotten, damit die Harzbäume ſich deſto ſtärker ausbreiten ſollen. Eine

ihrer ſchädlichſten Gewohnheiten iſt auch, daß ſie alle ſtehende Bäume, welche ihnen nur harzig vorkommen, ohne Unterſchied mit Einhauung großer Löcher probiren, wodurch vieles geſundes Bauholz, ja zuweilen die beſten Blöcke verderbt werden. In denen Jahren, wenn viele Zapfen und Samen auf den Harzbäumen befindlich ſind, iſt das Reißen einzuſtellen, denn es iſt alsdann nicht nur den Bäumen ſchädlich, ſondern auch vergeblich, weil das Harz, als des Baumes Saft, genug über ſich zu thun hat, den Samen zur Vollkommenheit und Reife zu bringen.

Weil das auf jetzt beſchriebene Weiſe geſammelte rohe Harz noch mit Rinde und Spänen vom Baume, oder mit anderer Unreinigkeit vermengt iſt, muß daſſelbe, ehe es zum fernern Gebrauch dienen kann, durch das Sieden gereiniget werden. Dieſes kann auf verſchiedene Art geſchehen. Im Thüringer Walde geſchieht es vermittelſt Oefen und Krüge, wodurch man zwar allerdings ein gutes und reines Harz bekömmt; allein, die erſte Einrichtung dazu erfordert viele Koſten, und iſt weitläuftig und langſam, auch ſind zur Unterhaltung viele Koſten nöthig. In Böhmen geſchieht das Kochen unter freyem Himmel in einem Keſſel, der in die Erde eingemauert iſt; da aber hier nichts auf den Kauf, ſondern alles nur zu eigenem Gebrauche verfertiget wird, ſo iſt auch dieſes Verfahren allzu unreinlich, und es geht dabey viel Harz verloren. Nirgends geſchieht wohl dieſes Sieden mit weniger Zurüſtung und Mühe, als im Schwarzwalde in Schwaben. Es geſchieht daſelbſt in einem großen Keſſel, auf einem Hebezeuge, vermittelſt deſſen der Keſſel dem Feuer genähert, oder von demſelben abgewandt werden kann. Das warm gewordene Harz wird durch einen Beutel von grober Leinwand gepreßt; und von der im Beutel zurück bleibenden Unreinigkeit wird hernach Kienruß gebrannt.

Die

Die bequemſte und am wenigſten koſtbare Art des Harzſiedens iſt folgende. Man hängt einen eiſernen oder kupfernen Keſſel, welcher 60 bis 70 Kannen hält, an einen hölzernen Arm, der mit ſeiner Axe an einen in die Erde geſteckten Stock oder Baum befeſtigt iſt, und zwar, wenn man will, unter freyem Himmel. Der Keſſel wird mit ſeinem Griffe, in gehöriger Höhe von der Erde, an den Arm gehängt, daß man Feuer darunter machen kann. Währendem Sieden kann man einige Steine um die Pfanne legen, das Feuer beſſer zuſammen zu halten, damit man nicht ſo viel Holz brauche; ſ. Fig. 1236. Ungefähr 4 Ellen von dieſem Keſſelarme an der einen Seite, ſetzt man die Preſſe. Dieſe beſteht aus einem feſt ſtehenden hölzernen Troge, welcher 2 bis 3 Ellen lang, inwendig $\frac{3}{4}$ Ellen breit, und an dem einen Ende, wo das Preſſen geſchehen ſoll, ſehr dick und ſtammhaft ſeyn muß. Auf den Trog wird ein feſter Rahmen von Holz geſetzt, welcher zwo Seiten von Stücken Holz, die 4 Zoll dick und 1 Elle lang ſind, hat; ſie ſind mit 1 $\frac{1}{2}$ Z. dicken, oder noch dickern Zapfen, $\frac{1}{2}$ Elle und noch weiter von einander, zuſammen verbunden. Dieſer Zapfen können ſechs ſeyn, und man kann ſie 2 Zoll von einander ſetzen. An jedes Ende kömmt ein ſtärkerer Zapfen, als die andern ſind, ſo daß der Rahmen feſt genug wird, das darauf kommende Gewicht zu halten. An die eine Seite dieſes Rahmens, kommen andere dergleichen Zapfen, welche gleichſam einen Kamm formiren, und $\frac{3}{4}$ Ellen lang ſind, Fig. 1237; ſie werden ſo geſetzt, daß ſie gerade aufgerichtet ſtehen, wenn man den Rahmen mit den Kämmen in den Trog ſetzt. Unter dem Troge werden zween feſte Blöcke eingeſetzt, und zwar der vorderſte etwas niedriger, ſo daß ſich der Trog vorwärts nach der Tonne neiget, welche unter dem niedrigen Ende ſtehen können muß. Bey dem höhern Ende befindet ſich ein aufgerichtet ſtehender Block oder Pfeiler, der über

dem Ende des Troges eine Vertiefung hat, worein man einen ſtarken, 3 bis 4 Ellen langen, hölzernen Baum oder Bret ſetzen, und vermittelſt einiger Stücke Holz höher oder niedriger ſtellen kann; dieſes Bret drückt auf den im Rahmen liegenden Harzſack, wenn man einen Stein oder ein Gewicht auf das Ende legt; Fig. 1238. Der Sack muß von ſtarkem Hanfgarne gemacht, und nicht dichter ſeyn, als daß Waſſer durchlaufen kann. Er muß, wenn er zuſammen gelegt iſt, 5 bis 6 Viertel hoch, und 16 Zoll breit ſeyn.

Mit dieſer Zurüſtung kann man zum Sieden ſchreiten. Die Zeit dazu iſt gleichgültig; da aber die Einſammlung des Harzes im Sommer oder gegen den Herbſt geſchieht, ſo iſt es am bequemſten, im Auguſt oder September zu ſieden. Der Keſſel wird auf ſeinem Arme mit $\frac{1}{6}$ Waſſer angefüllt, und nachdem Feuer darunter angezündet worden, füllt man ihn mit $\frac{2}{3}$ rohen Harzes; denn der übrige ſechſte Theil muß, wegen des Aufwallens im Keſſel, leer bleiben. Das Feuer wird unter dem Keſſel nicht allzu ſtark gehalten, ſondern gleich, ſo daß das Harz nach und nach zergehen kann, welches gemeiniglich binnen $\frac{1}{2}$ oder höchſtens $\frac{3}{4}$ Stunden geſchieht. Zuerſt fängt das Harz rings um die Ränder zu ſchmelzen an; endlich aber ſchmilzt es auch tiefer in den Keſſel hinein, bis alles durch und durch zerfloſſen iſt. Um das Schmelzen zu befördern, kann man zuweilen mit einem naſſen Stabe oder Spatel in dem ſchmelzenden Harze rühren. Wenn man das Feuer zu ſtark macht, ſo läuft das Harz über, und wird deſto ſchwärzer, da es ſonſt nur gelblich und leichtflüßig ſeyn muß. Wenn man aber nun mit dem Stabe fühlt, daß alles Harz geſchmolzen iſt, und ſieht, daß es im Keſſel oben überall eine gleiche Farbe hat, ſo drehet man den Keſſel aus dem Feuer nach der Preſſe zu.

Der erwähnte Sack, den man in kaltes Waſſer getaucht hat, wird eingemacht an dem offenen Ende aufge-

rollt, und auf Zäpfen zwiſchen beyden Kämmen gehängt, daß ſein Boden auf dem hölzernen Gitter des Rahmens ruhet. In die Oeffnung des Sackes zwiſchen den Zapfen ſezt man einen großen Trichter von Sperberbaumrinde, welcher zuvor in Waſſer getaucht worden iſt, damit ſich das Harz nicht an denſelben anhänge. Auch wird ein befeuchteter Trog von eben ſolcher Rinde von dem Troge und dem Rahmen in den Keſſel hinunter gehängt, dahin alles wieder geſammelt wird, was etwa währendem Eingießen verloren geht. Nachdem nun die ſtärkſte Hitze des Harzes, wodurch es den Sack verbrennen könnte, etwas abgekühlt iſt, ſchöpfet man aus dem Keſſel, vermittelſt einer eiſernen Kelle durch den Trichter und Sack, ſowohl das geſchmolzene Harz nebſt dem Waſſer, als auch die andere Unreinigkeit, bis der Sack halb voll wird. Alsdann nimmt man den Trichter und die Rinde hinweg, rollet den aufgerollten Sack nun niederwärts, und windet den ungefüllten Theil des Sackes zuſammen, damit das Waſſer und das heißeſte Harz in 1 oder 2 Minuten auslaufen könne; doch muß man, indem das Waſſer fließt, nicht allzuſtark ringen, damit es nicht Unreinigkeiten mit ſich nehme. Sobald aber das Waſſer abgelaufen iſt, ringet man den Sack wohl zuſammen, und drückt den gerungenen Hals zwiſchen ein Paar Zapfen in dem einen Kamme hinein. Hernach wird der Baum auf den Sack gelegt, das eine Ende in die Vertiefung des Pfeilers geſteckt, und das andere nach und nach mit Steinen beſchwert, um das Harz aus dem Sacke zu preſſen. Ehe nun das Harz hart wird, muß es ausgepreßt werden, weshalb auch am Ende mehr Steine aufgelegt werden, bis alles zuſammen ausgedrückt iſt, worauf die Steine und der Baum ſogleich weggenommen werden, und der Sack von den darin befindlichen Splittern und Rindenſtücken ausgeleert wird,

wobey man auch das etwa noch darin befindliche wenige Harz heraus nimmt.

Das Harz, welches in der Tonne nicht zu Boden geſunken iſt, ſondern ſich in dem Troge und Rahmen angehängt hat, wird, indem es noch warm iſt, abgebrochen, wozu man ſich einer eiſernen Scharre bedient, dergleichen die Schorſteinfeger haben. Man bringt es in die Tonne zu dem erſten; da dann alles zuſammen in einen feſten Klumpen geht. Das darüber ſtehende ſchwarze Waſſer wird abgegoſſen. Läßt man das Harz auf dieſe Art ſogleich in das Gefäß laufen, darin man es haben will, ſo iſt es auch ſofort Kaufmannsgut. Der Bequemlichkeit wegen macht man dieſe Tonnen nicht größer, als zu 1 Centn. oder 100 Pfund, oben breiter und unten ſchmäler.

Während der Zeit, da das Auspreſſen geſchieht, ſiedet man auf gleiche Art anderes Harz in dem Keſſel, ſo langſam, daß das Preſſen vollendet iſt, ehe das Harz im Keſſel bereit iſt. Auf ſolche Art kann man ſo lange continuiren, als Vorrath vom Harze da iſt.

Dieſes Harz, welches nun von aller Unreinigkeit geſchieden, und etwas durchſichtig ſeyn muß, iſt alſo eine zubereitete Materie, welche, nach Verſchiedenheit der Farbe, weißes, gelbes oder braunes Harz genannt wird. Es iſt aber ſchon zu gewiſſem Gebrauche, als: zum Schiffbaue, zum Verſtreichen großer und kleiner Waſſergefäße ꝛc. fertig. Auch pflegt es noch weiter veredelt zu werden, indem man Pech, Geigenharz, Fichtenöhl, (Oleum pini) Pflaſter, Baumſalbe, Balſame, Kitt u. d. gl. m. daraus machen kann. Aus der ausgepreßten Rinde wird, wie ich an ſeinem Orte beſchreiben werde, Kienruß gebrannt. Wo keine Anſtalt zum Brennen des Kienrußes iſt, pflegen arme Leute ſolche als Licht in der Küche zu brennen, weil noch immer etwas Harziges darin übrig iſt.

Verſuch.

Verſuch, das Harz und deſſen Zubereitung betreffend, von Alex. Funk, ſt. im 16. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1754, Hamb. und Lpz. 1756, gr. 8. S. 95. fgg.

Beſkrifning om Tilwerknings Sätten af Harts, Terpentin ꝛc. Stockh. 1774, 8. Man findet hier, wie man im Kleinen, zum häuslichen Gebrauche, Harz durch Auskochen oder Auspreſſen erhalten ſoll. Zu der Arbeit im Großen iſt hier ein verbeſſerter Ofen abgebildet, worin bequem hundert Lieſpfund Harz in kurzer Zeit ausgeſchmolzen werden kann. Das Harz, ſo wie es geſcharret worden, wird auf ein Sieb gelegt, worunter ein Trichter angebracht iſt, aus welchem das Harz in den unten ſtehenden Topf abläuft. Die Flamme ſchlägt durch verſchiedene Züge des Mauerwerkes herum. Das ausgeſeigerte Harz wird hernach, durch langſames Einkochen, verdicket.

Da die Harze nur verdickte Balſame ſind, ſo ſammeln ſie ſich eben ſo, wie die Balſame auf den Bäumen oder Pflanzen, aus welchen ſie laufen. Doch giebt es einige, welche man durch die Bemühung der Kunſt erhält. Dergleichen iſt das ſchwarze oder gemeine Pech, welches man erhält, wenn man das Harz vermittelſt des Feuers aus Fichten, Tannen und andern dergleichen Hölzern, welche davon voll ſind, mit Gewalt ſchmelzen und heraus laufen läßt. Dahin gehören auch: das Jalappenharz, das Scammoneum, das Turbithharz, welche man aus dieſen Vegetabilien zum Nutzen der Medicin heraus zieht, indem man die trocknen Wurzeln ſelbſt in Weingeiſt legt, und das Harz derſelben auflöſen läßt, aus welchem man es hernach vermittelſt des Waſſers ſcheidet, mit welchem man den mit Harz angefüllten Weingeiſt ſehr verdünnet.

Die Harze werden, bereits erwähntermaßen, zu vielerley gebraucht. Die gemeinen Arten dienen zur Verfertigung der Fackeln, und die Schiffe damit auszupichen. Diejenigen, welche ſchön und durchſichtig ſind, werden zur Bereitung der Firniſſe angewandt; ſiehe Th. XIII, S. 445, fgg. Es giebt deren eine ſehr große Anzahl, deren man ſich ſowohl äußerlich be=

bedient, wie z. B. diejenigen, welche zu Salben und Pflaſtern ꝛc. kommen, als auch die man innerlich gebraucht, wie das Scammoneum, Jalappen= und Turbithharz iſt, welche purgirend ſind. Andere, als: Benzoe, Storax ꝛc. werden unter die Räucherwerke genommen.

Harz, (Berg=) ſiehe Berg=Saft.

— (cayenniſches) ſ. Harz. (Feder)

— (Elemi=) ſ. Th. X, S. 704, f.

— (Epheu=) ſ. Th. XI, S. 108.

— (Erd=) ein jeder brennbarer Körper, der in feſter Geſtalt, oder in Geſtalt eines Harzes, in der Erde gefunden wird. Dahin gehören: die Ambra, das Bergpech und die Bergpecherde, (Ampelites) der Bernſtein, Gagat, Judenpech, Kopal u. a. m. von denen in beſondern Artikeln gehandelt wird. Zu den Erdharzen rechnet man auch die auf dem Waſſer ſchwimmenden, flüſſigen, brennbaren Körper, als Naphtha, Steinöhl, Bergtheer ꝛc. Es giebt auch mit Erdharzen durchdrungenes Geſtein, welches unter dem Namen der Steinkohlen bekannt iſt; imgleichen mit Erdharzen durchdrungene Pflanzen, welche man Torf nennt.

— (Feder=) cayenniſches elaſtiſches Harz oder Gummi, Caoutchouc, Cahutchu, oder, nach der ſpaniſchen Schreibart Cauchuc, Fr. Reſine élaſtique de Cayenne, ein außerordentlich biegſames und elaſtiſches Gummi, welches bisher aus verſchiedenen Gegenden von Südamerika und Aſien gebracht worden, und ſowohl wegen ſeiner merkwürdigen chemiſchen, als wegen anderer noch wichtigern Eigenſchaften, eins der ſonderbarſten Producte des Pflanzenreiches iſt. Man kennt bis jetzt keine Materie, die bey ſo vieler Geſchmeidigkeit zugleich eine ſo große Elaſticität beſitzt, und den wirkſamſten Auflöſungsmitteln widerſteht. Vor der Reiſe der franzöſiſchen Akademiſten nach Peru hatte man ſehr unrichtige und unvollkommene Begriffe von

dieſem Harze. Man ſahe bloß davon einige verarbeitete Stücke in den Sammlungen der Liebhaber. Hr. de la **Condamine** beſchrieb einige Eigenſchaften deſſelben in ſeiner Relation de la rivière des Amazones, welche auch in den Pariſer Mémoires a. d. J. 1745 abgedruckt ſteht; aber erſt in den Mémoir. v. J. 1751, hat er uns Nachrichten von ſeinem Urſprunge, und von der Art, wie man daſſelbe im Lande ſammelt und verarbeitet, gegeben. Eben die Abhandlung enthält auch die Bemerkungen und Unterſuchungen, welche Herr **Fresnau**, Chevalier de St. Louis, und ehemaliger Ingenieur zu Cayenne, über dieſe Materie angeſtellt hat.

Dieſes ſogenannte Harz iſt von einer dunkelbraunen Farbe, und hat auf der auswendigen Seite einen matten Glanz. Im Anſehen hat es die größte Aehnlichkeit mit ſchwarzbraunem Leder. Den Baum, aus welchem dieſe Subſtanz durch die in ihn gemachten Einſchnitte hervor quillt, nennt **Aublet**, in ſeiner Hiſtoire des plantes de la Guyenne françoiſe, Par. 1774, 4. Hevea Gujanenſis, welcher Name dort Hheve, und von den Spaniern Jevé geſchrieben wird. Er beſchreibt ihn als einen Baum, welcher männliche und weibliche Blumen auf einem Stamme trage, und in dem männlichen 12 Staubfäden habe, und alſo ad Monœc. polyandr. *Linn.* gehörte; daher er nicht, wie Linné vermuthete, der Yagramo, (Hohlaſt oder Trompetenbaum Cecropia peltata) ſeyn kann, als welcher ad Diœc. diandr. gehört. Man trifft dieſe Bäume in verſchiedenen Ländern von Weſtindien, beſonders auch in den Wäldern der Provinz Quito, und des Landes d'Esmeraldas, wo man Smaragde ſammelt, an. Eben dieſes Harz hat **Powre** auf Isle de France, und die Herren **Banks** und **Solander** haben es auch auf Otaheite gefunden. Der Baum, welcher dieſes Harz liefert, wächſt ſehr gerade und hoch, und hat nur oben

eine Krone oder grünes Haupt, ohne andere Zweige. Im Durchſchnitt haben die ſtärkſten dieſer Bäume unten ungefähr 2 Fuß. Die Wurzeln gehen tief in die Erde. Der Stamm iſt unten dicker, und ſeine Rinde iſt daſelbſt gleichſam in große Schuppen aufgeſprungen, und ſieht faſt einem Kienapfel oder Tannzapfen ähnlich, da ſie ſonſt längs hinauf glatt iſt. Die Blätter ſind von ungleicher Größe, 3 bis 5 an jedem Hauptſtiele und vorn ſpitzig. Die mittelſten ſind 3 Zoll lang, $\frac{3}{4}$ Z. breit, oben hellgrün, und auf der untern Seite blaſſer. Sie gleichen den Blättern des Manihoc. Die Frucht iſt dreyeckig, und gleicht der Palma Christi; ſie ſchließt drey Körner in ſich, welche, ihrer Geſtalt nach, mit den Mandeln überein kommen.

Das Verfahren, um den milchigen Saft dieſes Baumes zu erhalten, iſt folgendes. Man wäſcht den unterſten Stamm des Baumes rein ab, macht alsdann in die Rinde, über den Schuppen, lange und etwas tiefe Einſchnitte, die bis an das Holz hinein gehen, einen über den andern, damit der Saft aus der obern, in die untere laufe, und ſich alſo häufig ſammle. Unter den Einſchnitten leget man Blätter vom Rihhao oder Bixao, den Saft aufzufangen; dieſe Blätter werden mit fetter Thonerde dergeſtalt verbunden und gelegt, daß der hervorquillende und geſammelte Saft in ein unten am Baume dazu hingeſetztes Gefäß geleitet wird. Alsdann macht man verſchiedene thönerne Formen oder Model, von beliebiger Geſtalt, z. B. von einer Flaſche ꝛc. und ſteckt ein Stück Holz an den Ort, wo das Harz nicht hinkommen ſoll, damit man die Form deſto bequemer handthieren könne. Wenn die Form fertig und mit Waſſer geglättet iſt, überzieht man ſie mit dem milchigen Safte vermittelſt der Finger, hält ſie über ein gelindes Kohlfeuer, daß die Flamme ſie nicht berühre, welches ein Aufwallen und Löcher darin verurſachen würde. Nachdem ſie ſo lange über dem Feuer

umge=

umgedrehet worden, bis die Maſſe anſtatt der weißen eine gelbliche Farbe bekommen hat, überzieht man die Form noch einmal auf die vorige Art mit dem milchigen Saft, und continuirt mit neuen Lagen ſo lange, bis das Harz zu der gehörigen Dicke, die man verlangt, gekommen iſt. Alsdann hält man die Form noch länger über dem Feuer, bis alle Feuchtigkeit weggedampft iſt, und das trockne Harz allein übrig iſt. Je mehr Lagen man auf einander häufet, deſto feſter und dauerhafter wird es. Wenn das Gefäß fertig, aber noch friſch und nicht völlig hart iſt, kann man mit einem eiſernen Griffel oder hölzernen Stifte, allerley beliebige Figuren und Zierrathen darauf zeichnen. Mit einem gezähnelten Holze kann man, in die davon gemachten Stiefeln, Züge, wie rechte Nähte hinein bringen. Wenn es ganz trocken und feſt geworden iſt, zerbricht man die Formen, bringt den Thon, der dieſelben ausmachte, durch das Loch, worin das hölzerne Heft geſteckt hat, heraus, und ſpühlt den davon, in dem durch das Harz gebildeten Gefäß, zurück gebliebenen Sand und Staub mit Waſſer aus, ſo hat man ein ſauberes und unzerbrechliches Geſchirr.

Die merkwürdigſte Eigenſchaft dieſes Harzes iſt deſſen außerordentliche Biegſamkeit und Elaſticität oder Federkraft; daher es auch die Benennung des Federharzes, Reſina elaſtica, mit Recht verdient. Man möge ein Stück davon ſo viel ausdehnen und zerren, wie man will, ſo nimmt es allemal ſeine vorige Geſtalt wieder an, ob der Verſuch gleich vielmal widerholt würde. Und eben ſo verhält es ſich, wenn man es zuſammen drückt. Preßt man es aber in einen engen Raum, und ſetzt es hernach der Kälte aus, ſo behält es etwas von der Lage, in welche man es gebracht hat, ſo lange es kalt bleibt; ſobald es aber wieder erwärmt iſt, nimmt es ſeine vorige Geſtalt wieder an. Es läßt ſich auch deſto leichter ausdehnen, je wärmer es

iſt,

iſt; denn die Kälte macht es ſteif. Man kann es dermaßen ausdehnen, daß es ganz durchſichtig wird. Daher giebt es zum Beweiſe, daß jeder undurchſichtige Körper durchſichtig wird, wenn er nur dünn genug iſt, ein leicht anzuſtellendes Experiment ab. Zerreißen wird es nicht ohne angewandte viele Gewalt, und vorhergegangene ungemeine Ausdehnung, wiewohl nicht alle Stücke von einerley Güte ſind, und daher auch nicht gleiche Zähigkeit und Schnellkraft beſitzen. Die Hälſe der Flaſchen von dieſem Harze, welche kaum die Dicke eines mittelmäßigen Strohhalmes haben, und etwa für den kleinen Finger weit genug ſind, laſſen ſich in der Wärme dermaßen erweitern, daß man die Hand hinein bringen kann. Ein ſchmaler Riemen läßt ſich eilfmal ſo lang, als er eigentlich iſt, ausdehnen, ehe er zerreißt; und hernach ſind die beyden getrennten Stücke von eben der Geſtalt und Länge, die ſie vorher hatten. Man behauptet ſogar, daß ein Ring aus dieſem Harze, welcher eben um die zuſammen geſchloſſenen fünf Finger paßt, einer ſo großen Ausdehnung fähig ſey, daß er zum Gürtel um den ganzen Leib dienen könne, welcher, ſobald man ihn wieder abſtreiſt, ſeinen vorigen Umfang wieder bekomme; und daß eine von dieſem Harze gemachte Kugel, wenn ſie mit Gewalt auf die Erde geworfen wird; 20 bis 30mal wieder in die Höhe ſpringe, nachdem ſie mehr oder weniger glatt iſt; läßt man ſie aber nur langſam aus der Hand fallen, ſo ſpringt ſie etwas über die Hälfte zurück. In Anſehung ſolcher Biegſamkeit und Elaſticität, wird dieſes Harz dem Naturforſcher und dem Künſtler gleich wichtig. Beyde müſſen natürlicher Weiſe wünſchen, aus dieſen Eigenſchaften deſſelben Nutzen zu ziehen, wenn man nur eine Art, ihm jede erfoderliche Geſtalt zu geben, entdeckte,

Unſer berühmte Hr. Achard, welcher ſich durch ſeine mit unermüdetem Fleiß angeſtellte Verſuche und Erfahrungen, um die

die Erweiterung der Phyſik und Chemie rühmlichſt verdient gemacht, hat unter andern auch dieſes in ſo vieler Abſicht merkwürdige Harz zu einem ſeiner gelehrten Unterſuchungen würdigen Gegenſtande gemacht. Man findet ſeine darüber angeſtellten Verſuche im 3. B. der Beſchäftig. der Berlin. Geſellſch. naturforſchender Freunde, Berl. 1777, gr. 8. S. 356, fgg. und in ſeinen chymiſch-phyſiſchen Schriften, Berl. 1780, gr. 8. S. 211, fgg. Um zu ſehen, wie ſehr ſich das Harz ausdehnen könne, befeſtigte Hr. Achard den Hals einer daraus gemachten Flaſche, die, wenn ſie nicht ausgedehnt war, $1\frac{1}{2}$ Kubikzoll Waſſer enthielt, an einen meſſingenen Hahn, ſo daß die äußere Luft gar nicht in die Flaſche eindringen konnte. Den Hahn ſchraubte er an einer Compreſſionsmaſchine an, und brachte auf dieſe Art eine gute Portion Luft in die Flaſche. Sie dehnte ſich ſehr ſtark aus, wurde ſo dünn wie ein Blatt Papier, ſo durchſichtig wie eine Blaſe, und zerplatzte endlich mit einem ſtarken Knalle. Aus dieſem Verſuche konnte Derſelbe keine Schlüſſe in Abſicht der Ausdehnbarkeit des elaſtiſchen Harzes ziehen, weil die Flaſche nicht an allen Orten von einer gleichen Dicke war, und folglich der Luft nicht an allen Stellen auf eine gleiche Art widerſtand. Das Harz hatte da, wo es am dünnſten geweſen, und am ſtärkſten ausgedehnt worden, ſehr viel von ſeiner Elaſticität verloren. Um das Verhältniß der Ausdehnung des Harzes, und der Kraft, mit welcher es ausgedehnt wird, genau zu beſtimmen, befeſtigte er zwiſchen zween Feilkloben die beyden Enden eines Streifens von dieſem Harze, welcher 12 Lin. lang, $5\frac{1}{2}$ Lin. breit, und $\frac{3}{4}$ Lin. dick war. Den einen Kloben hieng er in einer ſenkrechten Richtung an einen eiſernen Haken auf, und an dem andern, der nebſt dem Streifen von Harz auch ſenkrecht hieng, befeſtigte er eine meſſingene Schale, in welche er Gewichte legen konnte.

Eine Kraft von 1 Pfund, welches genau das Gewicht des untern Feilklobens und der Schale war, brachte eine Ausdehnung von 2 Linien; eine Kraft von 3 Pfund, eine Ausdehnung von $7\frac{6}{10}$ Lin.; eine Kraft von 4 Pfund, eine Ausdehnung von $16\frac{4}{10}$ Lin.; eine Kraft von 5 Pfund eine Ausdehnung von $24\frac{9}{10}$ Lin.; eine Kraft von 6 Pf. eine Ausdehnung von $32\frac{7}{10}$ Lin.; eine Kraft von 7 Pfund eine Ausdehnung von $37\frac{8}{10}$ Lin. hervor. Durch ein Gewicht von 8 Pfund zerriß das Harz, und Herr Achard konnte alſo den Verſuch nicht weiter fortſetzen.

Die

Die Ausdehnung des Harzes, und die dazu angewandten Kräfte, hat Derſelbe durch Linien ausgedrückt, und daraus erſehen, daß durch ihren Endpunct eine regelmäßige krumme Linie ſich ziehen und conſtruiren läßt, ſo, daß man durch eine algebraiſche Formel, die das gegenſeitige Verhältniß der Abſciſſen und Ordinaten dieſer Linie ausdrückte, im Stande ſeyn würde, zu beſtimmen, wie viel eine jede gegebene Kraft das elaſtiſche Harz ausdehnen müſſe.

Die chemiſchen Eigenſchaften dieſes Harzes ſind nicht weniger außerordentlich. Es löſet ſich daſſelbe weder im Waſſer, noch im Weingeiſte und dergleichen Materien auf. Wenn es auch etliche Monate darin gelegen hat, wird man keine andere Veränderung daran gewahr, als daß die Farbe etwas heller wird. In reinem Waſſer ſchwimmt es oben, und läßt, mit Länge der Zeit, nur ein wenig Materie zu Boden fallen, im Weingeiſte aber geht es zu Grunde, und läßt gar nichts fallen. Im warmen, auch nur laulichen Waſſer wird es weich und geſchmeidig. Eben das geſchieht auch in warmer Luſt, wenn das reaumüriſche Thermometer bald an 30 Grad über den Gefrierpunct ſteigt, welche am fahrenheitiſchen auf 90 bis 100 betragen. Man hat es, auf verſchiedene Weiſe, von neuem zu kneten und zu formen geſucht, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. **Fresnau** gerieth zuerſt auf den Einfall, es in Nußöhl aufzulöſen, und es gelang ihm damit, indem er es im Sandbade in eine gelinde Digeſtion ſtellte; doch gieng in dieſer Auflöſung auch zugleich die Schnellkraft verloren; denn man mochte dieſe Auflöſung hernach behandeln, wie man wollte, ſo blieb ſie weich und zähe, und konnte ſchlechterdings nicht wieder in einen feſten und elaſtiſchen Zuſtand zurück gebracht werden.

Dem ungeachtet verſuchte **Macquer** an dieſem Harze von neuem die Kraft verſchiedener Oehle, und zwar in verſchiedenen Verbindungen, aber ohne Wirkung. Er hoffte, man könnte ſich des Camphers zu der Auflöſung deſſelben bedienen. Da dieſer der flüchtigſte unter

ter allen bekannten öhlichten Körpern iſt, (indem er der einzige iſt, der in einer mäßigen Hitze ganz wegdunſtet, ohne etwas zurück zu laſſen,) ſo ſchien es, daß er hernach von dem Harze leicht wieder würde geſchieden werden können. Weil aber der Campher geſchmolzen werden muß, um auf dieſe Subſtanz wirken zu können, derſelbe aber die dazu erforderliche Hitze ſchwerlich ertragen kann, ohne in die Höhe zu gehen: ſo machte **Macquer** ihn zuerſt vermittelſt einer kleinen Quantität von rectificirten Weingeiſt flüſſig. In dieſem Zuſtande wirkte auch der Campher in der That auf das Harz, und löſete einen Theil deſſelben auf; ſo bald man ihn aber hernach durch die Ausdünſtung, oder andere Mittel, wieder von dem Harze geſchieden hatte, ſahe man allemal, daß das zurückgebliebene Harz ſeine Federkraft verloren hatte. Da ſolchergeſtalt **Macquer** die Hoffnung aufgab, dieſe widerſpenſtige Subſtanz durch Oehle, ſeinen Abſichten gemäß, aufzulöſen, gebrauchte er verſchiedene Arten von Salz, beſonders das kauſtiſche Alkali und die verſchiedenen Säuren. Er unterwarf es auch der heftigen Wirkung der papinianiſchen Maſchine, in welcher die härteſten Knochen zu einer Gallerte werden. Hernach faßte er einige, dem Anſcheine nach gegründete Hoffnung, es vermittelſt der milchichten Säfte einiger von unſern europäiſchen Pflanzen aufzulöſen, inſonderheit einer gewiſſen Diſtel, deren Milchſaft, wenn er getrocknet iſt, gewiſſermaßen dem Federharze ähnlich iſt, und ſo gar einen gewiſſen Grad von Elaſticität beſitzt. Alle ſeine Verſuche aber waren gleich unwirkſam. Einige wirkten gar nicht auf das Harz; andere veränderten oder zerſtörten daſſelbe. Da ſolchemnach faſt alle wahrſcheinliche Mittel erſchöpft waren, blieb nur eins noch zu verſuchen übrig. Zu dieſem griff **Macquer**, wegen ſeiner Seltenheit und Koſtbarkeit, ungern; endlich aber löſete er vermittelſt deſſelben dieſes ſo ſchwere chemiſche Problem auf.

Dieſes Menſtruum iſt der vitrioliſche Aether (Naphta vitrioli), welcher dieſe irreguläre Subſtanz ſchnell und leicht auflöſet, mit derſelben eine durchſichtige Tinctur machen, und, nachdem er ausgedünſtet iſt, das Harz in ſeiner vorigen Conſiſtenz, ſeiner Elaſticität und allen ſeinen andern Eigenſchaften, zurück läßt, und zwar in einer Geſtalt, wie man ſie dem Harze in ſeinem flüſſigen Zuſtande zu geben für gut befunden hat. In der Wahl des Aethers, welcher zu dieſer Abſicht gebraucht werden ſoll, iſt indeſſen eine genaue Sorgfalt zu beobachten. Es iſt, wenn der Verſuch gelingen ſoll, ſchlechterdings nothwendig, daß man 8 bis 10 Maß des gemeinen Aethers durch eine mäßige Hitze rectificire, und zu dieſer Abſicht die zwey zuerſt übergehenden Maße ausſetze.

Hr. D. **Bucholz**, in Weimar, verlas in der Verſammlung der churfürſtl. Akademie der Wiſſenſch. zu Erfurt, am 5. Jun. 1779, einen Aufſatz über die Auflöſung des elaſtiſchen Harzes in Vitrioläther, und zeigte zugleich der Akademie dieſe Auflöſung vor, welche, auf Waſſer getröpfelt, ſogleich ein elaſtiſches Häutchen bildete. Der Vitrioläther, ſo wie er bey der Bereitung des hoffmanniſchen ſchmerzſtillenden Liquors erhalten wird, iſt zu der Auflöſung dieſes Harzes keinesweges tauglich, ſondern es muß derſelbe, wie bereits **Macquer** erinnert hat, vorher rectificirt werden. Von 18 Unzen Aether hatte Hr. D. **Bucholz** 6 Unzen bey gelinder Lampenwärme über den Helm abgezogen, und dieſe 6 Unzen löſeten $\frac{1}{2}$ Unze des elaſtiſchen Harzes auf, jedoch ſo, daß die Miſchung durch ein Beuteltuch getrieben werden mußte. In der Auflöſung ſetzte ſich immer noch etwas, das unauflösbar ſchien. Dieſen Bodenſatz hält Derſelbe für ein Ueberbleibſel jener milchichten Beſchaffenheit des Baumſaftes.

52. St. der Erfurt. gel. Zeit. v. J. 1779, S. 425, f.

Die Verſuche, welche Hr. **Achard** in der Abſicht angeſtellt hat, die Natur des elaſtiſchen Harzes, und deſſen Verhalten gegen verſchiedene Auflöſungsmittel näher kennen zu lernen, ſind ſehr inſtructiv, und ich würde ſie hier umſtändlich erzählen, wenn ich nicht, bey der möglichſten Vollſtändigkeit in gegenwärtigem Werke mich zugleich der Kürze zu befleißigen, Urſache hätte. Wißbegierige werden dieſe Verſuche an den oben angeführten Orten mit Vergnügen leſen.

Wenn man dieſes Harz am Lichte anzündet, und in einem warm gemachten Löffel vollends ausbrennen läßt, zeigt ſich das Rückſtändige als ein braunes Oehl, welches ſich mit Terpenthinöhl willig vereiniget.

Beſchäftig. der berl. Geſellſch. naturf. Freunde, 2. B. S. 151, f.

Der Baum, von dem dieſes Harz kömmt, wird zu kleinen Maſten, die aus einem Stamme beſtehen ſollen, und, weil er leicht und doch zähe iſt, und an 20 Ellen hoch wird, zur großen Stenge des Hauptmaſtes gebraucht. Wenn die Mandeln, die er in ſeinen Schalen trägt, zerſtoßen und in Waſſer gekocht werden, geben ſie ein dickes Oehl wie Schmalz, deſſen ſich die Indianer, ſtatt der Butter, ihre Speiſen damit zu bereiten, bedienen; wie denn auch die Papageyen, nebſt andern Vögeln und vierfüßigen Thieren, dieſe Mandeln als eine geſunde Speiſe begierig ſuchen.

Aus dem Harze macht man Fackeln, 1½ bis 2 Zoll dick, und etwann 2 Fuß lang, indem man doppelte Blätter des Bixao darum legt, welche das Harz zuſammen halten, wenn es angezündet und flüſſig wird. Dieſe Fackeln brennen, ohne daß ein Docht darin nöthig wäre; und ſie laufen nicht ab, wenn ſie an ihrer Stelle bleiben. Sie geben im Brennen einen Geruch, der nicht unangenehm iſt, und eine ſehr helle Flamme. Eine ganze Fackel brennt 24 Stunden lang. Mit dem Harze überzieht man auch Leinwand, welche wie unſer Wachs=

Wachstuch gebraucht wird; vornämlich macht man kleine Mäntel daraus, welche keinen Regen durchlaſſen; ſie ſind aber etwas grob und unbequem. An den Ufern des Amazonenfluſſes, wo dieſe Bäume ebenfalls gefunden werden, machen die Indianer aus dem Harze Stiefeln aus einem Stücke, welche kein Waſſer durchlaſſen, und nicht anders ausſehen, als wenn man lederne Stiefeln hätte beräuchern laſſen.

Der Gebrauch, welchen die Nation der Omaguas, welche mitten in dem feſten Lande von Amerika wohnen, von dieſem Harze macht, iſt ſehr ſonderbar. Sie machen nämlich Flaſchen oder Bouteillen davon, in Geſtalt einer Birn, an deren Halſe ſie ein hölzernes Röhrchen befeſtigen. Wenn nun dieſes Gefäß zuſammengedrückt wird, treibt man auf dieſe Weiſe diejenige flüſſige Materie, welche darin enthalten iſt, heraus. Es würde bey dieſen Völkern als eine Unhöflichkeit angeſehen werden, wenn man nicht einem Jeden von denen, welche man zu Gaſte geladen hat, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzen, ein ſolches Gefäß mit warmem Waſſer darreichte, von welchem dann ſofort der erwähnte Gebrauch gemacht wird, ehe man ſich zu Tiſche ſetzt. Daher nennen die Portugieſen den Baum Pao de xiringa (Spritzenbaum).

Uebrigens werden uns noch verſchiedene andere Geräthe und Körper von dieſem Harze, auch oft unförmliche Figuren von allerley Thieren, Bälle rc. über Spanien aus Amerika zugeführt, welche Sachen gemeiniglich, die Bälle ausgenommen, hohl ſind. Faſt alles iſt mit Laubwerk, oder andern Figuren, die man darauf eindrückt, wenn die Materie noch weich iſt, aber nicht ſehr mit Geſchmack, geziert. Ohne Zweifel wird vieles unter Aufſicht der Europäer verfertiget, wie verſchiedene Figuren zu beweiſen ſcheinen.

In England bedient man ſich der, aus dieſem Harze verfertigten, ſo genannten elaſtiſchen Bouteillen, zu

Kly=

Klyſtierſpritzen, die man ſich ſelbſt, ohne Jemandes Beyhilfe, appliciren kann; ferner zu Injectionen in die Mutterſcheide, Harnröhre, Ohr, Abſceſſe u. ſ. w. wie auch zu Mutterzäpfchen (Peſſarien). Man gebraucht ſie, um die Bruſtwarzen hervor zu ziehen und die Milch aus den Bruſten zu ſaugen. Da ein runder hohler Beutel aus dieſem Harze, ganz zuſammen gedrückt werden kann, und ſich von ſelbſt wieder ausdehnt, ſo darf man nur an deſſen Halſe ein Bruſtglas befeſtigen. Wenn man dieſes Inſtrument gebrauchen will, drückt man es zuſammen, und ſetzt es an die Bruſt, da es ſich denn ſogleich anſauget, und die Milch langſam ausleeret. Man bedient ſich ihrer auch, zum Ausſaugen des ausgetretenen Blutes in der Bruſthöhle; imgleichen den Urin, nach des Cellai Methode, aus der Blaſe zu ziehen. Auch kann man ſie zum Blutausſaugen gebrauchen, wenn Blutegel eine Wunde gemacht haben und nicht ſaugen wollen, oder wenn man mit einer Lanzette oder einem andern Inſtrumente ſcarificirt hat. Sie dienen auch, Milch oder ein anderes Getränk für Kinder und Kranke im Bette warm zu halten. Man verfertigt aus ihnen bequeme und ſichere Bandagen für das Knie und andere Gelenke. Auch bedient man ſich ihrer zum Beybringen des Tobaksrauches, und zum Pudern. Man hat dieſe Bouteillen von verſchiedener Größe, von noch weniger, als $\frac{1}{2}$ Nößel bis zu 1 Quart. Dieſe Bouteillen fallen zuweilen zuſammen, werden hart, und verlieren dadurch ihre Elaſticität; man darf ſie alsdann nur in warmes Waſſer tunken, oder in dieſelben hinein blaſen, ſo erlangen ſie augenblicklich ihre vorige Geſtalt und Elaſticität.

Die Feſtigkeit, die Biegſamkeit und die Elaſticität des Federharzes, und die Eigenſchaft, daß es von wäſſerigen, ſpirituöſen, ſalzigen, öhligen oder andern gewöhnlichen Auflöſungsmitteln nicht angegriffen wird, haben veranlaßt, daſſelbe zu Röhrchen, Cathetern und

verſchiedenen andern chirurgiſchen Werkzeugen, wobey man dieſer vereinigten Eigenſchaften bedarf, anzuwenden. Macquer, welcher das beſte und einzige Auflöſungsmittel des Harzes in dem Vitrioläther gefunden hatte, kam auch zuerſt auf den glücklichen Einfall, vermittelſt dieſer Auflöſung Catheter zu verfertigen. Er macht zuerſt eine feſte cylindriſche Form von Wachs, von gehöriger Größe und Geſtalt, taucht alsdann einen Pinſel in die ätheriſche Tinctur des Harzes, und überſtreicht damit die Form ſo lange, bis ſie mit einem hinlänglich dicken harzigen Ueberzuge bedeckt iſt. Damit die Röhre glatt und eben werde, muß dieſe Arbeit ſehr geſchwinde ausgeführt werden, indem der Aether faſt augenblicklich, wenn er auf das Wachs gebracht wird, von dem Wachſe verfliegt, und das Harz darauf zurück läßt. Alsdann wirft er das Stück in kochendes Waſſer, von deſſen Hitze das Wachs bald zerſchmilzt und ſich an die Oberfläche erhebt, die Harzröhre aber völlig fertig zurück läßt.

So einfach und wohl ausgeſonnen dieſes Verfahren iſt: ſo ſcheint Macquer doch entweder die Structur der Harnblaſe und der Harnröhre nicht genau genug gekannt, oder er muß nicht bedacht haben, daß ein ſolcher Canal, der bloß aus dieſem Harze beſteht, und nichts feſtes zum Grunde hat, viel zu weich iſt, als daß er den Widerſtand, der ihm beym Durchbringen durch die lange Harnröhre von der Natur entgegen geſetzt wird, ſollte überwinden können. Geſetzt aber auch, daß dieſes Durchbringen möglich wäre, ſo würde doch dieſer weiche Canal an einigen Orten der Harnröhre, vornämlich im Blaſenhalſe, zu ſehr zuſammen gedrückt werden, und dem verhaltenen Urin keine hinlängliche Oeffnung zum Ausfließen laſſen.

Die Unzulänglichkeit der von Macquer'n vorgeſchlagenen Methode, veranlaßte den königl. preußiſchen Generalchirurgus, Herrn Thede, einen ſowohl wegen

gen ſeiner gründlichen Kenntniſſe und Erfahrung in der Medicin und Chirurgie, und verſchiedener lehrreichen Schriften berühmten, als auch in Anſehung ſeines rechtſchaffenen Characters vorzüglich ſchäzbaren Mann, an die Auflöſung des Federharzes ſelbſt Hand anzulegen, und chirurgiſche Werkzeuge daraus zu verfertigen. Seine Verſuche waren folgende. Er nahm 1 Quent Federharz, zerſchnitt daſſelbe, infundirte es in ½ Unze Naphtha vitrioli in einem kleinen Kolben, und ſetzte dieſen in ein gelindes warmes Sandbad. Das Harz quoll zwar etwas auf, aber weiter war ihm auch nichts abzugewinnen; und als er darauf dieſes Mengſel in mehrere Wärme ſetzte, ward es hart. Er nahm abermal ½ Quent Harz und ½ Unze Naphtha und ſetzte es in die Kälte; aber auch hier war das bloße Aufquellen alles, was er in Zeit von 8 Tagen durch Rütteln und Schütteln erhielt. Weil er die Naptha für zu ſchwach hielt, trieb er 4 Pfund derſelben über. Er fand, daß die hiervon übergangenen erſten 4 Unzen zur Auflöſung gut waren, daß mit den folgenden 4 Unzen die Auflöſung nicht mehr bewirkt werden konnte, und daß der Reſt der Naphtha endlich ganz unwirkſam auf das Harz war. Bey Anwendung der erſten 4 Unzen Naphtha quoll das Harz in 24 Stunden ſehr auf, zugleich aber ward die Naphtha beym Schütteln und Rütteln, zum Beweiſe ihrer auflöſenden Kraft, trübe, und in 8 Tagen war der größte Theil aufgelöſet; dieſen goß er alsdann ab, und wendete ihn zu ſeinem Endzwecke an. Durch viele Verſuche fand er, daß 1 Unze Naphtha nicht über 1 Quent Harz vollkommen auflöſet. Aus dieſer Solution des Federharzes verfertigte Hr. Thede allerley chirurgiſche Röhren und Catheter. Um die letztern vorzüglich brauchbar zu machen, war er auf eine feſte Grundlage für das Harz, welche nicht nur den Drüſen der Harnröhre und dem Schließmuſkel der Blaſe gehörig zu widerſtehen, ſondern ſich auch genau mit dem

dem aufgelöſeten Harze zu verbinden, vermögend und geſchickt wäre, bedacht. Um einen Draht von gehöri= ger Dicke, d. i. der ſo dick iſt, als der Catheter weit ſeyn ſoll, wand er in Spiralgängen einen feinen Draht, der, ſo wie Carcaſſendraht, mit Seide umſponnen war, damit das aufgelöſete Harz an ihm hängen bleibe. Dieſen Draht beſtrich er ſo oft mit dem aufgelöſeten Harze, bis der dadurch entſtehende Canal die gehörige Dicke hatte. Er brachte dieſes Inſtrument dadurch zu einer ziemlichen Vollkommenheit, und wendete es in mehrern Fällen mit vielem Nutzen an. Man ſieht es auch ſehr leicht ein, daß Urin und Eiter durch dieſe Catheter eben ſo gut, als durch goldene und ſilberne Röh= ren aus der Blaſe abgelaſſen werden können. Der Nutzen, den ſolche aus Federharz verfertigten Catheter vor allen biegſamen metallenen, beſonders bleyernen, haben, iſt ſo groß und mannigfaltig, daß der etwas ho= he Preis derſelben in gar keine Betrachtung dagegen kommt. Man gewinnt nämlich durch dieſelben folgen= de Vortheile: 1) daß ſie weit leichter, als jene von Metall, auch von einer ganz ungeübten Hand, einge= bracht werden können; 2) daß man dieſelben ohne Be= ſchwerde in der Blaſe und Harnröhre, ſo lange es nö= thig iſt, ſtecken laſſen kann, ſo, daß ſie nicht nur als Catheter, ſondern auch als Bougies, dienen; 3) daß man bey ihrer Geſchmeidigkeit nicht Gefahr läuft, die zarte Haut der Harnröhre damit zu verletzen; ferner, 4) daß man nicht fürchten darf, ſie möchten etwann zer= brechen, und Theile davon zurück bleiben, welches bey andern Cathetern, beſonders bey denen aus Bley, ſehr häufig zu geſchehen pflegt, da ſie denn nicht anders als mit äußerſter Gefahr wieder heraus gebracht wer= den; und endlich, 5) daß ſie ſich bey Kindern eben ſo bequem, wie bey Erwachſenen gebrauchen laſſen.

Die Catheter hatten ſo, wie ſie jetzt beſchrieben worden ſind, doch noch einen Fehler, indem ſie, der

Ze=

Zähigkeit der Materie ungeachtet, bey dem Heraus=nehmen aus der Harnröhr zu ſehr nachgaben. Der umwundene Draht ſelbſt hatte, wegen der Weiche des Harzes, mehr Kraft ſeiner Neigung zur Ausdehnung zu folgen; über dies hatte Hr. Thede, zum geſchwindern Trocknen, Puder gebraucht, und dadurch war das Harz ſpröde geworden. Es zerbrach alſo; doch konnte kein Theil des Catheters zurück bleiben, denn der Golddraht brach nicht, und der ganze Schade beſtand nur darin, daß der Catheter zu fernerm Gebrauche untüchtig war; auch litt der Kranke dabey einige Schmerzen. Dieſem Mangel hat der Hr. Generalchirurgus dadurch abgeholfen, daß er der Länge nach ſeidene Faden an den Draht legt, die ihn zuſammen halten, und das Auseinandergehen deſſelben hindern, und daß er das Trocknen nunmehr ohne fremdes Mittel bewirkt. Die Auseinanderdrehung des Harzes iſt alſo gehoben, und der Catheter iſt ſolchergeſtalt zu fernerm und langen Gebrauche geſchickt. Zwar iſt er nicht mehr ſo völlig biegſam, wie die zuerſt bereiteten waren; indeſſen hindert dieſes doch nicht an der ſehr bequemen Einbringung in die Harnröhre. Wenn man dieſe Catheter in die Harnröhre bringen will, wird die Sonde zuvor heraus genommen, und der Catheter mit etwas Pomade oder Mandelöhl beſtrichen. Man zieht alsdann, wie gewöhnlich, die Harnröhre gelinde an, faßt den Catheter ganz kurz mit zween Fingern, höchſtens immer in der Entfernung 1 oder 2 Zoll von der Eichel, welche Länge man alsdann gelinde hinein drückt; geht darauf mit den Fingern 1 bis 2 Zoll am Catheter zurück, und ſchiebt ihn nach und nach völlig hinein. Er ſchleicht gemeiniglich faſt von ſelbſt in die Blaſe, wenigſtens hat man gar nicht nöthig auf ſeine Richtung zu ſehen; man darf nur einen Theil nach dem andern in die Harnröhre ſchieben. Findet man bey dem Blaſenhalſe einigen Widerſtand, ſo darf man ihn nur, in=

dem man ihn einſchiebt, zugleich ein wenig von der Rechten zur Linken drehen. (Dieſes Drehen von der Rechten zur Linken iſt der Umwickelung des Golddrahtes halber nöthig; denn dreht man von der Linken zur Rechten, ſo öffnet ſich dieſer gewundene Draht, und macht das Inſtrument zu bald ſchadhaft.) Wenn Eiter oder Blut in der Blaſe vorhanden ſeyn, und den Catheter verſtopfen ſollten, ſo muß man die Sonde hinein bringen, um damit Oeffnung zu machen. Da aber dieſe Sonde mit keinem Knopfe verſehen ſeyn darf, ſo muß ſie in den Catheter, ehe derſelbe noch beygebracht wird, ſo weit hinein gedrückt werden, daß eben die Spitze hervor rage; und alsdann muß man am obern Theile des Catheters den Punct zeichnen, bis wie weit man, wenn der Catheter in der Blaſe iſt, und die Sonde nun abgewendet werden ſoll, ſolche, ohne Verletzung der Blaſe, durch den Catheter hinein ſchieben darf. Uebrigens verurſachet dieſes Inſtrument keinen Reiz oder Schmerz, wenn es gleich viele Tage lang in der Harnröhre bleibt.

Wenn der Catheter gleich vor der Beybringung ſteif iſt, ſo wird er doch bey dem Herausnehmen ziemlich erweicht und ſehr biegſam erſcheinen. Er wird daher oft nicht ſogleich wieder beygebracht werden können, ſondern vorher wieder getrocknet werden müſſen. Dieſer Weiche halber, darf man aber nicht den mindeſten Abgang von der Maſſe des Harzes befürchten; es geht nichts davon verloren. Ehe man ihn aber trocknet, reiniget man ihn äußerlich durch Abwaſchen mit Waſſer, und inwendig durch Ausſpritzen. Trocknen kann man ihn inwendig, wenn man, ſtatt der Sonde, eine Nähnadel, welche länger als der Catheter iſt, mit lockerer Seide einfädelt, und dieſelbe durchzieht, welches denn auch zugleich zur Reinigung dient.

Ob gleich ein einziger Catheter bey Erwachſenen hinreichend ſeyn möchte; ſo hat Hr. Thede doch viererley Stück von

von verſchiedener Art verfertigt; nämlich einen ſtarken für weite und lange Harnröhren; einen andern, für kleinere Harnröhren; einen dritten, für Kinder; einen vierten und kürzern, für das weibliche Geſchlecht. Da es nicht eines Jeden Sache iſt, dergleichen ſelbſt zu verfertigen, und doch mancher eins dieſer Inſtrumente, oder alle, zu beſitzen wünſchen möchte: ſo erbiethet ſich Hr. T. damit auszuhelfen, und ein jedes einzeles Stück für 6 Rthlr. in Conventionsgelde, alle 4 Stück zuſammen aber für 3 Louisd'or zu verlaſſen.

Sendſchreiben an den berühmten Hrn. Prof. Richter in Göttingen, die neu erfundenen Catheter aus der Reſina Elaſtica betreffend, von dem königl. Preuß. Generalchyrurgus Thede. Berl. 1777, 8. 2. B.

Hr. **Thede** hat auch bereits den Anfang gemacht, verſchiedene andere Röhren aus dieſem Harze zu verfertigen, welche in verwundeten Höhlen des menſchlichen Körpers, in Geſchwüren derſelben, und bey Oeffnung der Luftröhre, gebraucht werden können. Vornämlich erhalten auch die daraus verfertigten Bruchbänder einen Vorzug vor allen, die man bis jetzt im Gebrauche gehabt hat. Hr. **Thede** hat bemerkt, daß ein Stück dieſes Harzes in ein Band zum Nabelbruche eingenähet, den Bruch beſtändig gleichartig eingedrückt erhielt, und ſich wechſelsweiſe ausdehnte und zuſammen zog, je nachdem der Magen und die Därme mehr oder weniger mit Speiſen angefüllt waren.

Nicht nur bey den erwähnten, ſondern auch bey mehrern andern Gebrechen des menſchlichen Körpers, könnte man ſich dieſes Harzes mit vorzüglichem Nutzen bedienen, beſonders in ſolchen Fällen, wo ein anhaltender gleichförmiger Druck nöthig iſt; z. B. bey geſchwollenen Füßen; bey alten Schäden um den Zufluß abzuhalten, bey Pulsadergeſchwulſten, bey Ueberbeinen u. ſ w. Bey gebrechlichen Perſonen würde man durch dieſes Mittel weit eher ſeinen Endzweck erreichen, als durch die gepanzerten Schnürleiber. Wir würden überhaupt die ſchädlichen Schnürbrüſte, wider deren Gebrauch die Aerzte mit Recht, wiewohl verge-

bens, eifern, entbehren können, da das Frauenzimmer die ſo beliebte trichterförmige Geſtalt des Körpers durch das elaſtiſche Harz ebenfalls erzwingen könnte, ohne ſich den übeln Folgen, welche die Schnürleiber leider allzu häufig nach ſich ziehen, auszuſetzen.

Pauw erzählt, in ſeinen Rècherches ſur les Américains, daß die Weiber der Wilden ſich der aus dem Federharze verfertigten Ringe wider die Kaltblütigkeit ihrer Männer bedienten. Er glaubt auch, daß man dieſes Harz im Durchfalle und in der Ruhr mit Nutzen anwenden könne; allein, wenn man bedenkt, daß es ſich nicht anders, als in ſcharfen und hitzigen Mitteln, auflöſen läßt, ſo würde man ſich deſſelben nur ſelten bedienen müſſen; über dies haben wir ja ſchleimige Mittel genug, die wir in ſolchen Krankheiten mit Nutzen gebrauchen können. Der friſche Saft hingegen möchte vielleicht in dieſen Fällen dienlich ſeyn.

Endlich kömmt dieſes Harz auch beym Zeichnen zu Statten, da man die Striche und Linien des Bleyſtiftes und andere Unreinigkeiten auf dem Papiere weit beſſer und geſchwinder damit wegſchaffen kann, als mit Semmel oder Brodkrume. Auch kann ich den wichtigen Vortheil, den es zur Erhaltung der Gemälde leiſtet, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Wenn man nämlich die Gemälde mit einer Auflöſung von dieſem Harze überzieht, ſo laſſen ſich dieſelben von dem darauf befindlichen Schmutze, ſowohl mit Branntwein, als mit Seifenwaſſer, ohne allen Schaden reinigen, und es entſtehen keine Riſſe und Sprünge, wie bey den gewöhnlichen Firniſſen. Nur iſt zu bedauern, daß es, wegen ſeiner braunen Farbe, das Colorit etwas verdunkelt. Damit aber die braune Farbe des Harzes den Farben nicht ſchade, löſet man es in einem weſentlichem Oehl auf; hiedurch bekömmt es eine gelbe durchſichtige Farbe; und um es auf eine wohlfeile Art zu erhalten, kann man ſich des rectificirten Terpenthin=

öhls

öhls bedienen. Dieſe Auflöſung des Harzes in Terpenthinöhl und die Scheidung durch Zugießen des Weingeiſtes, giebt ein ſehr bequemes und wohlfeiles Mittel an die Hand, verſchiedene Sachen daraus zu verfertigen, und dem Harze eine jede beliebige Form zu geben. Denn das auf dieſe Art aufgelöſete und niedergeſchlagene Harz iſt von einer breyartigen Conſiſtenz läßt ſich ſehr gut mit einem Pinſel auf Formen auftragen, und iſt, wenn es trocken geworden, (wozu aber mehr Zeit erfordert wird, als wenn es in der Naphtha vitrioli auflöſet) wieder ſo elaſtiſch, als vorher in ſeinem unaufgelöſeten Zuſtande. Es iſt aber nöthig, auf das Harz etlichemal Weingeiſt aufzugießen, um alle Theile des Terpenthinöhls davon zu bringen, weil es ſonſt gar zu langſam trocknen, und auch, wegen des dabey bleibenden Oehls, an ſeiner Elaſticität verlieren würde.

Außer dem bisher beſchriebenen Harze, welches eine ſchwarze Farbe hat, bekömmt man noch aus China dreyerley Sorten, welche nur der Farbe nach von einander unterſchieden ſind, nämlich blaues, gelbes und rothes, und zwar in Geſtalt von Kugeln, welche in der Mitte durchbohrt ſind, und im Durchſchnitt $\frac{2}{3}$ Zoll betragen. Die gelben ſind hellgelb und durchſichtig, wie der ſchönſte Bernſtein; doch findet man ſie zuweilen auch dunkler. Die rothen hingegen ſind völlig undurchſichtig, und gleichen den Korallenperlen, welche das polniſche Frauenzimmer zu tragen pflegt, und die von der Blutkoralle Iſis nobilis *Linn.*) verfertiget werden. Alle drey Sorten ſind glatt, und haben einen ſchönen Glanz. Sie ſind eben ſo leicht, wie das amerikaniſche Harz, aber bey weitem nicht ſo elaſtiſch. Das amerikaniſche Harz iſt überall gleich elaſtiſch; das chineſiſche hingegen äußert nur auf der Rinde der Kugel ſeine Federkraft, indem der innere Theil nur gleichſam mit einer elaſtiſchen Rinde überzogen iſt. Dieſe

Rinde iſt nicht über $\frac{1}{4}$ Linie dick. Ein Streifchen davon läßt ſich zwar etwas ausdehnen, bey einer ſtarken Ausdehnung aber zerreißt es. Wirft man eine Kugel ſtark auf die Erde, ſo ſpringt ſie, wie ein Ball, 4 Ellen hoch in die Höhe; bey wiederholten Verſuchen aber bekömmt ſie Riſſe, und ſpringt von einander. Schneidet man eine ſolche Kugel durch, ſo läßt ſich der innere Theil zwiſchen den Fingern zerbröckeln. Dieſe beyden Eigenſchaften unterſcheiden, wenigſtens bey dem innern Theile einer ſolchen Kugel, das chineſiſche von dem amerikaniſchen, welches letztere ſich auf keinerley Art zerreiben läßt; und es gehört bey jenem ſchon eine große Kraft dazu, um ein Stückchen zu zerreiſſen. Ob nun der Unterſchied in dem Harze ſelbſt liege, oder ob nicht vielmehr das Harz durch eine vorhergegangene Auflöſung, um erwähnte Kugeln daraus verfertigen zu können, eine Veränderung erlitten habe, läßt ſich nicht eher entſcheiden, als bis man das chineſiſche Federharz in ſeinem natürlichen Zuſtande zu unterſuchen Gelegenheit haben wird. Aeußerlich riecht das chineſiſche Harz, wie das amerikaniſche, ein wenig nach Fett, und brennt wie Speck, jedoch ohne zu praſſeln. Das amerikaniſche giebt einen räucherigen, das chineſiſche hingegen einen mehr fettigen Geruch von ſich, der einem halb verdorbenen animaliſchen Fette gleich kömmt. An dem Unterſchiede des Geruches mag vielleicht die verſchiedene Art, es zu trocknen, Schuld ſeyn. Da bey beyden der widrige Geruch viel ähnliches mit dem Geruche der Wanzen hat, ſo mag der fettige Geruch vielleicht von einer Art Baumwanzen herrühren. Läßt man die elaſtiſchen Harze weiß werden, ſo wird das amerikaniſche ſo erweicht, daß es ſich wie warmes Wachs auf dem Papier herum ziehen läßt; das chineſiſche hingegen bleibt trocken, und läßt ſich durch das Reiben auf dem Papier wohl zerkrümeln, aber nicht herum ſchmieren. Jenes wird weich und zäh, ungefähr wie Terpenthin,

wenn man es einem ſolchen Grade der Hitze ausſetzt, der den Grad des kochenden Waſſers überſteigt; dieſes hingegen wird ſpröde, und läßt ſich alsdann zu einem ziemlich feinen Pulver zerreiben. Setzt man aber das amerikaniſche ſowohl, als das chineſiſche, einem noch ſtärkern Grade der Hitze aus, ſo entzünden ſich beyde bey Annäherung eines brennenden Körpers. Die rothe Farbe des chineſiſchen Harzes rührt ohne Zweifel vom beygemiſchten Zinnober oder Mennig her; die Bernſteinfarbe des gelben aber ſcheint durch das Trocknen an der Sonne bewirket zu werden. Es kann ſeyn, daß die Chineſer ihr Harz, ehe ſie die Kugeln daraus machen, vorher läutern oder reinigen. Dieſes geläuterte und annoch ſchmierige Harz bringen ſie wahrſcheinlicherweiſe in eine Form, und wenn die Kugeln hernach an der Sonne oder auf dem Ofen gehörig getrocknet ſind, ſo polieren ſie dieſelben, und machen ſie zu einer Galanteriewaare. Hr. Thorey, Apotheker in Hamburg, hat mit dem gelben und rothen 19 chemiſche Verſuche angeſtellt, welche man in Hrn. Prof. Crell chemiſchen Journal, 2 Th. Lemgo 1779, 8. S. 107—112, findet.

Von dem Federharz, aus dem Appendix to the 46 th. Vol. of the monthly review überſ. von J. P. Velthuſen, ſt. im 96 St. des hannov. Magaz. v. J. 1772, Col 1525—1530.

H. P. Zuſätze zu dieſer Abhandlung, ſt. im 6. St. deſſ. v. J. 1773, Col. 93—96.

Beytrag zur Naturgeſchichte des Federharzes, von D. M. E. Bloch, mit einem Kupfer (nach der von Aublet gelieferten Abbildung,) ſt. in der 191 Woche des 4 Jahrg. der neueſten Mannigfaltigkeiten, Berl. 1781, gr. 8. S. 545—557.

Ueberſezung des Artikels Reſine elaſtique, aus des Hrn. v. Bomare Diction. raiſonné univ. de l'hiſt. natur. ſt. in D. G. Schrebers neuer Cameralſchr. 4 Th. Halle 1766, gr. 8. S. 220—224.

Mémoire ſur une reſine elaſtique, nouvellement découverte à Cayenne, par Mr. *Fresneau*, & ſur l'uſage de divers ſucs laiteux d'arbres de la Guiane ou France equinoctiale, par Mr. *de la Condamine*, ſt. in den Memoir. de l'Acad. de Paris a. d. J. 1751, Par. 1755, 4. S. 319—333, u. 20 Figg. auf 3. K. T.

Ein Auszug daraus, ſt. im 4 Th. der neuen geſellſchaftl. Erzähl. Lpz. 1762, gr. 8. S. 104—108.

Mé-

Mémoire ſur un moyen, de diſſoudre la reſine Caoutchouc, par Mr. *Macquer*, ſt. in den Pariſer Mémoires a d. J. 1768. D. überſ. u. d. T. Des Hrn. Macquers Abhandlung über ein Mittel, das Harz Caoutchouc, welches in Frankreich unter den Namen des elaſtiſchen Harzes von Cayenne bekannt iſt, aufzulöſen, und mit allen ſeinen Eigenſchaften wieder herzuſtellen, nebſt einer Anmerk. des Ueberſetzers, ſt. im 89 und 90 St. der Hamb. Addreß-Comtoirnachr. v. J. 177..
Joh. Chriſt. Dan. Schrebers Nachricht vom Federharze, ſt im 29. St. der gel. Beytr. zu den Meklenb. Schwerin. Nachr. v. J. 1764; im 40 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1764, und in D. G. Schrebers neuer C. Schr. 4. Th. S. 214—217.
Hrn. D. Taube Zuſätze dazu, ſt. im 40. St. des Hannov Mag. v. J. 1764; und in Schrebers n. C. S. 4. Th. S. 214—219.
Ein Auszug aus einem Handſchreiben des Hrn. Kaufm. Tesdorpf zu Lübek, an Hrn. D. Schreber, v. 27. Jul. 1767, darin von dem Federharze gehandelt wird, ſt. in Schrebers n. C. Schr. 4. Th. S. 224—226.

Es verdiente die Mühe wohl, daß auch wir mit dem Milchſafte unſerer Pflanzen Verſuche anſtellten, und ſähen, ob wir nicht daraus, wenn gleich mit dem Caouthouc gleiches, doch ein ihm ähnliches Harz heraus bringen und zu demſelben Behuf anwenden könnten, zu welchem jenes gebraucht wird.

Harz, (Fiedel-) ſiehe Colophonium.
— — (Fluß-) ſ. Anime.
— — (Geigen-) ſ. Colophonium.
— — (Gummi-) Gummi Reſina ſ. Th. XX, S. 339.
— — (Juden-) Aſphaltum; ſ. Juden-Pech.
— — (Mutter-) ſ. Galbanum.
— — (Oehlbaum-) äthiopiſches; ſ. Elemi-Harz.
— — (Spiegel-) ſ. Colophonium.

Harz-Baum, Arbor reſinifera, ein jeder Baum, welcher Harz giebt. In engerer Bedeutung wird die eigentliche Fichte oder Rothtanne, Abies picea *Linn.* weil man von ihr das meiſte Harz bekömmt, der Harz-Baum oder die Harztanne genannt; ſiehe Kiefer. S. auch den Art. Harz-Holz.

Harz-Eiche, ſ. Th. X, S. 208.

Harz-Eichel, eine Benennung der kurzen und runden Eicheln, welche bitterer von Geſchmack ſind, und von den

den Schweinen nicht ſo gern gegeſſen werden; zum Unterſchiede von den Dachseicheln. S. Th. X, S. 213.

Harz=Galle, Stellen in dem Tangelholze, wo ſich das Harz zwiſchen den Jahrwüchſen (Jahrzirkeln) geſammelt hat. Man findet dergleichen in Kiefern und Fichten, zuweilen auch wohl in Tannen. Es ſind nämlich ſowohl im Kernholze, als im Splinte, ſchmale Striche Harz, welche feſt und röthlich werden, theils Fingers, auch wohl ½ Elle lang. In demſelben Striche Harz iſt das Holz nicht dicht oder feſt zuſammen; woraus nichts anders zu ſchließen iſt, als daß dieſelben durch den Wind entſtehen, daß, wenn der Wind den Baum ſo ſehr beweget oder drehet, beſonders im Sommerszeiten, da der Saft dünn und flüſſig iſt, und, wie gedacht, von Windſtürmen die Jahrzirkel ſich inwendig trennen, der Saft ſogleich in den Riß läuft. Wenn nun im folgenden Jahre der Saft wieder hinauf ſteigt, ſtopft und hängt er ſich an dem Riſſe mehr und mehr an; welches alſo zu einem ſtarken Harzflecke, feſt, fett und röthlich, und alsdann Harzgalle genannt wird. Dergleichen Harzgallen ſchaden aber gleichwohl dem Holze und Baume wenig; denn das Holz iſt zum Bauen tüchtig, und können auch Breter, Latten, Schindeln u. d. gl. daraus gemacht werden. Ob gleich, wo die Harzgallen ſind, bey dem Schindelmachen etwas ausgeſchloſſen werden muß, ſo iſt doch das Holz feſt, und die hievon geſchnittenen Breter werden kienig und feſt, obgleich das Fleckchen, wo die Harzgalle iſt, heraus geſchnitten werden muß.

Harz=Holz, im Forſtweſen, eine Benennung aller derjenigen Hölzer oder Holzarten, welche Harz enthalten oder geben, dahin alle Tannen, Fichten und Kiefern ꝛc. gehören, welche auch ſchwarzes Holz oder Schwarzholz, Nadelholz, Tangelholz, todtes Holz, weiches Holz genannt werden. Imgleichen ein mit ſolchem Holze oder ſolchen Bäumen bewachſener Wald.

Daß

Daß dieſes Holz Nadel ⸗ oder Tangel ⸗ Harz⸗ und rodtes Holz genannt wird, rührt daher, weil es ſich von dem Laubholze darin unterſcheidet, daß dieſes Blätter, jenes aber an deren Statt grüne Ausſchüſſe hat, welche Tangeln genannt werden, deren beſondere Theile einer Nadel ähnlich ſind, und in ſeinem Schafte und Wurzel viel Harziges hat. Außerdem unterſcheiden ſich die Harzhölzer von dem Laubholze auch in folgenden Stücken: 1) Sie bekleiben leicht, und kommen bald fort; ſie wachſen in ſolchem Grunde und Boden, wo ſonſt kein anderes Holz aufkommen will; 3) ſie haben ein gutes Anſehen, und ſchießen mehrentheils in gerader und gleicher Höhe auf; 4) ſie behalten auch im Winter, da die andern Bäume aller ihrer Pracht beraubt ſind, ihren beſtändig grünen Schmuck; 5) ſie duften einen geſunden und wohlriechenden Harzgeruch von ſich, welcher auch die peſtilenzialiſchen Lufttheilchen von ſich abhält; 6) ſie ſind vor andern fruchtbar, da ſie nicht allein Holz und Kohlen zum Brennen und zum Bauen, welches ſich viel leichter, als das andere, bearbeiten läßt, ſondern auch Harz, Pech und anderes mehr zur Geſundheit des Menſchen, liefern; 7) wenn der Stamm abgehauen iſt, treibt der Stock und die Wurzel keine Schößlinge (Sommer = oder Erdloden,) ſondern der Baum ſtirbt mit Abhauung des Stammes auf einmal ab.

Das Harzholz wird füglich in weiches und hartes eingetheilt. Zu der weichen Art gehören: die Edel⸗ oder Weißtanne, die Rothtanne oder Fichte, und Kiefer. Zum harten Harzholze werden gerechnet: der Lerchenbaum, der Eibenbaum (Taxus), der Pinien = oder Zirbelbaum, die Ceder = und der Wachholderbaum. Die drey weichen Sorten dienen insgeſamt zu Bauholze. Dasjenige Holz, welches hiezu gebraucht werden ſoll, muß man in den Monaten November und December fällen, weil es alsdann dauerhaft iſt, und

und ſich vor dem Wurmfraß beſſer erhält. In naſſen Brüchen und Mohren muß man den härtern Froſt abwarten, weil man ſonſt nicht dazu kommen kann. Ein im zunehmenden Monde gefälltes und recht ausgetrocknetes Harzholz kann man ſo gar zu Schwellen gebrauchen, und wenn ſie hoch genug liegen, dauern ſie den eichenen Schwellen faſt gleich. Die harten Sorten des Harzholzes dienen vornämlich zu allerlei Hausgeräthe, als: Schränken, Tiſchen, zur Belegung der Fußböden, zu Täfelwerk in Staatszimmern ꝛc. Zu letzterer Abſicht iſt inſonderheit das Cedern- wie auch das Wachholderholz, wegen des angenehmen Geruches, vortrefflich.

Was beim Säen der Harzbäume zu bemerken iſt, wird im Art. Holz-Bau, und das beim Fällen derſelben zu beobachtende, im Art. Holz-Schlagen, vorkommen.

Kurze Anzeige einiger fremden Bäume und Stauden, aus welchen ein balſamiſch Harz und beſonders Gummi gezogen werden kann, ſt. im 10. B. des allgem. öconom. Forſtmagazins, Frf. und L. 1767, gr. 8. S. 206—225.

C. H. v. Bonn Erfahrung, welchergeſtalt das zum Bauen, auch andern Behuf zu verwendende Nadeln- oder Tangelholz beſtens zu erhalten, auch dauerhaft und nützlich zu bereiten und anzuwenden, ſt. in der churfürſtl. braunſchw. lüneb. Landwirthſchaftsgeſellſch. Nachrichten ꝛc. 1. Band, Zelle, 1769, 8. S. 169—180.

J. G. F. Knoche Gedanken über das in Deuſchland bekannte Nadelnholz, ins beſondere, welche Arten deſſelben ſich zum Bauweſen und andern nützlichen Behuf am vortheilhafteſten verwenden laſſen, und wie edes in ſeiner Art am dienſamſten zu gebrauchen ſey, ſt. ebendaſ. S. 156—169.

Jo Ge. Siegesbeck Abhandlung de Ixophytis, ſive de plantis viſcoſis & arboribus reſiniſeris: oder, von denen Gewächſen und Bäumen, welche eine klebrichte Fettigkeit von ſelbſt extrudiren, ſt. in Büchners Miſcellan. phyſ. med. mathemat. v. J. 1730, Erf. 1734. 4 S. 1264—1267.

Harz-Kappe, ſiehe oben, S. 58.

Harz-Klee, Pſoralea Linn; ſiehe unter Klee.

Harz-Kraut, Creſſa Linn. eine Gattung Pflanzen mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen. Man kennt bisher nur eine Art: Chamæpitys incana, exiguo folio *Bauh.*

Quamoclit minima humifuſa paluſtris, herniariae folio *Tourn.* Anthyllis *Raj. Alp.* & *Magnol.* Creſſa cretica *Linn.* cretiſche Kreſſe. Die Pflanze wächſt an ſalzigen Ufern in Creta, und in Rom an den Mündungen; iſt klein, auf der Erde ausgeſtreckt, und überall gleichſam mit Puder beſtreut, und mit vielen kleinen Blättern bedeckt. Von ihrem Nutzen iſt mir nichts bekannt.

Harz=Kuchen, Ballen oder Kuchen aus den Träbern, welche übrig bleiben, wenn das Harz in den Pechhütten ausgeſotten worden

Harz=Meſſer, ſiehe oben, S. 62.

Harz=Meſte, ſ. oben, S. 62.

Harz=Pech, ſ. Pech.

Harz=Reißer, ſ. oben, S. 58.

Harz=Scharre, ſ. oben, S. 62.

Harz=Scharrer, ſ. oben, S. 58

Harz=Schlacke, im Hüttenbaue auf dem Harzwalde, ein Name der alten Schlacken von den ehemaligen Hüttenarbeiten, welche ſorgfältig aufgeſucht und mit zum Vorſchlage gebraucht werden.

Harz=Tanne, ſ. Harz=Baum.

Harz=Wald, ſ. oben, S. 49, fgg.

Harzen, ſ. oben, S. 58.

Haſard, ſ. Th. XIX, S. 210.

Haſard=Spiel, ſ. unter Spiel.

Haſchen, (*) durch Geſchwindigkeit in ſeine Gewalt bekom=

(*) Bei unſern ältern Schriftſtellern kömmt dieſes Wort nicht vor; allein, es kann deſſen ungeachtet alt genug ſeyn. Friſch leitet es mit hetzen auf eine ſeltſame Art von dem Jägergeſchreye he! he! her; Andere von raſch, geſchwinde. Im Schwed. iſt Haske Gefahr, und haske, Schrecken einjagen, imgleichen nachſtellen, und hievon ſoll, Hrn. Ihre zu Folge, unſer haſchen abſtammen, oder vielmehr, es ſoll ein und eben daſſelbe Wort mit demſelben ſeyn. Allein, da dieſes eigentlich weder den Begriff des Schreckens, noch der Gefahr, noch der Nachſtellung, wohl aber der Geſchwindigkeit bei ſich führt, welcher Nebenbegriff dieſem Worte weſentlich iſt, ſo ſcheint es zu dem in den niedrigen Sprecharten üblichen huſch! zu gehören, womit man in manchen Fällen die Geſchwindigkeit ausdrückt, oder vielmehr nachahmet.

kommen, mit Geſchwindigkeit fangen; im gem. Lebe[n] und der vertraulichen Sprechart. Fliegen haſchen Hühner haſchen. Die Kinder haſchen ſich, wen[n] ſie ſich im Laufen oder laufend zu ergreifen ſuchen. J[n] der anſtändigen Sprechart iſt dafür erhaſchen od[er] fangen üblicher

Haſchih, ſ. *Hachis.*

Haſchiren, ſ. Hachiren.

Haſe. (*) 1. Eigentlich ein fünfzehiges, mit Haare[n] verſehenes, eßbares, vierfüßiges Thier, mit ſehr lan[-] gen Ohren, welches ſich von Kräutern, Kohl, Baumrinden und Feldfrüchten nähret, und mit offenen Augen ſchläft. Die Furchtſamkeit, Geſchwindigkeit, Poſſierlichkeit und andere Eigenſchaften dieſes wehrloſen Thieres haben zu verſchiedenen ſprichwörtlichen R. A. Anlaß gegeben, welche aber nur im gem. Leben üblich ſind. *Viel Hunde ſind des Haſen Tod. Er bleibt bey ſeinen Worten, wie der Haſe bei der Trommel*, ſagt man von einem veränderlichen Menſchen, der ſich beſtändig wider-

 ſpricht,

(*) Dieſes Thier heißt im Niederſ. gleichfalls Haſe, im Holländ. Haeſe, im Franz. Haſe, und ſo gar im Arab. Hazaz. Andere Mundarten verwandeln das s in r, wie in dem Angelſ. Hare, dem Iſländ. Hiere, dem Engl. Dän. und Schwed. Hare, geſchieht. In Karelen heißt er Hitta, nach einer eben ſo gewöhnlichen Verwechſelung des Ziſchlautes mit dem t. Die Abſtammung iſt ungewiß, weil mehrere Wörter mit faſt gleicher Wahrſcheinlichkeit Anſpruch darauf machen können. Junius und Friſch leiten es von Haar her, weil ber Haſe ein ſehr haariges Thier iſt. Andere von haren, ſchreyen, weil dieſes Thier im Winter ein durchdringendes Geſchrey macht. Noch andere von dem Angelſ. har und haſe, grau. Mit faſt noch mehrerer Wahrſcheinlichkeit kann man es von haſt, Eil, haſten, eilen, ableiten, weil dieſes Thier ſehr flüchtig iſt, daher es auch im Lat. Lepus, gleichſam Levipes, oder vom Niederſ. lopen, laufen, ſoll ſeyn genannt worden. Auch das veraltete haſen, ſchrecken, und erhaſen, erſchrecken, kann darauf Anſpruch machen, welches zu dem Schwed Haske, Gefahr, gehört. Siehe Häßlich; da denn der Name dieſes Thieres vornämlich deſſen ſchreckhafte, furchtſame Natur ausdrücken würde. In der Mark Brandenburg, in Sachſen und vielleicht auch anderwärts, pflegt man ihn Märken zu nennen.

ſpricht, nie ſein Wort hält. Da liegt der Haſe im Pfeffer, das iſt die Urſache des Uibels, hinc illae lacrymae. Der Haſe brauet, ſagen die Niederſachſen, wenn ſich ein gewiſſer dicker Nebel nahe an der Oberfläche der Erde erhebt. (*)

2. Figürlich. 1) Der geſpickte Haſe, ein Inſtrument zur Tortur bei der Aufziehung auf die Folter oder Leiter, welches aus einer umgehenden Welle mit Zacken beſteht, ſo dem Verbrecher unter dem Rücken zu liegen kömmt, und denſelben aufreißt. 2) Ein furchtſamer Menſch, im gem. Leben und der vertraulichen Sprechart. Er iſt ein Haſe, oder ein furchtſamer Haſe. Von einen ſolchen Menſchen ſagt man auch im g. L. er habe ein Haſenherz. Siehe Haſen-Panier. 3) Ein poſſierlicher, ſpaßhafter Menſch, gleichfalls nur im g. L. den man auch wohl einen Haſenfuß oder Haſenkopf zu nennen pflegt: ſiehe Haſen-Fett, Haſen-Schrot und Haſeliren. 4) Ein einfältiger, thörichter Menſch, der im g. L. auch ein Haſenkopf genannt wird.

* * *

Der Haſe, Lepus *Raj.* Lepus cauda abrupta, pupillis atris *Linn.* Fr. Lièvre, iſt ein unter die Niederjagd oder das kleine Weidwerk gehöriges Wildbret. Es iſt eine allgemeine Benennung beider Geſchlechter dieſes Thieres. Will man ſolche unterſcheiden, ſo heißt das männliche der Haſe in engerer Bedeutung, oder auch der Rammler; Fr. Bouquet, Bouquin, oder Bouquain; und das weibliche, die Häſin, der Mutterhaſe, Setzhaſe oder Satzhaſe. Die übrigen weid-

(*) Man hüte ſich. dieſen Ausdruck für eine figürliche R. A. zu halten. Haſe, engl. Haze, iſt ein dicker Nebel, vielleicht von har, hale, grau; brauen aber ſteht hier intransitive, für aufſteigen, ſich wie ein ſidendes Waſſer erheben. Es bedeudet alſo die R. A. die den erſten Anſcheine nach ſinnlos iſt, eigentlich ſo viel als: es ſteigt ein dicker Nebel auf.

weidmänniſchen Redensarten vom Haſen ſind: Der Haſe macht ein Männchen, wenn er auf den Hinterfüßen ſitzt, den Kopf in die Höhe recket, und mit den Vorderfüßen den Kopf und Bart putzet; der Haſe rückt gen Feld oder Holz; er fährt; wird behetzet oder gehetzt; wird von Hunden gerahmet, wenn ihm die Hunde zu nahe kommen, aber doch fehl greifen, und er ſich herum wendet; wird von Hunden gegriffen, oder gefangen; er ſchreyet; wird erwürget, genickt, wenn man ihm mit flacher Hand herunter das Genick abſchlägt; er ſitzt, oder drückt ſich im Lager, nicht er liegt; ihre Vermiſchung heißt rammeln; der Haſe ſetzt, wenn er junge bekömmt; er hat einen Balg, nicht Fell; Löffel, nicht Ohren; Sprünge, nicht Hinterfüße; Läufe oder Läufte, nicht Klauen; iſt fett, nicht feiſt; er hat Wolle oder Haare; er ſpringt über das Zeug oder über Wege und Gräben, nicht fliehet; einen Abſprung thut er, wenn er einen Wiedergang gethan hat, und alsdann davon auf die Seite ſpringt; er wird ausgeworfen, nicht aufgebrochen; geſtreift, nicht zerwirkt.

Die Haſen bekommen, nach den Gegenden, in welchen ſie ſetzen und ſich aufhalten, verſchiedene Benennungen. Diejenigen, welche ſich auf den Alpen, und in den nördlichen Ländern auf felſigen hohen Gebirgen und in ſandigen Gegenden aufhalten, heißen Berghaſen, Sandhaſen und Steinhaſen; diejenigen, welche ſich in den Gründen und Thälern aufhalten, Grundhaſen; die in Feldern oder kleinen angrenzenden Wäldern wohnen, und ſich allein auf den Fruchtfeldern nähren, Feldhaſen oder Landhaſen; die in großen Hölzern oder Wäldern ſetzen, und daſelbſt ihren einzigen oder meiſten Aufenthalt und ihr Geäß haben, und nur ſelten gen Feld rücken, Buſchhaſen, Holzhaſen, oder Waldhaſen; diejenigen endlich, die ſich in Moräſten, Brüchen, an flachen Teichen und Strö-

men, und überhaupt in naſſen Gegenden aufhalten, ohne auf trockne Felder zu gehen, Bruchhaſen oder Sumpfhaſen, Fr. Lièvre ladre.

Die Beſchaffenheit des Erdbodens hat, ſo wie auf alle Thire, alſo auch auf die Haſen, einen großen Einfluß. Die Berghaſen ſind viel größer und dicker, als die Feldhaſen, und weichen auch in der Farbe von ihnen ab; ſie ſind bräuner und haben auch mehr Weiſſes unter der Kehle, als die Feldhaſen, welche faſt roth ſind. In hohen Gebirgen und den nördlichen Gegenden werden ſie im Winter gemeiniglich weiß, und nehmen im Sommer ihre gewöhnliche Farbe wieder an; doch giebt es einige, und dieſes ſind vielleicht die älteſten, welche beſtändig weiß bleiben, denn alle werden mit zunehmendem Alter mehr oder weniger weiß. In warmen Ländern, als z. B. in Italien, Spanien und der Barbarey, ſind die Haſen kleiner, als in Frankreich und andern nördlichen Ländern. Nach des Ariſtoteles Berichte waren ſie auch in Aegypten kleiner, als in Griechenland. Sie ſind in allen Ländern ſehr häufig anzutreffen: in Schweden, Dänemark, Polen, Muskau, England, Frankreich, Deutſchland, in der Barbarey, in Aegypten, in den Inſeln des Archipelagus, beſonders aber in Delos (heut zu Tage Idilis,) ſo auch die Alten dieſe Inſel, wegen der großen Menge Haſen, die ſich auf derſelben befanden, Lagia (aus dem Grich. Λαγός, ein Haſe,) nannten. Endlich giebt es ihrer auch viele in Lappland, wo ſie 10 Monate im Jahre weiß ſind, und nur in den 2 heißeſten Sommermonaten ihre falbe Farbe wieder annehmen. Hieraus erhellet, daß ihnen die Himmelsgegenden beinahe einerlei ſind; indeſſen bemerkt man doch, daß es in dem Orient weniger giebt, als in Europa, und in dem mittäglichen Amerika wenige oder faſt gar keine, ob man gleich einige in Virginien Canada, und ſo gar in den benachbarten Ländern an

der

der Hudſonsbay und der magellaniſchen Meerenge antrifft. In außerordentlich heißen Gegenden, als: Senegal, Gambia, Guinea, und vornämlich in den Diſtricten Fida, Apam, Acra, und in einigen andern unter dem heißen Erdgürtel in Afrika und Amerika liegenden Ländern, in Neuholland, und auf den Inſeln der Meerenge von Panama findet man ebenfalls Thiere, welche die Reiſenden für Haſen angeſehen haben, die aber mehr eine Art von Kaninchen ſind.

Seiner äußerlichen Geſtalt nach, übertrifft der Haſe an Größe die Kaninchen. Er hat einen kurzen, dicken, und vorn, von der Schnauze bis an den Anfang der Ohren, gebogenen Kopf, eine bis an die Naſenlöcher geſpaltene Oberlippe, (daher man eine jede geſpaltene Lippe eine Haſenſcharte zu nennen pflegt, wovon ich weiter unten ſprechen werde,) einen aus Borſten beſtehenden Knebelbart, und in jedem Kinnbacken zween Schneidezähne; große herausgetriebene Augen, und kurze, gleichſam abgeſchnittene, Augenlieder, daher er auch die Augen allezeit offen hält, ja ſo gar mit offenen Augen ſchläft. Er hat lange und ſpitzige Ohren (Löffel); er hört, da er immer auf der Flucht iſt, und beſtändig fürchten muß, gejagt zu werden, außerordentlich leicht, und iſt deswegen noch über dies mit einer beinernen Röhre in den Ohren verſehen, die, wie ein natürliches Schallloch, ihre Richtung hinterwärts nimmt, damit dieſem ſchüchternen und verfolgten Thiere auch der geringſte und entfernteſte Laut, der von hinten kömmt, nicht, ohne daſſelbe zu warnen, entgehen könne. Der Leib iſt länglich, und beinahe überall von gleicher Dicke. Die Vorderfüße ſind fünfzehig, und viel kürzer, als die Hinterfüße, welche nur vier Zehen haben. Jede Zehe iſt mit einem in der Haut verborgenen Nagel beſetzt. Die Füße, und ſelbſt die Fußſohlen, ſind ganz behaart. Der Schwanz (das Blümchen) iſt kurz, und in die Höhe gekrümmt. Die

Haare (Wolle) haben auf dem Rücken eine graue, an den Seiten eine röthliche, am Bauche und Schwanze aber eine weiße Farbe. Das die Haſen in den nördlichen Ländern, wo ſie auch größer ſind, als in den ſüdlichen Gegenden, im Winter weiß werden, habe ich bereits erwähnt; worunter inſonderheit die ſo genannten tyroliſchen Schneehaſen berühmt ſind. Schwarze Haſen gehören unter die Seltenheiten. Die gehörnten Haſen, wovon man in den Schriften der Naturforſcher Beiſpiel antrifft, ſind nicht als eine beſondere Gattung, ſondern nur als eine Abweichung von den gewöhnlichen Naturgeſetzen, anzuſehen; worunter auch das in den berlin. Nachrichten von 1750 angeführte Beiſpiel eines Haſen gehört, deſſen vorderſte Zähne des unterſten Kinnbackens, wie am wilden Schweine, hervor rageten. Ehemals waren viele der irrigen Meinung, daß die Haſen insgeſamt Zwitter wären, oder daß es wenigſtens viel Zwitter unter dieſen Thieren gäbe, weil ſich bei dem männlichen Haſen (dem Rammler), der Ruthe gegen über, an dem äußern Theile der haarigen Haut eine Oeffnung befindet, welche mit der weiblichen Scham einige Aehnlichkeit hat. Von den verſchiedenen Kennzeichen, woran beide Geſchlechter zu unterſcheiden ſind, werde ich weiter unten ſprechen.

Dieſe Thiere ſind überaus fruchtbar, und ſogleich im erſten Jahre ihres Lebens zur Zeugung geſchickt. Sie begatten ſich (rammeln) im Febr. und März, auch zuweilen ſchon im Jäner, nachdem nämlich das Wetter gelinde iſt, wiewohl ſolche frühzeitige Junge, wenn ſie nach 4 Wochen geſetzt werden, mehrentheils von der Kälte, und dem ſtarken Schnee, wieder umkommen. In gedachten Monaten kommen 4 bis 5 Meilen weit, ganze Schaaren Haſen, welche die Weibchen aufſuchen. Das Rammeln geſchieht mit ſo groſſer Begierde, daß oft hinter einer Häſinn 3 oder 4

Rammler herlaufen. Das Bewundernswürdigſte iſt, daß die Häſinnen zuweilen rammeln, wenn ſie trächtig ſind, und das daher aus der ſonderbaren Structur ihrer Geburtstheile eine Ueberfruchtung oder doppelte Frucht entſteht. Denn die Mutterſcheide und der Körper der Mutter gehen in eins fort, und es findet ſich weder Muttermund, noch Mutterhals, wie bei andern Thieren, ſondern die Mutterhörner haben jedes eine Oeffnung, welche bis in die Mutterſcheide geht, und ſich bei der Geburt ausdehnt. Dieſe beide Hörner ſind alſo gleichſam zwo verſchiedene, von einander völlig abgeſonderte Bährmütter, ſo daß dieſe Thiere zu verſchiedenen Zeiten durch eine jede dieſer Bährmütter empfangen und ſetzen können, und daß alſo die doppelten Geburten bei dieſen Thieren weit häufiger, als bei andern ſind, welche dieſes doppelte Werkzeug nicht haben. Die Häſinnen können demnach zu allen Zeiten hitzig und trächtig ſeyn; und noch eine andere Sonderbarkeit in der Bauart ihrer Geburtsglieder dient zum Beweiſe, daß ſie eben ſo geil als fruchtbar ſind. Die Eichel ihrer weiblichen Ruthe iſt hervor ragend, und beinahe eben ſo ſtark, als die Eichel der männlichen; und da die Scham faſt nicht ſichtbar iſt, die Männchen auch in ihrer Jugend keinen ſichtbaren Hodenſack noch Hoden haben, ſo iſt es öfters ſehr ſchwer, das Männchen vom Weibchen zu unterſcheiden. Auch dieſes hat zu der bereits erwähnten Behauptung, daß es viele Zwitter unter den Haſen gebe, Anlaß gegeben. Die Weibchen tragen gemeiniglich nur 30 oder 31 Tage, und ſetzen 3, 4. auch mehr Junge auf einmal, welche mit offenen Augen geboren werden. Die Mutter ſäugt ſie nicht länger, als ungefähr 20 Tage, und läßt alsdann den Rammler wieder zu. Ordentlicherweiſe geſchieht der erſte Satz im März, wo altes Gras, dicke Saat und Farnkraut iſt, in Sträuchlein, oder an einen kleinen Erdhügel. Die Jungen von dieſem Satze werden

daher Märzhaſen genannt. Der zweyte Satz geſchieht im May. Bey dem dritten, welcher im Jul. geſchieht, bekommen ſie zuweilen 5 bis 6 Junge, welche ſie ſchon beſſer, als bei den beiden erſten Sätzen im Getreide verbergen können. Gegen den September folgt der vierte Satz. Dieſer Fruchtbarkeit wegen, pflegen die Jäger zu ſagen, der Haſe gehe ſelb-ander vom Holze in das Feld, und gehe um Bartholomäi ſelb 15 oder 17 wieder zu Holze. Die Jungen müſſen nach 20 Tagen, da ſie die Mutter verläßt, ſelbſt ihre Nahrung ſuchen. Sie verlaſſen die Gegend nicht, wo ſie zur Welt gekommen ſind, leben aber dennoch einſam, und machen ſich in ihrem Revier jedes ſein beſonderes Lager. Daher kommen die Holzhaſen, d. i. diejenigen, die in großen Waldungen geſetzt werden, wenig, oder doch gar nicht weit, in die Felder, weil ſie nächſt demjenigen, was ſie zu ihrer Nahrung allenfalls auf dem Felde finden, auch Eicheln und allerley Holzkräuter freſſen. Die in den kleinen Feldhölzern geſetzten aber laufen alle Nächte nach ihrer Nahrung auf das Feld, und gehen früh, zumal wenn es windig iſt, wieder zu Holze. In den langen Sommertagen gehen ſie Abends gegen 5 oder 6 Uhr aus dem Lager. Die noch ſäugenden Häſinnen ſtehen auch zuweilen ſchon Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr auf. Wenn ſie die Jungen tränken wollen, locken ſie dieſelben, indem ſie mit den Löffeln zuſammenſchlagen, und dadurch ein ziemlich lautes Geklapper erregen. Die Feldhaſen hingegen, oder diejenigen, welche in den weiten und flachen Feldern geſetzt werden, bleiben auch meiſtens beſtändig daſelbſt, ändern aber ihr Lager oder Geſäß im Jahre verſchiedenemal. Denn im Frühlinge, wenn Froſt und Schnee vorbey ſind, ſetzen ſie ſich gern an die Ränder in die Miſtſtücke oder Stürzäcker; wenn aber die Saat ſo hoch gewachſen iſt, daß ſie ſich darin verbergen können, ſuchen ſie ihre Zuflucht in derſelben

bis zur Aerndezeit, da ſie ſich denn immer aus einem Getreidefelde in das andere jagen laſſen, bis alles geſchnitten iſt. Alsdann ſetzen ſie ſich in das alte noch ſtehende Gras, und in die Haferſchwaden. Entgeht ihnen aber auch dieſes, ſo begeben ſie ſich in die Kornſtoppeln, Flachsäcker, Kohlgärten ꝛc. Zu Winterszeit und bei tiefem Schnee machen ſie ſich in die Windwehen, auch in die Weiden- und Erlengründe. Auf den pyrenäiſchen Gebirgen ſollen ſich die Haſen Höhlen, wie die Kaninchen, graben.

Ihr Geäß beſteht in Gras, Wurzeln, Blättern, Früchten, Getreide, und, was die Holzhaſen betrifft, zur Herbſtzeit Eicheln. Sie ziehen diejenigen Pflanzen vor, welche einen milchartigen Saft haben. Inſonderheit gehen ſie auch, wie die Kaninchen, der Peterſilie ſehr nach. Auf den Getreidefeldern, ſowohl von der Winter- als Sommerfrucht, beißen ſie die Halme unten an der Erde ab, um einen deſto freyern Weg durch das Getreide zu haben. Im Winter ſchälen ſie die Rinde von den Bäumen, und außer der Erle und Linde iſt faſt kein einziger Baum, den ſie verſchonen. Sie gehören, nebſt den Kaninchen, mit Recht in das Regiſter der Holzverwüſter, zumal ſie auch da, wo das andre Vieh nicht durchbrechen kann, hinein zu kommen wiſſen. Sie freſſen eine ganze Pflanzung, wenn ſie noch ſehr jung iſt, rein weg, oder kneipen im Frühlinge und Sommer, zu ihrer Bequemlichkeit, um ſich, wie in den Getreidefeldern, einen ganz freyen Weg zu machen, und bey Thau- und Regenwetter ein gutes Lager zu bekommen, die jungen Aeſte ab. Auch wenn ſie die Pflanzen nur benagen, ſo erholen ſich dieſe doch davon niemals wieder. Inſonderheit aber kann zur Winterszeit, wenn ſtarker Schnee fällt, durch einen einzigen Haſen an jungen Büchen und anderm Holze, großer Schade geſchehen. Man hat Beyſpiele, daß junge Eichwälder ganz ausgegan-

gegangen ſind, weil die Haſen die zarten Stämmchen im Winter angefallen, und ihre Rinde abgeſchälet haben.

Um di: Haſen von den jungen Pflanzen abzuhalten, kann man gegen den Winter trockne abgehauene Zweige und Buſchwerk ausbreiten laſſen, wodurch es dieſen Thieren zu beſchwerlich wird, daſelbſt herum zu hüpfen, und die jungen Loden aufzuſuchen.

Damit die Haſen die gepflanzten jungen Bäume in den Gärten und auf dem Felde nicht aufreſſen, ſoll man, nach Anzeige des Goth. gemeinnütz. Wochenbl. v. J. 1779, S. 60, Baumöhl und Hirſchkolbenöhl, jedes für 6 Pfenn., nehmen, und die Bäumchen damit beſtreichen. Der Geſtank hiervon iſt den Haſen zuwider. Man muß ſich aber in Acht nehmen, daß nichts davon an die Kleider komme, weil der Geſtank davon in langer Zeit nicht wegzubringen iſt. Dieſes Mittel dürfte wohl noch einmal zwiſchen Weihnachten und Lichtmeſſe zu wiederhohlen ſeyn; da hingegen, wenn, ſtatt des Baumöhls, altes Schmier mit Hirſchkolbenöhl, Terpenthin und Teufelsdreck in einem irdenen Tiegel zuſammen geſchmolzen, und die Bäume damit beſtrichen werden, dieſer den Haſen ſo unleidliche Geſtank weit in den Frühling hinaus fortdauert, und alſo keiner Wiederholung bedarf.

Man kann auch, um die Haſen von Bäumen abzuhalten, den Schaft derſelben, ſo hoch als die Haſen reichen können, mit einer Salbe von altem Thran oder Fett, mit zerriebenem Schießpulver vermiſcht, beſchmieren; oder mit einer Maſſe von Rindsblut und Lehm beſtreichen.

Wie die Haſen von den Krautländern abzuhalten, ſiehe unter Kohl.

Wennn man die Haſen in den Häuſern jung erzieht, füttert man ſie mit Salat und Hülſenfrüchten; doch iſt dergleichen Wildbret jederzeit von ſchlechtem Geſchmacke.

Im 35. B. d:r überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a.d. J. 1773, S. 92, meldet der Pfarrer zu Alsheda, Hr. Krempf, eine trächtige Häſin ſey vergangenes Jahr, d. 12 Jun. vom Hrn. Aſſeſſor Riddersköld. in Småland, in vieler Gegenwart geſchoſſen worden, ſie ward ſogleich geöffnet, und man fand in ihr 6 vollkommene Junge; weil ſie noch Leben zeigten, nahm er einen aus der Mutter, und

ließ ihn nach Hauſe in den Garten bringen, zu verſuchen, ob er aufzufüttern wäre. Der Verſuch gelang, der junge Haſe kam auf, und ward ſo lebhaft als ein anderer.

Im Winter pflegen die Haſen mit vielen Spuren, Wiedergängen und Abſprüngen vorſichtig herum zu laufen; wovon weiter unten, bei Beſchreibung ihrer Jagd, Anzeige geſchehen wird. Sie vermerken von Natur das Wetter und den Wind, und verändern daher ihr Lager. Bey Regenwetter machen ſie ſolches im Felde auf einem Hügel, Furche, Stamm oder Wurzel, alten Graſe oder Farnkraut, graben vor ſich eine längliche Grube gegen den Wind; und ſetzen ſich mit dem Hintern rückwärts hinein, weil ſie zu ſolcher Zeit in dem Buſche nicht bleiben, noch ſich die Regentropfen von den Blättern beunruhigen laſſen können. Wenn es hingegen kalt und windig iſt, ſo ſuchen ſie das Gehölz und die Büſche. Im Winter machen ſie ihr Lager gegen die Sonne; im Sommer aber, wegen des Schattens, nach der Nordſeite. Wenn ſie des Nachts vom Thau oder Regen naß geworden ſind ſind, trocknen ſie ſich bey Tage und bey Sonnenſchein in den Furchen wieder ab.

Wenn ein Paar alte Haſen eine Gegend zu ihrer Wohnung eingenommen haben, ſo laſſen ſie daſelbſt keine fremde aufkommen, ſondern beißen und kratzen ſie weg, außer diejenigen, die von ihnen geboren worden.

Die Haſen ſchlafen oder ruhen den Tag über im Lager, und leben gleichſam nur des Nachts; denn alsdann laufen ſie herum, ſuchen ihre Nahrung, und rammeln. Bey Mondenſchein ſieht man ſie öfters mit einander ſpielen, ſpringen und einander jagen. Die geringſte Bewegung aber, das Rauſchen eines fallenden Blattes, iſt hinlänglich, ſie zu ſtören. Sie fliehen, und jeder nimmt einen andern Weg. Sie Schlafen viel, und zwar mit offenen Augen. Ihre Augenlieder ſind mit

keinen

feinen langen Haaren (Wimpern) verſehen, und ſie ſcheinen ein ſchlechtes Geſicht zu haben; dagegen haben ſie, gedachter Maßen, gleichſam zur Schadloshaltung ein ſehr feines Gehör. Sie wenden ihre großen Löffel mit großer Leichtigkeit, nach allen Seiten, und bedienen ſich derſelben, wie eines Steuerruders, ihren Lauf zu richten, welcher ſo ſchnell iſt, daß ſie allen andern Thieren leicht zuvor kommen. Da ihre vordere Pfoten kürzer ſind, als die hintern, ſo iſt es ihnen leichter bergan zu laufen, als bergab; daher ſuchen ſie auch, wenn ſie verfolgt werden, zuerſt einen Berg zu erreichen. Ihre Bewegung in ihrem Laufe iſt eine Art von Galopp, und beſteht in einer Folge leichter und hurtiger Sprünge. Sie laufen, ohne das geringſte Geräuſch zu machen, weil ihre Pfoten über und über, auch ſogar unter den Ballen, mit Haaren bedeckt ſind. Sie ſind auch vielleicht die einzigen Thiere, welche inwendig im Maule Haare haben.

Die Raben und Krähen thun den Haſen viel Schaden, ſowohl wenn ſie noch jung, als auch, wenn ſie alt und erwachſen ſind. Zwo Krähen können einen alten Haſen ſo gut ſtoßen, als ein Raubvogel.

Ein Haſe lebt höchſtens ſieben oder acht Jahre; und die Dauer ſeines Lebens iſt, wie bei andern Thie-Thieren, nach der Zeit, in welcher ſie zu ihrer völligen Größe gelangen, proportionirt. Sie erhalten faſt ihr ganzes Wachsthum in einem Jahre. Man will behaupten, daß die Männchen länger als die Weibchen leben. Sie bringen ihr Leben in der Einſamkeit und im Stillſchweigen zu; und man hört ihre Stimme nicht eher, als wenn man ſie mit Gewalt greift, wenn man ſie martert oder verwundet. Es iſt kein ſcharfes Geſchrey (Kreiſchen), ſondern eine ziemliche ſtarke Stimme, welche dem Klange der Menſchenſtimme faſt gleich iſt. Sie ſind nicht ſo wild, als es ihre Eigenſchaften und Sitten anzuzeigen ſcheinen. Sie ſind ſanftmü-

rhig, und einer Art von Erziehung fähig. Sie werden leicht zahm, und ſo gar liebkoſend; ſie ergeben ſich aber niemals ſo ſehr, daß ſie Hausthiere werden könnten. Denn ſelbſt diejenigen, welche ganz klein gefangen und im Hauſe erzogen worden, ſetzen ſich bey der erſten Gelegenheit in Freyheit, und fliehen wieder in das offene Feld. Da ſie ein leiſes Gehör haben, und gern auf den Hinterläuften ſitzen, und ſich der Vorderpfoten als Arme bedienen: ſo hat man einige ſo weit gebracht und abgerichtet, daß ſie die Trommel geſchlagen, und tactmäßige oder tanzartige Bewegungen gemacht haben.

Die Haſen haben ein ſchwaches Leben, und ſterben von einem leichten Druck. Ihre Eingeweide ſind zuweilen mit Blaſen beſetzt, welche man Pocken nennt, und wovon ich im Art. Pocken handeln werde.

Der Auswurf (die Loſung, das Gelos) des Haſen iſt klein, trocken und eckig; bei einer Häſin aber gröſſer, runder und feuchter.

Zur Verbeſſerung der Wildbretreviere, iſt es nöthig, das Haſenwildbret, wie das Roth- und Schwarzwildbret, im Winter mit einiger Fütterung zu verſehen. Wenn tiefer Schnee liegt, können die Haſen nicht zur Saat kommen, und fangen alſo entweder an, die jungen Bäume zu benagen und abzuſchälen, oder ſich nach den Gärten zu begeben, um ſich von dem grünen Kohl und der Rinde der jungen Obſtbäume zu nähren. Um dieſes zu verhüten, thut man wohl, etwas Heu hin und wieder in den Feldbüſchen und Remiſen aufzuhängen, und ſie daran ihre Nahrung nehmen zu laſſen; oder wenn ſie nicht häufig ſind, und ſich in die Gärten ziehen, muß man Aufſicht auf die Zäune haben, ob etwann die Eigenthümer daſelbſt Löcher mit Drathſchlingen angebracht haben.

Um

Um in kurzer Zeit eine große Menge Haſen auf dem Reviere zu erhalten, und dieſes Wildbret zu vermehren, iſt der ſicherſte Weg die Anlegung eines Haſengartens oder Haſengehäges. Wer ein kleines Feldhölzchen, ungefähr 100 Schritt lang, und eben ſo breit, dazu einzäunen will, wird in dieſem Raume 6 magdeb. Morgen einſchließen; und in demſelben 20 bis 30 Stück Haſen halten können. Es muß einen trocknen aber grasreichen Boden haben, mit vielen Sträuchern und Unterholze bewachſen ſeyn, auch ein offenes Fleckchen Land haben, welches abwechſelnd mit einigen Getreidearten bebauet iſt, und den Haſen eine angenehme Weide giebt. Waſſer bedarf es eben nicht; denn Haſen und Kaninchen trinken nicht. Der Garten wird mit einigen, auf einem Orte zuſammen laufenden Geſtellen oder Alleen durchſchnitten, wo ein kleines Bürſch- oder Schießhäuschen angebracht werden kann. Die Einfriedung eines ſolchen Gartens aber iſt koſtbar, daher man ihn nicht von gar zu großem Umfange machen darf. Wer eine Inſel mitten auf einem großen See oder breiten Fluſſe hat, und denſelben im Winter, wenn es friert, täglich 1 Ruthe breit, um die Inſel aufeiſen und beſtändig offen behalten kann, bedarf gar keiner Verzäunung, wohl aber einer unermüdeten Aufſicht, damit im Sommer keine Raubthiere durchſchwimmen, oder im Winter auf dem Eiſe hinüber laufen. Sicherer iſt es daher mit einem Zaune. Dieſer muß wie bey einem Faſanengarten angeleget werden. Es werden nämlich zuerſt, in der Entfernung von 10 Fuß, Pfoſten, die auf einer Seite glatt behauen, auf den übrigen aber rund gelaſſen, und nur von der Rinde entblößt ſind, 2 Fuß tief in die Erde; und 7 Fuß über derſelben, mit der glatten Seite außerhalb dem Garten, eingegraben. Zwiſchen jeder dieſer Pfoſten, wird ein kleines Fundament von Feldſteinen und Lehm, 1½ Fuß in die Erde, und ½ Fuß über derſelben, 2 F. breit,

breit gemauert, damit die Haſen ſich nicht unter den Zaun durchgraben können. Auf dieſem Fundament muß die Breterwand, an die glatte Seite der Pfoſten, dicht an einander genagelt werden. Oben auf die Pfoſten wird ein breites Bret etwas ſchräge genagelt, theils um den Zaun einigermaßen wider den Regen zu verwahren, theils aber auch das Ueberſteigen der Raubthiere zu verhindern.

Ein 200 Schritt langer und eben ſo breiter Garten, würde zu verzäunen koſten:

An Holz, zu 160 Fach, eben ſo viel Pfoſten. Wenn zu 4 Pfoſten ein Baum gerechnet wird, ſo ſind zu den Pfoſten 40 Bäume nöthig.

Die Pfoſten zu behauen, und den ganzen Zaun aufzurichten, kann entweder durch Frohndienſte, oder im Winter durch eigenes Geſinde geſchehen.

An Dielen, bezahlt man gemeiniglich das Stück, wenn es 24 Fuß lang, 1 Fuß breit, und ½ Zoll dick iſt, mit 6 Gr.; welches pro Schock 15 Rthlr. beträgt. Auf 2 Fächer rechnet man 2 Dielen; dieſes beträgt auf 160 Fächer, 640 Stück, oder 10 Schock 2 Mandel und 10 Stück Dielen, das Stück zu 6 Gr. - -	160 Rthlr.
Zur Befeſtigung dieſer Breter an die Pfoſten gehören zu jedem Bret 6 Stück ganze Bretnägel; beträgt 64 Schock, à 6 Gr. -	16 =
Dem Maurer das Fundament zu machen, für 160 Fach, à 6 Gr. - - -	40 =
Demnach koſtet der Zaun dieſes Haſengartens, ohne Fuhren, Pfoſtenholz und Arbeitslohn, die Pfoſten zu behauen, aufzurichten, und die Dielen anzunageln, weil dieſes durch eigenes Geſinde oder durch Frohndienſte geſchehen kann, - - - - -	216 Rthlr.

Wer aber Sageblöcke genug hat, und daraus die Dielen ſchneiden laſſen will, bezahlt für den Schnitt 2 Gr. alsdann koſten ihm die Dielen nur 53 Rthlr 8 Gr. und der ganze Zaun 109 Rthlr. 8 Gr.

An jeder Seite des Zaunes werden unten an der Breterwand, ein Paar Oeffnungen, 1 Fuß breit und 9 Zoll hoch, eingeſchnitten, worein Fallen geſteckt wer-

den, um die Raubthiere, die beſonders den Winter durch dieſelben in den Garten kriechen wollen, damit zu fangen.

Der Hauptnutzen eines ſolchen Haſengartens beſteht darin, daß man ihn wie eine Pflanzſchule für das Revier anſehen, und daraus alle Jahre eine beträchtliche Anzahl Haſen einfangen, und in das Freye ſetzen kann. Wenn man in jedem Frühlinge nur einen Beſtand von 10 Stück Mutterhaſen und 1 Paar Rammler darin behält: ſo kann man am Ende der Setzzeit, wenn man von den 4 Sätzen im Durchſchnitt auch nur 12 Junge rechnet, 120 Stück junge Haſen haben. Die größten vom erſten und zweyten Satz werden gleich im Herbſte ausgelaſſen, und auf 10 Stück junge Häſinnen zween Rammler gerechnet. Die halb erwachſenen Haſen aber behält man noch im Winter in dem Garten, damit ſie bey einer guten Fütterung recht erſtarken, und vor den Raubthieren mehr geſichert bleiben. Im folgenden Frühlinge werden auch dieſe ausgeſetzt. Was über dem Verhältniß der 2 Rammler auf 10 Häſinnen, an jungen und alten Rammlern übrig bleibt, wird entweder bey jedem Einfangen verkauft, oder in die herrſchaftliche Küche geliefert. Zu der Winterfütterung läßt man kleine Raufen machen, und legt ihnen darin etwas Heu, oder getrocknetes Wein-Rüſtern-Aeſchen- oder anderes Laub, inſonderheit auch den Abgang von Grün- und Weißkohlblättern, hin. Will man ſie im Jan. oder Febr. mit etwas Hafer erquicken, ſo werden ſie deſto zeitiger rammeln. Der Hafer wird ihnen in kleine Tröge vorgeſchüttet, und man kann 15 bis 16 Stück mit 1 Metze abſpeiſen.

In einem ſolchen Haſengarten muß man keine Haſen ſchießen, weil man leicht ein Weibchen ſtatt eines Männchens treffen kann; ſondern es iſt ſicherer, ſie in Netzen einzufangen.

(Hrn. Gr. v. Mellin) Verſuch einer Anweiſ. zur Anlegung, Verbeſſer. und Nutzung der Wildbahnen, Berl. und Stett. 1779. gr. 4. S. 112, f.

Die Haſen werden, inſonderheit an den Gränzen, mit Haſengarnen, Lauſch- oder Lückennetzen, auch Schleifen oder Drahtſchlingen gefangen, oder, da ſie durch Stöberhunde, und beym Klopf- oder Streifjagen aufgejaget worden, an den Wechſeln, mit kleinen bleyernen Körnern von mittlerer Größe, welche man Haſenſchrot nennt, geſchoſſen, mit abgerichteten Raub- oder Stoßvögeln, als: Falken und Habichten, gefangen, (welches die Haſenbeize heißt, und wovon ich in den Art. Beizvögel, Falk und Habicht, gehandelt habe) oder auch auf flachem ebenen Felde mit Windhunden gehetzt, oder auch ohne Hunde, bloß mit dem Pferde, forcirt.

Ehe wir den Haſen aufſuchen und jagen können, müſſen wir uns mit der Liſt und den Ausflüchten, welche dieſes kleine Thier gebraucht, um ſeinen Verfolgern zu entwiſchen, bekannt machen. Da der Rammler liſtiger als die Häſin iſt, und der eingeborne oder Revierhaſe mehr Winkelzüge und krumme Sprünge, als der fremde oder Sumpfhaſe macht: ſo müſſen wir zuvörderſt dieſe verſchiedene Arten von Haſen an äußerlichen Zeichen unterſcheiden, und hienächſt die gewöhnlichſten Kunſtgriffe, die der Haſe, ſowohl wenn er zu Lager geht, als auch wenn er gejagt wird, zu ſeiner Rettung auszuüben pflegt, kennen lernen.

Der Rammler iſt kürzer, röthlicher, und ſtärker von Lenden, als die Häſin; er hat einen kürzern, rundern und dickern Kopf, einen längern Bart, und kurze, breite und weißliche Löffel. Er ſcheint von fern, beſonders in der Rammelzeit, viele weiße Flecke auf den Hinterblättern zu haben; welches daher kömmt, weil ihm die andern Rammler während dem Rammeln die Wolle von den Keulen rupfen. Man kann ihn ferner an der Fährte oder Spur kennen. Seine Haken ſind breit, und die übrige Fährte iſt enge und ſehr ſpitzig; dabey ſind ſeine Nägel kurz und abgenützt. Er

bleibt feſt im Lager liegen, fährt ganz nachläſſig heraus, ſpitzt alsdann bald den einen, bald den andern Löffel, krümmt das Blümchen (den Schwanz) auf dem Rückgrathe, ſchnellt mit den Hinterläuften, und faßt endlich ſpornſtreichs den Weg, der ihn zu einem bekannten Gehölze oder Dorfe führt. Wenn man in der Rammelzeit der Nachtweide eines Rammlers nachgeht, ſo wird man finden, daß er die flachſten Felder durchſtrichen, und, ehe er ſein Lager genommen, große und lange Abſprünge gemacht hat. Dieſe Spuren, Wiedergänge und Abſprünge, welche man inſonderheit zur Winterszeit im Schnee am deutlichſten erkennen kann, findet man Fig. 1239 abgebildet. Wenn nämlich ein Haſe oder eine Häſin vom Felde A nach dem Holze B geht, und ſein Lager P abgeſehen hat, ſo geht er ein Stück Weges hinein, kehrt aber auf ſelbiger Fährte zurück aus B in C, und ſpringt auf die Seite ab, 10, 12 bis 14 Fuß weit, bis D; geht alsdann 20 oder mehr Schritte fort bis E, und macht wieder einen Abſprung aus E in F; geht alsdann fort bis G, kehrt wieder bis H zurück, thut hernach wieder einen Abſprung bis I, und marſchirt nach K zu, dann wieder zurück nach L, und ſo thut er noch einen Abſprung bis M, geht hernach bis N fort, alsdann wieder zurück bis O, und thut von hier bis ins Lager P ſeinen letzten Sprung. Sie thun aber nicht eben allemal drey Wiedergänge, ſondern bisweilen nur einen oder zween, hingegen wenigſtens 2 oder 3 Abſprünge gewiß, um die Hunde in der Spur zu verführen, daß ſie nicht wiſſen ſollen, wo ſie geblieben ſind oder ſich geſetzt haben.

Uebrigens iſt der Rammler gemeiniglich nicht ſtark im Leibe, weil er hin und wieder nur wenig äßet, und dadurch munterer bleibt, ſeinen Feind in der Ferne gewahr zu werden. Wenn er ſeine Nothdurft verrichtet, (loſet) ſo horcht und wittert er; und dieſes geſchieht

gemeiniglich auf einem Steine, oder auf einer großen Erdſcholle.

Wenn der Rammler, von dem ich voraus ſetze, daß er ein Revierhaſe iſt, gehetzet wird, ſo macht er ſeine erſte Tour in der Runde des Reviers ohne alle Winkelzüge. Die zwote fängt er zwar eben ſo an, endigt ſie aber doch durch einige Wiedergänge und Haken, welche jedoch die Hunde nicht ſehr in Verlegenheit ſetzen. Kömmt man ihm aber zum drittenmal eben ſo heftig auf den Hals, ſo macht er die Tour nicht ganz, ſondern geht mit dem Winde gerade aus, und wird alsdann gemeiniglich gefangen.

Die Häſin iſt größer und länger als der Rammler. Ihre Wolle auf dem Rücken iſt grau und fällt in das Schwärzliche. Ihre Hinterviertel ſind nicht ſo weiß und ſo fleiſchig. Die Blume iſt länger, nicht ſo weiß und breit, als beym Rammler. Ihr Kopf iſt mehr lang und ſchmal. Da ſie größer iſt als der Rammler, ſo iſt auch ihre Loſung größer, runder, mehr zermalmt und nicht ſo trocken, weil ſie ruhiger äßet und verdauet. Ihre Fährte iſt länger, breiter und geſpaltener, als die Fährte des Rammlers; denn da ſie oft trächtig iſt, ſo iſt ſie ſchwerer, und daher wird ihre Fährte weiter aus einander gedehnt. Sie hat viel mehr Wolle an den Läufen als der Rammler, und ihre Nägel ſind länger und ſchärfer, weil ſie nicht, wie jener, beſtändig herum ſchwärmt und aus einem Revier in das andere läuft. Man kann ferner die Häſin von dem Rammler an der Art und Weiſe, wie ſie des Nachts auf das Geäß geht, unterſcheiden. Sie weicht nicht aus dem erſten Korn- oder Gartenfelde, welches ſie antrifft. Befindet ſie ſich in einem Kornfelde, ſo hält ſie ſich da auf, wo das Getreide am dickſten ſteht, äßet und ſättiget ſich, ohne faſt von der erſten Stelle zu gehen. Wenn ſie ſatt iſt, und das Korn auf dem Halme ſteht, bahnt ſie ſich kleine Wege, auf welchen ſie

hin und her gehen kann, ohne daß ihr das Waſſer in die Löffel fällt. Eben dergleichen Wege bahnt ſie ſich auch durch die Dornen und kleines Geſträuch auf dem Zugange zu ihrem Lager. Wenn man ihrer Nachtweide nachgeht, ſo findet man, daß ſie nicht weit umher geſtrichen iſt, und daß ihre ganze angewandte Liſt in einigen Wiedergängen und in einem ziemlich weiten Abſprunge beym Eingange in ihr Lager beſteht.

Wenn man eine Häſin, die zwar größer als der Rammler iſt, aber doch weniger Stärke und Behendigkeit beſitzt, hetzet: ſo ſteht ſie weit eher, als jener aus dem Lager auf, weil ſie ſich ihrer Schwäche bewußt und mithin weit furchtſamer iſt. Da ſie, dieſer ihrer Schwäche wegen, nicht große Touren machen kann, ſo ſucht ſie, indem ſie beſtändig in der Gegend ihres Lagers herum läuft, ſich durch unzählige Wiedergänge von den Hunden los zu machen, läuft die nämlichen Schlupfwege und Fußſteige hin und her, und ſetzt dadurch gelaſſene Hunde in viele Verlegenheit. Bisweilen drückt ſie ſich nach dem letzten Wiedergange, wodurch die Hunde auf längere oder kürzere Zeit die Fährte verlieren, und die Jagd ſehr verzögert wird. Spüren ſie die Hunde endlich wieder auf, ſo gebraucht ſie ihre letzten und ſtärkſten Kunſtgriffe in den Dörfern, wo ſie ſich ſogar in offen ſtehende und unbewohnte Häuſer drückt. Wenn ſie aber Junge hat, ſo ſucht ſie hauptſächlich nur die Hunde aus dem Revier zu locken, geht daher ohne Rückſicht auf den Wind gerade aus, und wird alsdann nach einer kurzen Flucht gemeiniglich gefangen.

Wenn man einen Haſen ſpüret, der des Nachts ohne zu äßen, durch die beſten Kornfelder geſtreift hat, und nach vielen Wendungen und Winkelzügen auf den Heerſtraßen und Kreuzwegen, endlich ſein Lager auf einer flachen, trocknen und erhabenen Gegend, oder in einer Remiſe genommen hat: ſo kann man daraus

muthmaßen, daß es ein auswärtiger Liebhaber iſt, der die in ſeiner Gegend fehlenden Häſinnen anderwärts aufſucht, inſonderheit wenn ſolches im Jan. Febr. und März geſchieht. Die brünſtige Liebe, die ihn zu dieſer Wanderung gereizt hat, vertreibt bey ihm den Hunger; allein, die Sorgfalt für ſeine Sicherheit und für ſein Leben, die er auch unter dieſen Umſtänden nicht unterläßt, verurſachet, daß er ſich vorzüglich entweder auf Anhöhen, wo er ſeine Feinde in der Ferne entdecken kann, oder aber in Gehölzen lagert, wo er nicht vermuthet, daß man ihn aufſuchen werde. Wenn man dergleichen Haſen in einem Holze aufjagt, und ſie ſich in einer Viertelſtunde wohl 4, 5 auch mehrmal dahin zurück jagen laſſen, ſo kann man gewiß glauben, daß es auswärtige oder Streifhaſen ſind; ja, man kann im voraus verſichert ſeyn, daß ein ſolcher Haſe, der ſich nicht aus dem Gehölze getrauet, weil er die Gegend und die darin befindlichen Wege und Schlupfwinkel nicht kennt, gerade aus nach ſeinem Reviere laufen wird. Ein Haſe, der in ſeinem Reviere fehl gehetzt worden iſt, geht nach einiger Zeit dennoch wieder in ſeine Heimath.

Einen Sumpfhaſen kann man leicht erkennen, ſowohl wenn man ſeiner Nachtweide nachgeht, als auch, wenn man ihn jagt. Denn er macht alle ſeine Wiedergänge entweder im Waſſer ſelbſt, oder doch am Rande der Teiche und in Moräſten, wo er gemeiniglich ſein Lager hat. Wenn er vor den Hunden flüchtig iſt, bringt er ſie gänzlich von ſeiner Fährte ab, indem er durch Ströme und Teiche geht, und ſich entweder an alte Wurzeln und Stämme, oder in Rohr drückt, wo ihn die Jäger nicht ſehen können. Die meiſten Sumpfhaſen ſind Rammler.

Nachdem wir die Haſen ihrer Geſtalt und ihrem Verfahren nach, und worin ſich der Sumpfhaſe von den andern unterſcheide, kennen gelernt haben: ſo iſt

auch nöthig zu wiſſen, wo man alle dieſe verſchiedenen Haſen zu verſchiedenen Jahrszeiten aufſuchen müſſe.

Der Haſe verſteht ſich, bereits erwähntermaßen, gar ſehr auf das Wetter, er ſpürt die bevorſtehende Veränderung deſſelben 24 Stunden vorher, und dieſer Kenntniß zufolge nimmt er ſein Lager dergeſtalt, daß er vor allem, was ſeine Ruhe ſtören könnte, geſichert iſt. Will man demnach die Orte und Gegenden, wo er ſich nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Wetters lagert, kennen lernen, ſo muß man vorher wiſſen, welche Witterung er nicht ertragen kann.

Es iſt eine durch die Erfahrung beſtätigte Sache, daß Regen, Schnee, Hagel, ſtürmiſche und kalte Winde, große Kälte und außerordentliche Hitze, dem Haſen nicht anſtehen. Ihn beunruhigen alle von den Bäumen herab fallende Früchte, als: Buch- und Eichel-Maſtnüſſe ꝛc. Auch alle kriechende Thiere, als: Schlangen, Ottern, Kröten ꝛc. die ſich in Hecken oder Gräben aufhalten, und, ſo wie ſie die Sonne nicht beſcheint, ihren Platz verändern und herum kriechen, ſind ihm äußerſt zuwider. So gewiß es alſo iſt, daß der Haſe das Wetter vorher weiß, welches den Tag über, den er im Lager zubringen will, werden wird: ſo gewiß iſt es auch, daß er ſich ſorgfältig hütet, ſein Lager an einem Orte zu machen, welcher vom Waſſer überſchwemmt, oder wo er von Schnee und Hagel beunruhigt werden könnte. Mit gleicher Vorſicht vermeidet er die Gegenden, wo ihn die ſcharfen Oſt- und Nordwinde treffen, und unter die Wolle wehen können, wo er der brennenden Sonnenhitze ausgeſetzt ſeyn würde, oder wo ihn das Gewühl der kriechenden Thiere, oder das herab fallende Laub, und der von den Bäumen abträufelnde Regen beunruhigen könnte. Aus allem dieſen ergiebt ſich alſo ganz natürlich, daß, wenn es am Tage der Jagd regnet, man den alten Haſen

weder

weder im dicken Gehölze, oder in hohen Hecken, noch in niedrigen, kalten und feuchten Gegenden ſuchen muß. An ſolchen Tagen trifft man ihn an trocknen und erhabenen Orten, in Steinbrüchen, und ſolchen Gegenden an, wo es viele Diſteln giebt, imgleichen auf alten Brachfeldern, auf Anhöhen, die ihn vor dem Winde ſchützen, und beſonders auf der ſüdlichen Seite eines von allem Gebüſche entblößten Grabens. Auch ſitzt er alsdann gern in Sandfeldern und kleinen Heiden, vornämlich in ſolchen, wo Meergras und Heidekraut wächſt; und in Gräben und Schluchten ſetzt er ſich gemeiniglich auf kleine Anhöhen, wo er trocken und unter dem Winde ſitzt.

Wenn die Nächte kalt ſind, und bey Schnee- und Froſtwetter ein ſcharfer Wind wehet: ſo rückt der Haſe gen Holz, verkriecht ſich in dicke Dornſträuche, und in trockne, mit Strauch verwachſene Gräben. Die Häſinnen verbergen ſich alsdann gemeiniglich in den Zäunen der Kohlgärten, wo ſie des Nachts auf Aeßung gehen. Sie werden um dieſe Jahrszeit von den kriechenden Thieren, welche in der Erde verborgen liegen, nicht beunruhigt. Allein, wenn die Sonne im März und April dieſe Thiere wieder hervor locket, ſo verlaſſen die Haſen, welche ſich vor ihnen fürchten, die Hecken, und ſetzen ſich auf die Saat, oder auf den friſch gepflügten Acker. In flachen Feldern geht der Haſe nicht aus dem Getreide, ſo lange es auf dem Halme ſteht; und nach der Aernde ſitzt er größtentheils bey ſchönem Wetter bis zum angehenden Winter in den Stoppeln.

Der Buſch- Wald- oder Holzhaſe, der in Wäldern geboren iſt, iſt des Geräuſches der Bäume, des Lärmens der Jäger, Holzſchläger und Hunde, und des Herumſchwärmens der Füchſe und Wölfe gewöhnt, und hält ſich daher in dieſer ſeiner Heimath um ſo lieber auf, als er nicht weiß, daß es andere Gegenden in der Welt giebt. Man trifft ſie gemeiniglich in den friſchen Ver-

Hütten an. Diejenigen aber, die an dem Rande der Waldungen aufgejagt werden, ſind deswegen keine Buſchhaſen, ſondern es ſind ſolche, die ſich bey ſchlimmigem Wetter, oder wenn ſie im flachen Felde beunruhiget werden, nach dem Gebüſche retiriren. Die Sumpfhaſen halten ſich, wie ſchon geſagt, an dem Rande der Teiche und Ströme, in Moräſten und niedrigen Gegenden auf, und müſſen alſo da geſucht werden.

Junge Haſen trifft man überall an. Selten entfernen ſie ſich aus dem Reviere, wo ſie geboren ſind, und ſie wiſſen nichts von der Gefahr, der ſie alle Augenblicke ausgeſetzt ſind. Man muß ſie auch, in Betrachtung ihrer Schwäche ſchonen, da überdies ihre Jagd höchſt unangenehm iſt, weil ſie in verwachſenen und unwegſamen Gegenden unzählige Wiedergänge machen, und ſich alle Augenblicke drücken.

In der Rammelzeit haben die Rammler keinen beſtimmten Aufenthalt, ſondern ſchwärmen aller Orten herum; und man findet ſie daher oft nicht da, wo man ſie vermöge der Witterung finden ſollte. Zuweilen durchſtreift man ganze Gegenden, ohne einen einzigen aufzujagen, ob man gleich eine Menge friſcher Fährten ſpüret; und dieſes kömmt daher, weil ſie alle hinter eine hitzige Häſin her ſind, und in deren Revier ſitzen. Kömmt man nun in dieſes Revier, ſo fahren, ſtatt eines Rammlers, zuweilen zween, auch mehrere auf, und dieſes giebt gemeiniglich Gelegenheit, daß die Hunde confus werden, und von der rechten Fährte abkommen.

Der Haſe wird ſelten vor den Hunden aufſtehen, ehe ſie auf ſeine Nachtfährte kommen; man muß ihm vielmehr allmählich nachſpühren; und nur nach vielen Beſchwerlichkeiten gelingt es, daß man ſein Lager ausfindig macht, und ihn aufjagt.

Wenn

Wenn der Haſe zuerſt aus einem Kornfelde auf-
ſteht, ſo geht er, wie ich oben gemeldet habe, Anfangs
gerade aus, macht einige Haken und krumme Wendun-
gen, die aber nicht viel zu bedeuten haben. Wenn er
aber merkt, daß man ihm nahe kömmt, und ſieht, daß
es nunmehr Zeit iſt, auf ſeine Sicherheit bedacht zu
ſeyn, ſo faßt er den erſten beſten Weg, läuft darauf
bis zum nächſten Kreuzwege; und wenn daſelbſt drey
oder vier Wege an einander ſtoßen, läuft er auf allen
hin und her, fährt aus dem letzten in das benachbarte
Feld, macht da unzählige Wiedergänge, ſetzt wieder in
den vorher genommenen Weg, kehrt zu dem Kreuzwe-
ge zurück, ſtreift auf ſeiner vorigen Spur hin und her,
bis zu derjenigen, die er bey ſeinem erſten Aufſtehen
gemacht hat; daſelbſt macht er einen Augenblick Halt,
macht ein Männchen, ſieht ſich um, fährt alsdann
ſchnell über eine etwa ſeitwärts befindliche Hecke, und
geht auf dem Felde, in welches er geſetzt hat, gerade
aus, bis zu dem nächſten Graben oder Gehölze. Al-
lein da bleibt er nicht, ſondern er kömmt denſelben
Weg zurück, verläßt ihn, geht nach der gegenüber ſte-
henden Seite, wo er ſeine letzten Wiedergänge gemacht
hat, und drückt ſich daſelbſt in ein Lager, welches dem
Winde und Wetter angemeſſen iſt. Er geht aber nicht
den geraden Weg in dieſes ſein Lager, ſondern nimmt
unzählige krumme Wege dahin, die ſich auf mannigfal-
tige Art kreuzen; und wenn er etwa 50 Schritte von
dem Flecke entfernt iſt, wo er ſich niederlaſſen will,
macht er rechts und links erſtaunliche Sätze, und fährt
mit dem letzten endlich in ſein Lager. Mit vieler Ar-
beit und Mühe entdecken die Hunde doch endlich den
letzten Einſprung des Haſen in ſein Lager. Man
glaube aber nicht, daß der Haſe über dieſe Entdeckung
erſchrecke, und gleich heraus fahre, weil er die Hunde
dicht neben ſich ſieht. Er drückt ſich vielmehr recht
feſt, und giebt ganz genau auf alle Bewegungen des

Pi-

Piqueurs und der Hunde acht. Sieht er nun, daß ſie vor ihm ausgehen, um ſeine Fährte wieder zu finden, und ſo weit entfernt ſind, daß ſie ſeine Flucht nicht wahrnehmen können, ſo ſchleicht er ſich mit angedrückten Löffeln aus dem Lager, und geht zurück, wo er hergekommen iſt; alsdann faßt er den erſten beſten Weg, ſetzt aus dieſem wieder in einen andern, macht beyläufig einige Wiedergänge, und geht endlich mit dem Winde gerade aus, damit er unter Wind nicht überraſchet werde, und auch unter Begünſtigung des Windes hören könne, ob und wie die Hunde ſeine Fährte bey vermuthlichen Abjagen des ganzen um ihn befindlichen Zirkels wieder aufgenommen und beybehalten haben. Merkt er, daß die Hunde nur nachläſſig und unſicher jagen, und auf eine unrechte lange Fährte verfallen, ſo iſt er fernerhin ohne Sorgen, betrachtet die Gegend, und ſucht ſich irgendwo unter beyläufigen Wiedergängen ein friſches Lager. Finden und jagen ihn aber dennoch die Hunde wieder auf, ſo verdoppelt er ſeine Ränke.

Viele Haſen, wenn ſie ermüdet ſind, ſpringen und drücken ſich auf alte Mauern; andere laufen in offene unbewohnte Häuſer. Zuweilen fahren ſie mitten unter eine Heerde Schafe, und laufen entweder mit einigen in Geſellſchaft davon, oder laſſen auch die Schafe allein vor die Hunde laufen, und drücken ſich auf der Stelle. Einige Haſen laufen etwa 100 Schritt weit in ein Gehölz, machen daſelbſt rechts und links 3 oder 4 Abſprünge, kommen auf denſelben Weg zurück, und drücken ſich 2 oder 3 Ruthen weit von dem Gehölze an dem Rande des Weges, auf welchem ſie hinan gelaufen waren. Noch andere, wenn ſie ſich nicht mehr zu retten wiſſen, fahren in Dachs- Fuchs- oder Kaninchenbaue. Zuweilen laufen die Haſen, wenn ſie nicht mehr fortkönnen, und die Hunde ihnen zu nahe kommen, aus dem gefaßten Wege heraus, und ſchleichen ſich an der daran ſtoßenden Hecke rückwärts bey dem Strick Hunde

de (der Meute) vorbey. Andre, die ſchon öfters vor den Hunden geweſen ſind, ſtehen ſo weit aus dem Lager auf, als ſie das Jagdhorn hören können, und gehen ganz gewaltige Strecken gerade aus; noch andere ſpringen auf die Heuhaufen, oder auf niedrige hohle Stämme; und drücken ſich darin. Alle dieſe Ränke eines alten Haſen muß ein kluger Piqueur kennen, und bey der Haſenjagd die vorerwähnten Grundſätze in Ausübung bringen; denn dieſe Jagd iſt gleichſam der Schlüſſel zu allen andern Parforcejagden.

Es iſt unſtreitig, daß eine gute oder ſchlechte Jagd größtentheils von der guten oder ſchlechten Luſt abhängt, welche die Hunde an dem Tage, da ſie jagen, wittern. Da der Haſe ſich gemeiniglich nur auf Wegen, gepflügtem Acker und freyem Felde jagen läßt, wo ſein Körper keinen Gegenſtand berührt, und mithin nirgend anders, als auf der Erde eine Witterung nachläßt, ſo ſind der Jagd deſſelben der brennende Südwind, der Südſüdoſtwind, inſonderheit aber der ſcharfe und ſtürmiſche Nordwind, zuwider. Bey letzterm iſt die Luft ſo ſtrenge, daß ſie die leichten Spuren des Haſen in einem Augenblicke zuſammen zieht, ſo daß in ſolchem Falle die beſten Hunde vorgreifen. Zu dieſen Hinderniſſen gehört auch ein gar zu trocknes, ſandiges oder fäuliges Erdreich; ein gefrorner Erdboden, wo die Fährte gleich zufriert, wo ſich die Hunde die Klauen ablaufen, und auf lange Zeit zur Jagd untüchtig werden, ferner ein eingefallenes Thauwetter, wo die Erde mit der Fährte an den Läuften der Haſen kleben bleibt; ein durch Gewitter und Platzregen nach vorhergegangener heftiger Hitze friſch aufgeweichtes Erdreich, aus welchem ſchwefelige Dünſte aufſteigen, die wenigſtens auf 24 Stunden die Fährte eines mehr fliegenden als laufenden Haſen erſticken; ein mit Schnee bedeckter oder von geſchmolzenem Schneewaſſer überdeckter Erdboden; eine Lage von friſch gefallenem Hagel, über welche ein hef-

heftiger und kalter Wind wehet, der gemeiniglich in den Monaten März und April nach der erſten Sonnenhitze auf Hagel und Platzregen zu folgen pflegt. Alle dieſe Witterungen verbinde man noch mit dem Geruche der im Frühlinge friſch aufblühenden mannigfaltigen Pflanzen, und der erſten Hitze dieſer Jahrszeit, welche die Hunde, die derſelben noch nicht gewohnt ſind, gleichſam erſtickt: ſo wird man leicht einſehen, daß die Haſenjagd auch für die beſten Hunde ſehr beſchwerlich, und für die, beſonders unwiſſenden, Jäger höchſt unangenehm iſt. Letztere ſchieben oft die Schuld auf ſehr gute Hunde, weil ſie das gute Wetter von demjenigen ſchlechten nicht zu unterſcheiden wiſſen, wo es den Hunden ſchlechterdings unmöglich iſt, eine eben ſo geſchwinde verwehete als aufgetretene Fährte aufzunehmen. Unter allen Parforcejagden iſt ſolchemnach die Haſenjagd diejenige, welche am meiſten von Wind und Wetter abhängt, und iſt daher unter vorangeführten Umſtänden mehr als thöricht, wenn man bey ſolchen Witterungen auf die Jagd geht, und ſich und die Hunde ohne Noth und Nutzen abſtrappazirt. Ein geſchickter Piqueur alſo, der es ſich hauptſächlich muß angelegen ſeyn laſſen, alles abzuwenden, was bey ſeinem Herrn einen Ekel vor der Parforcejagd erwecken kann, muß, ehe er ſeine Hunde aufkoppelt, ſich ſorgfältig nach dem Wetter umſehen, ſeinen Bericht davon abſtatten, und ſeinen Herrn abhalten, auszureiten, wenn das Wetter nicht wenigſtens einigermaßen günſtig iſt. Wird er aber an dem aus den Schorſteinen aufſteigenden Rauche, oder wenn er ſein Schnupftuch in die freye Luft hält, gewahr, daß der Wind, ohne kalt zu ſeyn, friſch aus Nordoſt oder Oſtnordoſt wehet, daß er ſanft, und mehr hoch als niedrig ſtreicht, (denn aller Wind, der die Blätter von der Erde wehet, das Gras beuget, und den Staub erhebt, iſt der Jagd zuwider) oder ſieht er, daß der Wind Südoſt oder Südſüdoſt, und mithin

hin gelinde und ſanft iſt, daß die Erde recht ausgedunſtet hat, und mehr feucht als trocken iſt, daß die Wolken unbeweglich ſtehen, und, als eine ebene Decke ihn vor der Sonnenhitze ſchützen: alsdann muß der Piquer, der unter ſolchen Umſtänden mit einer guten Meute, nichts vom Wetter, ſondern nur andere mit der Jagd verknüpfte Zufälle zu befürchten hat, ſeinen Herrn mit dem Jagdhorne aufwecken, und zur Jagd blaſen.

Ehe die Hunde aus dem Stalle gezogen werden, iſt folgendes zu bemerken. 1) Man muß die Hunde niemals eher loskoppeln, als bis der Morgenthau gänzlich vorüber iſt, denn dieſer iſt den Hunden höchſt ſchädlich. Wenn ſie einmal gewöhnt ſind, im Thau zu jagen, ſo haben ſie bey anderm Wetter gleichſam keine Naſe, und werden ſo weichlich, daß ſie bey dem geringſten warmen Sonnenſchein ſich in den Schatten legen wollen. 2) Will man gelaſſene und bedachtſame Hunde ziehen, die gut auf Haſen ſpüren und folgen: ſo muß man ſie im Anfange nicht im Gehölze jagen laſſen, ſondern ſie in das flache Feld bringen. Denn wenn ſie zuerſt in Büſchen und Hecken jagen, wo ſie den Haſen an allen mit ſeinem Leibe berührten Sträuchen wittern lernen, und ſie kommen hernach in das ebene Feld, wo ſie dergleichen nicht antreffen, und wo die Luft die Witterung verwehet hat, ſo laufen ſie über die Fährte hinaus, und ſind nicht im Stande, dieſelbe zu behalten. 3) Sollen die Hunde vorzüglich auf Haſen gebraucht; und zu dieſer Jagd beſonders gut und nützlich werden: ſo muß man ſie Anfangs auf keine andere Fährte bringen. Giebt man ihnen, nebſt dieſer Vorſicht, fleißig ihr Jägerrecht: (ihre Cûree) ſo werden ſie, wenn ſie 4 Jahre alt ſind, und ſie ſich ja noch durch eine unrechte Fährte irre machen laſſen, dieſelbe wenigſtens durch ſchnelles Zurückfahren angeben. Das beſte Mittel, den jungen Hunden abzugewöhnen, daß ſie kein anderes Wild jagen, oder ſonſt dumme Streiche

che machen und falſche Eindrücke bekommen, iſt, daß man ſie alle auf dem Sammelplatze annimmt, und einem verſtändigen Jagdknechte mit dem Befehl zu halten giebt, daß er ſie nicht eher als nach einer Viertelſtunde auf die Fährte des aufgejagten Haſen losläßt.

Gemeiniglich bekömmt der Piqueur Tages vorher, von ſeinem Herrn oder dem Jagdcommendanten den Befehl zur Jagd, und der Sammelplatz nebſt der Stunde, zu welcher er ſich mit ſeiner Meute einfinden ſoll, wird ihm dabey zur genaueſten Befolgung bekannt gemacht. Da bey der Haſenjagd kein Frühſtück mit heraus genommen wird, ſo muß der Piqueur ſelbiges bey Zeiten zu ſich nehmen. Ehe er zum Aufkoppeln in den Hundeſtall geht, giebt er ſein Pferd und ſein Jagdhorn, 30 Schritt weit vom Stalle, einem Knecht zu halten, und ſobald er gekoppelt hat, ſteigt er zu Pferde. Alsdann läßt er durch den Knecht, der das Pferd gehalten hat, den Hundeſtall ſo weit als möglich aufmachen, damit ſich die Hunde beym Herausſtürzen nicht quetſchen, Sobald 2 oder 3 Koppeln heraus ſind, ſtößt er ins Horn, und ruft ſie dadurch an ſich. Zu gleicher Zeit nimmt er die Parforcepeitſche zur Hand, und wehrt damit den Hunden, daß ſie nicht voraus laufen, ſondern hinter ſeinem Pferde bleiben. Wenn er im Zuge iſt, muß er ſich fleißig umſehen, ob alle Hunde folgen, nicht einige bey irgend einem Luder ſtehen bleiben, oder mit den Koppeln etwa an einem Strauche hängen bleiben, oder ſich ſonſt verwickeln. In dieſer Ordnung zieht er nun nach dem Sammelplatze, und erwartet daſelbſt ſeinen Herrn, vor deſſen Ankunft er niemals, ohne ausdrücklichen Befehl loskoppeln muß.

Wenn der Piqueur die Hunde loskoppelt, und Niemand bey der Hand iſt, der ihm ſein Pferd hält, ſo zieht er die Zügel zwiſchen die Vorderzügel des Pferdes, und ſchürzt ſie in den Gurt, damit das Pferd

nicht von der Stelle gehen könne. Hat er junge Hunde in der Meute, die noch nicht gejagt haben, ſo koppelt er ſie alle zuſammen, und giebt ſie einem Knechte zu halten, der ſie, wie ich ſchon erinnert habe, nicht eher losläßt, als bis der Haſe aufgejagt iſt. Während der Zeit, daß die Hunde ihre erſte Hitze auslaſſen, ſich leicht machen, und ſich auf dem Graſe herum wälzen, befeſtigt der Piqueur die Koppeln an ſeinem Sattel; und wenn er aufgeſeſſen iſt, bläſet er einen Wieder= oder Rückruf (Retour), um alle Hunde um ſich her zu verſammeln. Wenn dieſes geſchehen iſt, reitet er mit der Meute nach dem äußerſten Ende der Feldmark, die er abſuchen will, auf die Korn= und Gartenfelder, wo er vermuthet, daß der Haſe auf der Nachtweide geweſen iſt; daſelbſt läßt er die Hunde unter Wind ſuchen, der ihnen bald die Witterung zuwehet. Um die Hunde aufzumuntern, ſtößt der Piqueur ab und zu ins Horn, und ruft ihnen auf weidemänniſch zu: Such, ſuch mein Hund! Ha recht, mein Hund! Recht! ha recht nach der Fährte! Dabey muß er vor den andern Jägern, welche hinten und auf den Seiten ſuchen, voraus reiten, und keiner von dieſen muß ſich unterſtehen, den Hunden zuzuſprechen, weil die Meute nur auf die Stimme und auf das Horn ihres eigentlichen Befehlshabers hören muß, und aller fremder Zuruf ſie irrig und unruhig macht. Sollte jedoch ein oder der andere Hund von der Meute abſtreifen, und nach Schafen oder andern zahmen Thieren laufen, ſo muß ſich der Piqueur nicht daran kehren, und etwa mit der ganzen Meute dieſem Hunde nachſprengen, und mithin eine allgemeine Unordnung veranlaſſen, ſondern immer vor ſich weg reiten, und dem Hunde den Rückruf zublaſen, indeſſen die auf den Seiten reitenden Jäger der Heerde zu Hülfe eilen, und mit ſtarken Peitſchenhieben und lautem Zurufen den flüchtigen Hund zurück in die Meute jagen.

Wenn die Hunde die Nachtſpur eines Haſen finden, muß der Piqueur auf der Stelle halten bleiben, damit ſie die Witterung recht annehmen, und die beſten Hunde alsdann folgendermaßen anſprechen: Ha recht, mein Hund! was wittert dich an? was zieht daher? Hierauf muß er ſeinen Haſen nach vorher gegebener Vorſchrift auszukundſchaften ſuchen, und, wenn er ihn ausfindig gemacht hat, den Hunden zurufen: hin, hin, mein Hund! Dort zieht er hin! Recht! ha recht nach der Fährte, mein Hund!

Wenn die Hunde, inſonderheit die jungen, welche ſich gern bey den vielfältigen friſchen Fährten in einem Korn- oder Gartenfelde aufzuhalten pflegen, davon nicht abgehen wollen, und ſich nicht heraus finden können, ſo muß man mit ihnen voraus reiten, damit ſie den Ausgang der Fährte finden. Die alten guten Hunde wiſſen es gar wohl, daß der Haſe in ſolchen Feldern nicht bleibt, ſuchen ihn alſo von ſelbſt außerhalb, und rufen die jungen Hunde an ſich, ſo bald ſie die Fährte finden. Wenn man auf dieſen Ruf die jungen Hunde zu den alten bringt, muß man jenen wegen ihrer klugen Entdeckung freundlich zureden, und ſie mit dem Horne aufmuntern, dieſer ſchwer beyzubehaltenden Fährte zu folgen. Die Witterung eines Haſen, der zu Lager geht, iſt, ob ſie gleich friſcher iſt, doch bey weitem nicht ſo ſtark, als die Witterung ſeiner Nachtweide; denn hier hat er ſich beym Aeßen niedergelaſſen, hat den Geruch ſeines Athems den Pflanzen, an welchen er geäßet hat, mitgetheilt, und hat geloſet, woran die Hunde eine ſehr ſtarke Witterung von ihm aufnehmen. Wenn hingegen der Haſe zu Lager geht, ſo wird ſeine Fährte und Witterung weit ſchwächer und ſchwieriger; denn er wankt hin und her, geht zehn und mehrmal auf einem Wege hin und wieder, und macht, wie ich oben gezeigt habe, unendlich viele Ränke und Winkelzüge, ehe er in das ihm nach Beſchaffenheit des

Windes und Wetters anſtändige Lager geht. Unter ſolchen Umſtänden muß der Piqueur ſeine Hunde nicht übereilen, weil ſie ſonſt eines Theils eine ſo ſchwache und kalte Fährte leicht übergehen könnten, andern Theils aber auch, und wenn ſie dem Haſen zu kurz nachſpürten, die Rückfährte nicht wieder finden würden, wenn jener einen Wiedergang (Hourvari) gemacht hätte.

Wenn die Meute, nachdem ſie einer ſolchen ſchweren Fährte ziemlich lange und weit nachgegangen iſt, ſie mit einemmal verliert, ſie wieder aufzunehmen ſucht, und ſie auch wirklich irgendwo auf einen kleinem Fleck dergeſtalt wieder findet, daß alle Hunde mit den Naſen in dieſen Fleck, wie in eine einzige Schüſſel, fahren, und es geſchieht dieſes etwann in einer Entfernung von 10 oder 12 Schritt wieder: ſo iſt es ein untriegliches Zeichen, daß der Haſe Sätze macht, und eben im Begriff iſt, in das Lager zu gehen. Die alten Hunde ſind auch darauf ſchon ſo abgerichtet, daß ſie ſich alsdann alle Augenblicke umſehen, die Ohren ſpitzen, und Acht geben, ob der Haſe ſich nicht wegſchleicht. Der Piqueur uud die andern Jäger, müſſen ihnen, unter ſolchen Umſtänden, den Haſen aufjagen helfen; und ſie können dabey nicht aufmerkſam und vorſichtig genug zu Werke gehen, weil ſie, wie ich ſchon geſagt habe, allenfalls auf den Haſen treten können, ohne daß er aufſteht. Indeſſen wenn ſie ihn nach der genaueſten Nachforſchung an dem Orte, wo er die doppelten Sätze gemacht hat, nicht finden, müſſen ſie, beſonders wenn ein Weg in der Nähe iſt, weit voraus reiten, allmählich immer weiter ziehen, und alsdann wieder rückwärts ſuchen, weil dem Haſen wegen der Wiedergänge niemals zu trauen iſt. Nach Beſchaffenheit des Feldes und deſſen Lage, kann man ungefähr ſeine Muthmaſſungen anſtellen und ſeine Maßregeln nehmen. Denn wenn man den Haſen in einem mit Sträuchen und

Pflanzen bewachſenen Felde, wo der Boden mehr feucht als trocken iſt, nicht ſogleich finden kann, ſo iſt doch von guten Hunden nicht zu vermuthen, daß ſie die Fährte übergehen ſollten, und er ſteckt alſo unfehlbar darin. Allein wo ein Weg vorhanden iſt, kann man zuerſt nicht weit genug vorwärts, und hienächſt an beyden Seiten des Weges rückwärts ſuchen; denn der alte Haſe geht, beſonders im langen Felde, und wenn es des Nachts geregnet hat, weite Strecken im Wege lang fort. Er hat dabey die Abſicht, die Hunde, von welchen er aufgeſucht zu werden befürchtet, irre zu machen, und hat noch den Vortheil, daß er trockner und weniger vom Thau befeuchtet ins Lager kömmt.

Wenn man das Feld durchſucht, wo man zwar die Fährte verloren hat, aber doch den Haſen vermuthet, und man findet ein oder mehrere Lager, vornämlich aber ein friſches, das nur halb gemacht iſt, und welches man ein falſches Lager nennt: ſo iſt es ein Zeichen, daß der Haſe, auf deſſen Nachſpur man iſt, ſich in dieſer Gegend und in der Nähe aufhält, beſonders wenn der Ort für die Witterung des Tages, nach oben angezeigten Beobachtungen, zuträglich iſt. Dem ſey übrigens wie ihm wolle, ſo wird man, wenn man das Feld nach vorgeſchriebenen Regeln abſucht, doch endlich gewiß den Haſen aufjagen, oder wird ihn, wenn er allzu feſt ſitzt, im Lager gewahr werden. Wenn ihn der Piqueur im Lager ſieht, muß er bey ihm vorüber ziehen, ihn betrachten und beurtheilen, aber nicht halten bleiben; denn ſobald er dieſes thut, fährt der Haſe gewiß auf. Er muß ſich alſo ganz langſam von ihm entfernen, und während der Zeit beobachten, ob es ein alter Haſe, beſonders aber, ob es ein Rammler oder ein Satzhaſe iſt. So bald er mit der Meute ſo weit von dem Haſen entfernt iſt, daß die Hunde ihn nicht mehr ſehen können, ſo ſchleicht er ſich entweder von ihnen weg, und jagt den Haſen ſelbſt auf,

oder,

oder, welches noch beſſer iſt, läßt ihn heimlich von irgend einem andern Jäger aufjagen.

Es iſt ein großer Fehler, wenn man den Haſen im Angeſicht der Meute aus dem Lager jagt, weil die alten Hunde zu hitzig werden, ſich außer Athem laufen, und die jungen Hunde nicht folgen können.

So bald dem Piqueur hinterbracht wird, daß der Haſe aufgeſtanden iſt, wendet er ſich mit ſeinem Pferde, bläſet den Hunden den Rückruf zu, reitet und ſucht ganz langſam den Weg, den er gekommen iſt, zurück, übereilt nicht die Hunde, und bringt ſie ſo bis zu dem friſch verlaſſenen Lager, wo ſie die Fährte weit gelaſſener und beſſer aufnehmen werden, als wenn man aus dem Lager gehetzt hätte.

So bald die Hunde die Fährte aufgenommen haben, und zu jagen anfangen, muß ſie der Piqueur in dieſem Augenblicke, wo ſie ohnehin nur gar zu hitzig ſind, nicht anfriſchen, ſondern ihnen vielmehr zurufen: gemach! gemach! mein Hund! Er muß dieſelben ſolchergeſtalt ſo lange in der Furcht und Gelaſſenheit erhalten, bis er merkt, daß die erſte Hitze verraucht iſt, und daß die hitzigſten Hunde nachlaſſen; alsdann kann er ſie bis auf 100 Schritt an den Haſen laſſen, damit ſie noch Platz behalten, die Wiedergänge zu bemerkrn, bläſet zur Anjagd, und ruft den Hunden zu: ha recht, ha recht, mein Hund! dort zieht er hin! Der Piqueur muß allzeit hinter der Meute bleiben, damit er keinen andern Haſen aufjage, und die Hunde keine unrechte Fährte aufnehmen. Er muß niemals zur Seite, und noch weniger quer vor der Meute vorüber, und vorn aufreiten. Während der Jagd muß er ſich fleißig rechter und linker Hand umſehen, ob der Haſe nicht etwa zurück in ſein Revier geht, da er denn die Hunde bey verlorner Fährte leicht zu recht weiſen kann.

Bey recht gutem Jagdwetter fängt man wohl bisweilen, und ohne viele Beſchwerde, flüchtige ſchwache Haſen, die gar keine Abſprünge und Wiedergänge machen; allein, dergleichen Beyſpiele ſind ſehr ſelten, zumal in flachen Feldern, wo die Jagd ſchon wegen der hohen Stoppeln, des friſch gepflügten Ackers, der vielen Wege und Steine, allerley Schwierigkeiten unterworfen iſt; und bey ſchlechtem Jagdwetter läuft es vollends niemals ohne Umſtände ab.

Iſt der Haſe, welcher gejagt wird, ein Satzhaſe, ſo iſt und bleibt die Jagd für diejenigen unangenehm, welche ein beſtändiges Geläut der Meute hören, und gern geradeaus jagen wollen; und eine ſolche Jagd kann nur Frauenzimmer ergötzen, welches, ohne nachzureiten, beſtändig den Haſen und die Meute in den Augen behalten will. Die Häſin entfernet ſich nicht weit von ihrem Lager, läuft beſtändig in ihrem Revier umher, macht unendliche Wiedergänge, faßt immer die nämlichen Wege, und ſchleicht ſich beſtändig durch die einmal genommenen Schlupf- und Schleifwege. Wenn ſie ein wenig Feld hat, macht ſie einen kleinen Wiedergang, und drückt ſich, daher ſie wiederholentlich aufgejagt wird. Die Häſin macht gemeiniglich ihre Ränke in den Dörfern; ſie läuft dreiſt vor den Häuſern vorbey, und ſcheuet die Einwohner nicht, weil ſie dadurch gleichſam mit ihnen bekannt iſt, daß ſie ſich dicht an ihren Wohnungen in den Kohl- und andern Gärten aufhält, und darin äßet, daher ſie ſich denn auch in dieſen Gärten hin und her jagen läßt.

Einer der ſtärkſten Ränke des Satzhaſen beſteht darin: daß er, wenn er das Feld gewonnen hat, aus und in die Bauerhöfe ſetzt, und über Miſt- und andere unfläthige Haufen läuft, wo die Hunde einen fremden Geruch bekommen. Er ſetzt in den Hof, in den Garten, wieder in den Hof, läuft ſo unzähligemal den nämlichen Weg, drückt ſich an Stellen, wo man

man ihn kurz vorher mit vieler Mühe aufgejagt hat, und veranlaßt dadurch, daß die Hunde öfters ſeine Fährte verlieren. So bald man dieſes bemerkt, muß man das Dorf beſetzen, ſich aber wohl vorſehen, daß man auf den Wegen, die nach dem Dorfe führen, die Spur des Haſen nicht übergehe. Um dieſen Fehler, wodurch der Haſe gänzlich verloren gehen würde, zu verhüten, muß man das Dorf in einer weiten Entfernung beſetzen, und genau Acht geben, ob man den Haſen nicht in den friſchen Fußſtapfen der vorüber gegangenen Menſchen und Pferde ſpüren kann; denn wenn man dergleichen Spur findet, oder ſie etwann an einem Orte, wo ſie ein ſchlauer und neidiſcher Jäger im Vorübergehen mit dem Fuße friſch zugeſcharret hätte, bemerkte, ſo kann man gewiß glauben, daß dieſes die friſchen und letzten Spuren des Haſen ſind, und daß er nach einem andern ihm bekannten Dorfe flüchtig geworden iſt, wo er die nämlichen Ränke aufs neue vornehmen will. Indeſſen faſſen die Satzhaſen doch nicht ſo gern gar lange Wege, als die Rammler, ſondern fahren lieber durch Schleifwege, die ihnen bekannt ſind, quer über die Landſtraßen.

Wenn nun die umliegende Gegend eines ſolchergeſtalt beſetzten Dorfes ämſig und mit vieler Behutſamkeit abgeſucht iſt, und die dahin führenden Wege ſo genau beſichtigt ſind, daß man gewiß überzeugt ſeyn kann, der Haſe ſey nicht entwiſcht: ſo kann man zuverläſſig glauben, daß er irgendwo in einer Hecke oder in einem Kohlgarten ſitze, ſich in einem Hof oder Miſthaufen, oder gegen eine Mauer, in Strauch oder Dornen gedrückt hat, etwa durch ein Fenſter, oder unter der Thürſchwelle in einen Stall gekrochen iſt, wo er ſich unter Heu, Stroh und Rohr verſteckt hat, oder wohl gar auf ein altes, mit Moos und Strauchwerk bewachſenes Gemäuer geſprungen iſt, und daſelbſt feſt ſitzt. An allen ſolchen Orten nun muß man den Haſen ſorgfältig

 ſuchen,

ſuchen; denn es iſt nicht genug, daß man alle dieſe Schlupfwinkel durchſtöbert, und etwann auf das Buſchwerk ſchlägt, weil das Thier in dieſer äußerſten Noth ſo feſt ſitzt, daß es ſich, wenn man es findet, bey den Löffeln aufnehmen läßt; und wenn es die Hunde wittern und auf daſſelbe ſtoßen, ſo läßt es ſich, ohne vom Fleck zu weichen, fangen.

Die Jagd der Holzhaſen iſt ebenfalls äußerſt mühſam und verdrießlich. Man ſollte meynen, daß, da dieſe Thier alle Büſche und Sträuche mit ihrem Körper berühren, die Hunde die beſtändige Witterung von ihnen behalten, und ſie alſo ohne viele Umſtände fangen müßten; allein, nichts weniger. Wenn dieſe unerträglichen Thiere aufgejagt werden, gehen ſie ſogleich 100 Schritte gerade aus, kommen alsdann mit lauter Sprüngen und Sätzen den nämlichen Weg zurück, und drücken ſich unter Fall = uud Strauchholz; und wenn ſie wieder aufgejagt werden, machen ſie es eben ſo. Der Haſe iſt alſo beſtändig entweder hinter oder zwiſchen den Hunden; und dieſe werden darüber um ſo verdrießlicher, da ſie, wenn ſie gut und raſch ſind, gern ſtreckaus jagen.

Gute Jäger ſollten billig die Satzhaſen niemals parforce jagen, theils weil ihre Jagd, wie ich eben gezeigt habe, nicht angenehm iſt, theils auch, weil man der Art großen Schaden zufüget, indem man oft einen alten Mutterhaſen, der 2 oder 3 Junge trägt oder ſäuget, um das Leben bringt. Man wird zwar den Einwurf machen, daß dieſes nicht ſo leicht, wie bey der Rehjagd, zu vermeiden ſey, weil man den Rammler nicht ſo leicht von dem Satzhaſen, als den Rehbock von der Ricke, unterſcheiden kann. Allein, man kann es dem ungeachtet verhüten, viele Mutterhaſen zu jagen. Man darf nur den Dörfern, wo ſich dieſe armen Thiere gemeiniglich aufhalten, nicht zu nahe kommen, ſondern die abgelegenen Felder, Hecken, Hügel und Berge abſuchen. In ſolchen Gegenden ſitzt gemeiniglich der einheimiſche oder fremde Rammler, der durch die Menge ſeiner Ränke und ſeinen hartnäckigen Widerſtand allein im Stande iſt, eine luſtige Jagd zu veranlaſſen; und auf dieſe

beyde

beyde Arten von Haſen, welche ich oben unterſcheiden gelehrt habe, muß man hauptſächlich ſein Augenmerk richten.

Wenn man weit von einem Dorfe, und kurz vor den Hunden, einen Haſen ganz nachläſſig aufgehen ſieht, welcher mehr roth als fahl ausſieht, die Löffel und das Blümchen andrückt, ſich klein macht, und davon ſchleicht, der aber 8 oder 10 Schritt weit von dem Orte, wo er aufgeſtanden iſt, die Läufte ſchüttelt, die Blume aufſchürzt, welche breit und faſt ganz weiß ausſieht, der in dem Augenblicke 2 oder 3 Luftſprünge macht, auf allen vieren zugleich auf die Erde fällt, ſich hienächſt in einen ſchnellen und abgemeſſenen Galopp ſetzt, und dabey wechſelweiſe bald das rechte, bald das linke Ohr andrückt: ſo kann man aus allen dieſen Zeichen den ſichern Schluß machen, daß man einen alten verſchmitzten Haſen vor ſich hat. Die Anjagung eines ſolchen Haſen iſt herrlich, und die jungen Jäger ſind darüber äußerſt erfreut; allein, die alten klugen Jäger überlaſſen ſich dieſer Freude nicht eher, als bis ſie ſehen, wo das Thier hinaus will. Haben ſie an der Nachtſpur dieſes Haſen wahrgenommen, daß es ein fremder Haſe iſt, ſo wiſſen ſie ſchon zum voraus, daß die Herrlichkeit nicht lange dauern, ſondern der Haſe in ein kleines von vielen Wegen durchkreuztes Revier laufen wird, wo er in irgend ein kleines Gehölz ſchlupfen, und ſich daſelbſt durch mannigfaltige Ränke von den Hunden loszuwickeln ſuchen wird; ja ſie ſind überzeugt, daß, wenn er auch von neuem aufgejagt wird, er es wieder ſo machen, und dieſes Spiel zwey oder dreymal treiben wird. Sehen aber der verſtändige Piqueur und die erfahrnen Jäger, daß dieſer Haſe beym letzten Aufjagen dem Revier, aus welchem er aufgeſtanden iſt, den Rücken wendet und geradeaus geht: ſo überlaſſen ſie ſich gleichfalls einer nunmehr gegründeten Freude, ſtoſſen ins Horn, und geben ihren Pferden die Spornen. Letzteres iſt darum nöthig, weil der Haſe unter ſolchen

Umſtänden ohne viele Winkelzüge 3 oder 4 Stunden weit ſtreckaus zu laufen und nach ſeiner Heimath zurück zu gehen pflegt, aus welcher ihn entweder die Liebe gelockt, oder die Furcht vor den Windhunden vertrieben hat. Oefters erlebt er nicht die Freude, ſeine Heimath wieder zu ſehen, inſonderheit wenn das Wetter gut iſt, und er gegen den Wind läuft; denn er wird unterweges, oder wenn er kaum angelangt iſt, gefangen. Kömmt er aber nach Hauſe, und die Freude darüber giebt ihm etwa noch einige neue Kräfte, ſo wird er ſie ingeſamt als ein nunmehr einheimiſcher Haſe in dieſen letzten Augenblicken noch zu ſeiner Rettung anwenden.

Iſt hingegen der aufgeſtandene Haſe ein einheimiſcher, ſo können ſich die jungen Jäger mit Recht freuen; denn ein ſolcher Haſe macht in der That zuerſt eine große und weite Tour in ſeinem Revier ohne einige Wiedergänge. Kaum hat er dieſe abgelaufen, ſo fängt er die zweyte an, die öfters noch größer iſt, und wo ihn die Hunde noch eben ſo eifrig verfolgen. Am Ende dieſer zweyten Tour aber fängt er ſchon an, einige Wiedergänge zu machen, theils um die Meute irre zu machen, theils auch um ſich ein wenig zu erholen. Ein kurzer Wiedergang mit einem ſtarken Abſprung verſchaffen ihm einige Augenblicke Ruhe; allein, er wird gemeiniglich bald wieder aufgejagt, und alsdann ſetzt er ſich aufs neue an, iſt nunmehr ernſtlich darauf bedacht den Hunden zu entwiſchen, macht daher Ränke auf Ränke, und bringt es endlich dadurch ſo weit, daß die Hunde ſeine Fährte verlieren.

Und nun fragt es ſich, was man bey einer ſolchen Verlegenheit anfangen, und wie ſich Piqueur und Hunde dabey verhalten ſollen, beſonders wenn ſich der Zufall in der Mittagsſtunde, als der unbequemſten ereignet? Bey dem Aufſuchen der Nachtſpur, muß man, wie ich oben gezeigt habe, die Gegend vor- und rückwärts abgehen; allein hier hat man es mit einem bereits

bereits aufgejagten Haſen zu thun, wo man beſonders Acht geben muß, keine andere als die rechte Fährte aufzunehmen. Zu Vermeidung dieſes Irrthumes, muß man alſo Anfangs ganz kleine Reviere vor- und rückwärts abſuchen, zu drey unterſchiedenenmalen immer weiter in die Runde nachforſchen, und das leztemal ganz langſam dabey zu Werke gehen, damit die Hunde nicht in der Eile die Fährte übergehen, und beſſer bey einander bleiben.

In einer jeden Meute giebt es allemal einige Hunde, welche von einem großen Bracken und einer guten Parforcehündin gefallen ſind, die von Natur vor- und rückwärts ſuchen. Sie ſind in einem mit Hecken bewachſenen und von Gräben durchſchnittenen Felde, wo die Piqueurs der Meute nicht immer folgen können, von vortrefflichem Nutzen. Durch dieſes Vor- und Rückwärtsſuchen beſchreibt der Piqueur im Felde einen völligen Zirkel, deſſen Mittelpunct die Stelle iſt, wo man die Fährte verloren hat; und zwar muß dieſes Abſuchen auf einem mehr feuchten als trocknen Erdboden, und an ſolchen Orten, wo der Haſe hat loſen können, als: an Hecken, Sträuchen ꝛc. geſchehen. Denn wollte er ſolches Abſuchen auf einem trocknen, ſteinigen Boden, oder auf einem gepflügten Sandfelde vornehmen, und unterſuchte er dabey nicht alle Wege bis zu ſolchen mit Gras bewachſenen Stellen, wo die Hunde den Haſen einigermaßen wittern könnten: ſo würde er Gefahr laufen, daß die Meute auf einem ſo ſchlechten Boden über die Fährte wegliefe, und der Haſe durch ſeine eigene Schuld verloren gienge. Indeſſen geſchieht es oft, daß man, alles fleißigen Hin- und Herſuchens ungeachtet, dennoch die Fährte des Haſen nicht wieder auffindet, weil entweder das Wetter nicht günſtig, oder es zu lange her iſt, daß der Haſe über das abgeſuchte Feld gelaufen, und mithin die Spur verwehet und die Witterung erkaltet iſt, oder weil auch das Feld voll

Quellen

Quellen und Quebben iſt. Bey ſo bewandten Umſtänden muß nun der Piqueur zeigen, was er gelernt hat, und in dieſem Falle, wo die äußerſte Eilfertigkeit nöthig iſt, alle im Vorhergehenden angeführte Betrachtungen zuſammen nehmen, und danach ſeinen Entſchluß kurz und gut faſſen. In dieſer Abſicht muß er auf die Gattung und Beſchaffenheit des Haſen, den er jagt, merken, und das Wetter, ob es trocken oder regenhaft iſt, in Betrachtung ziehen. Er muß erwägen, ob der Fleck, wo die Fährte verloren worden, zum Wiederauffinden günſtig oder untauglich iſt; in welchem Revier der Haſe ſich hat herum jagen laſſen; was für Ränke er bereits gemacht hat; ob er nach dieſen Ränken entweder rechts oder links gegangen iſt; ob er noch bey Kräften oder ſchon ermüdet ſeyn muß; ob ihm die Hunde, als ſie die Fährte verloren, ſcharf zuſetzten, oder nur langſam jagten; und was endlich zu der verlornen Fährte Anlaß gegeben hat. Nach dieſen angeſtellten Betrachtungen muß ein geſchickter Piqueur vermuthen oder vielmehr errathen können, wo ſein Haſe geblieben iſt. Indeſſen hängt hiebey nicht alles von ihm allein ab. Er muß zuvörderſt gute Hunde haben, die ihn kennen, und deren Beſchaffenheit und Art zu jagen er gleichfalls kennt, und auf die er ſich völlig verlaſſen kann. Hienächſt muß der Piqueur 1) unterſuchen, wo der Wind herkömmt, und ob er günſtig oder widrig iſt. Iſt er gut, d. h. ſchwach, gelinde und ſanft, ſo kann es leicht ſeyn, daß der Haſe wider den Wind gelaufen iſt. Iſt er hingegen heftig, ſtürmiſch und kalt, ſo wird der Haſe gewiß neben oder mit dem Winde gehen; denn er weiß von Natur, daß der Wind ſeine zurückgelaſſene Witterung mit ihm fortwehet, und über dies hat er unter Winde den Vortheil, daß er beſtändig das Geläut der Meute hört, ſeine Flucht danach einrichten, und ſich Zeit nehmen kann, entweder ſeine Ränke und Wiedergänge anzubringen, oder

oder nach Befinden der Umſtände geradeaus zu laufen. 2) Der Piqueur muß bemerken, ob ſein Haſe ein Holz- oder Feldhaſe iſt, und ob es regenhaftes oder trocknes Wetter iſt. Iſt der Haſe ein einheimiſcher Holzhaſe, und es regnet nicht, ſo wird er nicht weit ins Feld laufen, ſondern wird immer wieder in das Gehölz, wo er aufgejagt worden iſt, zurückkehren, und endlich da gefangen werden. Zuweilen geſchieht es wohl, daß ein ſolcher Haſe confus wird, ehe er wieder zum Holze kömmt, und alsdann läuft er vielleicht eine kleine Strecke gerade aus; allein, dieſes geſchieht ſelten, und ſolche Haſen nehmen gemeiniglich im Holze ihr Ende. Sie vertheidigen ſich auch im Holze am beſten und längſten; denn weil die Hunde ſie da nur ſelten und auf kurze Zeit zu Geſichte bekommen, ſo können ſie ihnen aus Geſchwindigkeit nicht zuvor kommen; ja man kann von Glück ſagen, wenn man ſie nicht gar verliert. Denn wenn es mit ihnen auf die Neige geht, und ihre Kräfte völlig erſchöpft ſind, ſo drücken ſie ſich ſo feſt, und ihre Fährte iſt ſo ſchwach, und ihre Witterung ſo unmerklich, daß die Hunde ihnen öfters über den Kopf weglaufen, ohne daß ſie aufſtehen. Iſt das Wetter aber regenhaft, ſo wird der Haſe, ob er gleich ein Holzhaſe iſt, im Buſche nur auf die Wege laufen, bald darauf einen Wiedergang machen, wieder heraus kommen, und ſich 20 oder 30 Schritt vom Buſche am Rande des Weges drücken. Der Feldhaſe lauft auch wohl bisweilen in ein ihm bekanntes Gehölz; allein er hält ſich nicht lange darin auf, entweder weil es nicht ſein gewöhnlicher Aufenthalt iſt, oder weil er darin nicht genug Beſcheid weiß. Der Piqueur muß 3) in Erwägung ziehen, nach welcher Gegend der Haſe gerichtet war, als ſeine Fährte verloren wurde; und dahin muß er vorwärts ſuchen, es wäre denn, daß ihn andere Umſtände vermuthen ließen, daß der Haſe unmöglich dahin gegangen ſeyn könne. 4) Er bemerke die

Revie-

Reviere, die der Haſe bey ſeiner erſten Tour durchgelaufen hat, und ſchließe daraus, daß, wenn ein Haſe ſich oft in einem und demſelben Reviere herum jagen läßt, er ſich nicht aus demſelben heraus begebe. 5) Er beobachtete die Ränke, die der Haſe bisher gemacht, und nach welcher Seite er ſich zuletzt gewendet hat, weil es wahrſcheinlich iſt, daß er wieder dahin gegangen iſt, und die vorigen ſchon bekannten Winkelzüge gemacht hat. 6) Er bemerke, ob der Haſe ſchon anfängt matt zu werden, oder ob er noch völlig bey Kräften iſt. Denn wenn ihm recht warm zugeſetzt wird, ſo beſtehen alle ſeine Ränke in Wiedergängen und Abſprüngen. Iſt er aber noch bey Kräften, ſo läßt ſich vermuthen, daß er geradeaus gegangen iſt. Der Piqueur muß daher im Anfange ganz kleine Kreiſe vor- und rückwärts abſuchen, und nach Befinden der Umſtände allmählich größere umgehen. Dabey wird der Wiederſuch (la Requête) geblaſen, und der Meute fleißig zugerufen: Such, mein Hund! friſch zur Fährte, ha, ſuch mein Hund! 7) Er erwäge, ob der Haſe ein einheimiſcher oder fremder Haſe iſt. Iſt es ein einheimiſcher, ſo wird er ſich bloß in ſeinem Revier herum jagen laſſen; iſt es hingegen ein Fremdling, ſo wird er nach einer oder zwey kleinen Touren von der Meute Abſchied nehmen, und nach ſeiner Heimath zurück gehen. Den Streich- oder fremden Haſen muß alſo ein verſtändiger Piqueur, wenn ſeine Fährte verloren iſt, vorauf wiederſuchen. Endlich 8) hat der Piqueur zu beobachten, ob der Haſe ein Rammler oder ein Satzhaſe iſt. Iſt es ein Rammler, der im flachen Felde aufgejagt iſt, ſo wird er, ob er gleich ein Revierhaſe iſt, vielleicht doch nicht bloß um die Dörfer des Revieres bleiben, ſondern, wenn man ihm zu ſcharf zuſetzt, wie es bey gutem Wetter zu geſchehen pflegt, wird er vielleicht in die Gegenden laufen, die ihm auf ſeiner Liebeswanderung bekannt geworden ſind. Bey ſolchem Geradeauslau-

ſen iſt es bisweilen unmöglich, bey der Meute zu bleiben, und mithin der Jagd Einhalt zu thun, beſonders in Feldern, die von Hecken, Gräben, Moräſten ꝛc. durchſchnitten ſind. Indeſſen giebt ein ſolcher Vorfall vielen Eigenthumsherren Anlaß zum Zorn, wenn ſie nämlich hören, daß eine fremde Meute dicht bey ihren Schlöſſern und Häuſern vorbey jagt, und daß ſie dieſes als eine Beleidigung anſehen; gleich als ob es in unſerer Macht ſtände, dem Haſen vorzuſchreiben, wohin er laufen und welchen Weg er nehmen ſoll. Ob alſo gleich das Recht der Jagdfolge, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, ein unſtreitiges Recht iſt; ſo rathe ich doch einem Jeden, deſſen Meute durch erwähnten Vorfall bey dem Schloſſe irgend eines großen Herrn oder einer vornehmen Standesperſon, vorbey jagt, derſelben ſeine Aufwartung zu machen, und ſich wegen des unangenehmen und nicht zu vermeidenden Vorfalles zu entſchuldigen.

Ob gleich eine Häſin ſich gemeiniglich nur in ihrem Revier herum jagen läßt: ſo geſchieht es doch bisweilen, daß ſie gerade ausgeht, wenn ſie nämlich Junge hat, und die Hunde von dem Orte, wo ſie geſetzt hat, entfernen will. Bey allen Gelegenheiten, und wo die Jagd weit vorwärts geht, muß man ſo nahe als möglich bey der Meute bleiben, theils um ihr gelegentlich zu Hülfe zu kommen, theils auch zu verhüten, daß den Hunden nicht von den Bauernhunden (Köthern), oder von den Bauern ſelbſt, Schade zugefüget werde. Letztere müſſen, wenn ſie ſich an einer Meute vergreifen, nachdrücklich beſtraft werden, und man darf ſich deshalb perſönlich nicht an ihnen rächen, weil, wenn man ſie gerichtlich belanget, ihre Strafe durch die Landesgeſetze und in den Jagdordnungen feſtgeſetzt iſt.

Bey Wiederaufſuchung einer verlornen Fährte kömmt auch viel darauf an, ob dieſelbe in einem guten oder ſchlech-

ſchlechten Erdboden verloren gegangen iſt. Iſt der Erdboden gut, d. h. den Hunden zuträglich: ſo iſt nicht leicht zu vermuthen, daß gute Hunde den Haſen vorwärts verlieren ſollten, ſondern es iſt vielmehr zu glauben, daß er einen kleinen Wiedergang gemacht und ſich gedrückt hat. Findet hingegen der Piqueur, daß das Erdreich ſchlecht, d. h. ſtaubig, ſandig, ſteinig, naß oder ſumpfig iſt, ſo kann er vermuthen, daß der Haſe eine ſo ſchwache und unmerkliche Witterung hinter ſich gelaſſen hat, daß, ob man gleich ſeine Fährte verloren zu haben glaubt, er dennoch voraus iſt; und in ſolchen Fällen muß er die Fährte jenſeits dieſer ſchlechten Stellen wieder aufſuchen. Auf gleiche Art muß er ſich auch verhalten, wenn die Fährte an Orten verloren wird, wo Kohlen, Kalk und Torf gebrannt werden. Der aus den Brennöfen aufſteigende ſtarke Dampf erſtickt die Witterung dermaßen, daß die Hunde ſchlechterdings keine Fährte aufnehmen können; und ſie können dieſelbe nicht eher wieder finden, als bis man über dieſe von Rauch inficirte Stellen hinaus iſt.

Endlich muß der Piqueur alle obgedachte Beobachtungen, und die ihm ſchon bekannten gewöhnlichen Ränke des Haſen gegen einander halten, und nach Beſchaffenheit der Umſtände und des Ortes ſeinen Entſchluß faſſen. Wir wollen z. B. annehmen, die Fährte gieng dicht am Ufer eines Stromes verloren, die Hunde zeigten an, daß der Haſe gewiß in das Waſſer gegangen wäre, und die Fährte ließ ſich dennoch am gegenſeitigen Ufer nicht ſpüren. Unter ſolchen Umſtänden müſſen dem Piqueur natürlicherweiſe dreyerley Vermuthungen auffallen: der Haſe hat ſich nämlich entweder nur ſo geſtellt, als wenn er in das Waſſer gehen wollte, und iſt rückwärts gegangen; oder er iſt wirklich hinein gegangen, hat ſich eine Strecke vom Strome fortſchleppen laſſen, und iſt unterhalb irgendwo wieder heraus gegangen; oder er hat alle dieſe Win-

kel-

kelzüge nur gemacht, um die Hunde irre zu führen, und hat ſich etwann auf einem engen Erdſtriche, oder in dem gemeiniglich am Rande des Ufer ſtehenden Rohre oder hohen Graſe gedrückt. Außer dieſem aber übt der Haſe zuweilen noch eine andere Liſt aus, welche unſtreitig die ſchlaueſte von allen iſt. Wenn nämlich einem alten Haſen ſcharf zugeſetzt wird, und er ſich nicht mehr zu helfen weiß, ſo begiebt er ſich auf einen Kreuzweg, läuft auf allen zuſammenſtoßenden Wegen hin und her, faßt endlich einen von dieſen Wegen, geht eine Strecke darauf fort, und kömmt auf demſelben Wege wieder nach dem Kreuzweg zurück. Von dieſem Kreuzwege läuft er alsdann zu einem andern, macht es dort eben ſo, geht hernach ganz langſam nach dem erſten Kreuzwege zurück, macht neue Winkelzüge, und drückt ſich entweder daſelbſt, oder läuft eine weite Strecke rückwärts, und faßt einen Weg, den er nur in der äußerſten Noth verläßt. Läßt es der Haſe nur bey dem erſten Kreuzwege bewenden, ſo iſt dieſe Liſt leicht ausfindig zu machen, weil er nur Widergänge auf einem Wege macht, wo ihn die Hunde nicht vorn auslaſſen; und man findet daher ſeine Fährte allemal rückwärts wieder auf. Geht er aber nach einem zweyten Kreuzwege, ſtreift dort gleichfalls umher, und kömmt wieder nach dem erſten zurück: ſo geräth der Piqueur nothwendig in große Verlegenheit; denn, wenn er die ganze Stärke dieſer Liſt nicht kennt, ſo folgt er der allgemeinen Regel, ſucht das Revier jenſeits des zweyten Kreuzweges vorwärts ab, und geht den Landſtraßen nach, verliert aber dabey ſeine Zeit und Mühe, weil der Haſe dort nicht hinaus iſt. Sucht er hienächſt rückwärts, ſo begeht er vollends den Fehler, der ihn um ſeinen Haſen bringt; denn wenn er ſieht, daß die Hunde ſo weit auf der Rückfährte beharren, und bis zum erſten Kreuzwege zurück gehen, ſo muthmaßet er, daß ſie falſche Fährte haben, bringt ſie davon ab, und lenkt ſie

wieder nach dem zweyten Kreuzwege, weil er glaubte, daß die Hunde irgendwo auf dem Wege zu dem zweyten Kreuzwege über die Fährte gelaufen ſeyn, und ſich der Haſe, den er weder vor- und rückwärts findet, in dieſer Gegend gedrückt habe. So bald man mit dieſer Liſt des Haſen bekannt iſt, kann man ihr leicht begegnen, weil man den erſten Kreuzweg nur rückwärts mit in den Kreis, den man abſucht, einſchließen, und übrigens alle die Vorſicht gebrauchen darf, die man anwenden muß, wenn man den Haſen weder vor- noch rückwärts ausfindig machen kann.

Ein bloßes Ungefähr, an welchem die natürliche Verſchlagenheit des Haſen gar keinen Antheil hat, kann beſonders bey ſchlechtem Jagdwetter, Anlaß geben, daß die Fährte auf eine Weile verloren geht, und den Jäger in große Verlegenheit ſetzen. Ein flüchtiger Haſe begegnet etwann einem Taglöhner, einem Reiſenden, einem Wagen ꝛc. ſo macht er aus Furcht gewiß einen Wiedergang, der die Hunde aufhält und irre macht; allein die Schwierigkeit wird bald gehoben, weil ſich in einer jeden nur mittelmäßigen Meute einige Hunde befinden, die den Wiedergang auf der Stelle gewahr werden. Einige laufen nicht vier Schritt, ohne ihn zu bemerken; ja es giebt Hunde, die ſich bey bemerktem Wiedergange auf der Stelle umdrehen, und durch einen gewiſſen Laut ihre Cameraden zurück rufen. Am gefährlichſten iſt, wenn die Fährte gegen das Ende der Jagd, und wenn der Haſe nicht mehr fort kann, verloren geht, wozu gemeiniglich die unerträglichen Schreyhälſe von Jägern, die den Hunden unaufhörlich Tayo (*) zurufen, Anlaß geben. Dieſes Geſchrey iſt ganz unnütz. Die bereits erhitzten und getrennten Hunde fahren

(*) Tayo iſt ein Zuruf, wodurch die Hunde zum muntern Jagen angefriſchet werden, den man aber nicht zu oft gebrauchen muß, weil die Hunde dadurch allzu hitzig werden, und in der Eile die Fährte überlaufen.

ren bey dieſem Zurufen über die Fährte hin und her, ohne ſie wieder aufzunehmen, weil bey dem Haſen, wenn er lange gejagt iſt, alles Blut ſich zum Herzen drängt, und er mithin alle ſeine natürliche Wärme verliert. Er iſt alſo hierin vom Roth = oder Darmhirſch ſehr unterſchieden; denn dieſe erhitzen ſich immer ſtärker, je länger ſie gejagt werden; da hingegen die Witterung des Haſen, wenn es mit ihm zu Ende geht, ſo ſchwach wird, daß die Hunde, zumal bey ſchlimmem Jagdwetter, die einmal verlorne Fährte nicht wieder aufnehmen können. Ueber dies werden die Hunde durch das beſtändige Schreyen im Grunde verdorben; denn, ſo bald ſie in die geringſte Verlegenheit gerathen und die Fährte verlieren, ſo bleiben ſie ſtehen, ſpitzen die Ohren, und horchen, ob ſie nicht etwa wieder ein Tayo hören, welches ihnen mancher Unwiſſende bisweilen wohl gar auf einer falſchen Fährte zuruft. Bey dem erſten Aufjagen (Lanciren) und in einigen dringenden Fällen iſt es nur erlaubt, Tayo zu rufen, wenn z. B. der gejagte Haſe mit Gewalt oder von ungefähr einen andern an ſeine Stelle aufjagt, und die Meute dieſe falſche Fährte aufnimmt, alsdann muß man ihr freylich zurufen, um ſie von jener ab, und wieder auf die rechte Fährte zu bringen, allein dieſer Zuruf muß vielmehr an den Piqueur als an die Hunde gerichtet ſeyn, und man muß gewiß überzeugt ſeyn, daß man auf die Fährte des gejagten Haſen und auf keine falſche ruft. Iſt man endlich gezwungen, die Hunde von einer falſchen Fährte abzubringen, ſo muß man ihnen die rechte mit dem Hute zeigen; und ſie nehmen dieſelbe alsdann insgeſamt wieder auf, ohne ſich zu übereilen, oder ſich durch die Rückfährte irre machen zu laſſen.

Wenn die abgerufenen Hunde die Fährte wieder aufnehmen, ſo fallen ſie bisweilen, beſonders bey üblem Wetter, auf die Rückfährte. Der Piqueur muß ihnen alsdann den Rückruf, oder das ſo genannte Hourvari,

zublaſen; und wenn ſie nicht gehorchen und umkehren, muß ſie der erſte beſte Jäger einholen, und mit ſtarken Karbatſchhieben zurück nach der rechten Fährte treiben.

Wenn die Meute, nachdem ſie lange Zeit die Fährte verloren hat, ſie endlich wieder findet, ſo iſt es ein Vergnügen, mit anzuſehen, wie die Hunde heftig wieder nachſetzen, zumal wenn ein Haſe nicht weit entfernt iſt; und da alsdann ein großer Theil ihrer Hitze ſchon verraucht iſt, ſo kann man ſie nicht zu ſehr ſowohl mit dem Horne als der Stimme anfeuern. Indeſſen muß man ſie dennoch nicht übereilen, oder ſie zu nahe an den Haſen laſſen, weil ſie ſonſt nicht Raum behalten würden, auf die Wiedergänge zu merken. Ein verſtändiger Piqueur muß demnach den Haſen niemals mit der Meute näher, als 50 Schritt, kommen, und alle Jäger müſſen in gleicher Entfernung von ihm, und zwar auf der Fährte und alle beyſammen bleiben. Man ſieht auch leicht ein, daß dieſes nothwendig iſt; denn ritten die Jäger dem Piqueur zu dicht nach, ſo würden ſie ihm in ſeinen Verrichtungen hinderlich ſeyn; wollten ſie aber rechts und links aus einander ſprengen, ſo würden ſie alle Augenblicke friſche Haſen aufjagen, und dadurch zu falſchen Fährten Anlaß geben. Sollte indeſſen die Fährte abermal verloren werden, ſo verfährt man wieder auf dieſelbe Art, und ſucht ſowohl vor = als rückwärts ab.

Es giebt demnach Fälle, wo man von der allgemeinen Regel abgehen, und nicht zu Anfange vorwärts abſuchen muß, ſondern wo es im Gegentheil die Klugheit erfordert, zuerſt rückwärts abzuſuchen. Man nehme z. B. an, der Haſe ſtellte ſich in einem trocknen und dürren Brachfelde, als wollte er zu Holze ziehen, und man verlöre ſeine Fährte auf dieſem Felde, ſo müßte man ſie nothwendig rückwärts wieder aufſuchen, weil es leicht möglich iſt, daß der Haſe nur in der Abſicht nach dem Buſche gelaufen iſt, die Meute dahin zu locken, wo ſie ſeine Fährte verlieren, und er ihr alſo entwiſchen wird. In dem Brachfelde ſelbſt würde er verſchiedene Wiedergänge und Abſprünge gemacht haben, welche, in Betrachtung des ſchlechten

Erdbodens, wo er ſich endlich gedrückt haben wird, ſchwer ausfindig zu machen ſeyn werden. Folgt man alſo unter ſolchen Umſtänden dem alten Schlendrian, ſo wird man in der Meinung, daß der Haſe zu Holze gegangen ſey, die Meute dahin bringen, und Gefahr laufen, den Haſen auf einer unrechten Fährte zu verfehlen. Es erfordert demnach die Klugheit, in ſolchem Falle zuerſt rückwärts abzuſuchen, theils um nicht auf eine ſolche Fährte zu gerathen, und theils auch, um die ſchon im Brachfelde an und vor ſich ſehr unmerkliche Spur des Haſen nicht erkalten zu laſſen. Eine Viertelſtunde nachher werden hingegen die Hunde noch hinlänglich die Fährte aufnehmen, wenn der Haſe wirklich zu Holze gegangen iſt, weil er daſelbſt gemeiniglich viel Loſung zurück läßt, auch der Wind die Witterung nicht ſo geſchwinde im Buſche verwehet. Bey jeder andern Gelegenheit, wo die Spur des Haſen auf einem ſchlechten Boden ſchwer zu entdecken iſt, muß ſie zuerſt vorwärts aufgeſucht werden; und in einem weichen Erdreiche finden die Hunde gemeiniglich die Fährte bald wieder auf, oder das Wetter müßte beſonders ſchlecht und ungünſtig ſeyn. Es giebt wirklich an manchen Tagen Wetter, wo die beſten Hunde die Fährte überlaufen; und alsdann muß man beſonders Acht haben, nach welcher Gegend der Haſe den Kopf gerichtet hatte; dahin muß man ganz langſam vorwärts ſuchen, und wenn der Wind nicht zu ſcharf iſt, muß ſolches gegen den Wind geſchehen; denn zuweilen iſt der Wind ſo ſtark, daß die Hunde beſſer mit dem Wind, als gegen den Wind, jagen. Einige Haſen laſſen ſich auch beſſer, als andere, jagen, weil ſie eine ſtärkere Witterung nachlaſſen. So wird z. B. die Jagd eines ſtarken Holzrammlers an gewiſſen Tagen ſehr lebhaft und luſtig ſeyn, da an dem nämlichen Tage, ohne daß ſich das Wetter ändert, ein kleiner Feldhaſe eine unangenehme Jagd veranlaſſen wird, weil er, außer ſeinen gewöhnlichen vielen Ränken, auf den Spitzen der Läufte auf trocknen ſteinigen Wegen gleichſam fortfliegt, die Erde kaum berührt, und mithin eine faſt unmerkliche Spur hinterläßt, worüber die Fährte zum öftern verloren wird.

Zwo unumſtößliche Wahrheiten machen es übrigens ſchlechterdings nothwendig, daß man zuletzt, und ehe man noch den Ort ſelbſt, wo die Fährte verloren gegangen iſt, abſucht, weit umher vorwärts abſuche. Die erſte iſt: daß der Haſe von Natur geneigt iſt, allemal wieder in ſein Revier zu gehen; und die zweyte: daß er ſo liſtig iſt, und ſich mehr als einmal umgehen läßt, ohne von der Stelle zu weichen, bis er

ſieht, daß der Piqueur ſich mit der Meute entfernt, da er alsdann zurück geradeaus geht, und ſich davon ſchleicht. Daher kömmt es dann, das die Hunde, nachdem ſie lange Zeit die Jährte verloren haben, ſie öfters mit einemmal ſehr lebhaft wieder aufnehmen, welches auf dieſer friſchen Rückjährte des Haſen geſchieht. Es ereignet ſich auch zum öftern, daß man, indem man den letzten groſſen Umfang vorwärts abſucht, den Haſen in ſein Revier zurück kommen ſieht; ja, er geht bisweilen ſogar in das Gehölz zurück, wo er zuerſt aufgejagt worden iſt, und alsdann wird er nicht leicht wieder heraus gehen, weil er glaubt, daß er ſich da zuletzt am beſten und längſten vertheitigen kann.

Wenn man nach dieſer Methode das ganze Revier mit der äußerſten Sorgfalt und Behutſamkeit vor = und rückwärts abgeſucht, alle Wege und Fußſteige genau beſichtiget und die Spur des Haſen ausfindig zu machen getrachtet hat, alle dieſe Bemühungen aber vergeblich geweſen ſind: ſo bleibt nichts übrig, als das Revier ſelbſt, wo die Fährte verloren worden iſt, auf das genaueſte, und Schritt vor Schritt, abzuſuchen. Es iſt alsdann darauf zu wetten, daß der Haſe ſich gedrückt und ſich ein altes Lager aufgeſcharrt hat; und die Sache iſt um ſo weniger zweifelhaft, wenn die Meute in dem Augenblicke, da ſie die Fährte verlor, aus vollem Halſe jagte, und mit einemmal ſtille ward, beſonders wenn der Erdboden, wo ſolches geſchah, gut, und der Jagd zuträglich war. Kurz, der Haſe muß ſchlechterdings irgendwo ſtecken; man muß es ſich alſo nicht verdrießen laſſen, ihn unabläſſig aufzuſuchen. Hiebey muß man vorzüglich die Augen zu Hülfe nehmen, und den Haſen wie eine Stecknadel ſuchen. Denn wenn er merkt, daß es mit ihm zu Ende geht, ſo iſt es nicht hinlänglich, daß man in der Hoffnung, ihn aufzujagen, mit Peitſchen und Stöcken auf die Büſche und Sträuche ſchlägt; die Zweige biegen ſich auf ſeinen Rücken, und er ſteht deshalb doch nicht auf, und auf die Hunde kann man alsdann gar keine Rechnung machen; denn da dieſe gar keine Fährte oder Witterung haben, und

kraft=

kraft- ja beynahe leblos ſind, ſo ſieht man täglich, daß die beſten Hunde den Haſen zwiſchen den Beinen haben, oder über ihn wegſpringen, ohne ihn im mindeſten gewahr zu werden. Indeſſen iſt dieſes genaue Abſuchen allemal mit einiger Gefahr verknüpft. Denn es kann dabey gar leicht geſchehen, daß ein anderer Haſe (oder den man wenigſtens für einen andern anſieht;) aufgeht, den die Hunde entweder ſehen, oder nicht gewahr werden. Sehen ſie ihn nicht, und weiß man gewiß, oder vermuthet wenigſtens, daß es ein anderer Haſe iſt, ſo kann man ſie leicht von deſſen Fährte abhalten, und ſie nach einer andern Seite in einer hinlänglichen Entfernung abrufen. Hier muß man ſie nun, wofern ſie zur Folgſamkeit gewöhnt ſind, ſo lange in der Unthätigkeit erhalten, bis man unterſucht hat, ob der friſch aufgeſtandene Haſe in einem friſch gemachten, oder nur in einem alten neu aufgeſcharrten Lager geſeſſen hat. Iſt das Lager ganz friſch und an demſelben Tage gemacht, ſo iſt der Haſe zuverläßig nicht derjenige, den man jagt; ſieht es hingegen alt, und ſo aus, als ob es ſchon darein geregnet hätte, bemerkt man etwa Wolle darin, die vom Regen oder Thau kleben geblieben iſt, und fühlt mit der Hand oder dem Backen, daß das Lager nicht warm iſt, ſo muß man deshalb, weil der Haſe aus dieſem Lager aufgeſtanden iſt, nicht den Schluß machen, daß es ein anderer Haſe ſey.

Ich habe bereits angemerkt, daß, wenn man findet, daß das Lager, aus welchem der Haſe aufgeſtanden, aufgeſcharrt iſt, man Acht geben ſolle, ob dieſes ganz friſch geſchehen iſt. Denn es trägt ſich täglich zu, daß Schützen, Ackerleute und Schäfer, Haſen aus ihrem Lager aufjagen, welche ſich auf dieſen Tag kein neues machen, ſondern ſich nur bis zur Nachtweide irgendwo drücken. Dieſes iſt alſo ein zweyter Bewegungsgrund, weshalb man das Lager des Haſen genau unterſuchen muß, weil man auch durch dieſen Irrthum

verleitet worden könnte, ſeine Hunde auf eine unrechte Fährte zu bringen. In ſolchen ungewiſſen Fällen iſt alſo am beſten, wenn man die Meute ganz kurz hält, und ſie das Revier bis zum bezweifelten Lager abſuchen läßt. Wenn es der gejagte Haſe iſt, der daraus aufgeſtanden iſt, ſo werden die Hunde vermuthlich ſeine Fährte aufnehmen, und ihr bis zum Lager nachſpüren, wodurch man alsdann aus aller Verlegenheit kömmt. Wenn aber der Haſe vor den Hunden aufgeht, ohne daß man ihn gewahr wird, wie ſich dieſes öfters in Wäldern, Büſchen, Hecken ꝛc. zuträgt: ſo kann man, ob es der gejagte oder ein anderer Haſe iſt, nicht anders, als an der Art, wie ihn die Hunde jagen, an ſeinem eigenen Betragen, und etwann an der Spur oder am Anſehen, wenn man ihn nämlich bald darauf irgendwo zu Geſichte bekömmt, beurtheilen. Iſt der aufgeſtandene Haſe ein Wechſelhaſe, ſo werden die alten Hunde, wenn ſie ihn 5 bis 600 Schritte verfolgt haben, anfangen, nachläſſig zu jagen, und bald darauf gar ſtille werden; iſt es aber der gejagte Haſe, ſo werden ſie ihm mit hellem und verdoppeltem Geläut und unglaublicher Geſchwindigkeit auf den Hals gehen; er ſelbſt wird dieſelbe Tour machen, die er vorher machte; und wenn man ihn anſichtig wird, ſo wird er mehr ſchwärzlich, als roth, abgejagt, kothig und naß ausſehen; er wird über dies einen krummen Buckel machen, und man wird es ihm von weitem anſehen, daß ihm bereits ſcharf zugeſezt worden iſt. Seine Fährte wird ſich aus einander geben, und der Fährte eines Kaninchens ähnlich ſeyn; er wird tiefer mit den Hacken als mit den Spitzen, eindrücken, und ſein Lauf wird wankend und unregelmäßig ſeyn, weil er die Kräfte verliert, und zu taumeln anfängt.

Wenn man Hunde hat, welche gut auf gebahnten Wegen und Fußſteigen jagen, ſo ſind ſolche Thiere in einer Meute von unſchätzbarem Werthe. Suchen ſie von Natur vor- und rückwärts, und ſind dabey nicht

ſo

ſo hitzig, daß ſie ſich drängen, und in der Eile die Fährte überlaufen, ſo fangen ſie, beſonders bey gutem Jagdwetter und wenn ſie gut ſpüren, den Haſen gern allein; iſt hingegen das Wetter ſchlecht, ſo muß man ihnen zu Hülfe kommen; inſonderheit muß man ſie auf trocknen Stellen und Wegen, die man nicht fleißig genug abſuchen und beſichtigen kann, unterſtützen, und, wenn man etwa die Spur des gejagten Haſen anſichtig wird, ihnen das Volcelet (Volulet) blaſen, und ihnen zurufen: hier auf die Fährte, mein Hund! dort geht er hin, mein Hund! Man muß die Hunde niemals zu dicht auf den Haſen drängen, ſondern ihnen Luft laſſen, auf die Wiedergänge zu merken; denn wenn ſie guter Art ſind, ſo ſuchen ſie ohnehin gern, vorwärts zu kommen; und wenn man ſie dabey noch antreibt, werden ſie zu hitzig. Auch muß man niemals auf die Meute lospeitſchen, außer nur alsdann, wenn man ſie von der Fährte abbringen, oder wegen eines begangenen Fehlers auf der Stelle züchtigen will. Selbſt unter Umſtänden, wo eine ſolche Züchtigung, um die Hunde folgſam zu machen, ſchlechterdings nothwendig iſt, muß man verſtändig, und nach der Kenntniß, die man von der Gemüthsart der Hunde hat, verfahren; denn bey einigen Hunden ſind bloße Drohungen hinlänglich; und wollte man ſie ſchlagen, ſo würden ſie, da ſie vorhin gut waren, in der Folge nicht mehr zu gebrauchen ſeyn. Das einzige Mittel, ſich eine gute Meute zu ziehen, beſteht darin, daß man die Hunde arbeitſam und eifrig auf das Suchen der verlornen Fährte mache; allein, zu dieſer Abſicht muß der Piqueur es ſelbſt ſeyn. Wenn die Fährte lange Zeit verloren geweſen iſt, und endlich wieder aufgefunden wird: ſo verurſachet dieſes der Meute ein unbeſchreibliches Vergnügen, inſonderheit, wenn der Haſe bald darauf gefangen wird; und 2 oder 3 dergleichen Fälle, wo die Hunde ihre Curée bekommen, machen ſie ſo begierig, daß ſie ſich in der

Folge allein, und ohne Hülfe des Piqueurs, aus mancherley Verlegenheiten zu helfen wiſſen.

Einem fremden Haſen, der mit dem Winde flüchtig wird, traue man niemals; denn man läuft Gefahr, von der Jagd abzukommen. In ſolchen Fällen muß man eiligſt nachreiten, und ſich unter Wind öfters nach dem Geläut der verlornen Meute umhören.

Wenn der Haſe merkt, daß er ſeinen nahen Untergang von der Beharrlichkeit ſeiner Verfolger zu befürchten hat, ſo verdoppelt er ſeine Ränke, und macht, wie ich ſchon geſagt habe, die ſtärkſten auf den beyden Kreuzwegen. Der Piqueur muß demnach auch ſeine Aufmerkſamkeit nunmehr verdoppeln, und die Meute ſo kurz halten, daß er ihr ſchleunig zu Hülfe kommen, und auf alles genau Acht haben kann.

Wenn der Haſe niche mehr fort kann, bläſet der Piqueur das Halali (ſ. Th. XXI, S, 258), worauf ſich die ganze Jagdgeſellſchaft um ihn her verſammelt. Er muß aber, ehe er dieſen Ruf bläſet, gewiß ſeyn, daß es mit dem Haſen zu Ende gehe. Die Kennzeichen davon ſind folgende: 1) Wenn er kurze Touren und häufige kurze Wiedergänge macht, und ſich in einem ſonſt günſtigen Erdreiche alle Augenblicke drückt. 2) Wenn die verlorne Fährte in einem Buſche oder andern bewachſenen Reviere gleich wieder aufgefunden, und auch ſogleich wieder verloren wird. 3) Wenn der Haſe aus dem Reviere einen Ausweg oder verborgenen Schlupfwinkel ſucht, keinen finden kann, und, wenn er an einen Graben kömmt, nicht mehr das Vermögen hat, herüber zu ſetzen, ſondern ſich in dem Graben fortſchleicht, und auf ſolche Art den Hunden zu entwiſchen ſucht 4) Wenn er ſchwarzbraun ausſieht, mager und völlig aufgeſchürzt iſt, die Löffel weit auseinander ſinken läßt, und einen krummen Buckel macht; welches die Franzoſen porter la hotte nennen. In der Angſt läuft er alsdann zwiſchen den Füßen der

Men-

Menſchen und Pferde durch, iſt gar nicht ſcheu, kehrt ſich nicht, ob er gleich dicht vor den Hunden iſt, an ihr Geläut, und läuft deshalb nicht geſchwinder.

Wenn der Haſe gefangen iſt, muß der Piqueur die jungen Hunde heran laſſen, damit ſie ihn beriechen; und wenn er ſieht, daß ſie ihn etwa zerreiſſen wollen, muß er ſie mit dem Klatſchen der Peitſche, aber nicht mit Schlägen, davon abhalten, und ihnen Arriere! oder zurück mein Hund! zurufen. Alsdann, und wenn der Haſe todt iſt, kann er auf dem Jagdhorne beliebige Stücke blaſen. So bald der Herr angekommen iſt, hebt der Piqueur den rechten Vorderlauf des gefangenen Haſen in die Höhe, ſchlitzt das Fell bis an das erſte obere Gelenk ab, löſet ihn ab, und ſteckt ihn in die Taſche, um ihn hienächſt demjenigen der anweſenden Herren zu überreichen, den ſein Herr zu dieſer Ehre beſtimmt hat. Hernach ſtreift er den Haſen ab, und wickelt das Fell um ſein Jagdhorn. Wenn er Brod bey ſich hat, wird ſolches in das Blut des Haſen getaucht, damit die Portion eines jeden Hundes ſtärker werde; und endlich wird der Haſe in ſo viel Stücke zerlegt, daß ein jeder Hund eins davon bekommen könne. Beſonders müſſen die jungen Hunde ihren Theil bekommen; und da ſie im Anfange gemeiniglich furchtſam bey der Curée ſind, muß man ihnen ihre Portion vorweg nehmen, und ſie ihnen bey Seite geben. Wenn der Haſe zerlegt iſt, bläſet der Piqueur ein Vue, worauf die ermüdete Meute aufſteht, ſich um ihn her verſammelt, und mit lautem Gebelle ihr Wildrecht fordert. Der Piqueur bläſet alſo das Halali, und giebt hiemit den zerlegten Haſen den Hunden Preis. Wenn er ausgeblaſen hat, tritt er zu demjenigen Herrn, dem der Lauf zugedacht iſt, nimmt mit der linken Hand den Hut ab, überreicht mit der rechten, in welcher er das Horn hält, den Lauf, bläſet ein Jagd-

Stückchen, und ſieht ſich dabey gemeiniglich nach dem erwünſchten Douceur um.

Bey Ueberreichung des Laufes, ſind noch einige Regeln zu beobachten. 1) Dieſe Ehre wird keinem Herrn zweymal in einem Jahre erwieſen. 2) Der Lauf muß keinem Herrn, der ſelbſt Hunde mit bey der jagenden Meute hat, überreicht werden; es wäre denn, daß er ſich denſelben ausbäte. Wenn ein ſolcher Herr keinen von ſeinen eigenen Leuten bey ſeinen mitjagenden Hunden hat, und ſie bloß unter der Aufſicht des Piqueurs der Equipage jagen, würde man ihn für einen Knauſer anſehen, wenn er ſich nicht zuweilen einen Lauf ausbitten, und ſich dadurch die Gelegenheit verſchaffen wollte, dem Piqueur die mit ſeinen Hunden gehabte Mühe einigermaßen zu vergelten. Bey Fürſten und regierenden Herren iſt dieſe Ceremonie nicht gebräuchlich.

Wenn der Haſe verzehrt iſt, werden die Hunde nach dem nächſten Waſſer zur Tränke, und hernach nach Hauſe geführet; und unterweges werden allerley Jagdſtückchen, beſonders die Retraite priſe, oder der Fangruf geblaſen.

Le Verrier de la Conterie normänniſcher Jäger, Münſter, 1780, gr. 8. S. 64, fgg.

Man kann auch die Haſen ohne Hunde, bloß mit dem Pferde, forciren. Hiezu gehören gute und flüchtige Pferde, beſonders aber auch ein geſchickter Reiter, indem ein ſchlechter gar leicht mit dem Pferde ſtürzen kann, vornämlich wenn er an Ackerfurchen, Gräben, Raine, oder Löcher kömmt, und alsdann das Pferd nicht zu regieren weiß. So iſt auch gar viel an einem guten und raſchen Pferde gelegen, welches zugleich Force hat, daß es den Reiter, wenn es auch durch tiefe Aecker muß, heben kann. Dieſe Jagd geht am beſten von Statten, wenn zween, drey oder vier zu Pferde ſind. Hiebey aber muß man aber vor allen Dingen wiſſen, wohin die Haſen gern laufen und ſich retiriren wollen. Es theilen ſich alſo diejenigen, welche die Haſen forciren wollen. Einige machen an demjenigen Orte,

te, wo man meint, daß die Haſen gern hinlaufen, Halte; die andern aber reiten fort, und durchſuchen die Felder. So bald nun ein Haſe gefunden wird, und heraus fährt, jagt Jemand hinter drein; diejenigen aber, welche vorhalten, geben genau Achtung. So bald der erſte, welcher angejagt hat, den Haſen bringt, nimmt ihn der andere jenem ab, und reitet auch ſcharf hinter drein. Hiebey aber iſt zu merken, daß der Haſe Anfangs ſcharf gejaget werden muß. Solches währet etliche Minuten. Zum Theil werden ſie bald warm, und begehren halbe Retouren zu machen. Sonſt aber, wenn man dieſelben eine gute Strecke weit ſcharf gejagt hat, fängt man an zu laviren, läßt dem Haſen Ruhe, bleibt von fern, bemerkt ihn aber beſtändig, bis er ſich drückt, reitet von fern um ihn herum, und läßt ihn 8 bis 10 Minuten ſitzen. Alsdann wird er wieder friſch angejagt, ſo iſt er ſteif, da man ihn denn bald einholen kann, mit dem Pferde und der Peitſche, und alſo fangen. Einige werden ſo ſteif und matt, daß ſie ſich gerade zu Boden hin ſtrecken. Sonſt aber hauet man ihn mit der Peitſche um den Kopf herum, daß er bleiben muß. Währendem Reiten muß man den einmal angejagten Haſen beſtändig in den Augen behalten, beſonders wo viele Haſen ſind; auch muß demſelben ſofort auf das ſchärfſte nachgeſetzt werden, damit er ſich recht angreifen müſſe und warm werde. Uebrigens gehört zu dieſer Jagd ein weites freyes Feld, wo weder Büſche und Holzungen, noch Weinberge ſind.

Hienächſt kann auch mit dem kleinen Zeuge eine Haſenjagd angeſtellet werden. Hiezu ſind die halben Tücher am bequemſten, wenn man nur einen Wagen mit 6 dergleichen Tüchern beladen hat. In deren Ermanglung werden hiezu die ordinären Haſennetze genommen.

Das Haſennetz oder Haſengarn darf zu dergleichen ſchwachen Thieren eben nicht ſehr ſtark ſeyn, und wird

wird nur von gemeinem Bindfaden geſtrickt. Wenn aber dieſe Netze öfters auch zur Einfangung der lebendigen Füchſe mit gebraucht werden, ſo wird dazu recht guter ausgehechelter Hanf genommen. Es wird 14 Maſchen hoch angefangen. Eine Maſche iſt 3 Zoll von einem Knoten zum andern weit. Die Länge des ganzen Netzes iſt 75 Klafter, da es dann 50 Klafter oder 100 Waldſchritte ſtellt. Es muß nicht über 33 Pfund ſchwer ſeyn. Die Haken, Häftel und Forkeln werden nach Proportion klein und leicht gemacht. Auch gehören hiezu ein Paar eiſerne Stichel oder Pfahleiſen, um die Löcher in der Eile zu ſtoßen; wie auch auf jedem Flügel ein Paar Schlägel, die Häftel hinein zu ſchlagen. Bey dem Stellen hat man folgendes zu beobachten. Wenn einer von den Stellleuten das Netz aufgebunden, und den Häftel in der rechten Hand, auch das Garn zum Ablaufen gefaſſet hat, und den Haken verkehrt auf der linken Schulter trägt, ſo nimmt ein Anderer ihm den Häftel, und etwas Netz vom Haken, ſchlägt ein oder bindet an, und läßt Jenen mit dem Netze ablaufen. Hierauf wird ſolches ſcharf angezogen, hinten nach ausgeſchlagen, damit es nicht verdrehet werde, und deſto beſſer ſtelle. Sodann wird wieder ein anderes genommen, und auf gleiche Art damit verfahren, bis alle Netze nach Verlangen geſtellet ſind.

Dieſe Haſennetze, welche bey manchem Adelichen, oder Pachtinhaber der Niederjagd, gemeiniglich nur des Haſenhandels halber, in ziemlicher Menge anzutreffen ſind, ſollten, billig, weil das Haſenwildbret dadurch ſehr vermindert wird, anders nicht, als nur auf den Gränzen, zu gebrauchen erlaubet, wenigſtens nicht Jedermann, ſolche zu mißbrauchen, verſtattet werden.

Um dieſes Jagen einzurichten, ſtellt man zuvörderſt des Nachts, wenn die Haſen aus den Vorhölzern ins Feld gerückt ſind, auf zwey Flügeln der Heide und Vorhölzer, Federlappen auf; dieſe müſſen angefähr

50 Schritt vom Holze, und auf ganz niedrigen Forkeln, die nur ſo hoch ſind, daß die Lappen nicht an die Erde ſtoßen und ſpielen können, ſtehen. In der Mitte ungefähr läßt man, in der Länge eines Tuches, das Jagen offen, und ſtellet dagegen mit 5 Tüchern, oder, in deren Ermanglung, mit dem Garne, ein Stück geraumes Feld und einen Theil des Vorholzes ein. Wenn nun die Haſen und Füchſe, ihrer Gewohnheit nach, des Morgens wieder vom Felde zu Holze rücken wollen, und an die Lappen kommen, fahren ſie längs denſelben hin, bis in der Mitte wo es offen iſt; daſelbſt rücken ſie hinein, und gerathen alſo innerhalb des eingeſtellten Vorholzes. Weil indeſſen noch viel Haſen im Felde ſitzen bleiben, oder ſich in die Dornraine und Feldbüſche drücken, ſo müſſen dieſe nach dem Jagen hinabgetrieben werden. So bald alles hinein oder abgetrieben iſt, ſtellt man das Jagen auch vorn mit einem Tuche oder Netze zu. Stände das Jagen noch zu weitläuftig, ſo macht man es durch 1 oder 2 Triebe enger, und ſorgt dafür, daß die Zeuge gut aufgehaket und feſt geſtellet ſeyn. Da auch bey dem Jagen ein freyer Platz oder ein Stück Feld mit eingeſtellet ſeyn muß, ſo wird in der Mitte, oder etwas mehr nach der Abjagungskammer hin, ein kleiner Schirm von grünen Reiſern aufgeſchlagen, aus welchem man 50 bis 60 Schritt um ſich herum ſchießen kann. Soll nun das Abjagen geſchehen, ſo begiebt ſich die Herrſchaft in den Schirm; die in Ordnung neben demſelben ſtehende Jägerey zieht mit den Treibeleuten und Jagdhunden zu Holz, doch ohne Waldgeſchrey, und löſen in demſelben die Hunde. Dieſe jagen nun die Füchſe und Haſen um den Schirm herum, da man ſie dann aus demſelben ſchießt. Zuletzt treibt man mit den Treibeleuten nochmals das Jagen vollends durch, gegen den Schirm zu. Wenn alles abgejagt iſt, zieht die Jägerey mit den aufgekoppelten

ten Jagdhunden wieder vor den Schirm, und bläſet das Jagen ab.

Hieher gehört auch die Abendjagd, Fackeljagd, oder Nachtjagd (das Nachtjagen), wenn man zu Winterszeit vor Mitternacht, wenn kein Mondſchein, und der Haſe aus dem Holze auf das Feld gegangen iſt, ein Garn oder Netz vor das Holz ſtellt, auf jeder Seite einen Flügel zieht, hinter dieſe aber Mannſchaft ordnet, welche die dahin gejagten Haſen fangen müſſen. Es geht nämlich der Jäger mit ſeinen Leuten in aller Stille vor dem aufgeſtellten Netz eine gute Strecke in das Feld hinein, zündet alsdann ſeine bey ſich habende Fackel an, welches ein Jeder mit der ſeinigen unverzüglich nachthun muß; und hierauf laufen ſie ſchreyend aus einander zertheilt gegen das Netz zurück. Wenn nun der Haſe ſolches Geſchrey hört, und die vielen Lichter zugleich gewahr wird, will er zu Holze gehen, wird aber in dem davor geſtellten Netze gefangen und erſchlagen.

Zuweilen gefällt es auch der Herrſchaft, die alſo gefangenen Haſen lebendig zu erhalten, um ſie bey dem Fuchsprellen zu haben. Sie werden alsdann in ſo genannten Haſenkaſten lebendig fortgebracht. Man macht nämlich Kaſten von fichtenen Bretern, welche 1 Fuß 3 Zoll breit ſind, werden alſo 4 Breter ins Gevierte zuſammen genagelt, die Länge von 3 Fuß 6 Zoll. An beyden Enden ſind Leiſten, worin von oben herunter ein Bret vorgeſchoben wird, und den Kaſten beſchließt. Oben iſt eine eiſerne Krampe. Das Vorſchiebebret iſt mit einem Loche durchbohrt, wodurch ein hölzerner Nagel vorgeſteckt wird, damit die Vorſchieber nicht von ſelbſt auffahren können. Auch müſſen 1 oder 2 ziemlich große Löcher oben in der Decke gemacht ſeyn, damit die Haſen Luft haben. In einem ſolchen Kaſten kann man 2, auch 3 Haſen fortbringen. Zum Geäß ſetzt man ihnen Waſſer, Hafer und Gras hinein, und

behängt die Seiten mit Leinwand oder Lappen, weil ſie ſich ſonſt leicht den Kopf einſtoßen.

Noch bequemer ſind die Haſenkaſten nach der Angabe des Hrn. Grafen von Mellin, worinn man 8 Haſen fortbringen kan; *Fig*, 1240. Dieſe Kaſten ſind 8 Fuß lang, und $1\frac{1}{2}$ F. breit, und nehmen die ganze Länge eines Wagens ein. Sie ſind mit acht Unterſchieden, und als acht Kaſten anzuſehen, die ein gemeinſchaftliches Ober- und Unterbret haben. Auf der einen Seite ſind die Vorſchiebebretèr vor jeden Kaſten, ſo wie auch oben auf jeden Kaſten an dem Vorſchiebebret, und an dem Bret gegenüber, ein 2 Zoll langes und 3 Z. breites Luftloch angebracht wird. Unter den Kaſten ſind zwo Latten genagelt, wobei man ihn anfaſſen, und wie an zween Bäumen forttragen kann.

Man hat endlich auch zarte Garne, welche man des Abends und Morgens vor die Hölzer ſtellet, Haſen und Füchſe damit zu belauſchen. Ein ſolches Garn oder Netz wird daher das **Lauſchgarn**, oder **Lauſchnetz**, im Oberdeutſchen **Lucknetz** (vom *lugen*, ſehen, oder *beluchſen*, belauern, beliſten, berücken) genannt. Einige nennen es **Lückennetz**, weil es in den kleinen Feldhölzern oder Geſträuchen in eine Lücke oder in ein Loch und einen Schlupfwinkel geſtellet wird, um die von den Feldern herbey kommenden, den Federlappen ausweichenden, und in die Lücke, welche offen ſcheint, hüpfenden Haſen oder trabenden Füchſe vollends hinein zu ſchrecken, und alſo im Garne zu fangen. Dieſes Netz iſt zwar, wenn es an die rechten Wege und Orte, wo die Haſen ihren gewöhnlichen Lauf haben, aufgeſtellt iſt, zum Haſenfange ſehr bequem, weil man ohne Anwendung großer Mühe und beſondern Jagens, und gleichſam nur mit Lauſchen, dieſes angenehme Wildbret fangen kann; wird aber für ein unweidmänniſches Jagdzeug gehalten, und zur Aaßjägerey mit gerechnet, weil es gar dünn, auch nur 50 Schritt zu ſtellen, gemacht.

macht, und ohne Haken zuſammen gehoben wird, daß man es unvermerkt in einem Ranzen tragen kann, Fig. 1241. Wiewohl man es für einen Landmann, der nicht viel Unterthanen oder Fröhner auf der Jagd zu Hilfe hat, oder mit dem Schießen nicht wohl umzugehen weiß, allenfalls noch eher, als für einen Jäger, paſſiren läßt. Es wird von feſtem doppelten Zwirn, und zwar am beſten von grünem, damit man es nicht erkennen oder gewahr werden könne, ſehr ſubtil, und weil man es nicht hoch ſtellen darf, nur 9 Maſchen hoch gemacht. Will man nicht ſo viel darauf wenden, ſo läßt man es nur von recht fein ausgehechelten Hanf verfertigen. Zu Forkeln nimmt man nur dünne, etwa 1½ Elle hohe, und wie ſtarke Spießruthen dicke, Stellreiſer. Weil man auch öfters im Herbſte bey langen Nächten, da der Haſe im Finſtern ſehr ſpät zu Felde, und frühzeitig zu Holze geht, nicht ſehen kann, ob etwas einfällt: ſo pflegt man die Oberleine an dieſem Netze, oder die ſo genannte Luckſchnur, mit etlichen kleinen Schellen zu verſehen, damit, wenn dieſelben im Fangen und Abſchlagen klingen, man zugreifen, und das Gefangene heraus nehmen könne.

Die Beſchreibung und Abbildung einer Art, die Haſen vermittelſt geflochtener Horden lebendig oder todt zu fangen, findet man in Joh. Tänzers der *Dianen* hohen und niedern Jagdgeheimniſſen, Lpz. 1734, f. S. 123, fgg.

Eine ſehr bequeme Art des Haſenfanges, für diejenigen, welche im Winter, wegen des harten Froſtes, mit dem Hetzen nichts ausrichten können, oder welche ſich und ihre Unterthanen mit dem Jagen nicht bemühen wollen, oder auch für die, welche gar keine Netze haben, iſt folgende; welche Fig. 1242 vorſtellt. A iſt ein 30 Ellen langer und eben ſo breiter, Platz, welcher mit Plankenpfählen alſo umſetzt ſeyn muß, daß kein

Haſe

Haſe darüber, oder dazwiſchen hindurch, kommen kann, mit 2 Thüren, welche von eben ſolchen Pfählen gemacht, mit ſtarken Latten zuſammen genagelt, in ordentlichen Thürbändern angehängt, auch unten bei der eingegrabenen Schwelle gleich abgeſchnitten ſind, ſo daß alles zuſammen wie ein Zaun ausſieht. Den Platz in dieſer Vermachung läßt man gehörig umgraben, düngen und mit weißem und braunem Kohl bepflanzen. Ein ſolcher Ort muß, wo möglich, in einem leichten Vorhölzchen gewählt werden, daß der Wind denſelben nicht mit Schnee oben zulegen kann. Nach Michaelis werden, wie gewöhnlich, die Weißkohlköpfe abgeſchnitten, die Strünke aber nebſt den übrigen Blättern, und dem Braunkohl, ausgehoben, und daſelbſt wieder in etlichen Haufen in die Erde zierlich zuſammen geſetzt. An der einen Ecke des Zaunes, welche nach dem Dorfe B ſteht, kann eine Schafhütte C hingeſtellet, und den ganzen Winter daſelbſt gelaſſen werden. An beyden Thüren ſind nur Klinken, die, wenn ſie eingefallen ſind, ein Haſe nicht aufmachen kann. Von den Thüren geht ein meſſingener Draht in die Hütte. Es iſt am beſten aufzupaſſen, wenn der Wind vom Holze D nach der Hütte C und dem Dorfe B zu, geht. Spüret man nun, daß Haſen darein gegangen ſind, ſo rücket man die Thüren zu, und wirft ſie bey Mondſchein im Laufen mit Prügeln todt, oder holt ſie des Morgens. Wollte man in der Hütte nicht darauf warten: ſo könnte man auch eine Invention, daß die Haſen die Thüre ſelbſt zurücken, anbringen.

Das Haſenſchießen einzeln im Felde, oder auf dem Anſtande, erfordert die wenigſten Umſtände, und giebt eine angenehme Luſt, vornämlich in Revieren, wo viel Haſen ſind; in Gegenden hingegen, wo wenig Haſen ſind, daß man im Winter in einigen Wochen kaum einen Haſen im Schnee zu ſpüren bekömmt, iſt es eine verdrießliche und langweilige Jagd.

Hat man ein wohlbeſetztes Revier, und will ſich mit Haſenſchießen ein Vergnügen machen, ſo geht man Vor- oder Nachmittags in die Felder, Weingärten, Saaten, oder an ſolche Orte, wo der Haſe um dieſe Zeit ſich am liebſten aufhält, mit einer Flinte, und einem am Fangſtricke, welcher am Hirſchfängergehänge befeſtigt iſt, geführten Hunde. Man geht die Feldſtücke in den Furchen auf und ab, und bemerkt auf jeder Seite eine gewiſſe Anzahl Furchen, die man ſo deutlich überſieht, daß ein Haſe im Lager darin gut zu erkennen iſt, damit, wenn man die eine Furche herunter gekommen iſt, man ſoweit längs dem Stücke gehe, bis man an die letzte Furche gelanget, die man ſich zur Grenze des Abſuchens genommen hatte, welche man alsdann wieder in der Länge herauf geht. Bey dem Auf- und Abgehen (Abſuchen), muß der Jäger die Flinte geſpannt auf dem linken Arm tragen, und die Rechte bey dem Griff am Abzuge immer fertig halten, damit er, ſobald ein Haſe heraus fährt, gleich fertig zum Schieſſen ſey. Sollte der Haſe nicht gleich ſtürzen, läßt man den Hund los, damit er ihn einhole und fange. Der gewiſſeſte Schuß im Laufen iſt, wenn der Haſe heraus fährt und ſich wendet, daß man ihm vor dem Kopf halte und losdrücke; ſo wird er mehrentheils recht in den Schuß laufen; dieſes nennt man vorhalten.

Zur Herbſtzeit, und, nach einiger Jäger Meinung, im abnehmenden Monde, ſitzt der Haſe feſt im Lager, daß man ſich ihm bis auf 15 Schritt nähern kann; nur muß die Vorſicht dabey beobachtet werden, nicht ſtille zu ſtehen, ſondern ihm in einer Schneckenlienie immer näher zu kommen, und, ſo wie man ihm nahe genug iſt, noch halb im Gehen, ihn zu ſchießen; denn gemeiniglich fährt er heraus, wenn man nahe bey ihm ſtehen bleibt und ihn anſieht; ſo lange man aber geht, drückt er ſich, weil er glaubt, daß man ihn nicht gewahr werde.

Wer Geduld hat, des Morgens und Abends an den Vorhölzern und am Rande der Waldungen ſich anzuſtellen,

zuſtellen, und daſelbſt entweder die vom Felde zu Holz rückenden Haſen zu erwarten, oder auch den aus dem Holze auf die Saat rückenden Haſen aufzupaſſen, welches mehrentheils kurz vor, oder gleich nach Sonnenuntergang zu geſchehen pflegt, wird ſelten vergebens lauern; nur muß er ſich beſtändig ſo anſtellen, daß der Wind, von der Gegend wo der Haſe herkommen ſoll, auf ihn ſtoße.

Die Methode fauler Jäger, Haſen bey tiefem Schnee, bey Mondſchein, in den Kohlgärten aufzupaſſen, iſt, ſo bequem ſie iſt, für das Gehäge höchſt ſchädlich. Alle Haſen, denen es in ſolcher Jahrszeit an Aeßung auf dem Felde fehlt, ziehen ſich aus dem Reviere nach den Gärten. Wenn man ſie nun hier wegſchießt, ſo werden nicht nur diejenigen, welche geſchoſſen worden, dem Revier entzogen, ſondern es ziehen ſich auch die übrigen aus dem Revier weg, nach andern Gegenden, vornämlich wenn ein benachbartes Gehäge iſt, in welchem die Haſen mit etwas Hafergarben und Heu gefüttert werden. Ein ſolches Gartenſchießen iſt alſo niemals, als nur mit vieler Einſchränkung, und bey einem zahlreichen Gehäge, wobey auch noch dieſes Wildbret um dieſe Zeit gefüttert wird, zu erlauben.

Hrn. Grafen von Mellin Anweiſung von Wildbahnen, S. 321, f.

Wie Haſen vermittelſt Schnellerfallen und Selbſtgeſchoſſes zu fangen ſeyn, werde ich im Art. Selbſtgeſchoß beſchreiben.

Zur Schonung und Aufnahme der kleinen Wildbretreviere iſt es nöthig, daß man bey dem Beſchluſſe der Jagdzeit, oder gegen die Setzzeit der Haſen, einen hinlänglichene Beſtand an Häſinnen auf dem Reviere laſſe, damit es den folgenden Sommer hindurch ſich wieder anſehnlich vermehre, und bey Eröffnung der Jagdzeit wieder ein guter Vorrath zum Nutzen und

Vergnügen da ſey. Ob gleich im Frühlinge und Sommer ein Rammler ſo geringe an Wildbret iſt, daß er meiſtentheils nicht die Zuthat, gebraten zu werden, verdient: ſo thut man doch ſeinem Revier einen wahren Vortheil, wenn man auch zu dieſer Zeit einen oder den andern Rammler wegſchießt, den man leicht daran erkennen wird, daß einer oder mehrere eine Häſin vor ſich herjagen, und daß er an Farbe weißlich iſt, da hingegen die Häſinnen im Sommer roth ſind. Denn, ſo wie, bey dem Rothwildbret, gar zu viel alte Hirſche einer Wildbahn ſchädlich ſind, indem ſie die jungen Hirſche nicht neben ſich leiden, ſondern aus dem Stande vertreiben, ſo hat es auch mit den männlichen Thieren bey den Haſen gleiche Bewandtniß. Ein alter Rammler leidet keinen jungen Haſen männlichen Geſchlechts in ſeiner Nachbarſchaft, ſondern beißt ſie als gefährliche Nebenbuhler bald weg; dabey wird er auch, wenn er eben geſetzte junge Haſen findet, dieſe zerkratzen und todt machen; nicht, wie Viele fälſchlich vorgegeben haben, um ſie aufzufreſſen, ſondern damit er deſto eher wieder mit der Mutterhäſin rammeln könne. Im Herbſte und Winter iſt es ſchwer, eine Häſin vom Rammler in der Geſchwindigkeit zu unterſcheiden: ſonſt wäre es freylich vortheilhaft, jene ſo viel als möglich zu ſchonen. Indeſſen muß man nur dieſes genau zu beobachten ſuchen, wie viel Haſen man, bey Aufgang der Jagd, auf dem Reviere habe, und nach Verhältniß der Anzahl derſelben, ſeine Nutzung beſtimmen.

Die Haſen ſind ein ſehr angenehmes Wildbret, welches die Europäer gern auf ihren Tafeln ſehen, da es von den Morgenländern hingegen eben nicht beſonders geachtet wird. Das Geſetz Mahomeds und vor noch ältern Zeiten, das Geſetz der Juden, hat den Genuß des Haſen eben ſo gut, wie den Genuß des Schweines, unterſagt. Die Griechen hielten

hielten es aber eben ſo hoch, wie wir. Inter quadrupedes gloria prima lepus, ſagt Martial. Sein Fleiſch iſt vortrefflich; auch ſein Blut iſt gut zu eſſen, und hat unter allen Arten des Blutes die gröſte Süßigkeit. Das Fett hat an der Delicateſſe ſeines Wildbretes keinen Antheil; denn der Haſe wird nie fett, ſo lange er in ſeiner Freyheit, in dem freyen Felde bleibt; und doch ſtirbt er vor allzu vielem Fette, wenn er in einem Hauſe gehalten wird. Inſonderheit hat ein junger Haſe ein zartes, leichtverdauliches, nahrhaftes Fleiſch, welches man ſelbſt Kranken nicht vorenthalten darf. Aus den ganz jungen, vom dritten bis achten Monat, macht man eine vorzügliche Delicateſſe. Wenn ſie über ein Jahr alt ſind, iſt ihr Fleiſch trockener und etwas ſchwerverdaulich. Da nun die jungen Haſen beſſer ſchmecken, und geſunder ſind, als die alten: ſo iſt es dienlich zu wiſſen, woran man einen alten Haſen erkennen könne, da der Balg und die Gröſze nichts unterſcheidendes enthalten. Man muß nämlich den Haſen die Ohren von einander ziehen; giebt das Fell nach, ſo zeigt ſolches an, daß der Haſe noch jung ſey; hält aber das Fell feſt, ſo iſt es ein alter Haſe. Je älter er aber iſt, deſto länger muß man ihn hängen und mürbe werden laſſen, ehe er gebraten wird. Wenn die Glieder an den vordern Läuften ziemlich groß ſind, ſo kann man ihn ebenfalls für alt halten. Das Wildbret der Berghaſen iſt unter allen das niedlichſte, wenn es gleich nicht ſo fleiſchreich und feiſt, als der übrigen Haſen iſt; inſonderheit iſt das Fleiſch der Haſen in den mit erhabenen Hügeln beſetzten Ländern, oder auf bergigen Gegenden, wo Thymian und andere feine Kräuter im Ueberfluſſe wachſen, von vortrefflichem Geſchmacke. Nächſt dieſem haben die Waldhaſen den beſten Geſchmack, wenn die Waldungen, worin ſie ſich aufhalten, keine niedrige, ſondern hohe Plätze ſind. Das Wildbret der Feldhaſen iſt zwar gröſzer und feiſter,

ſter, als der Berghaſen, aber ſie kommen ihnen im Geſchmacke nicht gleich. Die Sumpfhaſen ſind am Geſchmacke die ſchlechteſten. Bey allen Arten von Haſen iſt das Wildbret der Weibchen delicater, als der Männchen.

Was die mancherley Zurichtungen der Haſen in der Küche betrifft, ſo wird zuvörderſt den Haſen der Balg abgeſtreift; und alsdann werden die jungen Haſen ganz gelaſſen, den alten aber werden die Vorderläufe, welche man das Haſenklein (an einigen Orten das Vorhäſe oder Vordergehäſe) nennt, bis an die Büge, nebſt dem Kopfe und Halſe, abgeſchnitten, und daraus, nebſt dem Eingeweide mit deſſen Schweiße (Blute) zugerichtet, da dann ein ſolches Gericht eine ſchwärzliche Farbe bekömmt, und Haſenſchwarz, in einigen Gegenden wegen des dazu nöthigen Pfeffers auch Haſenpfeffer, auch wohl ſelbſt Haſenklein, genannt wird. Der Schweiß des Haſen wird zu dieſem Behuf folgender Maßen aufgefangen. Wenn der Balg herunter geſtreift iſt, ſetzt man eine Schüſſel unter den Haſen, und gießt Eſſig in denſelben; ſo läuft aller Schweiß heraus. Dieſes wird hernach auf folgende Art vollends zugerichtet. Wenn daß Haſenklein zu feinen Kochſtücken gehackt, die Galle von der Leber abgeſondert, der Kopf entzwey geſpalten, das Gehirn bey Seite gethan, alles geſalzen, und mit Waſſer, Eſſig und Bier durch einander wohl gekocht iſt, läßt man dieſes gekochte Eſſen auskühlen, richtet es in einem Tiegel an, ſeihet von der Brühe, worin es gekocht iſt, etwas dazu, würzet es mit Ingber und Pfeffer, reibt etwas Pfefferkuchen daran, brennt braune Butter hinein, und läßt es alsdann nochmals aufkochen. Wenn man bald anrichten will, querlet man den aufgefangenen Haſenſchweiß mit etwas Zucker ab, läßt, indem das Gericht in vollem Kochen iſt, dieſen durch einen Durchſchlag hinein laufen, und rüttelt es

wohl

wohl durch einander. Bey dem Anrichten ſtreuet man geſchnittene Citronſchalen und etwas Zucker darüber.

Das Haſenklein mit Zwiebeln, L. Cepatum, Fr. Cive Civet, wird auf eben die Art zugerichtet, nur daß an Statt des Pfefferkuchen braun gebranntes Mehl genommen, und eine Portion geſchnittene Zwiebeln dazu gethan wird, welches durch einander kochen muß.

Haſenklein mit einer Musbrühe. Wenn erſteres weich gekocht worden, wird, in einem großen geräumigen Tiegel, Pflaumen- oder Kirſchmus, mit einem Theile der Fleiſchbrühe, Butter, Landwein oder Weineſſig und Zucker, fein geſchnittener Citronſchale und Lorbeerblättern aufgeſetzt, und das Haſenklein hinzu gethan, daß es von der Musbrüche durchzogen werde. Beym Anrichten wird zerſtoßener Zimmet überher geſtreuet.

Haſenklein als ein Ragout. Das Haſenklein wird faſt gar gekochet, hierauf aber von der Fleiſchbrühe in einen Tiegel gegoſſen, hiemit fein zerſchnittener Speck, braun Mehl, Weineſſig, ein wenig Zucker, Nelken und Zimmet aufgeſotten, und das Haſenklein in dieſer Brühe vollends gar geſchmoret (geſtovet). Eben dieſes Haſenragout wird noch beſſer, wenn Bratenbrühe und kochendes Waſſer, klein gehackte Schalotten oder Zwiebeln, friſche oder eingemachte und in ganz dünne Scheiben zerſchnittene Gurken, etwas Weineſſig, gehackte Champignons oder Champignonpulver und braunes Mehl zuſammengethan, und das gar gekochte Haſenklein damit geſchmoret wird.

Vom Haſen wird nur der Rücken und Hintertheil gebraten. Wenn der Haſe abgezogen und etwas ausgewäſſert iſt, wird er ſauber geſpicket, vorn durch den hohlen Leib, auch hinten durch die zwey Viertel geſpeilert, und währendem gelinden Braten fleißig mit brauner Butter begoſſen. Wenn dem Haſen das Fell abgezogen worden, ſo hat er über dem Fleiſche noch

eine Haut, die ihm vor dem Spicken auch noch abgezogen wird. Dieſe Haut aber kann nicht, wie das Fell, ganz herunter gebracht, ſondern nur immer fleckweiſe mit dem Meſſer abgenommen werden. Wenn man nämlich mit der Schärfe des Meſſers den Anfang der Haut, oder eines Theiles derſelben, vom Fleiſche aufgehoben hat, wird der Daumen gegengeſetzt, und der Anfang des Felles zwiſchen Meſſer und Daumen feſt gehalten und fort gezogen, ſo weit es halten will. Reißt es ab, ſo fängt man die Operation von neuem an; und dieſes heißt den Haſen häuteln. Bey dem Häuteln des Haſen muß man nicht vergeſſen, ihm das Schlußbein (Schloß) hinten entzwey zu ſchneiden, damit das Weidloch recht gereiniget werden könne. Ohne dieſe Vorſicht würde den anliegenden Theilen des Fleiſches, durch das Braten, ein ſehr übler Geſchmack zugezogen werden. Die Hinterfüße müſſen nicht abgehauen, oder verſtümmelt, ſondern ganz gelaſſen werden. Der Untertheil dieſer Hinterfüße, oder die Pfoten, behalten ihr rauches Fell, welches zur Zierde des Bratens dienen muß. Man wickelt deswegen Papier umher, damit das Feuer die Haare am Bratſpieße nicht abſenge und ſchwarz mache. Kopf, Hals, Vorderfüße, Rippen des Vordertheiles, wovon die Hälfte, der Quere nach, etwa nur am Rücken des Haſen bleiben, Lunge, Herz und Leber, welche, erwähntermaßen, unter dem allgemeinen Namen Haſenklein begriffen ſind, kommen nicht zum Braten, ſondern werden beſonders gekochet. Die Nieren allein werden an dem Braten gelaſſen. Wenn man den Haſen währendem Braten mit ſüßer Sahne begießt, ſo wird er davon ſehr mürbe und ſaftig. Es muß aber dieſes bald zu Anfange ſeines Bratens, und nicht zuletzt, geſchehen. Außer dem, daß der zu ſpäte Gebrauch der Sahne die geſuchte Wirkung nicht mehr haben könnte, würde es Unzierde, wo nicht den Unwiſſen=

wiſſenden gar Ekel erregen, wenn von der zu ſpät aufgegoſſenen Sahne, beym Anrichten, hin und wieder etwas Weiſes über und an dem Braten hervor ſcheinen ſollte. Einige betröpfeln auch wohl den Braten am Spieße mit Citronſaft; es muß aber nicht zugleich mit der Sahne geſchehen, weil dieſe dadurch käſicht werden könnte. Ein gebratener Haſe liegt in der Schüſſel mit dem Rücken oben. Seine größte Zierde muß er, wie viele andere Braten, vom Spicken haben. Es iſt, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, unter grobem und feinen Spicken, unter ſchmalen und breiten, geraden und ſchiefen, zirkelmäßig und natürlich, und irregulär gebogenen Spicklinien ein Unterſchied. Bey keinem Braten fällt das Natürliche und regelmäßige des Spickens ſo ſehr in das Auge, als bey dem gebratenen Haſen, daher ein Koch oder eine Köchin in dieſem Geſchäfte hauptſächlich ihre Geſchicklichkeit zeigen muß. Bey dem Anrichten des Haſen auf der Schüſſel wird die Butter aus der Bratpfanne dazu gegoſſen, oder auch in einem beſondern Geſchirre aufgeſezt. Uibrigens wird die Bratenſchüſſel nur mit Salz beſtreuet, bey feyerlichen Gelegenheiten aber mit Blumen und Citronſcheiben garniret.

Sehr gebräuchlich iſt es, gebratenen Haſen mit ſauerm Kohle zu eſſen. Gemeiniglich wird der für ſich beſonders gekochte Kohl in einer Schüſſel angerichtet, und der Haſe darüber gelegt. Noch gebräuchlicher und auch für manchen Mittelmann ökonomiſcher iſt es wohl, daß der gebratene Haſe am erſten Tage allein, an einem der folgenden Tage aber der übergebliebene Theil des Bratens mit ſauerm Kohle gegeſſen werde. Man legt den Reſt des Bratens entweder in die Schüſſel, und ſchüttet den heißen Kohl darüber, oder man hauet den Reſt durch, und läßt ihn in einem Tiegel, oder Schmortopfe, mit dem Kohle ein wenig durchkochen.

Auch

Auch iſt es gewöhnlich, daß die von der erſten Mahlzeit übrig gebliebenen Hinterviertel eines Haſenbratens, auf dem Roſte, zu einer folgenden Mahlzeit gebraten werden. Man kerbet ſie mit dem Meſſer ein, beſtreicht ſie mit Butter, und beſtreuet ſie mit zerſtoßenen Wachholderbeeren, ſo wie man es mit den Gänſe-und Kalekutenkeulen, die von den Braten übrig gelaſſen worden, zu machen pflegt; nur daß dieſe Keulen nicht mit Wachholdern, ſondern mit zerſtoßenem Pfeffer und geriebener Semmel beſtreuet werden. Wenn die Hintertheile eines Haſenbratens durch Röſten oder Aufbraten in einem Tiegel mit Butter wieder aufgewärmet, und als ein neues Gericht in einer der folgenden Mahlzeiten aufgeſetzt werden, müſſen dieſe Theile ſo liegen, daß die auswendigen Seiten derſelben die obere Seite in der Schüſſel ausmachen.

Wenn von den Haſenbraten nicht viel Fleiſch bey der erſten Mahlzeit hat übrig bleiben können, ſo zerhauet man ſie, und nimmt ſie mit unter das Haſenklein, welches auf oben beſchriebene Arten gekocht wird.

Haſen zu braten, auf andere Art. Wenn der Haſe abgezogen, wohl gehäutelt und geſpickt iſt, beizt man ihn mit Pfeffer und Gewürznelken, wie auch einigen Wachholderbeeren, über Nacht oder ein Paar Tage in Eſſig, bringt ihn am Spieß zum Feuer, beträufelt ihn mit dickem ſauern Rahm, und läßt ihn nicht zu ſtark ausbraten, röſtet etwas Mehl in Butter ſchön gelb, gießt etwas von der abgetröpfelten Bratenbrühe daran, läßt es aufkochen, gießt die Brühe in eine Schüſſel, legt den Haſen darauf, begießt ihn auch ein wenig mit der Bratenbrühe, belegt ihn mit Citronſcheiben, und thut etliche Kapern dazu. Oder, wenn es die Zeit nicht leidet, den Haſen etliche Tage in Eſſig zu beizen, beträufelt man ihn währendem Braten mit ſiedheißem Eſſig oder Wein; ſo wird er eben ſo mürbe, als wenn er gebeizt wäre.

Haſen auf noch andere Art gebraten. Man nimmt geriebenen Rockenbrod, Wein und Weineſſig, Zucker, kleine Roſinen, Kapern, Nelken, etwas heiße Butter und Citronſcheiben, röſtet das geriebene Brod in Butter, läßt es mit einander kochen, und gießt dieſe Brühe an den gebratenen Haſen.

Haſen gefüllt zu braten. Man ſchneidet einem Haſen den Bauch nicht gar zu weit auf, nimmt das Eingeweide heraus, wäſcht den Haſen zuerſt mit Waſſer, und hernach auch mit Eſſig, rein aus, und bereibt ihn mit ſeiner eigenen Leber. Alsdann nimmt man ausgekörnte Roſinen, Weinbeeren, abgezogene und geſchnittene Mandeln, wie auch geriebenes Brod, worunter einige eine gehackte Gänſeleber thun, und zugleich mit in Butter röſten. Dieſes wird mit den Roſinen, Weinbeeren und Mandeln vermiſcht, und alles zuſammen mit Pfeffer, Muskatennuß, Cardamome und ein wenig Zimmet gewürzt. Nachdem endlich Eyer daran geſchlagen worden, wird die Fülle in den Haſen gethan, der Bauch wieder zugenähet, der Haſe gehäutelt und geſpickt, eingeſalzen, mit Pfeffer, Gewürznelken, auch anderm guten Gewürze gewürzt, an den Spieß geſteckt, mit warmen Eſſig und Butter beträufelt, ſaftig abgebraten, und angerichtet.

Haſen gefüllt, auf eine andere Art. Man legt den Haſen, wenn er abgezogen und abgebeizt iſt, auf ein Bret, ſchneidet das Fleiſch den Rückgrath hinunter auf, und löſet es von den Rippen ab, aber nicht ganz hinaus; nimmt ferner das Fleiſch von den vordern Läuften, und verwällt es ein wenig; hacket daſſelbe, nebſt Sardellen, etwas Speck, Citronſchalen, abgeſtreiftem Thymian, und zerknirſchten Wacholderbeeren; würzet dieſes Gehackte mit Nelken, thut Kapern darunter, und rührt alles zuſammen mit einem Ey ein. Dieſes füllet man auf beyden Seiten des Haſen zwiſchen die Rippen und das abgelöſete Fleiſch, nähet die Oeffnung wieder zu, ſpicket ihn, und läßt ihn braten. Unterdeſſen röſtet man Brodkrummen in Butter ſchön gelb, löſcht ſie mit Wein ab, thut eine mit Nelken beſteckte große Zwiebel, klein geſchnittene Citronſchale, ein Lorbeerblatt, etwas geſtoßene Nelken, ½ Nößel Waſſer, ein Stück Zucker, und ein wenig geſchnittene Kapern darein, läßt es eine halbe Viertelſtunde mit einander kochen, verſüßt es nach Belieben, gießt es in die Schüſſel, und legt den Haſen darauf. Eben dieſe Brühe kann man auch an ungefüllte Haſen gebrauchen.

Haſen gehackt zu braten. Man nimmt einen friſchen Haſen, der nicht gebeizt worden, und löſet das Fleiſch ganz davon, daß die Knochen an einander bleiben. Alsdann wird das Fleiſch, und der vierte Theil ſo viel Speck, klein gehackt, 5 Eyer daran geſchlagen, mit Pfeffer, Nelken, Muskatenblüthe und Cardamome gewürzt, alles wohl unter einander gerührt, an die

Knochen geſchlagen, ſo formirt, daß es einem Haſen gleicht, und ein Faden darum gewunden, damit es beſſer beyſammen bleibe. Hierauf thut man Butter in eine Bratpfanne, legt zwey dünne geſpaltene Späne (Schleißen) darein, und den Haſen darauf, läßt ihn alſo in einem Backöſchen braten, übergießt ihn fleißig mit Butter, und beſtreuet ihn, vor dem Anrichten, mit Pinien.

Haſen in einer Paſtete. Wenn der Haſe abgeſtreift und gehäutelt iſt, löſet man ihn die Läufte ab, ſalzt ihn ein wenig ein, legt ihn auf einen Roſt, und ſetzt ihn auf das Feuer, damit er ein wenig anlaufe; thut ihn alsdenn in ein Geſchirr, gießt Eſſig darüber, und läßt ihn ein Paar Tage darin liegen; nimmt ihn ſodann heraus, ſchneidet Speck, und zwar dicke Stücke, würzt und ſalzt ihn ein, und ſteckt ihn in den Haſen nach Belieben hin und her. Hierauf nimmt man groben Teig, dergleichen man zu groben Paſteten macht, walzet ihn auf, legt das aufgewalzte Blatt auf Papier, beſtreicht es mit Eyern, nimmt auch kleine Schnittchen Teig, und macht einen Roſt, ſo weit man den Haſen zu legen gedenkt; unten auf den Boden thut man Lorbeerblätter und Rosmarin; hierauf legt man hernach Speck und Butter, ſtreuet auch Ingber, Pfeffer, Nelken und Citronſchalen darüber, legt den Haſen darauf, und führt von einem langen Stückchen Teig einen Rand um den Haſen, wie derſelbe liegt, befeſtigt es, damit die Brühe nicht durchdringen könne, macht auch einen Blatteig, bedeckt damit den Haſen, fährt mit den Fingern an dem geſetzten Rande, womit der Haſe eingefaßt iſt, herum, und drückt das Blatt fein ſauber an; alsdann ſchneidet man den Teig unten herum ab, daß nur zween Querfinger breit bleibt, und bläſet das obere Blatt ein wenig auf; damit es eine Form bekomme. Endlich ſind auch gewiſſe Paſtetenbänder geſtochen; darein drückt man einen Streifen Teig, daß damit die halbe Paſtete umzogen werden kann, beſtreicht die Paſtete mit Eyern, und zieht das Band zierlich darum. Hierauf wickelt man den Teig, der unten um die Paſtete gelaſſen worden, aufwärts an die Paſtete, und zwickt es, ſo gut als man kann: macht oben einen ausgeſchnittenen Deckel darauf, beſtreicht ſie mit Eyern, und ſetzt ſie in den Ofen. Wenn nun die Paſtete bräunlich zu werden anfängt, ſticht man mit einem ſpitzigen Holze oben am Deckel ein Loch hinein, damit die Luft heraus könne. Hernach macht man folgende Brühe dazu. Man nimmt braunes Mehl, thut es in einen Tiegel oder Caſſerole, gießt Fleiſchbrühe, Wein und Eſ-

ſig dazu, und läßt es durch einander kochen; nimmt alsdann einen kleinen Trichter oder Füllhals, macht ein Loch oben in die Paſtete, und füllt die Brühe hinein, ſetzt die Paſtete wieder in den Ofen, und läßt ſie vollends gar backen. Will man ſie glacirt haben, ſo reibt man feinen Zucker darauf, ſetzt die Paſtete mit der Schüſſel in eine Tortenpfanne, und giebt nur oben Feuer. Man muß fleißig zuſehen, daß der Zucker nur eben geſchmolzen ſey, und zu laufen anfange, da es denn die rechte Zeit iſt, die Schüſſel mit der Paſtete abzunehmen, und dieſe mit buntem Streuzucker zu beſtreuen.

Haſenpaſtete, warm, auf eine andere Art. Das Haſenfleiſch wird mit Fleiſche von einer Hammelkeule, und dem dritten Theile ſo viel Speck, klein gehackt, mit Salz, Pfeffer, geſtoßenem Zimmet, Nelken, kleinen Zwiebeln und feinen Kräutern gewürzt, hierauf ein Paſtetenboden von feinem Teige bereitet, das Gehackte in der Geſtalt eines Haſen darauf gelegt, und darüber nach der Reihe mittelmäßiger Spickſpeck, ſodann wieder Gehacktes und Speck, von einer Diſtanz zu der andern, gethan. Hernach legt man Lorbeerblätter und Speckſtreifen darauf, macht den Deckel von eben dem Teig, beſtreicht ihn mit Eyerdotter, läßt die Paſtete 3 bis 4 Stunden lang im Ofen backen, und thut, wenn ſie gar iſt, vor dem Anrichten, Citronen- und Schalotten-Saft daran.

Kalte Haſenpaſtete zuzurichten. Der Haſe wird mit mittelmäßigen Speckſtreifen geſpickt, mit Salz, Pfeffer, Lorbeerblättern, Nelken und Muskatennuß gewürzt. Man kann ſchwarzen oder weißen Teig dazu nehmen.

Haſen mit Sauerkohl im Backofen. Man ſchneidet den Haſen, wenn er geſtreift iſt, vorn ab, löſet ihm die hintern Läufte ab, wie bey der Paſtete geſchieht, häutelt und ſpickt ihn, wie zum Braten; läßt ihn nur halb gar braten, daß er fein ſaftig bleibe; nimmt hernach Sauerkraut, kocht es, jedoch nicht gar zu weich, ſeihet die Brühe ab, und ſchneidet es mit einem Schneidemeſſer klein; ſetzt ein Stück Butter in einer Caſſerole auf das Feuer, wirft, wenn ſie heiß geworden iſt, einen Eßlöffel voll Mehl darein, rührt es ſo lange, bis es ſich ein wenig färbt, thut das Sauerkraut hinein, gießt auch ein Quart guten ſauern Rahm daran, rührt es durch einander, und läßt es eine Weile ſchmoren. Ferner macht man von Teig einen Rand auf eine Schüſſel, 2 Querfinger hoch, beſtreicht die Schüſſel mit Butter, ſchüttet von dem Kraute die Hälfte darein, legt den Haſen darauf, die andere Hälfte Kraut darüber,

daß

daß der ganze Haſe damit überzogen werde, und ſtreicht es mit einem breiten Meſſer zu. Ferner läßt man Butter zergehen, ſchlägt ein Ey daran, vermiſcht es durch einander, und überſtreicht oben damit das ganze Kraut, ſtreuet auch geriebene Semmel darüber, und ſetzt es in den Backofen: ſo wird es wie eine Paſtete werden. Wenn es angerichtet werden ſoll, garnirt man es auf eine ſchickliche Art.

Dieſes Kraut kann auch ohne Rahm eben ſo zugerichtet werden, nur muß man alsdann mehr Fett nehmen.

Haſen mit Sauerkraut, Auſtern oder Morcheln. Der Haſe wird auf vor erwähnte Art geſpickt und gebraten; alsdann thut man ein gutes Sauerkraut, und zuletzt Auſtern, Morcheln und etwas ſüßen Rahm daran, und läßt es damit noch ein wenig durchkochen. Das Sauerkraut kann entweder in die Schüſſel gethan, und der Haſe darauf gelegt werden; oder man kann auch den gebratenen Haſen ein Paarmal durchhauen, und mit dem Sauerkraute durchkochen laſſen, und es alsdann anrichten.

Beym Tranchiren oder Vorlegen eines gebratenen Haſen, ſtellt man denſelben ſo, daß er mit den rauchen Läuften zur Rechten ſtehe, ſetzt die Gabel hinten quer über die Lenden, hacket mit dem Meſſer die rauchen Pfoten von den Läuften ab, und leget ſie auf einen Teller, damit nicht die Haare davon auf das Wildbret kommen. Alsdann ſetzt man die Gabel vorn ein, unterhauet mit dem Meſſer wieder, und drückt die vorderſten 3 oder 4 Rippen (welche gemeiniglich etwas verbrannt zu ſeyn pflegen, und der Küchenbiſſen genannt werden,) ab, legt ſie zu den rauchen Läuften, und giebt es von der Tafel. Man hält hernach mit dem Meſſer hinten wieder an das Schloß, und embrochirt den einen Gabelzinken, bis in das Heft, in das Rückgrathslöchlein, den andern aber läßt man unten weggehen, dreht den Haſen ein wenig ſchief zu ſich, hauet das Schwänzchen ab, und macht 1) über dem Rückgrath auf beyden Seiten einen langen Schnitt, nebſt etlichen Quer-Schnitten; und löſet das Wildbret in 2 oder 4 Stücken herab; 2) zertheilt den Rückgrat in 3 oder 4

Stücke, auch wie es zuweilen zu geſchehen pflegt, ſamt dem Wildbret; 3) embrochirt aufs neue in das Rückgrathslöchlein, und ſchneidet 4) das Oberfleiſch vom linken und rechten Markbeine; 5) hebet, nach Umwendung des Haſen die Markbeinlein mit Ober- und Gegenſchnitt aus, und 6) ſpaltet endlich das Schloß oder die Mutterbeine von einander.

Oder, wenn, wie erwähntermaßen, die rauchen Beine von den Läuften abgehauen und auf einen Teller gelegt ſind, auch die Gabel gehörig embrochirt iſt, hebt man den Haſen mit untergeſchlagenem Meſſer auf, legt ihn auf die rechte Seite, und ſchneidet 1) das auswendige Fleiſch vom linken Laufte mit einem halben Mondſchnitt, 2) das inwendige Fleiſch vom rechten Laufte, wendet ihn um, ſchneidet gleichfalls 3) das auswendige Fleiſch vom rechten Laufte, und 4) das inwendige vom linken ab, legt es vor ſich nieder, hebt 5) das linke Markbein aus, legt es auf den Rücken, und ſchlägt es ſubtil entzwey; 6) mit dem rechten macht man es eben ſo; hernach wendet man ihn auf die rechte Seite, löſet 7) das linke und rechte Mutterbein, und ſchneidet 8) die Nieren heraus; löſet 9) die Lendenbraten auf beyden Seiten, bringt den Haſen mit Hülfe des Meſſers gerade vor ſich, und ſchneidet 10) auf der linken Seite mit einem langen und einigen Querſchnitten das Fleiſch vom Rücken ab; 11) desgleichen auf der rechten Seite; zertheilt 12) den Rückgrath in beliebige Stücke, und zieht die Gabel allmählich heraus.

Bey dem **Vorlegen**, legt man 1) das Rückenfleiſch mit dem Rückgrath auf etliche Teller vor, 2) ein Markbein nach dem andern, 3) ein Mutterbein nach dem andern mit der Niere; das übrige nach Belieben. Oder, man legt einen Teller voll allerhand Stücke, und giebt es zum Ausſuchen herum. Weil eigentlich das Fleiſch vom Rückgrath das beſte iſt, ſo kann man es entweder in verſchiedenen Schnitten ablöſen und zertheilen, oder auch das Fleiſch auf dem Knochen ſitzen laſſen, und alſo zertheilen und herum geben. Wenn man es herum reicht, dürfen beyde Läufte eben nicht ganz zerſchnitten, ſondern es können nur von der einen Keule 2 bis 3 Stücke für Liebhaber mit aufgelegt werden.

Oder, es wird vorgelegt: 1) ein Markbein nach dem andern, mit etwas Rückenfleiſch; 2) ein Mutterbein nach dem andern, mit etwas Rückenfleiſch; 3) das übrige Rückenfleiſch, ſo weit es reicht, allemal mit etwas vom Rückgrathsknochen; 4) ein Lauftſtück nach dem andern, und 5) das übrige nach Belieben.

Es iſt faſt kein Stück vom Haſen, welches man nicht in vorigen Zeiten auf eine ſehr lächerliche Art zur Arzeney theils inn= theils äußerlich angeprieſen hat, wiewohl nicht alles gänzlich zu verwerfen iſt. Die Aſche von einem ganzen im Frühlinge gefangenen und zu Pulver gebrannten Haſen, von 1 Scrupel bis zu 1 Quent eingenommen, ſoll wider den Blaſen= und Nierenſtein gut ſeyn. Andere verbrennen nur den friſch abgeſtreiften Balg ſamt den Haaren. Noch andere ſtecken einen lebendigen Haſen in einen Topf, verlutiren den Deckel, verbrennen ihn alſo, und geben 3 Löffel von dem Pulver in Wein oder einem andern bequemen Vehiculo, in gleicher Abſicht, ein. Die Aſche von einem verbrannten Haſenkopfe, entweder mit Honig und Bärenſchmalz, oder mit Eſſig zu einem dünnen Sälbchen gemacht, dient wider das Ausfallen der Haare, und macht, unter Zahnpulver gemengt, die Zähne weiß. Das Blut äußerlich auf die Haut geſtrichen, macht ein ſchönes Geſicht, vertreibt die Sommerſproſſen, auch andere Flecken und Mähler; und ſtillet, wenn es gedörrt und gepülvert eingenommen wird, den Durchfall, rothe Ruhr und Steinſchmerzen. Es ſoll auch das wirkſamſte Hülfsmittel bey den Blutflüſſen des andern Geſchlechts ſeyn. In dieſer Abſicht ſoll man, ſo bald ein Haſe gehetzt iſt, denſelben aufweiden, und ein neues Stück hänfene Leinwand, ſo wie es vom Weberſtuhle kömmt, in das Blut tauchen, und dieſes Stück trocknen laſſen; alsdann einen Theil davon in der Größe eines halben Gulden abſchneiden; es in ein Glas mit weißen Wein legen, und darin ſo lange liegen

gen laſſen, bis der Wein roth wird; dieſen Wein ſoll die Kranke trinken. Die Lunge beitzt man in Salzwaſſer, thut etwas Myrrhe dazu, und läßt diejenigen, welche engbrüſtig oder mit der fallenden Sucht behaftet ſind, einen Monat hindurch täglich ein wenig davon eſſen. Das Gehirn ſoll die Nieren ſtärken, und entweder in Wein getrunken, oder gebraten und gegeſſen, für das Zittern der Glieder dienlich ſeyn. Auf das Zahnfleiſch der Kinder geſtrichen, erweicht es daſſelbe, und befördert das Hervorbrechen der Zähne, welches auch die Haſenzähne thun ſollen, wenn das Zahnfleiſch damit gerieben wird. Das Herz von einem gehetzten Haſen, in drey gleiche Theile zerſchnitten, allmählich getrocknet, und jedesmal vor dem Paroxysmus eingenommen, ſoll das viertägige Fieber vertreiben; gedörrt, gepülvert und in warmen Wein eingenommen, die Mutterſchmerzen ſtillen, und der Epilepſie widerſtehen. Die Nieren, gekocht gegeſſen, oder gepülvert eingenommen, ſollen wider den Stein gut ſeyn, den Samen mehren, und vornämlich denen, die den Urin nicht halten können, dienen; die Geilen aber allerley Gebrechen der Urinblaſe zu Hülfe kommen, und die Empfängniß bey Frauensperſonen befördern. Der Haſenkoth, zu Pulver gebrannt, treibt den Stein; hilft wider die rothe Ruhr; heilt, in Eſſig zerlaſſen und äußerlich aufgeſchlagen, alte faule Schäden, und dient wider den heißen Brand. Der Urin wird mit Spieke in der Waſſerſucht empfohlen, Die Galle mit Zucker angerieben, benimmt die Flecken der Augen, und ſtellt das verlorne Gehör wieder her. Die Haſenſprünge (die kleinen Knöchlein in den Hinterfüßen) und die Gelenke des Schwanzes, pulveriſirt und von 5 bis 30 Gran eingenommen, ſollen wider den Stein, die fallende Sucht, inſonderheit aber wider die Kolik, von Nutzen ſeyn. Das Haſenfett zeitiget die Geſchwüre, und ſoll nicht nur die in die Haut eingedrungenen

Splitter oder andere ſpitzige Körper heraus ziehen, ſondern auch, hinter die Ohren geſchmiert, in geſchwollenen Mandeln Hülfe leiſten, und die Zahnſchmerzen ſtillen. Auch wird daſſelbe zur Vertreibung der Felle auf den Augen gerühmt.

Roſ. Lentilii obſ. de uſu axungiae leporinae ad oculorum pannum, ſt. in *Tho. Bartholini* Act. med. & philoſ. Hafn. Vol. V. A. 1677—1679, Obſ. 124, und in *Mangeti* Biblioth. chirurg. To. 3. Genev. 1721, f. S. 293.

Rud. Frid. Ovelgün obſ. de pinguedinis leporinae, maris & feminae, ac oculorum leporinorum efficacia, ſt. in den Act. phyſ. med. Acad. Nat. Cur. Vol. X, Obſ. 48.

Das Haſenhaar auf die Wunden gelegt, ſtillet das Blut. Die rauhe Seite eines Haſenfelles auf den ſchmerhaften bloßen Ort des Leibes, ſo entweder von einer Schärfe des Geblütes, oder von Erkältung herrührt, gelegt, ſoll ein bewährtes ſchmerzſtillendes, und auch in der Schlafloſigkeit vorzüglich nützliches Mittel ſeyn.

Ehrenfr. Hagendorn obſ. de pellis leporinae in vigiliis uſu, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II. A. 5, Obſ. 94.

Die jungen Märzhäschen, aus Mutterleibe geſchnitten, zu Pulver gebrannt und in Kirſchwaſſer eingenommen, werden ſehr in der Epilepſie gerühmt. Die Haſenſprünge ſollen die Kraft haben, daß ein Pferd, wenn man ſie in den Tränkeimer wirſt, daraus man es will ſaufen laſſen, ſich nicht verfängt, wenn es ſich noch ſo ſehr erhitzt hätte. In Oſtgothland giebt man einer Kuh, wenn ſie nicht zu rechter Zeit brünſtig werden will, die äußerſte Spitze eines Haſenſchwanzes ein, da, nach viel richtig befundenen Verſuchen, den andern Tag gewiſſe Wirkung verſpüret wird.

Wolfg. Waldungi Lagographia, ſ. de natura leporum eorumque utilitate in re medica. Amberg. 1619, 4.

Von mehrerer Zuverläſſigkeit und Wichtigkeit iſt der öconomiſch-techniſche Nutzen des Haſen und ſeiner Theile. Mit den Haſenbälgen, oder Haſenfellen, wird ein ſehr ſtarker Handel, ſowohl in England und Holland, als auch in Deutſchland, getrieben,

ben, weil die Haare davon zu Strümpfen und feinen Hüten gebraucht werden. Es haben aber, in dieſer Abſicht, diejenigen, die man über Holland, desgleichen aus Rußland, Litauen und Böhmen erhält, den Vorzug. Die Hutmacher wiſſen durch eine gewiſſe Beitze ihre Güte zu verbeſſern, ſo daß ſie nur mit wenig Kaninchenhaaren vermiſcht werden dürfen, wenn ſie filzen ſollen. Es pflegen auch die Kürſchner viel Haſenhaare zu verarbeiten, indem man ſowohl die grauen als weißen Felle zum Futter unter Winterkleider und zu Aufſchlägen gebraucht. Daher nennt man ein oder mehrere zubereitete Haſenbälge, in ſo fern ſie das Futter eines Kleides oder Kleidungsſtückes ausmachen, Haſenfutter. In Lincolnſhire pflegt man in die zum Getraidebau beſtimmten Felder Haſen- und Kaninchenbälge hinein zu pflügen. Der Haſenfüße, inſonderheit der Hinterläufte, bedienen ſich die Buchbinder und Goldſchläger zu ihren Arbeiten, wie auch die Goldſchmiede, das Silber damit zu glätten. Vom Gebrauche des Haſenfettes zu Vertreibung der Sperlinge, werde in dem dieſen Vögeln gewidmeten Artikel ſprechen.

Daß ein Haſe, wenn er etwa an eine Stadt läuft, oder ſonſt an einem ungewöhnlichen Orte ſich aufhält, Feuer vorbedeute, oder daß Jemanden, dem bey frühem Ausgehen ein Haſe begegnet, oder über den Weg läuft, an demſelben Tage ſeine vorhabende Geſchäfte nicht glücklich von ſtatten gehen ſollen, gehört unter die lächerliche Einfalt des Aberglaubens.

Man hat von Alters her den Haſen lieber in der Schüſſel, als von ſich weg über den Weg ſpringen, geſehen. Unter den berüchtigten Sätzen, welche die Augures bey den Römern zum Grunde ihrer heilloſen Wahrſagereyen legten, war auch dieſer: Inauſpicatum dat iter oblatus lepus. Henpold, ein ehemaliger Rector zu Augsburg, beſchließt ſein Gedicht, worin er das Geſpenſt, welches dem Attila erſchienen ſeyn, und denſelben

zurück gehalten haben ſoll, als er über den Lechfluß ſetzen wollte, beſingt, mit folgenden Verſen:

Hoc territi ſunt omine
Velut viatoris lepus
Transverſa tentat limite
Sibi viator autumat
Inſtare caſus peſſimos.

Noch jetzt hält man es für eine üble Vorbedeutung, wenn einem ein Haſe begegnet oder über den Weg läuft. Da man den Haſen zum Sinnbilde der Furchtſamkeit gebrauchte, ſo iſt vermuthlich der Grund dieſer Meinung wohl anfänglich der geweſen, daß man glaubte, wenn einem ein furchtſames Thier begegnete, ſo würde auch etwas Furcht erregendes vorfallen, eben ſo, wie man glaubte, daß man bald würde betrogen werden, wenn einem ein Fuchs begegnete.

Haſe, (After-) ſiehe Meer-Schwein.

— — (Bach-) ein Zugemüſe; ſiehe Th. III, S. 327.

— — (Berg-) ſiehe oben, S. 101.

— — (Bruch-) ſiehe oben, S. 102.

— — (Buſch-) ſiehe oben, S. 101 und 121.

— — (Erd-) ein Thier, welches ſich überall in den Sandwüſten der großen Tatarey, von dem caſpiſchen Meere an, bis an die chineſiſchen Gränzen aufhält. Die Mongolen nennen es Olachtacha. Es iſt mit der ägyptiſchen Bergratte Jerbuah, welche Haſſelquiſt und andere beſchrieben haben, wo nicht einerley, doch ſehr nahe verwandt. Der eigentliche aſiatiſche Erdhaſe, welcher hier verſtanden wird, ſteht in den Commentarien der petersburger Akademie von Gmelin beſchrieben, und wird von Linné unter dem Namen Mus jaculus mit jenem begriffen. Er iſt kleiner als das wilde Kaninchen, dem er aber an Farbe der Haare und Geſtalt des Kopfes gleich ſieht; nur hat er kürzere und zartere Ohren. Sein Fell iſt überall mit einem feinen, kurzen und glatten Haar, wie das vom Hamſter, bedeckt. Die Farbe iſt etwas grauer als am Haſen, und beynahe mäuſefahl. Der Schwanz iſt außerordentlich lang, weiß, und hat am Ende eine kleine fette und

breite Schaufel, welche aus langen Haaren beſteht, die vom Anfange bis zur Hälfte weiß, von der Hälfte aber bis zu den Spitzen ſchwarz ſind. Die Hinterfüße ſind auch ſehr lang, die Vorderfüße hingegen ſehr kurz. Auf den Hinterfüßen hüpft er wie ein Vogel, und zwar ſo geſchwinde, beſonders in ebenen Feldern und bergan, daß es ſcheint, als fliege er, wenigſtens iſt kein Hund vermögend, ihn im Laufen einzuholen; daher er auch der Springhaſe und fliegende Haſe genannt wird. Die Vorderfüße ſind ganz kurz, und er hält damit bloß ſeine Speiſe. Er lebt theils in Höhlen, welche er ſich ſelbſt gräbt, theils in den Steinklüften. Seine Höhle hat krumm gehende Zugänge, wobey er auch eine Nebenhöhle hat. Den Tag über ſchläft er: des Nachts aber, oder wenn das Wetter kühl iſt, hüpft er herum und ſucht ſeine Nahrung. Wegen ſeiner Schnellheit iſt er nicht wohl anders, als im Lager, zu fangen. Es iſt ſchwer, ihn todt zu ſchlagen, weil er ſich im Bogen ſchnellen, und nach allen Seiten laufen kann, und zwar vermittelſt des Schwanzes, worauf er ſich ſtützt, und womit er gewaltige Sprünge thut. Wenn man ihm den Schwanz nach und nach abhauet, kann er immer weniger ſpringen; und wenn der Schwanz ganz weg iſt, kann er gar nicht laufen, ſondern wenn er ſich auf die Hinterpfoten ſtellt, und am Schwanze keine Stütze mehr hat, ſchlägt er rückwärts über. Er wird ſehr leicht zahm, und läßt ſich mit Brod füttern. Die Baſchkiren ſollen den Schwanz dieſes Thieres trocknen, zu Pulver ſtoßen, und als eine Pferdearzeney gebrauchen.

Haſe, (Feld=) ſiehe oben, S. 101.

— — (fliegender) ſiehe oben auf dieſer Seite.

— — (gehörnter) ſiehe oben, S. 104.

— — (geſpickter) ſiehe oben, S. 100.

— — (Grund=) ſiehe oben, S. 101.

— — (Holz=) ſiehe oben, S. 101 und 121.

Haſe, (Land-) ſiehe oben, S. 101.
— — (März-) ſiehe oben, S. 106.
— — (Meer-) ſiehe See-Haſe.
— — (Mutter-) ſiehe oben, S. 100.
— — (Revier-) ſiehe oben, S. 115.
— — (Sack-) ſiehe Haſen-Neſt.
— — (Sand-) ſiehe oben, S. 101.
— — (Satz-) ſiehe oben, S. 100.
— — (See-) ſiehe in S.
— — (Setz-) ſiehe oben, S. 100.
— — (Schnee-) ſiehe oben, S. 104.
— — (Spring-) ſiehe oben, S. 183.
— — (Stein-) ſiehe oben, S. 101.
— — (Streif-) ſiehe oben, S. 119.
— — (Sumpf-) ſiehe oben, S. 102 und 119.
— — (Wald-) ſiehe oben, S. 101 und 121.

Haſen-Ampfer, an einigen Orten ein Name des Buch-ampfers, Oxalis Acetoſella *Linn.* weil die Haſen ihn gern eſſen. Siehe *Acetoſella.*

Haſen-Apfel, eine Benennung, welche man im Crems-thale den borsdorfer Aepfeln giebt, weil einer, Namens Haſe, ſie daſelbſt zuerſt angepflanzt hat.

Haſen-Auge, das Auge von einem Haſen; ein Auge, welches einem Haſenauge gleicht. Beſonders eine ſolche Verziehung des Augenliedes, daß die Augen, wenn man ſie ſchließt, ſo wie bey einem Haſen, nicht ganz bedeckt werden, oder da das Rothe der Augenwimmern hervor ſcheint, als wenn ſie umgewandt wären; Gr. und L. Lagophthalmos, Oculus leporis oder leporinus. Solches rührt vielmals vom Schlage, von Narben nach einer Wunde, auch von übler Gewohnheit, her. Iſt die Haut der Augenlieder verkürzt, ſo muß man dieſelben durch öftere Beſtreichung mit Mandel- oder einem andern gelinden und erweichenden Oehl zu verlängern ſuchen. Sonſt aber iſt auch wohl eine chirurgiſche Operation dabey nöthig.

Eben

Eben dieſe Benennung führt auch die im IV. Th. S. 186, beſchriebene Benedictenwurzel.

Haſen-Balg, der Balg, d. i. das Fell eines Haſen, weil es abgeſtreiffet wird. Im gem. Leben wird es auch das Haſenfell genannt. Siehe oben, S. 180, f.

Haſen-Beitze, die Beitze auf Haſen, d. i. der Fang der Haſen mit abgerichteten Raubvögeln. Siehe oben, S. 115.

Haſen-Blitz, ſiehe unter Pilz.

Haſen-Brahm, Haſengeil, Haſenheide, eine Benennung des beſenartigen Pfriemenkrautes, Spartium ſcoparium *Linn.*; ſiehe Th. XVII, S. 350.

Haſen-Braten, ſiehe oben, S. 169, fgg.

Haſen-Brod, ſiehe Haſen-Ohr.

Haſen-Fährte, die Fährte, d. i. die Spur von einem Haſen; die Haſenſpur. Siehe oben, S. 115.

Haſen-Fell, ſiehe Haſen-Balg.

Haſen-Fett, das ausgelaſſene Fett von einem Haſen. Von deſſen mediciniſchem Nutzen; ſiehe oben, S. 179, f.

Von einem poſſierlichen, ſpaßhaft thörichten Menſchen ſagt man im gem. Leben er habe in das Haſenfett getreten, oder getütſcht, oder er ſey mit Haſenfett betropfet. Siehe Haſe 2.

Haſen-Fuß. 1. Eigentlich der Fuß eines Haſen, beſonders ſo wie ihn die Buchbinder und Goldſchläger zu ihren Arbeiten gebrauchen; ſiehe oben, S. 181. Figürlich ſagt man von einem poſſierlichen, aber auch ſpaßhaft thörichten Menſchen im gem. Leben er hat einen Haſenfuß in der Taſche. Ja man pflegt einen ſolchen Menſchen ſelbſt auch wohl einen Haſenfuß zu nennen; Niederſ. Haſenfood, Haſewits, Haſewitski, Haſentwern; ſiehe Haſen-Zwirn; im Hochdeutſchen auch ein Haſenkopf.

2. In einigen Gegenden auch ein Name der Wald- Holz- Schnee- und Rebhühner, wegen ihrer rauchen

Füße, worin ſie den Haſen ähnlich ſind; Gr. und L. Lagopus. Siehe Rauch-Fuß.

3. In einigen Gegenden auch ein Name des Acker-klees, Trivolium arvenſe *Linn.* ohne Zweifel auch wegen der rauchen Blumenährchen, daher er auch Haſenpförchen, ingleichen Haſenklee genannt wird. Siehe unter Klee.

Haſen-Futter, ſiehe oben, S. 181.

Haſen-Garn, ſiehe oben, S. 157.

Haſen-Garten, } ſiehe oben, S. 112.
Haſen-Gehäge, }

Haſen-Geil, ſiehe Haſen-Brahm.

Haſen-Geyer, ſiehe Th. XVIII, S. 373.

Haſen-Gras, ſiehe Haſen-Ohr.

Haſen-Haar, ſiehe oben, S. 180 und 181.

Haſen-Heide, ſiehe Haſen-Brahm.

Haſen-Herz, ſiehe oben, S. 179.

Haſen-Horde, Haſenhürde, Hürden, welche man nach einem ſpitzigen Winkel aufſtellt, die mit Krautſtauden angekörnten Haſen darunter zu fangen. Siehe oben, S. 162.

Haſen-Jagd, ſiehe oben, S. 125, fgg.

Haſen-Kätzchen, ſiehe Haſel-Kätzchen.

Haſen-Kaſten, ſiehe oben, S. 160.

Haſen-Klee, ein Name verſchiedener dem Klee ähnlicher Pflanzen, vermuthlich, weil ſie eine angenehme Speiſe der Haſen ſind. 1. Das Trifolium arvenſe *Linn.* oder Ackerklees, welcher wegen ſeiner rauchen Blumenähren auch Haſenfuß, Haſenpförchen, genannt wird; ſiehe unter Klee. 2. Der Anthyllis vulneraria *L.*; ſiehe Wund-Kraut. 3. Der Oxalis acetoſella *L.*; ſiehe Th. I, S. 266, fgg.

Haſen-Klein, ſiehe oben, S. 168.

Haſen-Kohl, Sonchus *L.*; ſiehe Sonchen-Kraut.

Haſen-Kopf, eigentlich, der Kopf von einem Haſen; auch eine gewiſſe Geſtalt des Kopfes bey Pferden; ſiehe

he Kopf der Pferde. Figürlich auch im g. L. ſowohl ein einfältiger, oder vielmehr ſcherzhaft thörichter Menſch, als ein poſſierlicher, poſſenhafter Menſch.

Haſen-Lager, bey den Jägern, das Lager eines Haſen, d. i. der Ort, wo ſich ein Haſe nieder gethan hat, oder wo er ſich gemeiniglich nieder zu thun pflegt. Siehe auch Haſen-Neſt.

Haſen-Lattich, wildes Sonchenkraut, Prenanthes *Linn.*; ſiehe unter Sonchen-Kraut.

Haſen-Lippe, } ſ. Haſen-Scharte.
Haſen-Maul, }
Haſen-Mund, }

Haſen-Neſt, eine im gem. Leben übliche Benennung eines Haſenlagers. Figürlich werden auch in der Landwirthſchaft fehlerhafte Stellen eines gepflügten Ackers, welche von ungleicher Führung der Pflugſterze herrühren, Haſenneſter, ingleichen Sauneſter, an andern Orten aber Hanfböckinnen, Schafböckinnen, oder Sackhaſen, genannt.

Haſen-Netz, ſ. oben, S. 157.

Haſen-Oehrlein, ſiehe das Folgende.

Haſen-Ohr, eigentlich, das Ohr eines Haſen.

Figürlich, 1. bey den Buchdruckern, ein gewiſſes orthographiſches Zeichen, welches ſonſt das Gänſeauge genannt wird; ſ. Th. XVI, S. 109.

2. Ein Name verſchiedener Pflanzen, welche wegen einiger Aehnlichkeit einiger Theile derſelben mit den Ohren der Haſen, im Diminut. Haſenöhrchen oder Haſenöhrlein genannt werden; L. Auricula leporis, Fr. Oreille de lièvre.

1) Einer Gattung Pflanzen aus der Claſſe der doldentragenden mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen, deren Blumenblätter eingehüllt ſind, und deren Frucht rundlich, zuſammengedrückt und geſtreift iſt; welche auch Ochſenrippe genannt wird, und von welchem es verſchiedene Arten giebt; Bupleurum *Linn.*

Fr.

Fr. Bupleure. Die eine Art, Bupleurum rotundifolium *L.* habe bereits im IX. Th. S. 779, f. unter dem Art. Durchwachs beſchrieben. Von den übrigen 15 Arten, welche Linné beſtimmt, erwähne nur das ſichelförmige Haſenöhrlein, Bupleurum folio ſubrotundo, ſ. vulgatiſſimum *C. B.* Bupleurum falcatum *Linn.* Dieſe Pflanze iſt perennirend, und wächſt in Meißen und dem Walliſerlande, auch bey Baſel, wild. Man rechnet ihr Kraut unter die Wundkräuter, und das von der Wurzel mit Waſſer bereitete Decoct unter die Fiebermittel.

2) Einer andern Pflanze, welche bey den ältern Kräuterkennern Aegilops heißt, und in einigen Gegenden auch unter dem Namen des Haſenbrodes und Haſengraſes bekannt iſt; ſiehe Zitter-Gras.

3) Einer Art Schwämme, welche auch Bocksbart genannt wird, und in den Wäldern bey den Wurzeln der Fichten und Eichen wächſt. Dieſer Schwamm hat das Anſehen eines ausgebreiteten Kälbergekröſes, und wird unter den übrigen Schwämmen von Liebhabern am meiſten geachtet, weil er zum Genuß weniger zähe oder lederartig iſt.

5. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1779, S. 39.

Haſen-Panier, ein nur im gem. Leben in der figürlichen R. A. das Haſenpanier *aufwerfen* oder *ergreifen*, übliches Wort, d. i. die Flucht ergreifen. Siehe Haſe 2.

Die Niederſachſen ſagen dafür den Haſenpad keſen, den Haſenpfad erwählen, ſuchen.

Haſen-Pappel, Malva ſylveſtris *Linn.* eine Art wilder Pappeln, welche eine angenehme Speiſe der Haſen iſt. Siehe Pappel.

Haſen-Paſtete, ſ. oben, S. 174, f.

Haſen-Pfeffer, ſ. oben, S. 168.

Haſen-Pfote, die Pfote eines Haſen. Figürlich auch der Name einer Pflanze; ſiehe Haſen-Fuß und Haſen-Klee.

Haſen-Pocken, ſ. Pocken der Haſen.

Haſen=Ragout, ſ. oben, S. 169.

Haſen=Scharte, eine Scharte, d. i. ein Spalt, welche der Haſe in der Oberlippe von Natur hat; ſiehe oben, S. 130. Daher man auch bey Menſchen eine entweder von Natur oder durch eine Verletzung zertheilte oder geſpaltene Lippe eine **Haſenſcharte**, **Haſenlippe** oder **Haſen=Maul**, L. Labium oder Os leporinum, Fr. Bouche oder Bec de lièvre, Schwed. Harmunt, nennt.

Dieſes Uebel wird zuweilen und am öfterſten angeboren, bisweilen entſteht es auch aus zufälligen Urſachen, als: nach einer beträchtlichen Verwundung u. ſ. w. Beyde können entweder einfach, oder doppelt, und mit mehrern oder wenigern Verluſt der Subſtanz vergeſellſchaftet ſeyn. Einfach nennt man die Haſenſcharte, wenn ſich dieſelbe nur an einer Lippe befindet; und doppelt, wenn ſie beyde Lippen einnimmt. Bringt ein Kind eine Haſenſcharte mit auf die Welt, ſo wächſt ſolche nie von ſelbſt wieder zuſammen, ſondern muß durch die Kunſt geheilet werden. Doch darf ſolches, weil die fleiſchigen Theile noch zu ſchlaff ſind, nicht eher geſchehen, als bis das Kind ſechs Monate alt iſt. Man hat um ſo viel weniger Urſache, ſich hiemit zu übereilen, da die Kinder dadurch am Saugen nicht verhindert werden, und die Warze mit dem noch ganzen Gaumen umfaſſen können. Iſt hingegen auch dieſer geſpalten, wie ſolches nicht ſelten geſchieht, ſo hat es mit dem Gebrechen weit mehr zu bedeuten. Es kann alsdann nur die Lippe, niemals aber der Gaumen, in den natürlichen Zuſtand wieder geſetzt werden. Die Kinder bleiben zwar am Leben, laſſen aber die zu verſchluckenden Feuchtigkeiten durch die Naſe wieder heraus laufen; dabey bekommen ſie eine ſchwere Sprache, und können die Buchſtaben k und l niemals ausſprechen. Fehlt der ganze Gaumen, ſo ſtirbt das Kind ſehr bald. Eine doppelte Haſenſcharte wird zuweilen

ſehr gut geheilt, doch bleibt allezeit eine merkliche Verunſtaltung zurück. An ſtatt des Zäpſchens, iſt in dem engen Durchgange der Kehle bisweilen nur ein großer Spalt, welches Gebrechen aber weder der Sprache, noch dem Schlingen hinderlich iſt.

Das einzige Mittel, die Haſenſcharte zu curiren, beſteht darin, daß man die Wiedervereinigung der getheilten Ränder zu befördern, und ihr natürliches Aneinanderhangen wieder herzuſtellen ſuche. Hiezu gehört ein geſchickter Wundarzt. Den Unterricht und die Anweiſung dazu hat man in chirurgiſchen Werken zu ſuchen.

Haſen-Schrot, eine Art Schrotes, d. i. kleiner bleyerner Körner von mittlerer Größe, womit man die Haſen zu ſchießen pflegt; zum Unterſchiede von dem gröbern Rehe- Wolfs- und Fuchsſchrote, und feinern ſo genannten Dunſte.

Von einem poſſenhaften, oder luſtig thörichten Menſchen ſagt man auch im gem. Leben er ſey mit Haſenſchrote geſchoſſen.

Haſen-Schwarz, ſiehe oben, S. 168.

Haſen-Sprung. 1. Eigentlich im gem. Leben der Sprung, oder Satz, welchen ein Haſe thut.

2. Bey den Jägern führen die Hinterfüße eines Haſen den Namen der Haſenſprünge oder nur Sprünge.

3. Eben daſelbſt wird auch die Fährte eines flüchtigen Haſen, und das Zeichen, welches am Ende eines Geräumtes in Geſtalt einer Haſenfährte in einen Baum gehauen wird, ein Haſenſprung genannt.

4. Der Sprung, d. i. ein kleines krummes Bein in dem Gelenke an den hintern Läuften eines Haſen, unten, wo ſich die Läufte anfangen, welches bey den Menſchen und andern Thieren auch der Lauf genannt wird; Os baliſtae, Aſtragalus, Calcaneus, Talus; von deſſen mediciniſchen Nutzen, ſ. oben, S. 179 und 180.

Haſen-

Haſen⸗Spur, ſiehe Haſen⸗Fährte.
Haſen⸗Stößer, ſ. Th. XVIII, S. 373.
Haſen⸗Strauch, Prenanthes *L.*; ſ. Sonchen⸗Kraut.
Haſen⸗Zwirn, ſtarker Zwirn, oder vielmehr Bindfaden, woraus die Haſengarne geſtricket werden. In Niederſachſen pflegt man auch einen Poſſenreiſſer, einen Geck, Hans Haſenzwirn zu nennen.
Haſel, ſ. Haſel⸗Staude.
Haſel⸗Birn, ſ. Th. V, S. 444.
Haſel⸗Buſch, im gem. Leben ſowohl eine Haſelſtaude, als auch ein mit Haſelſtauden bewachſenes Gebüſch; ein Haſelgebüſch.
Haſel⸗Eiche, ſ. Th. X, S. 208.
Haſel⸗Geflügel, ein Collectivum, Haſelhühner zu bezeichnen.
Haſel⸗Huhn, im gem. Leben auch Haſſelhuhn, in einigen oberdeutſchen Gegenden Sigelhuhn, das gemeine Haſelhuhn, Rothhuhn, Gallina corylorum *Geſn. Aldrov. Willughb. Raj.* Lagopus corylorum *Klein.* Attagen, Gallina ruſtica; Lagopus Bonaſa *Briſſon.* Tetrao Bonaſia *Linn.* Fr. Gélinote, Gélinote des bois, Engl. Hazel-hen, Ital. Perdice alpeſtre, Fazanella, Schwed. Hiärpe, Hierpe, Poln. Jarzabek, Türk. Jabantau, eine Art wilder Hühner, mit rauchen Füßen, welches größer als ein Rebhuhn iſt. Der Hahn ſowohl, als die Henne, haben kurze, dicke und ſchwarze Schnäbel, graue Köpfe, und oben auf denſelben ſchwarze Federchen. Die Federn an ihren Leibern ſind theils aſchgrau, theils ſchwarz, theils kaſtanienbraun, und weiß unter einander geſprengt. Am Bauche haben ſie mehr Weißes als die Rebhühner, und am Rücken mehr Röthliches, doch alles mit Flecken vertheilt. Der Schwanz iſt graulich, ſchwarz und weiß, mit einem fingerbreiten ſchwarzen Querſtriche. Die längſten Schwingfedern ſind beynahe aſchgrau mit Schwarz vermiſcht. Die Füße ſind bis an die Klauen mit Federn

dern bekleidet, die Zehen aber ſchuppig. Doch iſt der Hahn von der Henne darin unterſchieden, daß er etwas größer, auch ſchöner von Federn, am Kopfe und Halſe etwas ſchwärzer iſt, und merklich dickere Backen hat, auch über den Augen roth gezeichnet iſt, wie ein Rebhuhn. Sie halten ſich gern in ſchwarzem Holze, Tannen- und Fichtendickichten, jedoch meiſtens in ſolchen Gegenden und Gründen, wo viel Haſelſtauden zu finden ſind, weil ſie die Haſelkätzchen oder Haſelzäpfchen gern freſſen, außer dieſen aber auch von Wachholder-, rothen Hohlunder- wie auch von Eberäſchenbeeren, Steinklee und andern grünen Blättern, auch allerley Inſecten, ſich nähren. Sie fliegen ſehr raſch, begeben ſich niemals aus dem Holze, ſetzen ſich auf die unterſten Aeſte, und ſehen, aus Furcht vor den Raubvögeln, allezeit mit einem Auge über ſich. Ihre Balz geſchieht im Frühlinge in der Faſtenzeit, da ſie einander pfeifen und ſich zuſammen rufen, zu welcher Zeit man die Männchen mit einer des Weibchens Stimme und Ruf gleichlautenden Pfeife zu ſich locken, und ſchießen kann. Denn die Weibchen muß man, um der Nachzucht willen, billig ſchonen. Das Huhn brütet, wie das Auer- und Birkwildbret, auf der Erde, verbirgt ſein Neſt gemeiniglich unter Haſelſtauden oder in großem Bergfarnkraut, legt gewöhnlichermaßen 12 oder 15 bis 20 Eyer, welche etwas größer als die Taubeneyer ſind, und aus dem Roſtfarbigen in das Röthliche fallen, etwas gefleckt ſind, und 2 größere Flecken gegen den ſchmalern Theil der Schale haben; es brütet 3 Wochen, bringt aber ſelten mehr, als 6, 7 bis 8 Junge aus, welche ſogleich, nachdem ſie ausgekrochen ſind, laufen können, wie die meiſten Vögelarten mit kurzen Flügeln. So bald die Jungen einigermaßen erzogen ſind, und ſich im Stande befinden zu fliegen, entfernen ſie die Aeltern aus ihrem Reviere. Die Jungen halten

ten ſich alsdann paarweiſe zuſammen, und jedes Paar ſucht einen ſichern Aufenthalt, wo ſie ſich feſt ſetzen, Eyer legen, brüten und Junge ziehen können, mit welchen ſie hernach eben ſo verfahren. Dieſer Vogel zieht nicht, wie anderes Federwildbret, zur Herbſtzeit hinweg, ſondern bleibt Jahr aus Jahr ein in ſeiner gewöhnlichen Gegend. Einige behaupten, er ſuche vorzüglich die Waldungen auf Gebirgen, man findet ihn aber auch auf Ebenen in den Wäldern; wie ſie denn inſonderheit um Nürnberg ſehr zahlreich ſind. Es giebt auch eine Menge derſelben in den Wäldern am Fuße der Alpen, der apenniniſchen und der ſchleſiſchen Rieſengebirge, in Polen, Schleſien, Litauen u. ſ. w. Am häufigſten trifft man dieſe Vögel in Lappland, und im Gebirge Kölen in Norwegen, an. Einſt waren ſie, nach des Varro Bericht, auf einer gewiſſen Inſel des ligustiſchen Meeres, welche heut zu Tage den genueſiſchen Meerbuſen ausmacht, in ſo großer Anzahl vorhanden, daß man ſie, aus dieſer Urſache, die Haſelhuhninſel nannte.

Die Haſelhühner werden, wie oben gedacht, geſchoſſen, oder auch in ihrer Balzzeit vermittelſt vorgedachten Pfeifchens, in Steckgarnen, wie die Wachteln, oder in Laufdohnen, wie die Schnepfen an der Erde, oder auch mit Eberäſchenbeeren in großen Dohnen an den Bäumen, gefangen.

Will man die Haſelhühner mit einer Pfeife zu ſchießen bekommen, ſo kann man die Pfeife auf zweyerley Art machen. Entweder nimmt man die Knötchen, welche auf dem Büchenlaube wachſen, und ſondert dieſe von dem Blatte ab, doch ſo, daß es ganz und die Schärfe bleibe. Dieſes Knötchen faſſet man unten bey der flachen Hand zwiſchen den Zeige- und Mittelfinger, ſetzt die Knebel von den Fingern an den Mund, und pfeift auf das Knötchen zu: ſo giebt es eben einen ſolchen Ton, als wenn die Haſelhühner biſchten. Im Herbſte kann man dergleichen friſche

Knötchen nehmen; im Frühlinge aber muß man deren ſchon zum voraus geſammelt haben. Wenn man nun Haſelhühner ſchießen will, geht man an den Ort, wo ſie ſich aufhalten, ſtößt ſie auf, wenn ſie bey einander liegen, daß ſie zerſtieben und aus einander baumen. Hernach nimmt man dieſes Knötchen, ſetzt ſich in das Verborgene, und pfeiſt darauf: ſo kömmt eines nach dem andern auf den Ruf zugeflogen, inſonderheit die Jungen, und ſetzen ſich da herum auf die Bäume, da man ſie denn gar leicht ſchießen kann. Man braucht auch dieſes Pfeifen bey ihrer Balz. Oder man nimmt einen Gänſeknochen, oder eine Röhre aus dem Haſenlaufte, aptiret ſolche faſt wie die Pfeife an der Wachtelpfeife, jedoch muß die Röhre oder der Knochen an den Enden recht gerade und glatt geſchnitten werden. Dieſer Pfeife kann man ſich ſowohl in der Balz, als auch wenn ſie im Volke (in der Kette) liegen, bedienen, und iſt beſſer als das Knötchen; denn dieſes gebraucht man nur im Nothfalle. In der Balz aber darf man ſie nicht aufſtoßen, ſondern man pfeift nur im Verborgenen.

Will man die Haſelhühner mit dem Steckgarne fangen, ſo begiebt man ſich an den Ort hin, wo ſie ihren Stand haben, ſtößt ſie auf, und ſchließt auch wohl darunter. Hernach ſteckt man die Steckgarne durch das Holz, wie bey dem Rebhühnerfange. Wenn ſie ſich nun zuſammen biſchen, ſo fangen ſie ſich in den Netzen.

Will man ſie in Dohnen fangen, ſo werden große Bügeldohnen gemacht, und Eberäſchenbeeren darein gehängt.

Ihr Fleiſch iſt viel weißer, als das Rebhühnerfleiſch, läßt ſich auch weit mürber braten, und iſt nicht nur ein geſundes, leichtverdauliches und gute Nahrung gebendes Wildbret, ſondern auch von außerordentlich ſchönem Geſchmack, aus welchem Grunde

es auch vermuthlich im Lat. die Benennung Bonaſa oder Bonaſia, und im Ungariſchen Tſchaſarmadar, erhalten, welches ſo viel als Kaiſervogel heißt, gleichſam als ob ein ſo feiner Biſſen bloß für den Kaiſer aufbehalten werden ſollte. In der That gehört es unter die wahren und ſchätzbaren Leckerbiſſen, und iſt, nach Gesner's Anmerkung, der einzige, der auf fürſtlichen Tafeln zweymal aufgetragen werden durfte. Im Königreiche Böhmen werden die Haſelhühner ſtark zur Faſtenzeit, wie in Frankreich das Lammfleiſch, genoſſen, und man ſchickt ſie einander wechſelweiſe zum Geſchenk. Man pflegt ſie, wie andere Hühner, zu braten, nur daß die Federn am Kopfe gelaſſen werden, theils zur Zierde, theils damit man den Vogel daran kenne. Sie werden auch mit ganzen Nelken und Peterſilienwurzeln gekocht.

Um Haſelhühner lange zu erhalten, bratet man ſie, und beſteckt ſie mit Zimmet und Gewürznelken. Hernach muß man 1 Nößel Waſſer ſieden laſſen, und entweder Zucker oder Pfeffer hinzu thun, die Hühner in ein eichenes Fäßchen enge zuſammen legen, den ſiedenden Wein darauf gießen, das Fäßchen geſchwinde zuſchlagen, damit kein Dampf davon gehe, es in einen Keller ſetzen, daß es kalt werde, und es alle Tage umwälzen. Auf ſolche Art laſſen ſich die Hühner wohl ein halbes Jahr lang erhalten. Sie können aus dem Fäßchen kalt verſpeiſet, oder in einer Suppe gekocht, oder in Paſteten geſchlagen werden.

Drey Haſelhühnermagen, mit allem was darin iſt, gedörrt und den engbrüſtigen Pferden eingegeben, ſoll denſelben wieder freyen Athem machen.

Von dem jetzt beſchriebenen gemeinen Haſelhuhn oder Rothhahn, iſt noch das rothe Haſelhuhn unterſchieden, welches man in Martini allg. Geſchichte

der Natur, 3 Th. S. 569, fgg. nebſt mehrern Arten dieſes Geſchlechts, beſchrieben findet.

Das weiße Haſelhuhn, weiße Rebhuhn, weiße wilde Huhn, Schrathuhn, Weißhuhn, weißes Wildhuhn, das Schneehuhn, Klein's, der Schneevogel, das Berghuhn Friſch's, in der Schweitz das Steinhuhn genannt, Lagopus *Geſn. Will. Raj Edw. Briſſ. Klein.* Perdrix alba ſ. Lagopus *Aldr. Jonſt. Charlet.* Attagen candida *Belon.* Tetrao Lagopus *Linn.* Fr. Arbenne, Perdrix blanche, Gélinote blanche, Ital. Perdice alpeſtre overo petroſa, macht ſich in und unter dem Schnee Höhlen und Gänge. Im Winter iſt es weiß, im Frühlinge geſprenkelt, im Sommer grau. Die Flügel ſind allemal weiß. Es hält ſich ſowohl in den nördlichen Ländern als auf den Schneegebirgen der wärmern auf, wo es unter einem beſtändigen Schnattern in den Wäldern herum ſpatzirt, und ſich im Winter von den Knoſpen der Zwergbirke, im Sommer aber von Mücken nährt. Man ſieht Tauſende ſolcher Hühner auf den Märkten zu Bergen und Stockholm zu Kaufe, wo ſie, halb gebraten und in Fäßchen gepackt, als ein ſchmackhaftes Eſſen ſehr weit verſchickt werden.

Haſel=Kätzchen, die Kätzchen, d. i. cylindriſchen, mit Blättchen wie mit Schuppen überdeckten Körper an den Haſelſtauden, ſo die Blüthe enthalten. Sie werden auch Haſelzäpfchen, und nach einer verderbten Ausſprache Haſenkätzchen genannt.

Haſel=Maus, eine Art Feldmäuſe, welche faſt die Größe und Geſtalt einer Ratze haben, über dem Rücken und an beyden Seiten aſchgrau, am Bauche, den Füſſen und dem untern Theile des Schwanzes aber röthlich ſind. Es giebt eine größere und eine kleinere Art derſelben. Beyde haben den Namen von den Haſelnüſſen, von denen ſie große Liebhaber ſind. Sie gehören zur Claſſe der Schlafratze, d. i. derjenigen ratzenartigen

artigen Thiere, welche, nach Art der Murmelthiere, den ganzen Winter mit Schlafen, oder vielmehr in einer durch die Kälte verurſachten Erſtarrung, zubringen.

Die große Haſelmaus, wird auch Haſelratze, Bilchmaus, (*) Bilch, (in einigen ältern Mundarten Bilge, Bille,) Gebirgmaus und Zieſelmaus genannt; Mus avellanarum major *Geſn. Raj.* Sorex *Plinii.* Glis ſupra obſcure cinereus, infra ex albo cinereſcens, macula ad oculos nigra *Briſſon.* Mus quercinus *Linn.* Fr. Loir, Loirot, Lerot, Engl. the greater Dormouſe oder Sleeper; im Flämiſchen Slaep-Rate. Sie kömmt den Wieſeln an Größe bey, und iſt etwas kleiner als der Siebenſchläfer. Der Schwanz, welcher eben ſo lang iſt, als der ganze Körper und Kopf zuſammen genommen, hat auf dem größten Theile ſeiner Länge nur ſehr kurze, und bloß am Ende ein Büſchel langer Haare. Die Farbe des Haares auf dem Rücken und der ganzen obern Fläche des Körpers, iſt rothfahl mit einer graubraunen Miſchung, an der Kehle und am ganzen Unterleibe hingegen weiß, mit gelben und aſchgrauen Schattirungen. Die Augen ſind mit einem ſchwarzen Streife eingefaßt, der ſich vorwärts bis an den Knebelbart und unterwärts bis hinter die Ohren erſtreckt.

Dieſe Thiere halten ſich in allen gemäßigten Gegenden von Europa, und ſo gar in Preußen und Polen, in den gebirgigen Ländern, beſondes in Krain, Kärnthen und Italien auf, wohnen gemeiniglich in den Gärten, und finden ſich auch bisweilen in den Häuſern ein. Sie niſten in den Löchern der Mauern, laufen auf die niederſtämmigen, an Geländern gezogenen Bäume, ſuchen die beſten Früchte aus, und benagen

(*) Dieſe Benennung ſtammet vermuthlich entweder aus dem ſlavoniſchen biel, weiß, her, weil ſie ein weißliches Fell hat oder von Berg, welches in einigen gröbern oberdeutſchen Mundarten Beich lautet, ſo wie die Schweitzer Kilche für Kirche ſagen.

dieſelben, wenn ſie reif zu werden anfangen. Vornämlich ſind ſie den Pfirſichbäumen, deren Früchte ſie vorzüglich lieben, ſehr gefährlich. Sie klettern auch auf die Birn-Aprikoſen-und Pflaumenbäume. In Ermangelung der ſüßen Früchte, freſſen die Mandeln, Haſel-und Wallnüſſe, Eicheln, Bucheicheln und Getraide. Von den Nüſſen ſchleppen ſie eine große Menge in ihre Schlupfwinkel, welche ſie in der Erde, vornämlich in Gärten, die wohl gepfleget werden, anlegen. In den alten Obſtgärten findet man ſie mehr in hohlen verjährten Bäumen, wo ſie ſich ein Lager von Kräutern, Moos und Baumblättern bereiten. Sie begatten ſich im Frühlinge, hecken im Sommer, und haben zuweilen 5 bis 6 Junge, die in kurzem ihr Wachsthum erreichen, dem ungeachtet aber erſt im folgenden Jahre ſich vermehren. Die Kälte macht ſie ſtarr, und die Wärme belebt ſie wieder, und es werden bisweilen 8 bis 10 an einem einzigen Orte ganz erſtarrt, und wie eine Kugel zuſammen gerollt, mitten unter ihrem Vorrathe von Nüſſen gefunden. Wegen des Schadens, den ſie in den Gärten, vornämlich an den Fruchtbäumen anrichten, muß man ſie zu vertilgen ſuchen. Man bedient ſich, in dieſer Abſicht, eben der Mittel, die man zu Vertilgung der Feldmäuſe gebraucht.

Ihr Fleiſch iſt nicht eßbar, indem es den übeln Geruch der Hausratze an ſich hat. Mit den Bälgen pflegte man ehedem die Kleider zu füttern; weil dieſelben aber ihren häßlichen Geruch nicht verlieren, iſt dieſe Mode mehrentheils abgekommen.

Die kleine Haſelmaus, Mus avellanarum minor *Aldrov. Raj.* Glis ſupra rufus, infra albicans *Briſſon.* Mus avellanarius *Linn.* Fr. Croque-noix, Muſcardin, Ital. Moſcardino, iſt nicht viel größer, als die gemeine Hausmaus, nur etwas dicker. Sie hat hat blitzende Augen, einen dicht behaarten Schwanz, und ein Haar von

von vorzüglicher Farbe, welches mehr blond als roth iſt. Sie hat niemals in Häuſern, und in Gärten nur ſelten, ihren Aufenthalt, ſondern wird, wie der Siebenſchläfer, am meiſten in den Wäldern gefunden, wo ſie ſich in alte hohle Bäume verbirgt. Dieſe Gattung iſt bey weitem nicht ſo zahlreich, als die von der groſſen Haſelmaus. Man trifft ſie faſt allezeit nur einzeln in ihren Löchern an. Sie iſt in Italien ziemlich häufig, aber auch in den nördlichen Gegenden nicht ganz fremd. In Italien ſoll es zwo Arten geben, nämlich eine ſeltenere, die einen Biſamgeruch hat, und eine andere gemeinere, die gar nicht riecht. Sie nähret ſich ebenfalls von Nüſſen oder ähnlichen Früchten. Sie macht ihr Neſt auf Bäumen, wie das Eichhorn, nimmt aber gemeiniglich einen niedrigen Ort, etwa zwiſchen den Zweigen einer Haſelſtaude oder eines Dornbuſches dazu. Das Neſt iſt von Kräutern gemacht, welche durch einander geflochten ſind. Es hat ungefähr 6 Zoll im Durchſchnitte, und nur oben eine Oeffnung. Sie haben gemeiniglich 3 bis 4 Junge. So bald dieſe groß ſind, verlaſſen ſie die Neſter, und ſuchen ſich in den Aushöhlungen oder unter dem Stamme alter Bäume ein Lager, wo ſie ihrer Ruhe pflegen, ihr Magazin anlegen und die Erſtarrung erwarten. Denn ſie bringen, eben ſo wie der Siebenſchläfer und die große Haſelmaus, den Winter in einer völligen Erſtarrung zu, die ſich bey nachlaſſender Kälte wieder verliert. Ungeachtet ihr Fleiſch keinen übeln Geruch hat, ſo iſt es doch nicht gut zu eſſen.

Haſel = Nuß, diejenigen Nüſſe, welche auf den Haſelſtauden wachſen, zum Unterſchiede von den wälſchen und andern Nüſſen. Im gem. Leben wird auch zuweilen die Staude ſelbſt die Haſelnuß genannt. Siehe Haſel = Staude.

Haſelnuß = Farbe, Fr. Couleur de noiſettes, iſt bey den Färbern eine braune Farbe, welche aus der

Vermiſchung des Gelben, Falben und Schwarzen entſteht.

Haſelnuß-Mandel, eine Art Aprikoſen; ſiehe Th. II, S. 424.

Haſel-Oehl, das aus Haſelnüſſen gepreßte Oehl; ſiehe im Art. Haſel-Staude.

Haſel-Oehrlein, ein Name desjenigen Schwammes, welcher ſonſt auch, und vermuthlich richtig, Haſen-Oehrlein genannt wird; ſiehe oben, S. 188.

Haſel-Katze, ſ. Haſel-Maus.

Haſel-Staude, (*) Haſelſtrauch, (**) L. Corylus, Fr. Avelinier, Coudre, Coudrier, Noiſettier, ein Staudengewächs, welches zu den Pflanzen mit halb getrennten Geſchlechtern und vielen Staubfäden gehört, ſeinen Samen in Geſtalt einer eyförmigen Nuß bringt, und in den Wäldern und Hecken wächſt. Im gem. Leben wird die Haſelſtaude zuweilen auch nur ſchlechthin die Haſel genannt, welches Wort noch 1 Moſ. 30, 37, vorkömmt: grüne Stäbe von Haſeln. Daher häſeln, was von der Haſelſtaude iſt. Eine häſelne Ruthe. Ein häſelner Reiſ. Ein Geſträuch von Haſelſtauden, oder ein Ort, wo viele Haſelſtauden ſind, wird ein Haſelbuſch, L. Coryletum, Fr. Coudraie, Coudrette, genannt.

Die Haſelſtaude gehört, ihrer Blüthe nach, unter die Zwitterpflanzen, d. i. unter diejenigen Pflanzen, die

(*) In der monſeeiſchen Gloſſe Haſal, im Niederſ. Haſſel, im Angelſ. Haesl, im Engl. Haſle, Hazel, im Dän. Schwed. und Norweg. Haſſel, im mittlern Lat. Haſla. Wachter leitet dieſes Wort von dem Angelſ. Haeſel, ein Reiſehut, Helm, her, weil die Haſelnüſſe mit einer Haut als mit einem Hute bedeckt ſind. Caſaubonus und Friſch glauben, daß das deutſche Wort vermittelſt der ſehr gewöhnlichen Verwechſelung des r und s aus dem Lat Corylus, Griech. καρυον, entſtanden, welches Ihre mit der alten isländiſchen Mundart beſtätiget, wo die Haſel Hariel heißt. Im Niederſ. werden die Haſelnüſſe auch Kläternöte und die Staude Kläterbuſch genannt.

(**) An ſtatt Haſelſtrauch ſagt man lieber Haſelſtaude, weil ſie nicht verworren gewachſen iſt.

die ihre männliche und weibliche Blumen zugleich und auf einem Stamme, aber nicht auf ein und eben denſelben Stielen beyſammen, ſondern jede aus beſondern Augen, bringen. Die männlichen ſtellen hängende, etwas über 2 Zoll lange, cylinderförmige, ſchuppige Blumenzapfen oder ſo genannte Kätzchen (Haſelkätzchen, Haſelzäpfchen) vor, und zwar ſo, daß die kleinen, röthlichen, wolligen Schuppen, welche nach außen breit und aufgebogen ſind, und 3 Spalte oder Einſchnitte haben, unter denen der mittlere, als der breiteſte, die zwey andern bedeckt, an den dünnen runden Stiel dieſes Kätzchens rund herum, gleichſam in einander geſchoben ſind. An jeder Schuppe ſitzen inwendig 6, 8 bis 10 länglich runde Staubbeutel, mit ſo kurzen Staubfäden, daß dieſe kaum zu erkennen ſind, indem die Beutel dicht auf der Schuppe liegen. Der Samenſtaub iſt gelblich, und ſtreuet ſich bey Anrührung der Kätzchen in großer Menge aus. Die weiblichen Blüthen ſitzen 10 und mehrere bey einander in dem Blätterwinkel, und ſind von den Auge (der Knoſpe) umſchloſſen. Die 3 Kelchblättchen ſind bey der Blüthe kaum wahrzunehmen; man ſieht nur 2 länge dünne, röthliche Griffel mit einfachen Staubwegen. Der Kelch wächſt mit der Frucht zu einer anſehnlichen Größe, und bekömmt einen fleiſchichten Grund und eine zähe lederhafte Härte. Er bedeckt alsdann die Frucht meiſtentheils bis zur Hälfte, und ſein Rand iſt tief und auf eine ungleiche Art dermaßen zerſchnitten, daß die Einſchnitte gleichſam Franſen vorſtellen. Die Geſtalt der Früchte der Nüſſe iſt länglichrund, nach dem äußern Ende zugeſpitzt und ein wenig platt gedrückt, unten aber, wo ſie in der vergrößſerten Blumendecke oder dem Keche feſt ſitzt, mehr rund und breit, und mit einem rauhen, gleichſam abgeſchabten Flecke bezeichnet. Innerhalb ihrer dicken, feſten Schale iſt ein, dem Geſchmacke nach ſüßer, weiſ-

ſer Kern befindlich, welcher noch mit einer beſondern, mehr zarten oder dicken, Haut umgeben iſt. Die Früchte oder Nüſſe werden Haſelnüſſe, oder, weil ſie aus dem Pontus nach Griechenland, und von da nach Italien kamen, pontiſche Nüſſe, L. Nuces ponticae, leptocaryae, euboicae, heracleoticae, Nuces abellanae, oder avellanae (von der Stadt Avella oder Abella, in Campanien, woſelbſt dieſe Früchte von beſonderer Güte häufig wachſen,) Fr. Avelines, odr Noiſettes, genannt. Das grüne Gehäuſe einer Haſelnuß, heißt Fr. Chaton. In Beſtimmung der Arten kommen die neuern Schriftſteller nicht mit einander überein. **Linné** nimmt nur zwo Hauptarten, die Herren **Miller v. Münchhauſen** und **du Roi** mehrere an.

1. Die gemeine wilde Haſelſtaude Corylus ſylveſtris C. *B.* & *Duham.* Corylus Avellana, ſtipulis ovatis obtuſis *Linn.* & *Mill.* Noiſettier de bois, Coudrier, Eng. the wild Hazel. Dieſe baumartige Staude iſt in ganz Europa einheimiſch, und ſcheint die Stammart der übrigen zu ſeyn. Ihre Wurzel iſt ſtark, dick holzig, ſladrig, knotig und feſt; ſie läuft weit aus, und treibt viel Nebenbrut und Wurzelſtöcke. Die Zweige ſind gerade, wollige Ruthen, welche ſehr zäh, ſchlank und biegſam werden. Die äußere Rinde bey jungen Zweigen iſt braun und rauh, bey ältern mehr aſchenfarbig und glatt. Das Holz iſt weiß und fein. Aus den Zweigen wachſen im Herbſte die vorerwähnten Zäpfchen oder Kätzchen, welche im April abfallen, da alsdann das Laub hervor kömmt, welches die Haſelſtauden lange behalten, ob gleich nicht mit der gewöhnlichen Schönheit, weil es früher gelb wird, als es abfällt. Es beſteht aus großen, weichen, dunkelgrünen Blättern welche unterwärts heller und mit einer ſehr feinen Wolle bedeckt ſind, und mehrentheils faſt rund mit einer kleinen Spitze. Am untern Ende, wo dieſe Blätter den Stiel haben, ſind ſie ausgeſchweift,

und am Rande mit abwechſelnden großen und kleinen Einſchnitten verſehen. Die Zeit der Blüthe iſt bald früher, nämlich zu Ende des Febr. oder im Anfange des März bald ſpäter, nämlich in der Mitte oder zu Ende des März. Sie zeigt ſich, wie geſagt, ſchon im Herbſte, und verlängert ſich im Winter. Die Früchte finden ſich theils einzeln, theils in großen dicken Trauben, zu 8 bis 10 Stück auf einem gemeinſchaftlichen Stiele, von welchen mehrentheils nur wenige gefüllt und gehörig ausgewachſen ſind. Sie ſind nicht ſehr groß, bald rund, bald länglich, von Farbe bräunlich, und mit einer dicken Schale und einem kleinen Kerne verſehen. Die Frucht hat anfänglich ein großes wolliges Mark, und der junge Kern einen ſäuerlichen Geſchmack, welcher bey der Reife doch ſo fett, öhlig und ſüß befunden wird, ungeachtet alle übrige Theile der Haſelſtaude einen ſehr herben und zuſammen ziehenden Geſchmack haben. Die große runde (Zeller) Nuß, die große lange Nuß, und die Mandelnuß kann man füglich als Spielarten dieſer gemeinen annehmen.

a. Die (vom Kloſter Zelle bey Würzbung alſo genannte) Zeller Nuß, Bamberger Nuß, Pfund-Nuß, große runde holländiſche oder ſpaniſche Nuß, Corylus ſativa, fructu rotundo maximo *C. B. & Duh.* Avellana lugdunenſis ſ. hiſpanica *Camerar.* Fr. Noiſettier cultivé à fruit rond fort gros, Engl. The large Cob-Nut, iſt groß, rund, mehr platt, als hoch, und oben platt gedruckt. Die dünne Schale, welche ſich gemeiniglich, wegen des vollkommenen Kernes, oben an der Spitze von ſelbſt öffnet, iſt braun und weiß geſtreift. Der Kern iſt in wärmern Gegenden ſehr groß und ſüß, mithin ſchmackhafter, als in den übrigen. Bey uns iſt die Schale allezeit dick, und der Kern niemals voll gewachſen, folglich etwas unſchmackhaft.

b. Die große lange Nuß, oder die lange ſpaniſche Nuß, Corylus hiſpanica, fructu majore anguloſo

ſo *Pluk.* Engl. The great ſpaniſh Nut, iſt die größte von allen. Wenn ſie auf einem ablactirten Stamm an einer Mauer gezogen wird, erreicht die Nuß die Länge von beynahe 2 Zoll, und wird Daumens dick. Die dünne, oben gemeiniglich eckige, Schale bleibt mehr weißlich, und wird ungefähr bis auf die Hälfte von der grünen Decke eingeſchloſſen. Sie wird ſpäter, als die übrigen reif. Der Kern iſt zwar von gutem Geſchmack, aber nicht ſo ſüß, als die vorigen, füllt auch ſelten die Schale ganz aus. Die Größe macht ſie am meiſten geachtet.

c. Die Mandelnuß, Corylus fructu oblongo albo *Linn.* Avellana gracilis oblonga *J. B.* Fr. Longuette. Die Frucht iſt, wie eine Mandel, lang, dünn, zugeſpitzt, kegelförmig, mit einer dünnen hellbraunen Schale und langen ſüßen Kern. Die äußerliche grüne Decke umgiebt die Frucht beynahe bis an die Spitze und iſt nicht ſtark ausgezackt.

2. Die Lambertsnuß (Lampertsnuß,) welche den Namen von der Lombardey hat, aus welcher ſie zu uns gebracht wird, (daher ſie Andere richtiger Lombardsnuß, lombardiſche Nuß, nennen,) oder, weil ſie um Lampertustag reif wird, die rothe Haſelnuß, rothe Zeller Nuß, Corylus maxima, ſtipulis longis obtuſis, ramis erectioribus *Mill.* Corylus ſativa, fructu oblongo rubente *C. B.* Engl. The Filbert. Miller nimmt dieſe als eine eigene Art an, ob ſie gleich von Vielen nur für eine Varietät der gemeinen gehalten wird. Die Gründe, welche er davon angiebt, beſtehen darin, daß die Zweige der Staude mehr aufgerichtet ſtehen, als bey den andern, daß die Blattanſätze länglich ſind, und daß aus den Nüſſen ähnliche Stämme, ohne ſich zu verändern, gezogen werden können. Hr. v. Münchhauſen iſt gleicher Meinung, und giebt von ihnen noch überdem als ein weſentliches Unterſcheidungszeichen an, daß die Blumendecke der Frucht

aus einem hohlen, oben ſpitzig zugehenden, und die Nuß nicht allein ganz bedeckenden, ſondern auch über derſelben hervor ſtehenden Cylinder beſteht, deſſen Rand nur wenige Einſchnitte hat. Man nennt ſie daher auch Bartnuß. (*) Die Nuß iſt länglich oval, geht oben ſpitzig zu, iſt von Farbe etwas röthlich, und an der Spitze gleichſam mit einer feinen Wolle bedeckt. Die Schale iſt dünn, und der Geſchmack des Kernes am angenehmſten. Es giebt aber von dieſen Lambertsnüſſen zwo Untervarietäten.

a. Die rechten Lambertsnüſſe haben einen mit einer dunkelrothen Haut umgebenen Kern. Dieſe nennt man daher rothe Lambertsnüſſe, Blutnüſſe, und, weil ſie wider die rothe Ruhr heilſam ſeyn (nicht aber, wie Hr. v. Münchhauſen ſchreibt, weil ſie dieſe Krankheit veranlaſſen) ſollen, Ruhrnüſſe, rothe Ruhrnüſſe, Fr. Noiſettes rouges. Nux ſativa rubra *J. B.* Corylus ſativa, fructu oblongo rubente *C. B.* & *du Ham.* Noiſettier à fruit rouge. Die Blätter fallen mehr in das Braunrothe.

b. Die andern ſind ihnen völlig gleich, außer daß die Haut um den inwendigen Kern weiß iſt; dieſe nennt man daher weiße Lambertsnüſſe, Corylus ſativa fructu oblongo rubente pellicula alba tecto *C. B.* & *du Ham.* Noiſettier à fruit long, couvert d'une pellicule blanche. Die grüne Bedeckung pflegt nicht ſo weit daran herauf zu gehen, wie an den rothen.

3. Die baumartige Haſelnußſtaude, Baumhaſelnuß, Traubennuß, Corylus arboreſcens, laceris perianthii pinnatifidis *Münchh.* Corylus nucibus in racemum congeſtis *C. B.* & *du Ham.* Corylus macedonica *Cord.* & *Geſn.* Fr. Noiſettier dont le fruit vient en grappe, Engl. The Cluſter-Nut. Dieſe wächſt zu einem Baum von anſehnlicher Höhe und dicken

(*) Wenn anders dieſer Name nicht aus Lombardsnuß, mit Weglaſſung der erſten Sylbe, verderbt iſt.

cken Schafte. Sie unterſcheidet ſich auch darin von den übrigen, daß ſie oben eine ſchöne Krone bildet, und ihre Früchte büſchelweiſe trägt. Die Frucht iſt beynahe kugelrund, oben platt und unten etwas ſpitziger, mit einer überaus dicken und harten Schale, und vollem feſten, ſüßen und runden Kerne. Die Einwickelung oder grüne Bedeckung der Nuß iſt beſonders fleiſchicht, mit vielen gefranſeten Einſchnitten. Zu Schwöbbern findet man Bäume, ſo hoch, als die größten Birnbäume, und unten über anderthalb Fuß im Durchſchnitte.

4. Die byzantiniſche oder conſtantinopolitaniſche Haſelnuß, Avellana byzantina *J. B.* Avellana peregrina humilis *C. B.* Avellana pumila byzantina *Cluſ.* Corylus byzantina *Herm. & Seb.* Corylus Colurna, ſtipulis linearibus acutis *Linn.* wächſt um Conſtantinopel, iſt gemeiniglich nur eine niedrige Staude; die kleinen am Anfange an den Stielen der rechten Blätter zum Vorſchein kommenden Nebenblättchen (Blattanſätze, ſtipulae) ſind ſchmal und ſpitzig, an den vorigen drey Hauptarten hingegen oval und rund. Sie hat längliche Blätter. Die grüne Bedeckung iſt auswendig rauh, und tief gefranſet. Die Frucht iſt klein, und gleicht den wilden Haſelnüſſen.

Die Haſelſtaude wächſt zwar in jedem Boden, aber nicht gleich ſchnell, wie ſie doch ſonſt in den erſten 8 bis 10 Jahren thut, oder zu gleichen öconomiſchen Vortheilen thun kann. Den lockern, ſchattig feuchten und fetten Grund, am Fuße der Berge und Hügel, liebt ſie vorzüglich; und wo ſie dicht genug ſteht, treibt ſie viele hohe, aber nur ſchwanke und dünne Stangen und Stöcke. Steht ſie aber etwas höher, dünner, einzelner und freyer, ſo breitet ſie ſich ſehr aus, und trägt mehr und reifere Früchte.

Alle Nüſſe kann man leicht durch Stecken der Kerne, oder durch Ausläufer an den Wurzeln, oder auch durch Ablegen und Pfropfen, vermehren. Gemeiniglich

lich zieht man die Ableger vor, weil ſolche beſſer tragen und beſſere Früchte geben ſollen. Es werden nämlich die Ausläufer an den Wurzeln oder die untern Zweige umgebogen und in friſche Erde gelegt, da ſie denn bald Wurzeln ſchlagen. Man kann ſonſt die Ausläufer ſogleich mit der Wurzel abſtoßen. Die gepfropften und ablactirten pflegen größere Früchte zu tragen, man muß aber alsdann jährlich alle Ausläufer an der Wurzel wegnehmen.

Die wilden werden am beſten durch Nüſſe, welche im Sept. reif. werden, fortgepflanzt. Man ſammelt ſie alsdann, und legt ſie auf Tiſche oder an die Erde in einem Zimmer, wo der Wind bey Tage durchſtreichen kann, und wohin keine Mäuſe kommen, damit ſie trocken werden; hernach verwahrt man ſie, den Winter über, in trocknem Sande, vornämlich im Keller. So bald der Froſt aus der Erde iſt, ſäet man ſie. Man gräbt alsdann hin und wieder Gruben, ½ Elle weit ſchüttelt von dem aufgenommenen Raſen alle Erde zurück, legt in jede Grube 3 oder 4 Nüſſe, eine Hand breit von einander, und beynahe einen Daumen tief, und ſchüttet die Erde in die Löcher über ſie. Zwiſchen jeder Grube läßt man 1 Elle Raum. Die Plantage muß wenigſtens 3 bis 4 Jahre eingeſchloſſen ſeyn. Man kann auch ein ſolches Land, wo man einen Haſelbuſch anlegen will, aufpflügen, es 2 oder 3 Jahre mit Getraide beſäen, bis der Raſen zu faulen angefangen hat, und hernach, ſo bald die Erde im Frühlinge aufgethauet iſt, ¼ Elle tiefe Furchen, nach der Länge des Landes, 1 Elle von einander entfernt, ziehen, und darein die Nüſſe, ¼ Elle von einander, legen, und ſie mit Erde bewerfen. Eine ſolche Plantage muß wenigſtens 4 Jahre vor dem Viehe verwahrt bleiben. Die von einem Jahrwuchſe aufgeſchoſſenen kann man im Nov. oder Febr. ausheben und verpflanzen. Die aus den Nüſſen aufwachſenden Haſeln vollenden ihr Wachsthum gewöhnlicher Maßen in 20 Jahren. Ob ſie gleich oft

noch

noch 40 Jahre und länger ſtehen, auch wohl 5 bis 6 Zoll ſtark werden, ſo iſt dieſes doch etwas ſeltenes, und bey dieſem Holze auf ſo lange Zeit des Wachsthumes und ſolche Stärke nicht zu achten. Die aus den abgehauenen Stämmen aufſchlagenden Loden nehmen in den erſten 8 bis 10 Jahren gar geſchwinde zu; alsdann nimmt der Zuwachs ſehr merklich ab, ja, man findet, daß die ſtarken Haſeln faſt allezeit anbrüchig und hohl ſind. Die Haſelnüſſe werden von den Eichhörnern, Nußhähern und andern Vögeln, weit und breit herum geſchleppet. Die Nußhäher pflanzen ſolche mit dem Schnabel in die Erde. Und da die Haſel, wie geſagt, faſt auf allen Boden, nur nicht in Sümpfen und Brüchen, fortkommt, da auch die Witterung dieſelbe nicht leicht beſchädigt, und ſie vom zahmen Viehe gar nicht, vom Rothwildbret aber nur im Winter, wenn es der größte Hunger treibt, vorn abgebiſſen (verbeizet) wird, indem es ſich ſonſt an den Kätzchen genügen läßt: ſo nimmt dieſe Staude an jungen abgetriebenen Orten, wenn die Loden von Büchen, Eichen und anderm Holze, nicht friſch vom Stamme wieder ausſchlagen, meiſtens gar bald überhand. Iſt dieſes einmal geſchehen, ſo kann davor kein anderes Holz aus dem Samen in die Höhe kommen. Die mit Blättern beſchwerten langen und ſchwachen Stangen legen ſich als Bogen über die umher ſtehenden geringern Loden, und verurſachen, daß dieſe verbutten. Wo man nun andere Holzgattungen höchſt nöthig hat, da verurſachet die ſonſt gar nützliche Haſel großen Schaden. Wenn aber die Stämme von Büchen, Eichen und anderm Holze, friſch und im Dickicht wieder ausſchlagen, können die Haſeln keinen Schaden thun; denn ſie werden von den ſchnell wachſenden Stammloden nach wenigen Jahren im Wachsthum zurück gehalten und vertrieben. Dem ungeachtet iſt nicht zu läugnen, und widerſpricht dem Obigen nicht, wenn man behauptet, daß die Haſel zur Erhal-

ung und Wiederherſtellung der übrigen Holzarten vieles beytragen könne. Denn wenn das Laubholz auf einer rauhen Höhe oder dürren Fläche ſehr abzunehmen anfängt, oder ein ſolcher Ort ganz vom Holze entblößt iſt, und man das Laubholz wieder in Anwachs bringen will, wird man nicht allein große Schwierigkeiten finden, ſondern auch viel vergebene Koſten, Zeit und Arbeit anwenden. Harte Nachtfröſte im Frühlinge, etwas anhaltende heiße und trockne Witterung vereiteln alles. Kann man aber an ſolchen Orten etwas Buſchwerk von Haſeln, Birken, Aeſpen oder Sahlweiden hervor bringen, welches gar leicht angeht, oft von ſelbſt kömmt, und von ſolcher Witterung keine Noth leidet: ſo hat man ſchon gewonnen; denn die zarten Samenloden von anderm Laubholze bekommen dadurch von aller widrigen Witterung Schutz.

Sowohl die Stamm- als Samenloden der Haſeln, welche aus den Nüſſen kommen, wachſen weit ſchneller in die Höhe, als irgend eine Art Samenloden von andern Holzarten. Die häufigen und großen Blätter der Haſeln biegen, wie vorgedacht, ihre eigene Stangen, welche in Verhältniß gegen ihre Länge gar dünn ſind, nieder, und überſchatten die darunter ſtehenden andern Holzloden dermaßen, daß ſie in wenig Jahren verbutten und ausgehen. Sie ſind alſo in dieſem Falle ſchädlich, und auf keine andere Weiſe zu tilgen, als daß man ſie einige Jahre hinter einander zu Ende des Maymonats und im Jun. abhauen laſſe: ſo werden die Wurzeln von dem darin ſtehenden Safte faul, und die andern darunter ſtehenden Loden bekommen Luft. Es kann nämlich, wenn die Haſeln oder ein anderes Holzgewächs mitten in der Saftzeit etlichemal hinter einander abgehauen werden, der eingetretene Saft nicht umlaufen, ſondern bleibt in den Wurzeln ſtecken, und verurſachet, daß ſie faulen und abſterben. Iſt demnach die Haſel beym erſten Anwachs anderer Holzgat-

tungen an dürren und rauhen Orten zum Schutz gegen die Kälte, Hitze und Dürre nützlich geweſen, ſo wird ſie endlich höchſt ſchädlich, indem kein Holz das unter ihm ſtehende mehr niederhält, als dieſes.

Weil die Haſelſtaude ein ſo nutzbares Holz, als irgend eine Gattung iſt, aber auch in Abtreibung anderer Holzſorten ſehr ſchädlich ſeyn kann; ſo iſt hinlängliche Ueberlegung nöthig, ob ſie auszurotten ſey, oder nicht. Wo beträchtliche Salzwerke ſind, oder ſonſt viele Reife oder Bandſtöcke gebraucht werden, wo man vieler Schmiedekohlen bedarf, und die Haſeln nicht häufig vorhanden ſind, da geht die Haſel faſt allen übrigen Holzgattungen vor. Wo hingegen ſehr nutzbare Hütten- und Bergwerke im Betrieb ſind, muß man dieſelben zwar nicht gänzlich ausrotten, aber ſie doch auch nicht zu ſehr überhand nehmen laſſen, und verhüten, daß ſie nicht unter andere Holzgattungen kommen, aus welchen ſtarkes Kohlen und Gerätheholz gezogen werden ſoll.

Nirgends iſt die Haſel ſchädlicher, und kann größeres Unheil anrichten, als wenn ſie zwiſchen Tannen- und Fichtenanflug geräth. Was ihr zu nahe ſteht, läßt ſie nicht aufkommen. Die Haſel ſelbſt ſchießt in keine lange Stangen auf, ſondern wächſt krumm und äſtig, weil ſie zu viel Raum hat. Endlich wird ſie, nach 20 oder mehr Jahren, durch die ſich weit ausbreitenden Aeſte der umher in den Zwiſchenräumen einzeln aufkommenden Fichten und Tannen wieder verdrückt. Hiedurch entſtehen leere Plätze, auf welchen der ſich ſetzende Anflug gleichſam verbuttet, weil das Nadelholz, welches zu vielen Raum hat, ſeine Aeſte von Jahr zu Jahr weiter ausbreitet und den Anflug von ſeiner eigenen Art erſticket, oder wenigſtens dermaßen im Wachsthume zurück hält, daß kein brauchbares Holz daraus wird. Die ſtärkern, einzeln ſtehenden Tannen, weil ſie Platz bekommen, werden von Jahr

zu

zu Jahr rauher und äſtiger. Wendet man da nicht in Zeiten die gehörigen Mittel an, ſo kann ein ſolcher Ort 100 und mehr Jahre ſtehen, ohne daß anderes, als rauhes unnützes Holz daraus wird.

Wie die Haſelſtauden vorzüglich an Gränzſcheiden zu ſäen, ſiehe Th. XIX, S. 644.

Bey den Gartenhaſelſtauden geſchieht die Vermehrung füglicher durch das Einlegen oder Einſenken ihrer langen Ruthen, welche ſowohl durch das Einſchneiden, als auch ohne daſſelbe, in der Erde Wurzeln ſchlagen; gewiſſer iſt es aber, wenn man ſolche im April einſchneidet, ein Grübchen daneben macht, und ſie, wie die Weinreben, einlegt; doch muß der meiſte Theil mit der Spitze aus der Erde hervor gehen. Die beſte und ſicherſte Art der Vermehrung aber iſt, bereits erwähntermaßen, wenn man ihre Nebenſchoſſe, welche Wurzeln haben, im Herbſte, oder im Frühlinge, ſo bald man in die Erde kommen kann, abnimmt und verpflanzt. Man ſezt ſie im Garten an einen Ort, an welchem nicht ſonderlich viel gelegen iſt, jedoch daß der Wind den überflüſſigen Regen und Näſſe abſchütteln und trocknen kann, auch daß ſie des Tages einige Stunden der Sonne genießen können. Die älteſten und dickſten Stauden, welche wenig und wurmſtichige Nüſſe bringen, hauet man an der Erde ab, damit die dabey ſtehenden jüngern Stauden beſſer wachſen und ſich ausbreiten können. Auch muß die überflüßige Brut, welche der Hauptſtaude an ihrem Wachsthume hinderlich, und zum Einlegen und Verſezen untauglich iſt, hinweg genommen werden. Von den eingelegten langen Ruthen oder geraden Nebenſchößlingen kann man auch Bäume ziehen, wenn man von denſelben die Zweige nach und nach, und die Nebenſproſſen hinweg nimmt, und ſie an beygeſetzte gerade Pfähle anbindet, daß ſie gerade Schäfte bekommen.

Da die Haſelſtaude faſt in jedem Boden anſchlägt, ſchnell und ſtark wächſt, eine feſte Befriedigung abgiebt, und zu mancherley Behuf nützlich zu gebrauchen iſt: ſo ſchickt ſie ſich vorzüglich zu Hecken. Man nimmt, in dieſer Abſicht, von den jüngſten, an den Wurzeln alter Stöcke auslaufenden, Schößlingen; dieſe werden reihenweiſe, 1 Schuh breit, auch nach Beſchaffenheit des Bodens noch weiter aus einander, im Frühlinge in friſch umgegrabenes Erdreich geſetzt, kurz über der Erde abgeſchnitten, Anfangs rein gehalten, auch wohl bey eintretender Dürre begoſſen, und alsdann läßt man ſie frey wachſen. Man ſetzt ſie gern auf friſch aufgeſetzte oder aufgeworfene Gräben, weil ſie ſich in der Ebene zu weit ausbreiten. Alte Stämme nimmt man hiezu nicht gern, ſondern die jüngſten, wenn ſie nur gute Wurzeln haben. Denn die alten erſterben leicht, oder geben Lücken, oder treiben auch zu breit nach einer Seite aus, und machen alſo keine gleiche Hecken; die jungen Schößlinge hingegen treiben ſchöne gerade anſehnliche Schüſſe von gleicher Höhe, und geben ein beſſeres Anſehen. Für ein ſehr gutes Erdreich ſchicken ſich die Haſelhecken nicht; denn ihre Wurzeln treiben um ſich, und ſchlagen Nebenſchößlinge aus; die Hecken nehmen alſo einen breiten Raum ein, wachſen zugleich hoch, und laſſen ſich nicht füglich einſchränken. Die Haſelhecken laſſen ſich weder beſchneiden, noch einflechten; denn die Haſeln treiben lauter gerade Ruthen ohne Nebenzweige, und da die jungen Reiſer ſpröde ſind, würden ſie beym Durchflechten bald brechen. Stutzt man aber ein Reis, ſo bildet es eine unförmliche Geſtalt.

Dergleichen Haſelhecken findet man vornämlich im Holſteiniſchen und Mecklenburgiſchen, wo das Feld in Koppeln gelegt wird, mit Nutzen angelegt. Man pflanzt alsdann die Hecke um eine Koppel, wenn ſolche eben zur Beſamung aufgenommen wird, alſo die Jahre der Beſtellung über wenig oder gar kein Vieh darauf kömmt, mithin die neu gepflanzte Hecke davor in Acht genommen werden kann. Man ſetzt ſie auf kleine

ne aufgeworfene Wälle; und wenn in den Nebenkoppeln Vieh geht, wird vorher ein tiefer Graben gezogen. Alsdann hat die Hecke 5, 7 bis 9 Jahre, ſo lange die Koppel beackert wird, Ruhe zu wachſen; die Jahre über, da dieſe gehütet wird, giebt die Hecke eine hinlängliche Befriedigung, und das Vieh kann ihr keinen Schaden thun. Den Winter über, wenn die Koppel in der folgenden Beſtellung wieder aufgenommen wird, hauet man die Hecke an der Erde ab, ſo behält man den davon kommenden Buſch zum Gebrauch, und die Wurzeln treiben friſche Schüſſe, welche, wenn die Koppel von neuem zur Hut liegen bleibt, abermal die gehörige Dicke haben.

Bey dem Abhauen räumet man, wo die Hecke zur Seite weit ausgetrieben hat, das Unnütze hinweg, oder legt, wo etwa Lücken entſtanden ſind, einen Zweig in die Erde, der alsdann Wurzel ſchlägt.

Da das Holz in einigen Gegenden rar, und das Haſelholz zu mancherley Gebrauch anzuwenden iſt: ſo kann man, bey Verfertigung des Anſchlages von ſolchen Koppeln, ſchon mit auf die Abnutzung dieſer Haſelhecken rechnen.

Bey einer Haſelhecke kann man nicht wohl auf die Nüſſe rechnen; denn junge Stämme tragen wenig Nüſſe. Um dieſe zu haben, muß man alte Stämme ſtehen laſſen, und dieſe verderben das Anſehen der Hecke, und geben auch Lücken.

Es iſt nicht genug, daß man die Haſelhecken nur ein Paar Fuß hoch über der Erde ſtutze, ſondern ſie müſſen, wie geſagt, dicht an der Erde abgehauen werden. Die geſtutzten Stämme pflegen unten kahl zu bleiben, und oben an der Spitze breite Büſche zur Seite auszutreiben, geben alſo keine recht dichte Befriedigung. Ueberhaupt giebt es die ſchlechteſten Hecken, wenn man die alten Stämme ſtehen läßt, und ein Paar Schuh hoch über der Erde abſtutzet, oder gar von den oben ausgewachſenen Reiſern zur Seite nieder beuget. Einige nehmen wohl gar eine Menge ſolcher Reiſer, beugen ſie zur Seite, wo ein Loch iſt, und binden ſie mit Weiden zuſammen; oder legen einen ziemlich dicken Stamm in der Länge der Hecke 2 Schuh hoch über der Erde hinaus. In beyden Fällen erſtickt alles darunter; und Schafe und Schweine kriechen unten durch, wenn man nicht die Lücke mit todtem Buſche ausfüllt.

Die Haſel erhält ihre Stämme über 30 Jahre, ob gleich ihr rechtes Wachsthum aus dem Samen, bereits

erwähntermaßen, nicht über 18 bis 20 Jahre dauert. Die Stämme werden 12 bis 15 Fuß hoch, auch höher, und 2 bis 3 Zoll dick. Wenn ſie in einem Dickicht ſtehen, werden ſie noch höher, auch wohl 4 bis 8 Z. ſtark; ihre braunrothe, weiß geſprenkelte Rinde aber wird alsdann aſchgrau. Haben ſie aber zum öftern Frucht getragen, ſo fangen ſie an, im Holze zu verderben, und man darf alsdann weder eine größere Höhe noch Stärke erwarten.

Eine außerordentlich hohe und dicke Haſelſtaude ſoll vor Zeiten in Frankfurth am Mayn in des Jacob du Fay Garten geſtanden haben, worunter der Kaiſer Leopold, im J. 1657 an dem Wahltage, nach ſeiner Krönung geſpeiſet hatte. Sie war 87 Werkſchuh hoch, und im Stamme 4 Klafter dick. Eben daſelbſt hat man in dem Haſſeltiſchen Garten eine Haſelſtaude geſehen, welche 40 Fuß hoch war, und deren Stamm 10 Fuß 3 Zoll im Umfange hatte.

Die Haſelſtaude iſt verſchiedenen Inſecten unterworfen, welche, nach der Lage, dem Alter derſelben, und der Witterung, bey uns abwechſelnd darauf angetroffen werden. Dahin gehören: die Spitzmotte, Papilio nymphalis, Maturna *Linn.*; das Pfauenauge, Phalæna Bombyx, Pavonia *L.*; die hellbraune ungefleckte Pappelmotte, Phalæna Bombyx, Populi *L.*; die Haſelmotte, Ph. Bombyx, Coryli *L.*; der Rothſchwanz, Ph. Bombyx pudibunda *L.*; die Büchenraupe, Ph. Bombyx Fagi *L.*; die Pfeilmotte, Ph. Bombyx, Pſi *L.*; das Kalbfell, Ph. Geometra, marginata *L.*; der braune bandige Blattwickler, Ph. Tordrix, Avellana *L.*; der ſchwarze Afterrüſſelkäfer, Attelabus coryli *L.*, die ſchwarze längliche Baumwanze, Cimex coryli *L.*; die Schildlaus, Coccus coryli *L.* und andere mehr, von welchen Hr. **Gleditſch** in ſeiner Forſtwiſſ. S. 568, fgg. einige Nachricht ertheilt. Inſonderheit hat der Kern an dem grauen langſchnäbeligen Rüſſelkäfer, Curculio nucum *L.* einen großen Feind. Es hält ſich nämlich den ganzen Auguſt hin-

durch

durch, und zuweilen auch ſpäter, auf den Haſelſtauden eine Art kleiner Käfer auf, welche ſich von andern Käferſorten inſonderheit durch ihren Rüſſel unterſcheidet. Dieſe Käfer ſieht man gemeiniglich ſo emſig daſelbſt hin und her wandern, daß es ſcheint, als ob ſie mit allem Eifer etwas aufſuchten, wie ſie dann auch wirklich zum Theil ihren Gatten ſuchen mögen, indem man ſie zu eben der Zeit hin und wieder gepaart antrifft, wobey das Männchen dem Weibchen allemal, wie bey andern Käferarten, auf dem Rücken ſitzt. Gleichwie aber auch andere dieſer Käfer auf den Haſelſtauden ihrer Nahrung nachgehen: ſo ſuchen die Weibchen derſelben ihre Eyer, indem ſie ſolche von ſich geben, ſogleich an einen ſichern Ort zu ſetzen, in welchem die daraus hervor kommenden Würmer auch hinlänglichen Unterhalt und Nahrung finden. Dieſer Ort nun iſt jedesmal eine, zu ſolcher Zeit noch grüne und weiche Nuß, in welcher der Kern nur noch klein iſt. Dieſe bohrt der Käfer mit ſeinem Rüſſel an, und erforſcht hiedurch nicht nur, ob die Nuß geſund und gut ſey, ſondern auch, ob nicht bereits ein anderer vor ihm ſein Ey dahin gelegt habe. Findet er die Nuß ſo beſchaffen, wie es zu ſeiner Abſicht erfoderlich iſt, ſo weiß er an derſelben ſein Ey ſo anzubringen, daß es feſt daran hängen bleibt. Nach 14 Tagen kömmt aus demſelben der Wurm hervor, welcher aber auch manchmal ſpäter, und erſt im Sept. oder Oct. ſeine völlige Größe erreicht, da man dann, nicht ohne Verdruß, die Nuß öfters, anſtatt des Kernes, mit dem Wurme und ſeinem Unrath angefüllt findet, manchmal aber auch den Kern nur halb verzehrt antrifft. Geſchieht es, daß der Wurm aus dem Ey ſchlieft, ehe noch der Kern hinlänglich gewachſen iſt, ſo nährt er ſich von dieſem nur ſo lange, als er währet, verdirbt oder ſtirbt aber hernach, weil er, aus Mangel der Füße, nicht fortkriechen, und in eine andere Nuß kommen kann. Die Nuß

iſt alsdann leer, und ſteht ab. Iſt aber der Kern bereits ſo groß, daß er die Schale ausfüllet, ſo hat der Wurm bis zu ſeinem völligen Wachsthum Nahrung genug, und hält ſich in derſelben auf, ohne daß man an einer ſolchen Nuß, außer etlichen kleinen braunen Puncten, etwas beſonderes gewahr würde. Dieſe Puncte ſind allzeit ein ſicheres Kennzeichen, daß in einer ſolchen Nuß, ſie möge nun gleich leer und abgeſtanden ſeyn, oder ein gutes Anſehen haben, ein Wurm gewohnt habe, oder noch wohne. Iſt der Wurm in der Nuß zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, ſo beißt er ſich endlich durch die harte Schale derſelben durch, ſie möge nun gleich noch an der Staude hängen, oder bereits abgefallen ſeyn; welches letztere mehrentheils geſchieht, weil ſolche Nüſſe, wie andere Früchte, in denen ein Wurm ſich aufhält, eher als die übrigen reif werden, und alſo leicht abfallen. In ſolchen Nüſſen findet ſich alsdann allezeit ein rundes Loch; und wenn man deſſen Weite mit der Dicke eines ſolchen Wurmes vergleicht, ſollte man nicht glauben, daß er durch ſelbiges habe heraus kommen können. Bey dieſem Wurme findet man, anſtatt der Füße, auf allen Falten der Unterfläche an jeder Seite, kleine Warzen, und an den 3 erſten Gelenken ſechs ſehr kurze, kaum ſichtbare Klauenfüßchen, vermittelſt deren er jedoch auf einem ebenen Boden ſehr langſam fortkriecht, daher er ſich auch ſogleich in die Erde zu wühlen ſucht, indem er ſich in ſolcher, außerhalb der Nuß, allzeit aufhält, und auch in ſelbiger beſſer fortkommen kann.

Wenn man dieſe Haſelnußwürmer in ihrer Verwandlung beobachten will, muß man dergleichen im Oct. und Nov. ſammeln, und in Zuckergläſern, welche halb mit Erde angefüllt ſind, und worauf man oben einen Raſen legt, aufbehalten, da man dann wahrnehmen wird, daß ſie ſich ſogleich in die Erde vergraben, und in derſelben, den ganzen Winter hindurch, bis in das folgende Jahr, und zum Theil bis in den Junius, in ihrer Wurmgeſtalt liegen bleiben, alsdann aber ſich in dem vorher

her dazu bereiteten Keſſel, in eine Puppe verwandeln. Ihre Farbe iſt, wie vorher an dem Wurme, hell ochergelb, ſonſt aber findet man an demſelben keine Aehnlichkeit mit dem Wurme mehr, ſondern es zeigen ſich an ihnen bereits alle Theile des zukünftigen Käfers. Am letzten Abſatz ſtehen noch 2 kurze Spitzen, vermittelſt deren ſich die Puppe in ihrer Höhle ſehr ſchnell umwenden und bewegen kann. Im Auguſt legen die in dieſer Puppenhaut verſchloſſenen Käfer ihre zarte Hülle nach und nach ab, bleiben aber, weil ihre Theile die nöthige Härte noch nicht haben, ungefähr noch 8 Tage in der Erde verborgen; alsdann wagen ſie ſich aus ihrer dunkeln Wohnung hervor, und erſcheinen als gelbbraune Rüſſelkäfer, wovon das Männchen geſchmeidiger als das Weibchen iſt.

Man hat bemerkt, daß die Haſelnüſſe alsdann gemeiniglich madig werden und abfallen, wenn es, während der Zeit, da ſie noch eine weiche Schale haben, ſtark regnet, und daß die weißen Lambertsnüſſe alsdann eben ſo voll Maden ſind, als die Haſelnüſſe. Hievon weiß ich keine andere Urſache anzugeben, als, weil die weiße Lambertsnuß, wie die Haſelnuß, oben bloß, und gegen die Fliege, welche ihre Brut vermittelſt des Stachels hinein legt, nicht bedeckt genug iſt. Die rothen Lambertsnüſſe hingegen ſind in ihrer äußern Hülſe ganz feſt eingehüllt, und dieſe Hülſe raget mit ihren Spitzen ſehr weit über die Schale der Nuß hervor. Eben deswegen iſt die Cultur der rothen Lambertsnüſſe allen übrigen vorzuziehen.

Das haſelne Holz iſt weiß, geſchmeidig und weich, doch dabey härter und zäher, als das von Weiden, Linden und Pappeln, ſo daß es dem Birkenholze ſehr nahe kömmt, zumal die Wurzel, welche allzeit härter iſt, und ſich auch beſſer mit dem Hobel bearbeiten läßt, als die Stangen davon. Bey Salzwerken, und überall in großen Städten, wo die Reif- oder Bandſtöcke von den Böttchern häufig verbraucht werden, zieht man die Haſeln ordentlich zu Reifſtangen. Sie geben, wie die Sahlweiden, auch Zaun- Fach- Sieb- und Korbſtöcke, Kober- und Bienenſtöcke, wie ſie ehedem waren,

wozu man zwey- bis dreyzöllige Stöcke ſpaltet, die aber in dumpfiger und feuchter Luft bald vertrocknen. Auch gebraucht man die häſelnen Stangen zu Harkenſtielen, Handhaben, Dreſchflegeln, Hürden, Angelruthen, auch zu vielerley kleinen Haus- Garten- und Handwerksgeräthe. Am merkwürdigſten ſind die von jungen Haſelzweigen geſchnittenen Wünſchelruthen, von deren Zubereitung und Gebrauche ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde. Der Haſelzäbelein oder Zwieſel, als eines Mittels wider die Kornwürmer, wird im Art. Kornwurm Erwähnung geſchehen. Die Spāne des Haſelholzes werden von den Weinküpern gebraucht, und ſind zur Bereitung der Weine ein ganz unſchädliches Ingrediens. Vom ſtarken Holze und Wurzeln, von etwa 5 bis 6 Zoll, werden die beſten kleinen Schlöſſer- und Schmiedekohlen, die nicht ſpringen, und doch eine weit ſtärkere Hitze länger unterhalten können, als andere, daß ſie deshalb, wo ſie häufig zu haben ſind, ſogar bey hohen Oefen, mit andern vermengt, zu gebrauchen ſind. Sonſt werden die Haſelſtaudenkohlen auch zu Verfertigung des Schießpulvers für ſehr gut gehalten, wie auch zum Zeichnen angewendet. Die Chemiſten und Apotheker machen aus dem Holze das wider die Epilepſie und Würmer berühmte Haſelholzöhl, L. Oleum corylinum oder heraclinum. Einige mit der Rinde angeſtellte Verſuche zum Färben der wollenen Zeuge, erzählt Hr. D. Sieffert, im 2 St. ſeiner Verſuche mit einheimiſch. Farbematerien, Altenb. 1776, gr. 8. S. 118—132. Der auf den Haſelſtauden wachſende Miſtel, Viſcus corylinus, wird nebſt dem Eichenmiſtel für den beſten gehalten, aber ſelten gefunden. Das Staubmehl aus den vor Ausbruch der Blätter abgenommenen Haſelkätzchen, Sulphur coryli, wird als ein kräftiges Mittel in der Epilepſie gerühmt. Daß die Bienen dieſes Staubmehl häufig wegtragen, iſt bekannt. Aus eben

dieſen Haſelkätzchen läßt ſich auch ein wohlſchmeckendes Oehl preſſen.

Man läßt, in dieſer Abſicht, die Haſelkätzchen, wenn ſie voll gewachſen ſind, und gelblich werden wollen, jedoch ehe ſie ihren Staub verlieren, ſammeln, in einem nicht zu heißen Backofen trocknen, und alsdann in der Oehlmühle ſchlagen oder preſſen. Von einem Scheffel erhält man wenigſtens 3 oder 4 Pfund.

Die Haſelnüſſe in den Wäldern gehören unter die Forſtnutzungen, und es pflegt mit dem Sammeln derſelben zuweilen, ſowohl in Anſehung der Nutzung, als der Ordnung und Einrichtung dabey eben ſo, wie bey den Wachholderbeeren, gehalten zu werden. Es wird nämlich für das Sammeln derſelben etwas entrichtet, welches entweder in einer gewiſſen Quantität Nüſſe, oder, an deren Statt, in Gelde beſteht. Damit aber bey dem Brechen der Nüſſe in dem Walde kein Schade geſchehe, pflegt man dazu einen gewiſſen Tag zu beſtimmen, und alle Unterthanen in der Gegend zu beſcheiden, welche alsdann von den Jägern, Förſtern und Schulzen hinaus geführt werden, um an ſolchem Tage Nüſſe zu brechen, außer welchem Tage ſich ohne erhaltene Erlaubniß Niemand dabey ertappen laſſen darf. Wer an dem angeſetzten Tage nicht erſcheint, und keine Nüſſe bricht, muß dennoch ſein Quantum liefern, oder das Geld dafür bezahlen.

Fürſtl. Naſſau-Uſingiſche Wald- und Forſtordn. §. 35.

An andern Orten dürfen die Leute, ſobald die Haſelhecken und Haſelbüſche frey gegeben werden, zum Brechen der Nüſſe hinaus gehen, ohne dazu angeführt zu werden; doch müſſen ſie ſich bey den Forſtbedienten melden, um aufgeſchrieben zu werden, damit man wiſſen könne, wer ſein Quantum liefern müſſe. Man theilt ihnen auch wohl Zeichen aus, um ſich damit bey den viſitirenden Förſtern legitimiren zu können.

Die Haſelnüſſe werden roh gegeſſen. Auf den Nachtiſch bringt man nur die großen Zeller und Bart-

oder

oder Lambertsnüſſe, welche ſowohl friſch, als trocken, verſpeiſet, und bis jetzt immer noch um ſo mehr als Delicateſſe angeſehen werden, da ſie noch nicht häufig genug angebaut, und in großen Städten von den Italiänern ſcheffelweiſe theuer gekauft, von dieſen aber noch theurer pfundweiſe (noch in Schalen, das Pfund zuweilen für 8 Ggr.) wieder verkauft werden. Man muß dieſe Früchte nicht eher von den Stauden abnehmen, als bis ſie am Kerne am völligſten geworden ſind. Denn ſonſt ſchwindet der Kern beym Trocknen gar ſehr, und die Nüſſe werden bey langer Aufbewahrung leicht ranzig, da dieſelben hingegen, wenn ſie in ihrer höchſten Reife abgenommen, und darauf getrocknet ſind, einige Jahre lang gut bleiben können. Es kommen aber die Zeller und Lambertsnüſſe ſowohl in ihren grünen Schalen, als auch ohne dieſelben, getrocknet, auf den Nachtiſch. Will man aber dieſe Nüſſe noch einige Zeit in ihrer grünen Decke aufbehalten, ſo muß man ſie im Keller auf den Boden in Sand legen. Man kann auch den trocknen Kern, wenn ſich die Haut nicht mehr davon ablöſen läßt, eine Nacht in Milch weichen, wiewohl ſich damit ihr erſter friſcher Geſchmack nicht wieder ganz herſtellen läßt. Bey den Lambertsnüſſen aber achtet man auch nicht hierauf, da die den Kern umgebende rothe Haut dünn, und nicht ſo dick und rauhſchelfig iſt, als bey den gemeinen Haſelnüſſen; gedachte Nüſſe auch im trocknen Zuſtande noch den beſten Geſchmack haben. Wenn die aus ihren grünen Decken ausgelöſeten Bartnüſſe getrocknet werden ſollen, muß man ſie dünn aus einander legen, damit die Luft überall einen freyen Zutritt haben könne. Legt man ſie dick auf einen Haufen über einander, oder wohl gar in ein Gefäß, ſo nehmen ſie bald einen dumpfigen übeln Geſchmack an. Hat man ſie wohl getrocknet, ſo können ſie in Beuteln aufbewahrt werden. In Ki-

ſten oder Schränken von Kienholz ziehen ſie den Kiengeſchmack ein.

Alle Kräfte der Haſelnüſſe ſind von ihrem milchichten Oehle und Schleime herzuleiten; und das hierauf ſich gründende Lob, daß ſie nahrhaft ſeyen und die Schärfe dämpfen, muß mit eben denſelben Einſchränkungen, wie bey den Wallnüſſen, angenommen werden. Sie verurſachen auf gleiche Weiſe Rauhigkeit des Halſes, und vermehren den Huſten. Ihre Haut iſt ein wenig zuſammenziehend, und erſetzt einigermaßen die erſchlaffende Eigenſchaft ihres Oehles im Magen; allein, der Hals wird davon deſto rauher. Daher ſind die trocknen Haſelnüſſe der Bruſt und dem Halſe nachtheiliger, theils, weil ihr Oehl älter geworden iſt, theils auch, weil ſie die Haut nicht fahren laſſen. Von den allzu jungen und unreifen Haſelnüſſen hingegen will man beobachtet haben, daß ſie den Durchlauf und die Ruhr veranlaſſen.

Man richtet das Obſteſſen, wofern man von demſelben Durchfälle oder Blähungen zu befürchten hat, ſehr diätetiſch ein, wenn man die Nüſſe nach dem Obſt zuletzt verſpeiſet. Denn ſie halten an, und verſtatten ſogar, wenn man ſich, wie es ſeyn ſollte, des Trinkens nicht enthalten könnte, daß man ſolches ziemlich ohne Nachtheil thun kann. Diejenigen, welche bey einem ſchwachen Magen doch ſo gern Weintrauben eſſen wollen, ſollten nach den Trauben allemal Bartnüſſe eſſen, und ſich dadurch wider die darauf folgenden Blähungen in Sicherheit ſetzen.

Die rothen Lambertsnüſſe ſtopfen den Bauchfluß oder Durchlauf ganz ſicher. Man kann öfters Kindern mit Medicamenten, wenn ſie davor einen Widerwillen oder Abſcheu bezeugen, gar nicht beykommen. Man reiche ihnen daher, wenn es Zeit iſt, Nüſſe von dieſer Art, nur nicht zu viel auf einmal, um ihnen keine Verſtopfung zuwege zu bringen: ſo werden ſie von ih-

rem Zufalle bald befreyet werden. Eben ſo nützlich ſind dieſe Nüſſe den Erwachſenen, die nach Milch, oder ſauern Speiſen, zum Durchfall geneigt ſind. Wenn ſie nach Tiſche eine Hand voll Lambertsnüſſe eſſen, wird ihnen ganz wohl ſeyn. Endlich, wenn man ſich täglich an ein gewiſſes, ihm zuträgliches, Maß von Getränke gewöhnt hat, und, der Witterung, oder der genoſſenen Speiſen halber, keinen Durſt empfindet, darf man nur, ſeinen Durſt zu reizen, von dieſen Nüſſen eſſen.

Man pflegt auch die Bart- oder Lambertsnüſſe mit Zucker zu überziehen, und ſodann als eine ſehr geachtete, und einem Glaſe Wein aufs beſte angemeſſene Confitüre zu eſſen. Es werden aber die getrockneten Kerne gedachter Nüſſe, nachdem die Haut mit einem Federmeſſer behend abgenommen worden, mit Zucker überzogen, wenn man den geläuterten Zucker bis zum dritten Grad der Verdickung, (d. i. wenn man durch die Löcher eines hinein getunkten Schaumlöffels bläſt, und der Zucker an der andern Seite ordentliche Blaſen macht) gebracht hat. Dieſer Confect dauert aber nicht lange, indem der Zucker, vornämlich bey feuchter Luft, bald abſchmilzt.

Die Lambertsnüſſe können auch, ſtatt der Mandeln, an Suppen und Speiſen klein geſchnitten gebraucht werden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, würden ſie, bey gleicher Behandlung, eben ſo gute Torten geben, als die Mandeln, wenn ſie nur nicht ſeltener und theurer wären, als dieſe.

Die Zuckerbäcker machen von den Haſelnüſſen auch folgende Zubereitungen.

Haſelnuß-Conſerve. Ein halbes Viertelpfund Nüſſe werden abgebrühet, und, ſo dünn als möglich, in die Quer geſchnitten. Hernach läßt man 1 Pfund Zucker nach großer Federart ſieden, nimmt ihn vom Feuer, rührt, wenn er etwas erkaltet iſt, die Haſel-

nüſſe

nüſſe mit einem Rührlöffel darunter, und gießt es in papierene Formen. Wenn es kalt iſt, zerſchneidet man es in Tafeln von beliebiger Größe.

Zuckerbrod von Haſelnüſſen. Man ſtößt ¼ Pfund Haſelnüſſe in einem Mörſer klein, und feuchtet ſie, währender Arbeit, mit Eyweiß an. Hiezu thut man ¼ Pf. Zucker, und ſtößt es, bis beydes wohl unter einander gemengt iſt. Ferner miſcht man das wohl geſchlagene Weiße von 4 Eyern darunter, und formirt daraus das Zuckerbrod.

Die gemeinen kleinen Haſelnüſſe werden eben nicht für den Nachtiſch, ſondern mehr zum Oehlſchlagen genützet. Das daraus gepreßte Oehl wird Haſelöhl, Haſelnußöhl, auch nur Nußöhl, genannt. Man nimmt geſchälte und gedörrte Nüſſe, ſtößt ſie in einem Mörſer mit einer hölzernen Keule ziemlich ſacht, daß ſie wie ein Kuchen werden, gießt alsdann ein wenig heißes Waſſer daran, und läßt es eine Stunde lang alſo ſtehen. Hernach ſtößt man ſie ſtärker als zuvor, und preßt ſie zwiſchen zwey kleinen Bretern, oder vermittelſt einer Preſſe, aus: ſo bekömmt man von 3 Pfund geſchälter Nüſſe gemeiniglich 2 Pfund Oehl, deſſen Geſchmack an Süßigkeit und Annehmlichkeit das beſte Baumöhl weit übertrifft, und welches nicht nur zum Brennen, ſondern auch an Speiſen, mit Nutzen gebraucht werden kann. Auch bedienen ſich deſſen die Maler bey der Bleyweißfarbe mit Vortheil. Andere gebrauchen es zu wohlriechenden Salben.

Wie Haſelnüſſe zu einem Mäuſegift zuzubereiten, ſiehe unter Maus.

Von der ehemaligen Gewohnheit, bey Krönung der Könige in Böhmen ein Maß Haſelnüſſe auszuwerfen, ſ. **Köhlers** Münzbeluſtig. 16. Th. Nürnb. 1744, 4. S. 68.

*   *
*

Der Zauberhaſelſtrauch, oder Zauberſtrauch, Hamamelis *Gronov. Colden. Catesb. Duham.* Trilopus

pus *Michel.* Piſtacia Virginiana nigra, coryli fo-liis *Pluken.* Engl. The With-Hazel, hat die Urſache ſeiner Benennung in der Frucht, welche denjenigen betrügt, der nach den Blättern eine Haſelnuß erwartet. Dieſer Strauch wächſt urſprünglich in Virginien, daher er auch der virginiſche Zauberſtrauch genannt wird. Die Blätter gleichen, ihrer Geſtalt nach, wirklich den Blättern der Haſelſtaude, außer, daß ſie auf beyden Flächen glatt ſind. Ihre Farbe iſt gelblich grün, und ſie ſtehen wechſelsweiſe an den Stielen. Der Stamm iſt holzig, wird 2 bis 3 Schuh hoch, hat eine braune Rinde, und treibt viel zarte Aeſte. Die gelben Blumen kommen in der Mitte des Octobers, an den Seiten der Aeſte in traubenförmigen Büſcheln auf langen wolligen Stielen hervor. Die Frucht beſteht in einer hellbraunen Nuß, die einen glatten, glänzend ſchwarzen, oben weißgefleckten Kern hat, welcher wie Haſelnüſſe ſchmeckt. Dieſer Strauch liebt einen feuchten Boden und eine ſchattige Lage, dauert auch unſere Winter in freyer Luft aus, und kann entweder durch junge Zweige, die man im Herbſte einlegt und gehörig begießt, oder durch den Samen fortgepflanzt werden, welcher ein ganzes Jahr unter der Erde bleibt, und den man in Töpfe ſäet, dieſe aber an einem ſchattigen Ort in den Boden gräbt, vom Unkraut rein hält, und bey trocknem Wetter zuweilen begießt; im Herbſte an einen wärmern Ort, z. B. an eine warme Hecke in den Boden gräbt, und bey einem ſtrengen Winter oben leicht bedeckt. Wenn die Pflanzen im Frühlinge aufgegangen ſind, muß man die Töpfe bey warmem Wetter ſo ſtellen, daß ſie bis 11 Uhr die Morgenſonne genießen, bey trocknem Wetter gehörig begießen, und die Pflanzen im Herbſte entweder in kleine Töpfe, oder in ein Pflanzenbeet, und nach 1 oder 2 Jahren dahin ſetzen, wo ſie bleiben ſollen. Dieſes Gewächs taugt in Herbſtluſtwälder.

Haſel-Wurz, Haſel-Wurzel, Aſarum *Linn.* ſ. Th. II, S. 493, fgg.

— — — **(unächte)** Aſarina. *Linn.* ſ. Th. II, S. 491, fgg.

Haſeliren, ſcherzen, beſonders ſcherzhafte oder poſſenhafte Bewegungen machen, ſpaßen. Zuerſt iſt dieſes Wort wohl von den Haſen gebraucht worden, wenn ſie mit einander ſcherzen und ſpielen.

Haſelung, ein Fiſch; ſiehe Elritze und Häſeling.

Haſpe, oder **Häſpe,** (*) (die) ein in den gemeinen Mundarten übliches Wort, eine beſondere Art Haken zu bezeichnen. So werden diejenigen Haken, welche man in die Thür- und Fenſteröffnungen ſchlägt, um die Bänder daran zu hängen, und in deren Gewinden der Zapfen geht, damit man die Thüre auf- und zumachen kann, im g. L. eine Haſpe oder Häſpe, Fr. Gond genannnt. Siehe Thürangel.

Im Bergbaue ſind die Haſpen oder Fahrthaſpen halbe Klammern, womit die Fahrten befeſtiget werden, und welche von den Fahrthaken, womit die Fahrten an einander gehänget werden, noch verſchieden ſind.

In den Salzwerken haben die Pfannen unten am Boden Häſpen oder Haſpeln, welche wie Krampen heraus ſtehen und von den Haken gefaſſet werden, die Pfanne damit an die Hakſcheite zu befeſtigen. Siehe das Folgende.

(*) Das Schwed. Haſpe das Angelſ. Hæpſe, das Isländ. Heſpa, das mittlere Lat. Haſpa, das Flandr. Gaſpa, und Holl. Gheſpe, kommen in der Bedeutung mit dem Deutſchen überein. Im Engliſchen hingegen iſt Haſp ein eiſerner Riegel. Wachter leitet es von heben oder heften, und Junius von dem Griech. ἅπτω ab. Friſch hingegen glaubt, daß es vermittelſt der ſo gewöhnlichen Verwandlung der t in s mit ἅρπη übereinkomme.

1. Haſpel, (*) (die) welches an einigen Orten für das vorige Haſpe üblich iſt, und eben dieſelbe Art Haken bedeutet. So werden die Haſpen an den Salzpfannen auch Haſpeln genannt. An andern Orten führen die Thürhaſpen oder Thürangeln, imgleichen dasjenige Eiſen an der Thür, worein die Klinke fällt, den Namen der Haſpeln.

2. Haſpel, (der) in einigen Gegenden die Haſpel, (**) ein Werkzeug, welches aus zween oder mehr in das Kreuz befeſtigten Armen beſteht, ſo um ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunct beweglich ſind.

Von dieſer Art iſt dasjenige Werkzeug, auf welches das geſponnene, leinene, baumwollene, oder wollene Garn, von der Spindel oder Spule gewunden, und in Gebinde, Strähnen und Stücke, vermittelſt eines dazwiſchen geſchlagenen Zwirnfadens gebracht, und welches daher ein Garnhaſpel, im Oberdeutſchen eine Weiſe, L.

(*) Es iſt nicht das Diminutivum von Haſpe, wie Friſch glaubt, weil es alsdann ungewiſſen Geſchlechtes ſeyn müßte, ſondern vermittelſt der Endſylbe — el von dem Zeitworte haſpen gebildet, ein Werkzeug zu bezeichnen, welches etwas haſpet, d. i. ergreifet oder hält. Billig ſollte es daher, wie die meiſten Wörter dieſer Art, männlichen Geſchlechtes ſeyn; indeſſen iſt doch das weibliche das üblichſte.

(**) Im Dän. Haſpe, im Franz. Haſpe, im Engl. Haſpe, im Ital. Aſpo, Naſpo, Naſpolo. Das — el an dem deutſchen Worte bezeichnet ein Werkzeug, daher das männliche Geſchlecht, welches die meiſten Wörter dieſer Art haben, das richtigſte iſt, obgleich auch das weibliche häufig, und im Oberdeutſchen auch das ungewiſſe vorkömmt, das Haſpel. Nur die Bedeutung der erſten Sylbe hat bisher Schwierigkeiten gehabt. Friſch leitet ſie von Haſpe, ein Haken ab, obgleich dieſes Hebezeug nichts mit einem Haken gemein hat. Andere Wortforſcher bekennen ihre Unwiſſenheit. Doch dieſe kann das Schwediſche heben, wo ein Haſpel Harkwel heißt, welches durch Verwechſelung der Hauch- und Blaſelaute aus Wirbel und werben, im Kreiſe herum drehen, entſtanden iſt. Vermittelſt einer ähnlichen Verwechſelung, und der ſo ſehr gewöhnlichen Vertauſchung des r und s iſt daraus auch unſer Haſpel entſtanden, deſſen weſentliche Eigenſchaft gleichfalls die kreisförmige Bewegung iſt. Schon die Griechen nannten ein Rad an einer Welle αρπεδονην. Siehe Haſpelpumpe und Haſpeln.

Alabrum, Girgillus, Fr. Dévidoir, Aple oder Haple, genannt wird. Der gemeine, oder ſo genannte Hand-Haſpel, oder Handweife, iſt ein einfacher Haſpel, und beſteht aus einem langen hölzernen Stiele, an deſſen beyden Enden kürzere Querhölzer, welche kreutzweiſe gegen einander ſtehen, befeſtigt ſind, und worüber das Garn von der Spindel durch Wendung des Haſpels, oder Umführung der Spule unter einer gewiſſen Anzahl Fäden, welche gemeiniglich auf 20 ſich beläuft, und die jedesmal abgebunden werden, geweifet oder gewunden wird. Der Schnapphaſpel, Schnellhaſpel oder Zählhaſpel (Die Schnapp= Schnell= oder Zählweife) Fig. 1243, iſt eine bequemere und künſtlichere Gattung, welche die Zahl der geweiften Fäden durch das Schnappen eines dünnen elaſtiſchen Bretchens, oder durch den Klapp eines daran hängenden hölzernen Hammers, anzeigt. Es beſteht nämlich dieſer Haſpel aus einem weiten Rade, oder vielmehr aus etlichen Speichen, ſo mit der Hand umgedrehet, und wodurch ſolchergeſtalt das Garn von der Spule oder Spindel darauf genommen wird; am Ende der Achſe greift eine Schraube ohne Ende a b in ein Stirnrad, b c, von 40 Zähnen, welches, ſo oft es herum kömmt, einen Schnapp oder Klapp thut, zum Zeichen, daß die Zahl der Fäden eines Gebindes (einer Fitze), nämlich 40, erfüllet ſey.

In Preußen ſoll ein Haſpel auf $3\frac{1}{2}$ Viertel berl. Ellen im halben Diameter, ſo 1 volle Elle, nach dem alten preuß. polniſchen und ermländ. Maß lang iſt, im Umkreiſe aber $3\frac{1}{2}$ berl. Ellen ſeyn, welche nach dem alten preuß. Maß im Umkreiſe 4 dergleichen Ellen ausmachen.

Im Fürſtenthum Halberſtadt ſoll der Haſpel von $3\frac{1}{2}$ berl. Ellen ſeyn, jedes Stück Garn 20 Gebinde, und jedes Gebinde 60 Faden halten.

Königl. preußiſches Circulare, wegen Einführung egaler Weifen d. d. 15 Febr. 1746, ſt. im Nachtrag zu der Samml. ſchleſ. Ordn. a. d. J. 1746.

Verbot der Verfälſchung der Garne in Anſehung der Länge und Gebinde, d. d. 9 Jul. 1746, eb. daſ.

Circulare wegen des Gebrauches der gebrannten Weifen, d. d. 24. Mart. und 11. Dec. 1747, eb. daſ.

It. wegen der Strafgelder von unrichtigen Weifen, d. d. 18 Apr. 1748, eb. daſ. a. d. J. 1748.

Reſcript und Approbation, betreffend den Aufkauf und Verſchiffung des einländiſchen Leinengarns nach fremden Landen, wie auch die Länge des Haſpels in Preußen, d. d. 13. May 1771, ſt. im 1 Th. des Nov. Corp. Conſt. March. S. 94.

Edict wegen des Garnhandels und Abſchaffung des falſchen Haſpels im Fürſtenthum Halberſtadt und dazu gehörigen Graf- und Herrſchaften, d. d. 24 Jan. 1754, eb daſ. S. 615.

Erneuertes und geſchärftes Edict wegen des Garnhandels und Anſchaffung egaler Garnhaſpel in der Neumark und den mit derſelben combinirten Sternbergiſchen, Kroſſenſchen, Züllichauſchen und Cottbußiſchen Kreiſen d. d. Berl. 8. Mart. 1756, eb. daſ. No 33.

Edict wegen des Garnhandels und Anſchaffung egaler Garnhaſpel in der Neumark, d. d. 8. Mart. 1756, im 2. Th. deſſ. S. 46.

Reſcript dieſerwegen, d. d. 22. May 1756, eb daſ. S. 90.

Publicandum für die Zeugfabricanten, die Steurung des Betrugs von Garnſpinnern betreffend, d. d. Berl. 2. Apr. 1770, ſt. in der Edictenſamml. v. J. 1770, No. 29.

Publicandum wegen Einführung eines egalen Haſpels in der Grafſchaft Mark d. d. Berl. 6. Sept. 1775, Ed. Samml. v. J. 1775, No. 40.

Im Hannövriſchen iſt ein Stück Garn 4 Kalenberger Ellen weit, hält 10 Gebinde, jedes von 100 Fäden; beträgt alſo 4000 Ellen Fäden. Zuweilen werden auch 14 Gebinde, mit 5600 Ellen Fäden in ein Stück gehaſpelt.

Der kleine Haſpel zum Kaufgarn hält 3½ Ellen in der Weite. Ein Stück Kaufgarn hat 10 Gebinde, jedes von 90 Fäden, mithin 3150 Fäden, alſo 850 Ellen weniger als das vorige. An einigen Orten haſpelt man auch 20 Gebinde, und in jedes 66 Fäden von 4 Ellen, alſo 5280 Ellen Fäden.

Churfürſtl. braunſchw. lüneburgiſche Haſpelordnung, v. 28. Jan. 1698, ſt. in Marpergers Beſchreib. des Hanfes und Flachſes, S. 249.

Wiederholte und declarirte Verordnung, den Garnhandel nebſt richtigem Haſpel, im Fürſtenthum Lüneburg, wie auch den Grafſchaften Hoya und Diepholz betreffend, d. d. St. James, d. 24. Jun. 1779, ſt. im 62. St. der Hannov. Anz. v. J. 1779, Col. 1068—1072.

In Sachſen iſt, durch eine neue Verordnung vom 19 Aug. 1763, (ſ. Leipz. Intell. Bl. v. J. 1764, S. 29,) das Garnmaß folgendermaßen beſtimmet worden:

Ein Stück leinen Garn hält 6 Strähnen; die Strähne 2 Zaspel oder Zahlen, oder 40 Gebinde, jedes von 20 Fäden, über-

überhaupt alſo 800 Fäden. Die Weite des Haſpels oder der Weiſe iſt in einigen Gegenden zu 3, in andern zu 4 Ellen.

Vom baumwollenen und wollenen Garn hält ein Stück 12 Zaſpel oder Zahlen, jedes von 20 Gebinden, ein Gebinde zu 20 Fäden. Die Länge eines Fadens baumwollen Garn um die ganze Weiſe, iſt 3 Ellen, alſo die ausgeſtreckte Zahl oder Zaſpel $\frac{6}{4}$ Ellen. Vom ſchafwollenen Garn hält der Faden 4 Ellen, und vom wollenen ſo genannten fetten Geſpinnſte 4 Ellen.

In Leipzig hielt ſonſt ein Stück Garn 4 Strähnen oder 12 Zaſpel; 1 Zaſpel zu 20 Gebinde; 1 Gebinde zu 20 Fäden; 1 Faden zu 4 Ellen; mithin 1 Zaſpel zu 400 Fäden und 1600 Ellen.

Von feinem Geſpinnſte rechnete man 6 Strähnen auf ein Stück, die Strähne zu 2 Zaſpel oder 40 Gebinde; die Zaſpel zu 20 Gebinde; das Gebinde zu 20 Fäden; den Faden von der kleinen Weiſe zu 3, von der großen zu 4 Ellen.

In den Tuch- und Zeugmanufacturen wird das wollene Garn von den Spindeln auf einen Haſpel, Fig. 1244 gebracht, und daraus Zaſpel oder Zahlen zur Kette oder zum Einſchlag gemacht. Aus den Kettenzahlen macht man Spulen, um hernach zum Aufſcheren zu ſchreiten; die Einſchlagzahlen findet man auf andern Spulen, welche in die Schiffchen geleget werden. Der Umfang eines ſolchen Haſpels iſt in Deutſchland 2 $\frac{1}{4}$, in Frankreich nur 1 $\frac{1}{4}$ Elle weit. An der Seite des Haſpels, und auch an deſſen Achſe, befinden ſich verſchiedene kleine Räder mit Zähnen, welche in einander greifen. Der Durchſchnitt dieſer Räder iſt dergeſtalt proportionirt, daß ſich die Achſe des letztern nur einmal umdreht, unterdeſſen daß ſich der Haſpel 60mal umdreht. Indem aber das kleine Rad ſeine Wendungen vollendet, trifft es einen kleinen Hebel an, welcher verurſacht, daß eine Glocke oder ein kleiner Hammer ſchlägt. Dieſes Geräuſch zeigt dem Arbeiter an, daß ſein Haſpel 60mal herum gegangen iſt. Dieſe Länge von Fäden wird ein Gebinde (eine Fitze) genannt. So bald die Glocke geſchlagen oder der Hammer geklappt hat, bemerkt der Arbeiter dieſen Schlag

mit einem hölzernen Nagel, welchen er in eins von den Löchern, die in den Tiſch oder an ein Ende des Haſpelgeſtelles gebohrt ſind, ſteckt. In Deutſchland machen 44, in Frankreich aber 60 Fäden ein Gebinde; und man braucht, nach der Gewohnheit der verſchiedenen Manufacturen, mehr oder weniger Schläge, oder Nägel oder Gebinde zu einer Zahl; gemeiniglich aber nimmt man in Frankreich deren 12. Da eine Zahl alſo aus 12mal 60 Wendungen beſteht, ſo betragen ſie zuſammen 720. Die Zahlen zum Einſchlag haben einen Schlag weniger, ſo daß ſie nur aus 660 Fäden oder Wendungen beſtehen. In den Manufacturen zu Louviers beſtehen die Zahlen zur Kette aus 660 Wendungen des Haſpels, die zum Einſchlag aber aus 600. Der Umfang des Haſpels hat $\frac{5}{4}$ Ellen.

Man hat auch Haſpel, welche die Anzahl der Schläge an einem Weiſer bemerken, ſo daß man der Mühe, den hölzernen Nagel bey jedem Schlage fortzurücken, überhoben iſt; und die Zahl wird für voll erkannt, wenn die Nadel, welche die Schläge zeigt, 1mal auf dem Weiſer herum gegangen iſt.

Fig. 1244. A die Achſe des Haſpels. Der Theil B iſt ſo geſchnitten, daß Zähne von einem andern Rande eingreifen können. C ein Rad mit Zähnen, deſſen Achſe D ebenfalls ſo geſchnitten iſt, daß Zähne von einem andern Rade eingreifen können. E ein großes Rad, vermittelſt deſſen die Schläge geſchehen. F der Hammer, der ſie thut. G die Querhölzer an dem Haſpel, worauf die Zahl I nach und nach entſteht, ſo wie nämlich die geſponnene Wolle von der Spindel H abgewunden wird. K zuſammen geſchlungene Zahlen oder Stücke.

Auch das horizontale Drehkreuz, die Fußwege damit für Pferde und Wägen zu verſperren, führt an einigen Orten den Namen eines Haſpels.

Noch häufiger bedient man ſich des Haſpels als eines Hebezeuges, Laſten damit zu bewegen und in die Höhe

Höhe zu heben, inſonderheit beym Bauen und in Bergwerken; Fr. Guindal, Guindale, Guindeau, Guindas, Vindas.

Der Haſpel iſt, nach dem Hebel und Flaſchenzuge, das einfachſte Hebezeug, und beſteht aus einer auf zwey Stützen liegenden Welle, welche vermittelſt einer Kurbel, oder kreuzweiſe durchgeſteckter Stäbe umgedrehet wird. Es iſt derſelbe eigentlich ein Hebel ohne Ende, oder ein geſchloſſener Hebel, d. i. ein Hebel, welcher ſo lange als die Seile oder Kette, woran die Laſt befeſtigt iſt, zureicht, fortgetrieben werden kann; da hingegen der Hebel entweder, wenn er einmal niedergedrückt iſt, fortgeſtecket oder die Laſt unterbauet werden muß.

Die Haſpel ſind entweder liegende, d. i. wenn die Welle mit dem Horizont parallel geht, als: der Berghaſpel, der Radhaſpel und der Kreuzhaſpel; oder ſtehende, d. i. wenn die Welle auf dem Horizont parallel ſteht, als: der Bodenhaſpel, und die Erdwinde.

Der Berghaſpel iſt ein mit einer bevorſtehenden Handhabe, oder einem ſo genannten Horne, verſehener Haſpel, deſſen man ſich im Bergbaue bedient, Erz und Steine aus der Grube zu ziehen. Von gedachtem Horne wird er auch der Hornhaſpel, imgleichen der Rennbaum oder Rundbaum genannt, welches letztere Wort aber eigentlich nur die Welle bezeichnet. Es giebt keine Maſchine, welche öfter und mehr gebraucht wird, als dieſe; denn, ſo bald der Bergmann nur eine Lachter tief abgeſenkt hat, oder der Schurf ſo tief geworden iſt, iſt er ſchon beſchäftigt, Kübel und Seil einzuwerfen, d. i. einen Haſpel zu ſetzen, ohne welchen der Kübel und das Seil nicht gezogen werden kann.

Ein Berg- oder Hornhaſpel, Fig. 1245 a), beſteht aus einer Welle, welche der Haſpelbaum oder Rundbaum genannt wird, und an beyden Enden ſo genannte Bläuel oder Bläueleiſen hat, woran die

 Hand-

Handhaben oder Kurbeln (Haſpelhörner) befeſtigt ſind. Um den Baum wird ein Seil geſchlagen, und vermittelſt deſſen wird Berg und Erz durch die Haſpel-Knechte oder Haſpelzieher aus der Grube gewunden.

AB der Rundbaum. cd, die Bläueleiſen, welche mit der flachen Spitze ab im Rundbaum befeſtigt, von b bis c rund, (damit ſie in der Pfanne oder dem Pfadeiſen M willig und gern umgehen,) und von c bis d flach ſind, um das Haſpelhorn EF mit dem Ende E daran zu befeſtigen.

Das Geſtell, worauf der Haſpel mit einer Welle ruhet, (das Haſpelgeſtell,) Fig. 1145 b, beſteht aus zwey ſenkrechten Hölzern, worin die Welle liegt, oder den ſo genannten Haſpelſtützen, GH; zween horizontalen Balken, worin die Haſpelſtützen eingezapft ſind, oder den ſo genannten Pfuhlbäumen, I und dem Orte über dem Schachte wo die Kübel ausgeſtürzet oder ausgeſchüttet werden, oder der ſo genannten Hängebank oder Hangelbank, KL. M iſt das ſo genannte Pfad-Eiſen, oder Pfuhleiſen, oder die Pfanne, worin der Zapfen der Welle oder des Rundbaumes läuft, und in die Haſpelſtützen bey N eingelaſſen iſt. Um den Rundbaum wird das Bergſeil O geſchlagen, und an beyden Orten ein Kübel eingehängt, damit, wenn der eine hinab geht, der andere aufſteige. Der Raum zu beyden Seiten des Hornhaſpels, neben den Hörnern des Haſpels, wo die Haſpelknechte ſtehen, wird die Hornſtatt genannt.

Bey dieſem Berghaſpel iſt noch folgendes zu bemerken. 1) Die Dicke des Rundbaumes muß gegen die Länge der Haſpelhörner ſo proportionirt ſeyn, daß zween Haſpelknechte mit Gemächlichkeit und ohne ihren Schaden ziehen und eine Schicht aushalten können. 2) Die Haſpelſtützen und Haſpelhörner müſſen nach der Länge des Haſpelknechtes eingerichtet ſeyn.

Mit einem ſolchen Haſpel fördert man die Erze und Steine durch einen Haſpelknecht in ſeigern Schächten, bis auf 15 Lachter tief, und bringt, nach Beſchaf-

fenheit

fenheit der Schwere der Mineralien, ¾ bis 1 Cntn. Erz, oder Steine, zu Tage.

Wenn ein ſeigerer Schacht oder ein Geſenke über 15 und bis 30 und 32 Lachter tief iſt, ſtellt man bey demſelben zween Haſpelknechte, nämlich auf jeder Seite des Haſpels einen Knecht, an. Können aber weder bey einem, noch bey zween Haſpelknechten, die Erze und Steine ſämtlich gefördert werden: ſo ſtellt man zween Haſpel neben einander, und zwar ſo, daß die Rundbäume, nach Beſchaffenheit des Ziehſchachtes, den langen oder kurzen Stößen dieſes Schachtes parallel ſind; Fig. 1246 a) und b). Zween ſolche Haſpel neben einander leiſten auch ihre Dienſte, wenn man in Triebſande, oder in ſtarkem Waſſer, zwo Schächte, um deſto eher nieder zu kommen, in der Entfernung von 6 Lachter, neben einander nieder macht, und einen um den andern weiter abſenket, da ſich dann das Waſſer ſtets in den tiefern zieht.

Außer dem jetzt beſchriebenen einfachen und zweymänniſchen Berghaſpel, hat man dergleichen viermänniſche und mit einem Schwungrade verſtärkte. Fig. 1247.

Man macht, in dieſer Abſicht, über den Ziehſchacht ein Viereck von zuſammen geſetzten Schachthölzern (ein Geviere) a b c d, mit ſeinen Haſpelſtützen, e f und g h. Der Rundbaum f h iſt 10 bis 12 Zoll dick. In jedes Ende ſchlägt man ein Haſpelhorn, und zwar ein doppeltes, welches aus den beyden Knieen, d i und k l und den Hörnern, i k und l m beſteht, woran aber das Knie d i 1 Fuß und 8 Zoll, das Knie k l hingegen 3 F. 4 Z. hoch iſt, und die Hörner i k, l m,, 2½ Fuß lang ſind. Alsdann ſchlingt man ein Seil, welches einen ſtarken Zoll dick iſt, um dem Rundbaum, und hängt an jedes Trumm einen zweymänniſchen Kübel, ſo hat man einen ſo genannten viermänniſchen Haſpel, wobey man an jeder Seite zween Haſpelknechte anſtellen kann, ſo daß zween an einem Horne auf einer Seite, und zween an dem andern Horne auf der andern Seite, neben einander ſtehen, „daß" alſo, wenn einer an einer Seite von oben herunter drückt, „der" andere von unten herauf zieht, mithin

ſtets zween, der eine an dieſem, der andere an dem andern Horne zugleich von oben herunter drücken, wenn die andern zween, der eine an dieſem, der andere an jenem Horne, zugleich von unten herauf ziehen.

Mit einem ſolchen viermänniſchen Haſpel fördert man 2 Ent. Erz und Steine auf einmal, und zwar mit mehrerer Geſchwindigkeit, als mit dem einmänniſchen Haſpel, auf 20 bis 30 Lachter tief ſeiger heraus.

Man kann auch zween ſolche Haſpel neben einander ſtellen, und, wenn ſehr tief zu fördern iſt, etliche Haſpel ſtets 10 Lachter tief unter einander anbringen. Dieſe Art Haſpel leiſtet beſonders alsdann ihren Nutzen, wenn man zwo Schächte neben einander abteufet, um deſto eher nieder zu kommen.

Man macht zuweilen an den ein- oder viermänniſchen Haſpel ein Schwungrad n o. Dieſes wirkt nur ſo viel, daß die Maſchine deſto gleichförmiger geht, keinesweges aber erleichtert es die Kraft.

Bey einem, wie bey dem andern Haſpel bedient man ſich zuweilen auch in ſehr naſſen Schächten, worin die hänfenen Seile bald verfaulen, ſtatt des Seiles einer Kette, (eines ſo genannten eiſernen Seiles,) allein dieſes beſchwert den Haſpel.

Der Rad-Haſpel iſt eine Maſchine, welche von dem gemeinen Hornhaſpel weiter nicht unterſchieden iſt, als daß, an ſtatt der Haſpelhörner, an der Welle oder an dem Rundbaume eine runde Scheibe (ein Haſpel-Rad) befeſtigt iſt, an deſſen Peripherie ſo viel Stäbe, die man Hörner nennt, in einer ſolchen Weite von einander eingeſetzt ſind, daß eine Perſon bequem von dem einen Stabe bis zum andern langen kann. Fig. 1248 a). Dieſer Haſpel hat den Vortheil, daß viel größere Laſten damit gehoben werden können, nicht nur, weil die Scheibe weit mehr Stärke und beſſere Haltung hat, als das Haſpelhorn und ſchwache Zapfen, ſondern auch weil mehr Perſonen daran arbeiten, auch durch die Schwere des Leibes mehr Gewalt anwenden können, als mit den bloßen Armen am Hornhaſpel geſchehen kann.

Man findet auch Radhaſpel, da die Scheibe oder das Rad mit den Hörnern außerhalb den Haſpelſtützen,

an ſtatt des Haſpelhornes, angebracht iſt; Fig. 1248 b). Allein, weil der Zapfen in ſolchem Falle ſehr ſtark ſeyn muß, iſt er auch einer ſtarken Friction unterworfen.

Beſondere Arten von Radhaſpel beym Bergbau, bilden Fig. 1249 a) und 1251 ab.

Man bauet, wie gewöhnlich, über den Ziehſchacht ein Geviere mit ſeinen Haſpelſtützen; macht den Rundbaum, a b, Fig. 1249 a), 14 Zoll dick, und befeſtigt an denſelben ein mit Spillen verſehenes Rad c d, welches 6 bis 7 Fuß hoch iſt. Man macht, in dieſer Abſicht, aus 6 Stücken, aus ſo genannten Krümmlingen oder Felgen, ab, bc, cd, de, ef, und fa, Fig. 1249 b), die im äußern Zirkel 6 bis 7 Fuß im Diameter haben, 3 Zoll dick und 6 Z. breit ſind, zween Kränze, dergeſtalt, daß man die Krümmlinge in a c e b d und f. an den ſo genannten Wechſeln, wo ſie nämlich zuſammen geſtoßen werden, wie bey c und d zu ſehen iſt, 1 Fuß lang über einander blattet, und mit hölzernen $\frac{3}{4}$ Zoll dicken Nägeln zuſammen nagelt, in der halben Breite dieſe Kränze aber im Kreiſe herum, und zwar in der Entfernung von 1 Fuß bis 16 Zoll, Löcher bohret, welche $1\frac{1}{2}$ Z. weit ſind. Alsdann macht man aus Holz, welches 3 Z. dick und 6 Z. breit iſt, drey einfache durch die Welle gehende Arme a b, c d und e f, Fig. 1249 c), die ſo lang ſind, als das Rad hoch iſt; bey a, c, e, b, d und f aber ſchneidet man 3 Z. tief und 6 Z. lang, alſo ſo dick und breit, als der Kranz iſt, das Holz aus der breiten Seite der Arme heraus, damit man in dieſen Einſchnitt den einen Kranz von dem Spillenrade legen könne. Damit aber kein Arm über den andern vorſtehe, ſondern dieſelben alle in einer durch die Mittellinie der Breite der Arme gedachten ſeigern Fläche ſtehen: ſo ſchneidet man dieſe Arme bey g dergeſtalt über einander, daß ſie in gedachter Fläche ſtehen. Man ſchneidet nämlich aus dem erſten Arm a b Fig. 1249 d), in der Mitte c, das Holz bis auf $\frac{1}{3}$ ſeiner Breite nach der Figur heraus, wie ihn der zweyte oder mittlere Arm überſchneidet, wenn dieſer nach dem Sertanten über ihn gelegt wird. Dieſen, den mittlern Arm a b nun, Fig. 1249 e), ſchneidet man in der Mitte, bey c und d von beyden Seiten, bis auf $\frac{2}{3}$ ſeiner Breite, ein, da denn in der Mitte noch $\frac{1}{3}$ von der Holzbreite ſtehen bleibt; man macht aber den Einſchnitt bey c nach der Figur, wie den mittlern Arm der erſte Arm, den Einſchnitt bey d hingegen nach der Figur, wie dieſen mittlern Arm der dritte oder Schlußarm, wenn er auf den

Sertanten gelegt wird, überſchneidet. Endlich ſchneidet man auch den Schlußarm a b, Fig 1249 f), bey c bis auf ⅓ ſeiner Breite, und zwar nach der Figur ein, wie ihn die andern Arme ſchneiden, damit alle dieſe Arme an dem Orte, wo ſie überſchnitten werden, in den Schluß gehörig verſtirnt werden, und ſich in der Welle nicht verſchieben (verſchießen) können. An den Enden der Arme, wo ſie auf dem Kranze liegen, bohrt man drey, ¾ Z. weite, Löcher durch ſie und den Kranz. Auf gleiche Art macht man noch drey Arme, damit zween auf dieſe, und zween auf die andere Seite des Rades kommen.

Wenn an dem Rade nur ein Haſpelknecht ziehen ſoll, macht man daſſelbe im Lichten nur 1 Fuß und 2 Zoll, wenn hingegen an demſelben zwo Perſonen drehen ſollen, 2 F. 6 Zoll weit. Iſt dieſe Weite feſtgeſetzt, ſo beſtimmt man auf dem Rundbaume den Kreis a b, Fig. 1249 g), worin die Mitte des Rades fällt, ſo, daß ſolches nur 1 F. 8. Z., um nur für die Armlöcher in dem Rundbaume Raum zu behalten, von der Haſpelſtütze f entfernt iſt, auf der Welle ſelbſt aber ſchnürt man durch eine mit Kohlen, Kreide oder Röthel beſtrichene Schnur, nachdem man die Puncte e und d durch ein auf beyden Seiten von dem Kopfe des Rundbaumes durch den Mittelpunct n gehängtes Loth d k geſucht hat, die Linie e d auf, und ſticht von dem Puncte c, in welchem die Linie e d die Linie a b ſchneidet, bis in g die halbe Weite des Rades im Lichten gemeſſen, und die Dicke des Kranzes; um dieſen Punct g aber reißt man ein Rechteck auf, welches die Dicke der Arme zur Breite, die Breite derſelben aber zur Länge hat, und zwar ſo, daß die langen Seiten dieſes Loches der Axe des Rundbaumes parallel ſeyn. Nach dieſem Rechteck nun meißelt man ſenkrecht ein Loch durch den ganzen Rundbaum: ſo hat man das Loch zu dem erſten Arm. Vor dem Kopf des Rundbaumes theilt man den größten Zirkel, der ſich vor ihm aufreißen läßt, aus dem Puncte d in 6 gleiche Theile d m, m p, p k, k l, l q und q d; eben ſo theilt man aber auch auf der andern Seite den Wellbaum vor dem Kopf ein, und ſchnürt die Linie q r auf; mißt alsdann auf dieſer Linie von dem Kreiſe a b bis in s die halbe Weite des Rades im Lichten, die Dicke des Kranzes, und ⅓ von der Breite eines Armes ab, zeichnet um dieſen Punct, wie vorhin, ein Armloch, giebt ſolchem aber nach e zu in der Länge ⅓ von der Breite der Arme zu, und meißelt ſolches durch die Welle: ſo hat man das Armloch a zum mittlern Arm. Man ſchnürt ferner die Linie m r auf, und mißt von dem Kreiſe a b bis in u die halbe Weite des

Rades

Rades im Lichten, die Dicke des Kranzes und ⅘ von der Breite der Arme; um dieſen Punct reißt man wieder ein Armloch u auf, giebt ihm aber, nach e zu, ⅔ von der Breite der Arme zu, und meißelt ſolches durch die Welle: ſo hat man das Loch zum Schlußarm. Durch dieſe Einrichtung der Arme und Armlöcher iſt man alſo in den Stand geſetzt, daß man, wenn man den erſten Arm in die Welle geſteckt hat, alsdann mit dem mittlern Arm einfahren, und ſolchen in dem erſten in ſeinen Einſchnitt legen, hernach aber auch mit dem Schlußarm bis auf die Hälfte ſeiner Länge einfahren, und ſolchen in ſeinen Einſchnitt in dem mittlern Arm legen, mithin alle drey Arme in eine ſeigere Fläche ſtellen kann. Damit nun dieſe Arme feſt an einander geſchloſſen bleiben, macht man zween viereckige Schlußkeile, welche genau in die übrig gebliebene Oeffnung der Löcher s und u paſſen, und beym Aufſchlagen des Rades feſt in den Rundbaum getrieben werden können. So wie man aber bey g die Welle gelochet hat, ſo thut man ein gleiches auf der andern Seite bey e, ſezt in dem Fall aber jedes Loch um 1 Zoll weiter nach den gegenüber ſtehenden Armlöchern, wenn die Arme auf der Breite des Kranzes um 1 Z. tief eingelaſſen werden ſollen.

Hierauf macht man Spillen, 1 ½ Zoll dick, welche ſo lang ſind, als das Rad mit den Backen oder Kränzen gemeſſen weit iſt. Iſt ſolchergeſtalt das Rad fertig, ſo bringt man den Rundbaum auf die Haſpelſtützen, und ſchlägt das Rad auf, indem man die durch die Welle geſteckten und feſt gekeilten Arme mit hölzernen, ¼ Z. dicken, Nägeln an die Kränze befeſtiget, und die Arme nebſt den Spillen feſt zuſammen keilet. Alsdann umwindet man den Rundbaum mit einem 1 bis 1¼ Z. dicken Seil, und ſchlägt einen zweymänniſchen Kübel oder eine Tonne daran, deren jede 3 Ctn. enthält. Endlich macht man an den Schacht in die Mitte des langen Stoßes einen Tummelbaum g h, Fig. 1249 a), welcher oben und unten in einer Spur beweglich iſt, und einen in i beweglichen Hebel k l hat, wodurch man alsdann den Kübel oder die Tonne aushängen, und durch Drehen auf die Seite ſetzen kann. Damit aber auch das Rad ſtill ſtehen bleibe, wenn die Tonne heraus iſt, ſo macht man an jeder Seite auf den Boden, worauf die Haſpelknechte ſtehen, eine in einem Gewerbe bewegliche, ſchräg in die Höhe ſtehende, eiſerne Stange mit einem Haken p, welcher über die Spillen greift, und über eine ſolche Spille fällt, wenn man mit dem Ziehen einhält, und eine an ihm befeſtigte Kette, die in der Höhe

he eines Mannes eingekraft iſt, aushänget. Damit auch bey dem Ausheben der Tonne, wenn dieſelbe in einer Schlinge hängt, der Haſpel zurück gehen, und ſich der nöthige Theil des Seiles abwickeln könne, macht man an jeden Haken einen Zug p, q, r, s, der wie ein Schellen-(Klingel-) Zug beſchaffen iſt, wodurch man, unterdeſſen da man mit der Bruſt die in den Hebel gefaßte Tonne hält, den Haken in die Höhe ziehen, und den Zug in einen Nagel krapfen, nach geſtürzter Tonne aber den auf dieſe Art eingekrapften Haken los machen, und vermittelſt ſeiner Kette anhängen kann. Einen ſolchen Zug aber macht man nur in dem Falle, wenn man einmänniſch fördert, weil, wenn zwey- und viermänniſch gefördert wird, ein Haſpelknecht den Haken aus-, und mit ſeiner Kette aufhängen kann.

Mit einem ſolchen Radhaſpel fördert man 3 Centner, bis 20, 30 und mehr Lachter tief.

Macht man das Rad nur 1 F. 2 Z. im Lichten weit, und will doch zweymänniſch fördern, ſo muß man noch ein Rad e f, Fig. 1249 a), anbringen. Es iſt aber beſſer, wenn man nur ein Rad, und ſolches im Lichten 2 F. 6 Z. weit macht, weil der Rundbaum alsdann nicht ſo ſchwer wird, mithin die Maſchine leichter zu bewegen, und bey den Zapfen weniger Friction iſt. Macht man 2 Räder an den Rundbaum, jedes aber im Lichten 2 F. 6 Z. weit: ſo hat man einen viermänniſchen Radhaſpel, und bey dieſem kann man den Rundbaum 1 F. 6 Z. dick machen.

Man kann die Räder auch außerhalb den Haſpelſtützen anbringen, Fig. 1250 a); alsdann aber muß man den Rundbaum bey a unterbrechen, und mit einem Zapfen verbinden, welcher, damit er ſich in dem Rundbaume nicht drehe, mit zwey Bläueln a und b, Fig. 1250 b), und etlichen eiſernen Ringen an dieſen Bläueln, verſehen werden muß.

Man thut wohl, wenn man dieſen Haſpel, die Räder mögen inn- oder außerhalb den Haſpelſtützen ſtehen, ſo einrichtet, daß der Rundbaum in der Höhe eines Mannes liege, weil alsdann die Schwere des Körpers mitwirken, und die Kraft unter einem rechten Winkel angebracht, folglich mit dieſer Maſchine mehr ausgerichtet werden kann. Bey dieſer Einrichtung erhält man außerdem aber auch den Vortheil, daß man höhere Räder, von 8, 10 bis 12 Fuß, anbringen kann.

Weil ſich bey einem Rade die Kraft zur Laſt, wie der Radius der Welle zum Radius des Rades, verhält, der Radius

des

des Rades bey einem Radhaſpel aber viel größer iſt, als der Radius des Hornes bey einem Hornhaſpel: ſo begreift man leicht, daß man mit einem Radhaſpel weit mehr ausrichten kann, als mit einem Hornhaſpel. Man fördert wirklich in einerley Zeit 2, 3 bis 4 Ctn. mit jenem, da man mit dieſem etwann 1 fördert.

Man kann dieſer Radhaſpel etliche neben einander, auch verſchiedene unter einander anbringen.

Eine andere Art von Radhaſpel beym Bergbau, welchen man einen **Trethaſpel** nennen kann, findet man Fig. 1251 abgebildet. Man kann deren auch etliche unter einander anbringen, und mit einem ſolchen Haſpel 3 bis 4 Centner, 20, 30 und mehr Lachter tief fördern. Macht man auf jeder Seite an den Rundbaum ein Tretrad, ſo kann eine ſolche Maſchine durch vier Mann beweget, und damit eine große Laſt auf einmal gefördert werden. Man kann auch das Rad ſo weit machen, daß vier Mann darin gehen können.

Verſchiedene durch Drillinge, Kumpfe, Stirn- und Kammräder verſtärkte Berghaſpel, findet man in Hrn. Kammerrath **Cancrinus** erſten Gründen der Berg- und Salzwerkskunde, 7. Th. 2. Abth. Frf. M. 1778, 8. S. 34, fgg. beſchrieben und abgebildet.

Der liegende Kreuzhaſpel, L. Succula, iſt dem Horn- und Radhaſpel in allem gleich, außer daß, an ſtatt der Haſpelhörner und der Scheibe, an beyden Seiten des Wellbaumes, kreuzweiſe Bäume oder Hebel durchgeſteckt ſind, Fig. 1252. Dieſer Haſpel iſt vornämlich bey Bäuen bequem zu gebrauchen, weil man dadurch eine ziemliche Laſt heben, und wenigſtens vier Perſonen anſtellen kann, welche ſämtlich ihre Kraft anwenden können. Wenn man den halben Diameter des Rundbaumes 4 Zoll, und ein Horn bis zur Anfaſſung mit der Hand 24 Zoll rechnet: ſo bekömmt man ſechsfache Kraft, welche auf einen Mann 50 Pfund gerechnet, auf vier Perſonen faſt an 11 Centner beträgt.

Bey

Bey dem ſtehenden Kreuzhaſpel, Bodenhaſpel, oder der Winde, dergleichen man gemeiniglich auf den Böden, wo man Getraide oder andere Laſt von der Straße oder dem Hofe hinauf zu ſchaffen hat, antrifft, ſind nur in der Mitte des verticalen Wellbaumes, Bäume oder Hebel kreuzweiſe durchgeſteckt, und das Seil geht von dem Wellbaume, über eine oder mehrere Scheiben A, auf die Straße oder den Hof hinab, da dann ſolchergeſtalt die Laſt, vermittelſt zwoer oder mehrer Perſonen, durch Umtreibung der ſtehenden Welle hinauf gewunden wird; *Fig.* 1253. Man hat bey dieſer Einrichtung den Vortheil, daß, wenn eine groſſe Laſt zu heben iſt, aber wenig Perſonen dazu vorhanden ſind, dieſe nur den äußerſten Theil der Arme oder Hebel faſſen dürfen, ſo erhalten ſie durch einen ſolchen weiten Zirkel auch große Kraft; hingegen bey geringer Laſt und überflüſſiger Kraft, darf man nur an den Armen näher nach dem Centrum zugreifen, und man kann ſolchergeſtalt durch einen kleinen Umkreis die Arbeit beſchleunigen, ſo daß weder Zeit noch Kraft verloren geht. Wenn dieſer Haſpel die Laſt ſehr hoch heben, und mithin viel Seil aufwinden muß, iſt die Welle deſto weiter von der Scheibe A zu ſetzen, damit das Seil nicht einen ſo ſcharfen Winkel mache, und ſich auf einander zu Schanden reibe.

Einen noch vortheilhafter eingerichteten ſtehenden Haſpel, die Getreideſäcke auf den höchſten Boden ſicher und bequem zu ziehen, nach der Angabe des ehemaligen Abtes im Kloſter Berge, Hrn. Hähn, bildet *Fig.* 1254 ab.

Im Kloſter Berge wurde alljährlich eine große Menge Getreide, welches theils aus der eigenen Oekonomie und Feldbau gewonnen, theils von den Kloſterunterthanen und Pachtleuten gebracht wurde, auf den Boden geliefert. Der Boden war über dem Speiſeſaale des Conventes, über den alten Stuben des Abtes und über den Stuben der Conventualen, welche insgemein mit Scholaren, und zwar mit gräflichen und adelichen Kin=

Kindern beſetzt waren. Da nun, wenn die Säcke auf den Boden an einem darauf geſtandenen ſtehenden Haſpel von 6 bis 8 Bauerknechten aufgezogen wurden, das Trappen und Stampfen beynahe unausſtehlich war, Mauer, Kalk und Staub von der Decke in die Stube herab fiel, Präceptoren und Scholaren aber unruhig und verdrießlich wurden, und man darüber beſtändige Klagen hören mußte: ſo dachte man mit Ernſte darauf, dieſer ſchädlichen und verdrießlichen Aufwindung der Getreideſäcke abzuhelfen.

Dazu kam noch eine viel dringendere Bewegungsurſache. Es war ein altes Gebäude, auf deſſen Boden das Getreide geſchüttet wurde, und die Balken waren zum Theil morſch. Einige derſelben befand man an dem Ende, wo ſie auf der Mauer lagen, ſchon ziemlich angefault, weil wegen einiger ſchadhaft gewordenen Kehlen am Dache, von vielen Jahren her, das Regenwaſſer ſie ſtockend und faulend gemacht hatte. Ein ſehr hohes und ſchweres Dach war es auch. Mehr als 100 Wiſpel Getreide lagen manchmal auf dem Boden. Die 6 bis 8 Bauerknechte traten und ſtampften gewaltig, und oft unbändig. Daher war es hohe Zeit, theils an eine Reparatur dieſes Daches zu denken, theils die Art, Säcke aufzuziehen, zu verändern, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß ein großes Unglück entſtehen, und der Boden mit dem Dache einſtürzen möchte.

Weil nun die Bauerknechte ſchwer auf den Boden zu bringen waren, um einander die Säcke aufziehen zu helfen, und darüber Streit, Verſäumniß und viele unangenehme Weitläuftigkeiten entſtanden: ſo gab auch dieſes eine Veranlaſſung mit ab, dieſen ſtehenden Haſpel auf dem Boden abzuſchaffen, und dafür einen neuen unten auf der Erde zu errichten, welcher weit vortheilhafter wäre.

In dieſer Abſicht ließ man unten auf den Erdboden, nahe an der Hausthüre, 2 eichene Balken, A und B, Fig. 1254 a) 1 Fuß ins Gevierte und 14 F. hoch, feſt in die Erde, 5 bis 6 Fuß tief, einſetzen. Ueber denſelben war ein eben ſo dicker Querbalke HK eingeſetzt. In der Mitte dieſer beyden aufrecht ſtehenden Balken brachte man eine ſtehende Welle D an. Oben gieng ſie mit ihrem eiſernen Bolzen in dem Querbalken HK, unten aber lief ſie mit dem andern Bolzen in einer Büchſe (Pfanne) g, welche in ein Stück Eichenholz gelegt war. Durch dieſe Welle giengen 2 ſtarke Hölzer a b, c d, als die Drehbengel, jedes 12 Fuß lang, die man einſtecken und wieder ausnehmen konnte, wenn man nicht mehr Säcke aufzog. Ueber dieſen

beyden Hölzern wurde an der Welle D ein Kranz e von Latten gemacht, auf welchem ſich das Seil, welches durch die, in eine der ſtehenden Säulen eingeſetzte Rolle f oder Kloben gieng, aufwickelte. An der oberſten Luke des Kornbodens bey E machte man an dem aus der Luke hervor ragenden Balken einen ſtarken, feſten, eiſernen Haken m an, ſetzte eine meſſingene Rolle n in dieſen Balken ein, hakte das Seil in den Haken ein, ließ es über die meſſingene Rolle n gehen, applicirte aber in der Mitte nach einen Kolben o mit einer ebenfalls von Meſſing gemachten Rolle, um welches ſich das Seil wand; Fig. 1254 b).

Wenn nun die Säcke mit Getreide in die Höhe gewunden werden ſollten, dreheten 2 bis 3, auch 4 Perſonen, nachdem man viel oder wenig Säcke aufzuwinden hatte, mit den Drehbengeln a b, c d um. Das Seil wand ſich durch die Rolle f an der ſtehenden Welle D auf, und man konnte mit weniger Kraft 3 Säcke mit Weizen ſicher und bequem aufwinden. Denn geſetzt, die 3 Säcke Weizen, jeder von 3 Scheffel, wären 10 Centner: ſo hielt nach den Regeln der Mechanik, wegen des angebrachten einzelnen Klobens, der Haken in m 5 Ctn. und die Arbeiter hatten nur noch 5 Ctn. zu überwältigen. Weil nun aber der Radius oder der halbe Drehbengel ſich zu der Dicke der aufrecht ſtehenden Welle wie 1 zu 6 verhielt: ſo gehörte zu Hebung der 550 Pfund nur der 6te Theil Kraft, und es wurde alſo nur eine Kraft von $91\frac{2}{3}$ ℔. erfordert. Wenn nun 2 Arbeiter an dieſe Maſchine geſtellt waren, ſo hatte jeder $45\frac{5}{6}$ oder 46 ℔. (wir wollen wegen der Friction 50 ℔. annehmen) anzuwenden. Waren es 4 Arbeiter, ſo durfte jeder nur 22 ℔. (wir wollen dafür aber 26 ℔. Kraft ſetzen) anwenden, die Maſchine zu bewegen. Hieraus erhellet zur Genüge, wie viel Kraft blos durch die einzelnen Kloben und die Drehbengel erſpart worden, die Säcke auf den Boden zu bringen. Es gieng deswegen nicht langſamer, als bey voriger Maſchine; denn obgleich das Seil doppelt war, ſo giengen doch die Arbeiter, indem ſie nur wenig Kraft anzuwenden nöthig hatten, deſto hurtiger herum, und wanden das Seil eher auf, als ſonſt.

Der Nutzen und die Vortheile, welche man von dieſer Maſchine hatte, waren vielfach und ganz erheblich. Denn erſtlich wurde dadurch der Kornboden nicht mehr mit ſo vielen plumpen Bauerknechten angefüllet, zerſtampfet und ſchadhaft gemacht; mithin fiel die obgedachte Beſchwerlichkeit wegen des Getöſes und herab fallenden Kalkes gänzlich hinweg. Der

Gefahr

Gefahr wegen des ſchadhaften Daches war dadurch auch mit vorgebeugt worden. Was ſonſt 6 bis 8 Perſonen thun mußten, konnten jeẓt 3 oder 4 verrichten. Die Knechte wenigſtens, die aus einem Dorfe waren, wenn ſie Pachtkorn brachten, halfen einander willig drehen; die Maſchine gieng alſo deſto leichter, und man wurde mit dem Aufwinden eher fertig. Die Gefahr wegen Herablaſſung der Säcke vom Boden, wenn das Getreide nach der Stadt zum Verkauf gefahren wurde, fiel auch weg; weil, wenn man bey der alten Maſchine ſich nicht wohl vorſah, die Kornſäcke ins Fallen kamen, und die Arbeitsleute an dem Drehbengel herum ſchlenkerten, welches aber bey dieſer wegen des Klobens nicht zu beſorgen war. Wenn man Tagelöhner zum Auf- oder Abwinden der Getreideſäcke nehmen mußte, ſo brauchte man ſtatt 6 bis 8, nur 3 bis 4, und erſparte das Tagelohn.

Damit die Arbeiter im Trocknen ſtehen, und vom Regen und Schnee nicht ſo ſehr leiden, und zur Arbeit unluſtig werden möchten, wurde von ſtarkem Sackzwillich die Maſchine mit einem coniſchen Zeltdache F bedeckt, welches bey dauerhaftem ſchönen Wetter, oder im Sommer, wenn nicht viel Getreide aufzuwinden war, leicht weggenommen werden konnte.

Wäre auf dem Kirchhofe genugſamer Plaẓ geweſen, ſo hätte man den ſtehenden Haſpel gar nicht errichten, ſondern nur ein Stück Holz feſt in die Erde graben, in daſſelbe eine hölzerne Rolle einſeẓen, das Seil rs durchziehen, und entweder durch Menſchen, Pferde oder Ochſen die Säcke auf den Boden bringen laſſen. Wiewohl dieſe Art nicht allemal ſicher iſt, indem Menſchen und Vieh entweder zu ſchnell ziehen, auch wohl jähling nachlaſſen, wodurch die Säcke ins Fallen kommen, und nicht zu erhalten ſind.

Kurzgefaßte Beſchreibung verſchied. Maſchinen ꝛc. Leipz. 1772, gr. 8. S. 109, fgg.

Der ſenkrecht auf der Erde ſtehende Erdhaſpel, die Erdwinde, der Göpel oder Tummelbaum, L. Ergata, iſt eine ſehr nöthige und nüẓliche Maſchine, welche man bey Fortſchaffung großer Laſten faſt nicht entbehren kann, und welche man gemeiniglich andern Maſchinen beyzugeſellen pflegt. Dieſe Maſchine wird darum Erdwinde oder Erdhaſpel genannt, weil ſie mehrentheils nur auf der Erde gebraucht, und auf ſelbi-

ger mit Pfählen befeſtiget wird. Fig. 1255 a). Das Seil darf nicht an die Walze A feſt gemacht werden, ſondern es faſſet nur eine Perſon das eine Ende B, und zieht ſolches feſt an, ſo wird ſich das übrige nicht nur ab, ſondern auch niemals in die Höhe winden, weil es allzeit vom dicken Bauche A herab rutſchet. Je länger nun die Hebel CD ſind, deſto mehr Kraft kann damit ausgeübet werden.

Eine andere Kraft dieſer Maſchine hat Furtenbach in ſeinem mannhaften Kunſtſpiegel, S. 139, beſchrieben. Er nennt ſie auf Ital. den Argano, oder römiſchen Zug. Ihre Form und Beſchaffenheit iſt aus Fig. 1255 b) zu erſehen. Die 4 Arme A, welche an der Grundſchwelle der Maſchine B befindlich ſind, dienen dazu, daß ſie an die daſelbſt in die Erde eingeſchlagenen Pfähle befeſtiget werden kann, damit ſie ſich nicht ziehe oder rücke. Das Vermögen dieſer Maſchine und die Berechnung derſelben iſt auf die Geſetze des Hebels gegründet. Der Wellbaum C darf nicht ganz rund gemacht werden, weil ſonſt das Seil zuweilen rutſchet. Deswegen rieth *Galilæus de Galilæis*, denſelben unten und oben zwar rund zu drehen, an dem Orte hingegen, wo ſich das Seil aufwickelt, in ſechs flache Ecken zu brechen. Damit auch das Seil beſtändig in der Mitte bleibe, muß die Welle in der Mitte etwas vertieft werden, damit es nicht höher ſteigen könne, ſondern von ſelbſt immer an einander herunter rutſche. Denn das Seil muß im Aufwinden niemals doppelt über einander zu liegen kommen, weil es dadurch nicht nur Schaden leidet, ſondern weil auch alsdann die Maſchine ſchwerer geht. Deswegen muß allemal Jemand, dabey ſitzend, ſich mit den Füßen anſtämmen, das Seil anhalten und gleichſam leiten.

Ein Mehreres von dieſer Maſchine findet man in Leupolds Theatr. machinar. S. 83, fgg.

Jn

In der am 19. Jun. 1780 gehaltenen Verſammlung der königl. Societät der Wiſſ. zu Göttingen zeigte Hr. Prof. **Lichtenberg** ein ſehr niedlich gearbeitetes Modell von einer verbeſſerten Erdwinde, wovon Hr. Bauſchreiber **Paul** in Gotha der Erfinder iſt. Es iſt ein gemeiner Fehler der Erdwinden, daß das Tau ſich immer ſo an der verticalen Welle auf= oder abwärts anlegt, daß man ſich genöthigt ſieht, ſobald die Welle voll iſt, alles los zu wickeln, um die Arbeit mit dem Tau wieder von vorn anzufangen. Bey dieſer wickelt es ſich um ein mit Gabeln verſehenes Rad, ſo, daß man nunmehr fortarbeiten kann, bis das Tau zu Ende iſt. Die Wirkung der Maſchine wird durch einen Kloben verſtärkt, deſſen obere Rollen ſehr geſchickt in dem Geſtellpfoſten der Maſchine ſelbſt angebracht ſind. Auch ſind, um das Reiben der Welle zu vermindern, Frictionsrollen angebracht.

Von dem **Haſpel** oder der **Winde** in den **Färbereyen** ſiehe Th. XII. S. 75, f.

Von dem **Haſpel** oder der **Winde** der **Jäger**, worauf die Federlappen gewunden werden, oder dem ſogenannten **Federhaſpel**, ſiehe Th. XII. S. 412.

Auch die **Kupferdrucker** haben einen **Haſpel** an ihrer Preſſe, die obere Walze zu bewegen, Fr. Croiſée.

Von dem **Haſpel** oder der **Winde** der **Nadler** ſiehe den Art. Siebe.

Haſpel, (Berg=) ſiehe oben S. 231, fgg.
— — (Boden=) ſ. oben S. 240.
— — (Erd) ſ. oben S. 243.
— — (Feder=) ſ. oben auf dieſer Seite.
— — (Garn=) ſ. oben S. 226.
— — (Hand=) ſ. oben S. 227.
— — (Horn=) ſ. oben S. 231.
— — (Kreuz=) ſ. oben S. 239.
— — (Rad=) ſ. oben S. 234.

Haſpel, (Schiff⸗) ſiehe Schiff⸗Winde.
— — (Schnapp⸗) ⎫ ſ. oben S. 227.
— — (Schnell⸗) ⎭
— — (Seiden⸗) ſ. in S.
— — (Tret⸗) ſ. oben S. 239.
— — (Zähl⸗) ſ. oben S. 227.
Haſpel⸗Baum, ſ. oben S. 231.
Haſpel⸗Geſtell, ⎫ ſ. oben S. 232.
Haſpel⸗Horn, ⎭
Haſpel⸗Knecht, ſiehe Haſpeler.
Haſpel⸗Pumpe, im Bergbaue eine Pumpe oder Waſſerkunſt, welche von Menſchenhänden gezogen wird; wo Haſpel in der weiteſten Bedeutung eine jede Bewegung zu bezeichnen ſcheint.
Haſpel⸗Rad, ſiehe oben S. 234.
Haſpel⸗Ramme, ſiehe unter Ramme.
Haſpel⸗Stütze, ſiehe oben S. 232.
Haſpel⸗Wurz, ſiehe Meer⸗Zwiebel.
Haſpel⸗Zieher, ſiehe Haſpeler.
Haſpel⸗Zug, ſiehe Schraube ohne Ende.
Haſpeler, ein Arbeiter, welcher den Haſpel bewegt, welcher haſpelt, und welcher im Bergbaue ein Haſpelknecht oder Haſpelzieher genannt wird; ſiehe oben S. 232.
Haſpeln, den Haſpel umdrehen, imgleichen vermittelſt des Haſpels bewegen. Erz aus der Grube haſpeln. Das Garn haſpeln, Fr. dévider, es von der Spule auf den Haſpel bringen.

Von Jemanden, der ſich ſehr geſchwinde bewegt, imgleichen ſehr geſchwinde plaudert, ſagt man in Niederſachſen, er haſpele, ſo wie man auch in Oberſachſen die kreisförmige Bewegung der Füße im Gehen haſpeln nennet.

Auch von Pferden ſagt man in den Reitſchulen: das Pferd haſpelt, Fr. ce cheval dévide, d. i. es macht bey der Volte die Bewegung mit den Vorderfüßen

füßen zu geſchwinde, mit den Hinterſchenkeln aber zu langſam, entweder, weil es den Sporn nicht leiden will, oder weil es vom Reiter übereilt wird.

Haſſel, ein Fiſch; ſiehe Häſeling.

Haſta, ſiehe Spieß.

Haſter, ein niederländiſches Kornmaß, welches beſonders in der Gegend von Gent gebräuchlich iſt. 1 Haſter zu Gent hält 30 Pariſer Septiers, weniger $\frac{1}{18}$.

Haſtig, (*) iſt nur in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens, üblich. 1. Eilfertig, eilig, geſchwinde, hurtig. Haſtig gehen, reden, eſſen. 2. Figürlich, jähzornig. Einen haſtigen Kopf haben.

Haſtula, ein Gewächs; ſiehe *Aſphodelus*.

Hateletten, aus dem Fr. Hatelettes, nennt man in der Kochkunſt gewiſſe auserleſene Stückchen (z. B. vom wilden Schwein, von jungen Hühnern, von fetten Lebern, von Hammelzungen, von Kalbsmilch, von Auſtern ꝛc.) welche, nachdem ſie vorher in der Caſſerolle mit Butter, Salz, Pfeffer, Champignons, Peterſilie, Schalotten u. d. gl. eine gewiſſe Zubereitung erhalten, und mit geriebenem Brode oder gebranntem Mehle beſtreuet worden, an kleinen hölzernen oder ſilbernen Spießchen (welche ebenfalls Hatelettes heißen, auf dem Roſte gebraten werden, um hernach eine Entree-ſchüſſel oder eine Bratenſchüſſel damit zu garniren.

(*) Im Schwed. gleichfalls haſtig. Im Niederſ. hat man auch das Hauptwort, die Haſt, die Eil, zu bezeichnen, Engl. Haſte, Fr. Haſte, Hate, Dän. und Schwed. Haſt, imgl. das Zeitwort haſten, eilen, Engl. und Schwed. haſt, Fr. hater, welches im Schwed. ſo wie das bretagniſche haſta auch active für antreiben, beſchleunigen, vorkömmt, und, wie Ihre bemerkt, mit dem Lat. caſtigare überein kömmt, welches die römiſchen Schriftſteller mehrmals in dieſer thätigen Bedeutung brauchen. Sieht man das t in haſten als ein Zeichen eines Intenſivi, Frequentativi oder einer ähnlichen Form an, ſo bleibt für die einfache Eil oder Geſchwindigkeit has oder haſen üblich, wovon nicht nur unſer haſchen, ſondern vielleicht auch Haſe abſtammen. Indeſſen behält auch Friſchens Ableitung ihre Wahrſcheinlichkeit, der es von heiß, Hitze abſtammen läßt.

Hatereau, nennen die franzöſiſchen Köche auf dem Roſte gebratene, mit Pfeffer, Salz und Peterſilie überſtreute Leberſchnitten, welche ſogleich vom Roſte weg gegeſſen werden.

Hatſchier, ein nur noch an dem kaiſerlichen Hofe zu Wien übliches Wort, einen kaiſerlichen Leibtrabanten zu Pferde zu bezeichnen. Daher die Hatſchierleibgarde, die kaiſerliche Leibwache zu Pferde, zum Unterſchiede von der Trabantenleibgarde, oder der Leibgarde zu Fuße.

Es iſt vom Ital. und Span. Arciere, Fr. Archier, ein Bogenſchütz, und dies vom Lat. Arcus, ein Bogen, weil dieſe Leibwache in den älteſten Zeiten aus Bogenſchützen beſtand.

Hatſtatt, ſiehe Halt-Statt.

Hatz oder **Hatze**, ſo von hetzen im Oberdeutſchen und bey den hochdeutſchen Jägern am üblichſten iſt, eine Hetze zu bezeichnen, d. i. eine Jagd, wo man wilde Thiere mit Hunden hetzet oder fängt. Auf die Hatz gehen. Die mehreſten Hatzen geſchehen auf Sauen und nach Haſen. So auch die Bärenhatz, Haſenhatz, Schweinshatz u. ſ. f. Figürlich werden auch ſo viele Hetzhunde, als zuſammen eingehetzet ſind, eine Hatze Hunde genannt, welches bey den Windhunden ein Strick, und bey den Jagdhunden eine Kuppel heißt. Siehe Hetzen.

Hau, (der) von dem Zeitworte hauen. 1. Die Handlung des Hauens, als ein Individuum betrachtet, doch nur in den niedrigen Sprecharten, wofür in den anſtändigern Hieb üblicher iſt. Jemanden einen Hau geben, einen Hieb. Einen Hau in dem Geſichte haben. 2. Der Ort, wo gehauen wird, wo dieſes Wort nur im Forſtweſen üblich iſt, einen Wald, oder denjenigen Theil eines Waldes zu bezeichnen, in welchem Holz geſchlagen oder gehauen wird, ein Gehau. Einen Wald in gewiſſe Haue oder Gehaue theilen. Siehe Gehau.

Hau=Amboß, bey den Feilhauern, ein kleiner viereckiger Amboß, die Feilen und Raſpeln darauf zu hauen; ſiehe Th. XII. S. 487.

Hau=Beere. 1. In einigen Gegenden ein Name der Mehl= oder Schlingbeeren; daher der Strauch, welcher ſie trägt, auch Haubeerenſtrauch oder Haubeerenholz genannt wird; Viburnum Lantana *Linn.* Vermuthlich wegen der an der Spitze der Zweige in groſſen Dolden wachſenden weißen Blumen, ſofern man ſich dabey einige Aehnlichkeit mit Weiberhauben gedacht hat. Siehe Schling=Baum. 2. Der Elſebeeren oder Vogelkirſchen, deren Strauch gleichfalls an einigen Orten Haubeerenſtrauch genannt wird; Prunus Padus *Linn.* Siehe Vogelkirſche im Art. Kirſche.

Hau=Berg, in den Marſchländern in Schleswich, ein mit einem hohen Dache von Rohr oder Schilf verſehenes Gebäude, welches auf 4, 6 oder 3 Balken ruhet, und welches nach frieſiſcher Art Wohnhaus, Scheure und Stall zugleich iſt.

Heu ſcheint hier zu dem alten ha, hoch, berg aber zu bergen zu gehören, ſo daß es überhaupt ein hohes bedecktes Gebäude bezeichnen würde.

Hau=Block, ein Block, darauf zu hauen, oder etwas darauf zu zerhauen, ein Hauklotz, Hauſtock, Hackblock, Hackklotz; Hackſtock. Dergleichen haben z. B. die Fleiſcher, worauf ſie das Fleiſch aushauen und Wurſt machen; die Bürſtenbinder, worauf ſie den Schwanz oder die Spitze der ſämtlichen Borſten einer Bürſte abhauen, u. a. m.

Hau=Degen, ein Degen zum Hauen, zum Unterſchiede von einem Stoßdegen.

Hau=Eiſen, nennen die Sattler, Riemer und Täſchner dasjenige ſcharfe Eiſen, womit ſie zur Zierde das Leder am Umfange auszacken. Man hat Haueiſen von verſchiedener Geſtalt und Größe. Fig. 1256 a) ſtellt ein ausgezacktes halbrundes vor, welches auch zuwei-

len ohne Zacken iſt; und Fig. 1256 b), ein Haueiſen, welches in der Schneide nach einer Schlangenlinie gekrümmt iſt.

Die Feilenhauer nennen auch ihr Geſenke ein Haueiſen; ſiehe Th. XVII. S. 532, f.

Hau-Geld, im Bergbaue, dasjenige Geld, welches die Hauer für ihre Arbeit bekommen, und auch das Gedingegeld genannt wird.

Hau-Hammer, im Bergbaue, ein Hammer, welcher auf der andern Seite ein Beil oder eine Axt hat, und daher auch ein Hammerbeil oder eine Hammeraxt genannt wird.

Bey den Feilenhauern iſt der Hauhammer derjenige Hammer, welcher bey dem Hauen der Feilen den Meißel treibt; ſiehe Th. XII. S. 487.

Hau-Hechel, Heuhechel, Heuhachel, Anonis ſ. Ononis *Linn.* eine Gattung Hülſengewächſe mit zehn, in zween Haufen verwachſenen Staubfäden. Von den 25 Arten, deren Linne erwähnt, bemerke ich nur die gemeine Hauhechel, Ackerhauhechel, Hachelkraut, Häkelkraut, Hartelheu, Heuſchel, Katzenſpeer, Pflugſterz, Queſtenkraut, Schmelzhefen, Stachelkraut, (verderbt Stahlkraut, Stallkraut,) Stuhlkraut, Weiberkrieg, Weipen, in Oeſterreich Aglarkraut, Ononis arvenſis *Linn.* Fr. Bugrane, Bugrande, Bugrate, Bugrante, Bugronde. Man findet ſie in ganz Europa, auf den Triften und Feldern, und neben den Landſtraßen, wo ſie vom Heu- bis in den Herbſtmonat blühet. Die daurende, kriechende, zähe, weißliche Wurzel treibt einen ſtarken, doch mehr kriechenden als aufgerichteten röthlichen, ſelten über 1 Fuß hohen, durchaus mit Zweigen beſetzten Stängel. Im erſten Sommer, wenn die Pflanze noch jung iſt, hat ſie gar keine Stacheln oder Dornen, und ſie iſt alsdann kleberig und ſtinkend; ſobald ſie aber älter wird, endigen ſich die Aeſte und Zweige in holzige harte Stacheln;

cheln; daher man ehedem zwo Arten davon angenommen hat: Ononis mitis ſ. inermis, und Ononis ſpinoſa. Die Blätter entſpringen aus einer beſondern großen, blätterhaften, geſpaltenen, eingezackten Scheide, und beſtehen nach Art des Klees aus 3 eingekerbten Blättchen; öfters trägt der Stiel nur 2, und oben an den Zweigen gar nur 1 Blättchen. Die Blumen ſtehen am Ende des Stängels auf beyden Seiten ährenweiſe bey einander, an den untern Zweigen aber ſeitwärts zwiſchen dem Blätterwinkel; alle ſitzen ohne Stiel faſt platt auf, und gemeiniglich zwo nahe bey einander. Die Blumenblätter ſind röthlich. Aus den Blumen werden kleine runde Schötchen, wie Linſen, worin man einen Samen findet, welcher an Geſtalt und Geſchmack den Wicken ähnlich iſt. Wo dieſes Gewächs einmal Platz gewinnt, da iſt es wegen ſeiner weit ſich verbreitenden Wurzeln ſchwer zu vertreiben. Weil dieſe Wurzeln das Pflügen aufhalten und beſchwerlich machen, hat das Gewächs die Namen Ochſenborche, Ochſenbrech, Ochſenburre, Ochſenkrant, L. Reſta ſ. Areſta bovis, Remora aratri, Fr. Arrête-boeuf, bekommen.

Man kann ſie zu niedrigen Hecken, oder vielmehr zu Ausfüllung der Lücken in Hecken, welche unten nackt ſind, gebrauchen. Ihre jungen Sproſſen geben ein gutes Zugemüſe, und wurden vormals in dieſer Abſicht gebraucht. Die ganze Pflanze, inſonderheit die Wurzel, hält man für eröffnend, und hat ſolche bey Verſtopfung der Leber und Milz, vornämlich zu Beförderung des Urins, angerühmt, wovon ſie auch den Namen Harnkraut, Urinaria, führt. Letztere Wirkung iſt durch viele Erfahrungen beſtätiget worden. Auch den Pferden, wenn ſie nicht ſtallen können, wird der Trank von dieſer Pflanze gegeben. Den Nieren- und Blaſenſtein aufzulöſen, iſt ſie viel zu ſchwach; doch hat Hr. v. Haen von dem aus dem

Kraute mit Waſſer bereiteten Tranke in den ſchmerzhaften Zufällen des Steines viele Erleichterung erfahren. Aus dem Kraute wird ein Waſſer und Salz, aus den Blumen aber eine Latwerge oder Conſerve bereitet.

Wenn ſie noch jung iſt, frißt alles Vieh das Kraut ſehr gern. Inſonderheit genießen die Schafe, des widrigen Geruches in den Blumen ungeachtet, die Blätter überaus begierig, ſowohl wenn die Pflanze noch jung, als auch hernach, wenn ſie ſchon etwas älter iſt. Es wird dadurch bey dieſen Thieren der Urin ſtark abgetrieben. Nur muß man ſich hüten, ſie an die damit bewachſenen Orte zu treiben, wenn ſie ſchon ſtarke Stacheln hat, weil ſie daran ihre Wolle hängen laſſen. Den Bienen ſcheint der Geruch nicht angenehm zu ſeyn, und die Blumen geben auch wenig Stoff zum Honig.

Hau-Holz, im Forſtweſen, Holz, d. i. mehrere Bäume, welche zu ſeiner Zeit gehauen oder geſchlagen werden ſoll. Imgleichen ein Wald oder Theil deſſelben, welcher zum Holzfällen oder Abraume beſtimmt iſt. In beyden Fällen auch Splitterholz. Im Gegenſatze des Hain- oder Hägeholzes.

Hau-Klinge, die Klinge eines Haudegens, oder zu einem Haudegen, im Gegenſatze einer Stoßklinge.

Mit eben dieſer Benennung belegen die Huf- und Waffenſchmiede ein Stück von einem alten Säbel, womit ſie das alte Eiſen und die Nägel an dem abgenutzten Pferdehuf abnehmen.

Hau-Klotz, ſiehe Hau-Block.

Hau-Meißel, ſ. Meißel der Windenmacher.

Hau-Meſſer, ſ. Meſſer der Bürſtenbinder und der Kammmacher.

Hau-Schlag. 1. Ein Schlag, d. i. ein Revier Holzes, ein beſtimmter Theil eines Waldes; in welchem Holz gefällt worden oder noch gefällt wird; ein Hau, Gehau.

2. Bey den Müllern die ſtrahligen Rinnen oder Schärfen, welche in die Mühlſteine gehauen werden, welche zuſammen genommen die märkiſche Schärfe genannt werden, zum Unterſchiede von der einſchlägigen Schärfe, wo der Stein nur mit ungleichen Hieben behauen wird. Einen Stein in Hauſchlägen hauen. Die Hauſchläge abreiben, den Grath durch aufgeſchüttete Kleye wegſchaffen.

Hau-Stämpel, ſ. Meißel der Gürtler.

Hau-Stock, ſ. Hau-Block.

Hau-Zähne, die großen hervorſtehenden Zähne der Schweine, womit ſie um ſich hauen, und welche im gem. Leben auch Hauer genannt werden; Fr. Défenſes.

Hau-Zinn, ſ. Meißel der Gürtler.

Hauban, ſ. Wand in der Schifffahrt.

Haubanier. In Frankreich nannte man ehemals Haubaniers du Roi gewiſſe privilegirte Krämer, welche, ohne zünftig zu ſeyn, die Freyheit hatten, in der Stadt Paris und in derſelben Bezirke mit allerley altem und neuem Geräthe Handel zu treiben; für welche Erlaubniß ſie an die Domänenkammer oder an den Schatzmeiſter des Königs (Grand-Chambrier) eine gewiſſe Abgabe, die von einigen Auban, und von andern Hauban oder Haut-ban genannt wird, entrichten mußten. In den neuern Zeiten hat man dergleichen unzünftige Krämer, wie die Haubaniers waren, Maitres de lettre genannt, weil ſie nur vermöge beſonderer königl. Erlaubnißbriefe handeln dürfen.

Haubar, was ſich hauen läßt. Beſonders im Forſtweſen, haubares Holz; völlig ausgewachſenes Holz, welches gehauen oder gefällt werden kann, und welches auch hiebig, hauig und ſchlagbar genannt wird.

Haube. (*) Dieſes Wort ſcheint überhaupt eine jede oberſte

(*) Dieſes Wort lautet in der erſten Bedeutung im Niederſ. Huve, im Dän. Hue, Huve, im Schwed. Hufwa, im Engl. How, im

oberſte rundliche Bekleidung eines Dinges zu bezeichnen; beſonders in folgenden Fällen.

1. Eine Bekleidung des Hauptes bey Menschen, eine Mütze. In der Oberpfalz und andern oberdeutſchen Gegenden wurden auch die Mützen des männlichen Geſchlechtes Hauben genannt, in welcher Bedeutung dieſes Wort ſchon im Schwabenſpiegel vorkömmt. Daher die im g. L. üblichen figürlichen R. A. Jemanden auf die Haube greifen, ihm ſcharf zuſetzen; einem auf der Haube ſeyn oder ſitzen, genau auf ihn Acht haben, ihn genau beobachten. Die Söhne Aarons mußten Hauben, d. i. Hauptbinden tragen, 2. Moſ. 28, 46. 29, 9. 3. Moſ. 8, 13; wo Luther dieſes Wort in der oberdeutſchen Bedeutung aus ältern oberdeutſchen Ueberſetzungen beybehalten hat. In den Zuſammenſetzungen Bickelhaube und Sturmhaube hat es gleichfalls noch die alte Bedeutung einer jeden Bekleidung des Kopfes. Im Hochdeutſchen iſt es nur von einer Bekleidung des Hauptes des andern Geſchlechtes üblich, wo man in manchen Gegenden bald eine jede Bekleidung des Hauptes, ein Kopfzeug, bald nur eine Art einfacher und ungekünſtelter Mützen, bald aber auch nur die leinwandene und gemeiniglich mit Spitzen beſetzte Bekleidung unter der Mütze eine Haube, L. Vitta, Fr. Coëffe, Coiffe, zu nennen pflegt.

Ehemals war die Haube diejenige Bekleidung des Kopfes, welche nur die verheuratheten Weiber trugen; da

im Walliſ. Hwf, im Ital. Coffia, im mittlern Lat. Coiffa, Cuphia, daher das Franz. Coeffe. Durch Vorſetzung des Ziſchlautes iſt daraus das Ital. Scuffia und alte Deutſche Schaube entſtanden. Wachter leitet es von dem Griech. ὕφον, ein Gewebe, Friſch von Kufe, ein hohles Geſchirr, Ihre aber von dem Gothiſchen Vaib, eine Hauptbinde, Haube, und vaiban, bekleiden, her. Allein da dieſes Wort in allen Fällen, in welchen es gebraucht wird, ſich auf das Obertheil einer Sache bezieht, ſo ſcheint es vielmehr zu Haupt und Haufe zu gehören, ſofern ſie überhaupt etwas, das in ſeiner Art das oberſte oder höchſte iſt, ausdrücken. Siehe auch Hoch.

da hingegen die Jungfern mit bloßem Kopfe giengen, und an den Feyertagen Kränze aufſetzten; daher auch dieſelben zuweilen mit einem daher entlehnten Zuſatze Weiberhauben genannt werden. Jetzt aber iſt es bey allen Frauensperſonen theils ein zierlicher Aufſatz, theils auch nur eine ſchlechte Bedeckung für das Haupt. Sie wird nach den bey jeder Landesart gebräuchlichen Moden auf vielerley, und zwar ſehr veränderliche Geſtalt geſteckt, bald ſchlecht, bald mit Spitzen, bald mit, bald ohne Band, bald einfach, bald zwey= drey= und mehrfach, und was dergleichen Veränderungen mehr ſind. Die Haube iſt entweder von Flor, von Schleyer, oder von Neſſeltuch, genäht oder ungenäht, mit geklöppelten oder geſtrickten Spitzen, (welcher letztern es zweyerley giebt, nämlich entweder Filet, oder mit Stricknadeln geſtrickte) mit Band, Blumen oder Alongen, oder mit bloßen Spitzen friſirt. Die Trauerhauben werden mit Flor oder Lahn friſirt. Ferner ſind die Hauben entweder ganz= oder halbtief. Unter jene gehören die Nachthauben, Schlafhauben oder Dormeuſen.

Bockelhaube oder Buckelhaube nennt man zu Augsburg eine Art Hauben, deren ſich ſonderlich junge Frauensperſonen im Winter zu bedienen pflegen. Sie ſind, faſt nach Art der Leipziger Schleppen, von allerhand ſeidenen Zeugen geſchnitten, und haben vorn über der Stirne weiße, breite, gefaltene, und in Düten gelegte Spitzen. Das Neſt hat oben und unten eine Schleife Band. In Ulm tragen die Weiber dergleichen Hauben täglich im Hauſe.

Bodenhaube, Fr. Fond, iſt eine Art weiblichen Kopfputzes, die in einigen franzöſiſchen Provinzen, auch hie und da in Schwaben gebräuchlich iſt, und in einem Netz beſteht, welches über einen breiten Aufſatz (Coiffure) gezogen wird.

Böhmiſche Haube, nennt man zu Augsburg und Ulm eine Art hoch und rund erhabener, faſt in Form eines Muffes zubereiteter Wintermützen, oben mit einem kleinen runden Teller von Sammet, und hinten mit einer Maſche (Schleife) Band; dergleichen aber nur Weiber und Wittwen tragen.

Bundhaube, ſiehe Gatterhaube.

Faltenhauben, nennt man die Hauben mit gebrochenen Falten.

Fehhaube, ſ. Th. XII. S. 420.

Flügelhauben, ſind eine Art freyer Hauben, an welchen Flügel von Spitzen und Flor hinten ſonſt frey herunter hiengen, die aber jetzt meiſtentheils hinauf geſteckt werden.

Gatterhaube, eine netzförmige Haube, von Seide, Gold oder Silber, welche in einigen Gegenden, z. B. zu Salzburg, von dem weiblichen Geſchlechte zur Zierde getragen, und auch eine Bundhaube genannt wird. Siehe Th. VII. S. 418.

Haarhaube, eine ehemalige Art mit fremden Haaren beſetzter Hauben oder Mützen beyder Geſchlechter. Dieſe Hauben ſind der Grund der heutigen Perrücken.

Polniſche Haube, ſ. Th. XII. S. 420, Fehhaube.

In einigen niederſächſiſchen Gegenden tragen noch die Jungfrauen bloße leinwandene Hauben, die geſchwächten und vereheligten Perſonen aber Mützen, Niederſ. Hüllen. Daher ſagt man in Niederſachſen, mit Ehren unter die Hülle kommen, d. i. mit Ehren eine Ehefrau werden, wofür man im Hoch- und Oberdeutſchen mit Ehren unter die Haube kömmt, und alsdann eine Weiberhaube oder Mütze darunter verſteht.

Die Kappe, welche dem Falken aufgeſetzt wird, ihn zahm zu machen, heißt bey den Falkeniren gleichfalls die Haube; ſ. Th. XII. S. 140; ſo wie die Jäger den

zu-

zugeſpitzten Sack, worin ſie den Dachs in ſeinem eigenen Loche fangen, eine Haube nennen, ſ. Th. VIII, S. 630.

Daher häubeln, oder hauben, mit einer Haube bekleiden, die Haube aufſetzen. Eine Braut hauben, ihr am andern Tage der Hochzeit die Weiberhaube mit gewiſſen Feyerlichkeiten aufſetzen. Einen Falken hauben, oder häubeln, ihm die Haube oder Kappe aufſetzen.

Einige nennen den zweyten Magen der wiederkäuenden Thiere, vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit mit einer Mütze, die Haube, und im Niederſ. die Hülle.

2. Verſchiedene Arten der Bedeckung, oder der Bekleidung des oberſten Theiles lebloſer Körper. So wird der obere Theil des Mühlengehäuſes an den holländiſchen Windmühlen die Haube genant.

Bey den Kohlbrennern iſt die Haube eines Meilers, die obere Schicht, welche aus kleinem Holze gemacht wird.

Haube, L. Operculum, Fr. Dome, wird auch der oberſte Theil der Oefen, und beſonders der beweglichen Oefen, deren man ſich in der Chymie und Probierkunſt bedient, genannt. Dieſes Stück hat die Geſtalt einer hohlen Halbkugel, läuft ſchräge zu, und hat zu oberſt eine Oeffnung, wodurch die Flamme und Luft heraus gehen kann. Wenn man die Haube von dem Ofen abnimmt, wird das Feuer gemäßigter, ſo wie es hingegen allzeit ſtärker wird, wenn man ſie aufſetzt. Gemeiniglich läßt man die oberſte Oeffnung an der Haube alſo einrichten, daß man noch ein cylindriſches Rohr aufſetzen, und dadurch den Zug und die Hitze nach Belieben noch mehr vermehren kann. Solche Oefen ſind vorzüglich bey chemiſchen Arbeiten, wo man das Feuer wechſelsweiſe zu vermehren, und zu vermindern hat, nöthig. Die Geſtalt der Haube macht dieſelbe

ſelbe auch ſehr geſchickt, daß ſie einen Theil der Flamme auf die Materien, welche in dem Ofen ſind, zurück ſchlägt; daher auch ein ſolcher Ofen mit dergleichen Haube ein Reverberir=Ofen genannt wird.

An den Glocken wird der oberſte Theil, oder die Platte, ebenfalls die Haube genannt; ſ. Th. XIX, S. 107.

In der Baukunſt ſind die wälſchen Hauben Arten von Kuppeldächern, welche nach zierlichen ausgeſchweiften und eingebogenen krummen Linien zuſammen geſetzt ſind, am häufigſten bey Kirchthürmen und Luſthäuſern gebraucht und auch Helmdächer genannt werden; ſ. Th. VIII, S. 521. In weiterer Bedeutung pflegt man auch ein jedes Kuppeldach zuweilen eine Haube zu nennen; ſ. Kuppel.

3. Der oberſte Theil mancher Dinge, in einigen einzelnen Fällen. So wird an den Vögeln der obere Theil des Kopfes, ſo aus der Stirn, der Scheitel und dem Hinterkopf beſteht, die Haube genannt. In einem andern Verſtande führt im g. L. dieſen Namen der Schopf Federn, welchen einige Vögel auf dem Kopfe haben. S. Haubendroſſel, Haubenfink, Haubenlerche, Haubenmeiſe.

An den Hämmern hat der oberſte mittelſte Theil, in welchem ſich das Auge befindet, den Namen der Haube. An den Meſſern wird der unterſte Beſchlag die Haube, ſo wie der oberſte oder vorderſte das Vorderbündchen, und das Eiſen, womit die hohle Platte der Haube gebildet wird, das Haubeneiſen genannt.

Hauben=Band, (das) eigentlich ein Band, die Haube damit zu binden, oder es über die Haube zu binden. An einigen Orten, z. B. im Holſteiniſchen, werden die fräulichen Gerechtigkeiten, die Gerechtſamen des andern Geſchlechtes mit allem, was dahin gehört, im männlichen Geſchlechte der Haubenband genannt.

Hauben=Draht, ein dünner mit Seide umwundener Eiſendraht, der an den Frauenzimmerhauben oder Kopfzeugen oben, und an den Seiten, unter die Spitzen gebähet wird, um dieſelben ſteif, und die ganze Haube oder das Kopfzeug in der gehörigen Form zu erhalten. Siehe auch Carcaſſe.

Hauben=Droſſel, eine Art Droſſeln mit einer Haube oder einem Buſche auf dem Kopfe, Turdus criſtatus, *Klein;* ſ. Seiden=Schwanz.

Hauben=Eiſen, bey den Meſſerſchmieden, ſiehe oben S. 258.

Hauben=Fink, eine Art indianiſcher rother Finken mit einer Haube oder einem Büſchel auf dem Kopfe; Coccothrauſtes Indica criſtata *Klein.*

Hauben=Gewölbe, ſ. Th. XVIII, S. 336.

HaubenLerche, ein Art Lerchen mit einer Haube oder einem kleinen Büſchel Federn auf dem Kopfe, Alauda criſtata *Klein*; ſ. Lerche.

Hauben=Macher, Haubenmacherin, eine Perſon, welche Hauben oder Kopfzeuge für das andere Geſchlecht verfertiget, und auch eine Haubenſteckerin, Putzmacherin, im Oeſterreichiſchen ein Viſierſchneider, eine Viſierſchneiderin genannt wird.

Hauben=Meiſe, eine Art Meiſen mit einer ſchwarz und weißen Haube oder Federbuſche auf dem Kopfe, Parus criſtatus *Linn.* ſ. Meiſe.

HaubenNetz, in der der Fiſcherey, ein großmaſchiges, ſehr weites Netz, welches vor den Eingang eines engern Netzes geſtellt wird; ſ. Th. XIII, S 648.

Von der ſo genannten **Wurfhaube**, ſ. Th. XIII, S. 626.

Hauben=Steckerin, ſ. Hauben=Macher.

Hauben=Stock, eine von Thon, von Pappe, oder meiſtens von Holz gebildete oder geſchnitzte Figur, in Geſtalt eines Frauenzimmerkopfes mit dem Halſe, worüber die Haubenſteckerinnen oder Putzmacherinnen die

Frauenzimmerhauben oder Kopfzeuge zu ſtecken und zu knüpfen, und ihnen die gehörige Form zu geben pflegen.

Hauben-Strich, Fr. Fond, ein Streifen von Flor, Muſſelin, Kanten u. d. gl. den die Weiber von geringerm Stande vorn an ihre Hauben angenäht tragen.

Hauben-Taube, eine Art cyperſcher Tauben mit Hauben oder Büſcheln auf dem Kopfe, wohin auch die Trommeltauben und andere Arten gehören; Columba cucullata *Klein*; ſ. Taube.

Haubereau, der Baumfalk; ſ. Th. XII, S. 132.

Haubergeon, *Haubert*; ſ. Panzer.

Haubitze, ein grobes Geſchütz, welches eine Kammer, wie ein Mörſer, aber einen längern Lauf hat, der doch kürzer iſt als an einem Kammerſtücke. Man bedient ſich ihrer, große ſteinerne Kugeln von 30 Pfund, Hagel, Kardätſchen, Granaten u. ſ. f. daraus zu werfen. Es ſoll den Namen von einiger Aehnlichkeit mit einer Haube haben.

1. **Hauch**, das Zäpfchen im Halſe, imgleichen eine Krankheit des Viehes; ſ. Hauk.

2. **Hauch**. 1. Eigentlich, die Ausſtoßung des Athems mit ſtark geöffnetem Munde; imgleichen der auf ſolche Art ausgeſtoßene Athem; wie auch der Ton, der Laut, womit ſolches geſchieht, der Laut des h, der Hauchlaut, und deſſen Zeichen, das h, der Hauchbuchſtab. In weiterer Bedeutung pflegt man in der Sprachkunſt alle Buchſtaben, welche mit einem merklichen Hauche vorgebracht werden, wohin außer dem h auch das ch, g, k, und q gehören, Hauchlaute und Hauchbuchſtaben zu nennen.

2. Figürlich, beſonders in der höhern Schreibart, ſowohl ein jeder Athem, als auch die ſanft bewegte Luft.

1. **Hauchen**, den Athem mit ſtark geöffnetem Munde von ſich ſtoßen. In die Hände hauchen. An die Fenſterſcheibe hauchen. In weiterer Bedeutung für blaſen, wehen, wie Weish. 17, 19, wo etwa ein

Wind hauchte, iſt es im Hochdeutſchen ungewöhnlich. Wohl aber braucht man es zuweilen in der höhern Schreibart active für aushauchen.

Dieſes Wort, welches im Poln. chacham lautet, ahmet dem Laut nach, der mit dem Hauche verbunden iſt, und drückt denſelben aus.

2. **Hauchen**, ſich auf den Füßen niederthun, ſ. Hocken.

Haudern, oder nach oberſächſiſcher Mundart Rollen, wird bey den nach der Meſſe reiſenden Kaufleuten genannt, wenn ſie unter Weges von einem Dorfe oder Flecken zum andern, oder bey jeder Ausſpannung, insgemein von 3 zu 3 Meilen, friſche Pferde nehmen, es mögen ſolche zufälliger Weiſe vorhanden ſeyn, oder nicht; wie ſich dann an vielen Orten die Gaſtwirthe in großen Dörfern ſchon danach zu richten wiſſen; oder es iſt von der hohen Landesobrigkeit dergleichen angeordnet, alſo, daß die Fuhrleute oder Bauern, welche gute Pferde haben, und in der Matrikel ſtehen, auch wider ihren Willen fort, und bey gutem und böſem Wetter, in der Saat= und Aerndezeit, ſo oft nur Paſſagiere kommen, dieſelben fortſchaffen müſſen; wofür ſie alsdann ein gewiſſes Meilengeld, welches, nachdem ſie 2, 3 oder 4 Pferde vorſpannen, taxiret iſt, zu empfangen haben.

Dergleichen löbliche Ordnungen ſind hin und wieder in Deutſchland, Dänemark und Schweden, vornämlich aber in dieſem leztern, zu finden, da, vermittelſt der ſo genannten Schußpferde, ein Reiſender für ein gar billiges durch ganz Schweden kommen kann.

Auf dem Judenbach in Thüringen haben die nach der Leipziger Meſſe reiſenden Kaufleute dergleichen Bequemlichkeit auch zu gewarten, und laufen die Eigenthümer des Pferdes, welches vermiethet wird, oft etliche Meilen zu Fuße, um ihr vermiethetes Pferd wieder zurück zu bringen.

Haue, (die) ein Werkzeug zum Hauen, doch nur im engern Verſtande, ein Werkzeug, damit in die Erde zu hauen, oder die Erde damit aufzuhauen; welches auch wohl ein Karſt, imgleichen eine Hacke genannt wird.

Im Bergbaue iſt die Haue ein hölzerner Hammer, womit die Eiſenſteine gepocht werden. Nur in der Bedeutung einer Art, in welcher es 1 Sam. 13, 20. 21. vorzukommen ſcheint, iſt es im Hochdeutſchen ungewöhnlich.

Haue, (Gät=) ſiehe Th. XV, S. 645.
— — (Gerinn=) ſ. Th. XVII, S. 403, f.
— — (Keil=) ſ. Th. XX, S. 586.
— — (Letten=) ſ. Th. XX, S. 587.
— — (Mörtel=) ſ. in M.
— — (Rade=) }
— — (Reut=) } ſ. Th. XX, S. 579.
— — (Schärf) }
— — (Spitz=) ſ. Th. XX, S. 586 und 587.
— — (Wein=) ſ. in W.

Hauen. (*) 1. Eigentlich, wenigſtens in der gemeinſten und häufigſten Bedeutung, mit einem ſchneidenden Werkzeuge und am häufigſten mit einem Degen oder Schwerte ſchlagen, und dadurch verletzen. Mit der Axt, mit dem Degen, mit der Senſe nach Jemanden hauen. Jemanden in das Geſicht hauen. Er iſt gehauen worden, d. i. auf ſolche Art verwundet worden, zum Unterſchiede von dem Stechen. In Stücke, zu Stücken hauen. Einen Aſt von dem Baume hauen. Mit dem Degen in das Pflaſter hauen.

(*) Bey dem Ottfried und Notker houuen, im Schwabenſp. hauen; im Niederſ. houen und houwen, im mittlern Lat. houare, im Angelſ. heawian, im Engl. hew, im Holl. houwen. Andere Mundarten haben ſtatt der Blaſelaute einen ſtarken Hauchlaut, wie das Dän. hugge, das Schwed. hugga, und unſer hacken. Das Isländ. hoggva hat beyde zugleich. Es iſt ſchwer auszumachen, welches die eigentliche Bedeutung dieſes Wortes iſt. In einigen alten Mundarten wird es häufig für ſchneiden gebraucht, von welcher Bedeutung auch unſer Hobel noch ein Ueberreſt iſt. Daß es auch ſpalten und zermalmen bedeutet haben müſſe, erhellet theils aus dem Angelſ. heawan, theils aus unſerm kauen; und daß man es ehedem häufiger für ſchlagen gebraucht habe, als jetzt, läßt ſich aus dem Worte Heye, Pochheye, ein Schlägel, beweiſen.

hauen. Jemanden krumm und lahm hauen. Ueber die Schnur hauen, figürlich, in allen Dingen ausſchweifen, oder zu weit gehen, das gehörige Maß überſchreiten, Sprichw.

Das Bild in dieſer Redensart iſt von den Holzarbeitern, inſonderheit den Zimmerleuten, entlehnt, die, wenn ſie einen Baum oder ein Stück Holz behauen, die gerade Linie, nach welcher ſie hauen müſſen, vermittelſt einer mit Kreide, Röthel oder Kohle beſtrichenen Schnur zu bezeichnen, und dieſe Linie ſelbſt die Schnur zu nennen pflegen. Wie es nun ein großer Fehler iſt, wenn Jemand über dieſe Schnur, nämlich den weißen, rothen oder ſchwarzen Strich, und alſo zu weit in das Holz hinein hauet: ſo hat man auch in der gemeinen Sprechart, von andern Fehlern, wobey Jemand zu viel thut und zu weit geht, in einem figürlichen Sinn dieſe Redensart gebraucht und geſagt: Er hauet über die Schnur.

Es iſt weder gehauen noch geſtochen, es iſt weder halb noch ganz. Das ganze Regiment wurde in der Schlacht in die Pfanne gehauen, figürlich und im g. L., nach einem von den Köchen entlehnten Bilde, es wurde nieder gehauen. Sich durch die Feinde hauen, ſich durch Hauen Platz machen.

Figürlich für abhauen, in einigen Fällen. Holz hauen, im g. L. zuweilen für Holz fällen, ſtehende Bäume umhauen; ſiehe Hau und Gehau. Sie hauen im Walde einen Baum, Jer. 10, 3. In Meißen wird hauen mehrmals für mähen, abmähen gebraucht. Gerſte, Haſer, Gras, Erbſen hauen. Imgleichen für zerhauen. So heißt Holz hauen oder Holz hacken, das gefällte Holz mit der Axt klein hauen. Fleiſch hauen, es in der Fleiſchbank zerhauen, daher die Fleiſcher an einigen Orten auch Fleiſchhauer genannt werden. Wie auch für behauen, hauend bearbeiten. Daß man mir Cedern aus Libanon haue, 1. Kön. 5, 6. Daß bey uns Niemand iſt, der Holz zu hauen wiſſe, eb. daſ. Ferner, durch Behauung oder durch Hauen hervor bringen. Balken hauen.

2. In weiterer Bedeutung, mit ausgehohltem Kopfe oder Schnabel verwunden oder ſchlagen. So ſagt man von den zahmen und wilden Schweinen, daß ſie hauen, oder um ſich hauen, wenn ſie mit ihren hervor ſtehenden Zähnen, nach Jemanden ſchlagen. Ein hauendes Schwein, bey den Jägern, ein wildes Schwein, wenn es über fünf Jahr alt iſt, weil es alsdann am gefährlichſten um ſich hauet. Auch die Vögel hauen oder hacken mit ihrem Schnabel Löcher in die Bäume u. ſ. f. Die Katze hauet mit ihren Klauen nach der Maus. Bey den Jägern hauet auch der Biber, wenn er beißt. Aber von Scorpionen und andern Thieren ſagt man im Hochdeutſchen ſtechen, beißen u. ſ. f. ungeachtet es Offenb. 9, 5. heißt: und ihre Qual war wie eine Qual vom Scorpion, wenn er einen Menſchen häuet, (hauet).

3. Noch häufiger verſteht man unter dieſem Worte die Gewinnung oder Bearbeitung eines Körpers vermittelſt des Meißels und Schlägels; entweder weil dieſe Arbeiten ehedem mehr im eigentlichen Verſtande durch Hauen hervor gebracht worden, oder auch ſo fern hauen zuweilen für ſchlagen gebraucht wird. Erz hauen, im Bergbaue, es vermittelſt des Eiſens und Fäuſtels gewinnen, losmachen. Daher diejenigen Bergleute, welche in den Gruben und auf dem Geſteine arbeiten, auch eigentlich Häuer heißen. Steine aus den Bergen hauen, Bar. 6, 38. ſo fern ſolches mit dem Meißel und Schlägel geſchieht. Außerdem ſagt man Steine brechen. Imgleichen auch mit dem Schlägel und Meißel bearbeiten. Steine hauen oder behauen, ihnen auf ſolche Art eine regelförmige oder zierliche Geſtalt geben, daher diejenigen, welche ſolches thun, Steinhauer genannt werden. Ein Grab in einen Fels hauen, Matth. 27, 60. Eines Namen in Marmor hauen. Hingegen in Stein, in Marmor hauen, künſtliche Bildwerke vermittelſt des Meiſ-

ſels und Schlägels hervor bringen, iſt eine Beſchäftigung der Bildhauer, welche auch Bilder aus Stein oder aus Holz hauen. Aber etwas in Erz, in Metall hauen, wie man zuweilen in der dichteriſchen Schreibart lieſet, iſt ſehr oft unrichtig, weil die Metalle nur ſelten auf dieſe Art bearbeitet werden. Doch hauen die Schwertfeger nicht allein den Grund, ſondern auch Figuren in die Degengefäße, aber alsdann bedienen ſie ſich gleichfalls eines Meißels und Schlägels, ſo wie die Feilenhauer, wenn ſie Feilen hauen, d. i. die Furchen, worin das Weſen einer Feile beſteht, vermittelſt eines Meißels und Hammers hinein ſchlagen.

4. In manchen Fällen wird es für ſchlagen gebraucht, beſonders für das Schlagen mit Ruthen. Einen Verbrecher mit Ruthen hauen. Ein Kind mit der Ruthe hauen. Im g. L. braucht man es auch wohl von dem Schlagen mit dem Stocke, oder mit der Fläche einer Degenklinge.

Siehe auch Hacken.

Das Hauptwort die Hauung iſt in den Zuſammenſetzungen häufiger als in dem einfachen Worte, ob man gleich im Forſtweſen einiger Gegenden einen Hau oder ein Gehau auch wohl eine Hauung zu nennen pflegt.

Hauer, (der) von dem vorigen Zeitworte.

1. Der da hauet, doch außer der Zuſammenſetzung nur in einigen Fällen. So ſind im Bergbaue Hauer oder Häuer diejenigen Bergleute, deren eigentliche Beſchäftigung es iſt, das Erz in der Grube zu hauen, d. i. von dem Geſteine abzuſondern; Böhm. Hawyr. Daher Doppelhäuer, ein Häuer, der, an ſtatt 4 Stunden, 6 bis 8 Stunden an der Arbeit iſt, und 27 Groſchen Lohn bekömmt; Erbhäuer, ein Häuer, der ſeine Kunſt rechtmäßig erlernt hat, zum Unterſchiede von den Lehrhäuern, den Lehrlingen unter den Häuern, welche das Häuerwerk noch lernen;

Ganghäuer, ſ. Th. XVI, S. 17; Häuergeld, oder Anfahrgeld, dasjenige Geld, welches der neugewordene Häuer dem Geſchwornen und Steiger derjenigen Zeche, bey welcher er angenommen wurde, ehedem geben mußte; Häuerglocke, diejenige Glocke, mit welcher die Bergleute und beſonders die Häuer zuſammen berufen werden, und welche auch die Bergglocke heißt; Häuerlohn, der Lohn der Häuer; Häuerſteg, ein Steg d. i. Fußweg der Häuer zu den Zechen und Gruben.

2. Chron. 2, 18, wird es auch für Steinhauer oder Steinmetz gebraucht, in welchem Verſtande es aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt; ob man es gleich in den Zuſammenſetzungen Bildhauer, Feilenhauer, Fleiſchhauer, Holzhauer u. ſ. f. in dem ganzen Umfange der Bedeutungen des Zeitwortes braucht. Ein wildes Schwein männlichen Geſchlechtes, beſonders wenn es fünf Jahr alt iſt, da es auch ein hauendes Schwein genannt wird, führt bey den Jägern den Namen des Hauers.

2. Ein Werkzeug, womit man hauet. So wird ein Haudegen im g. L. oft ein Hauer genannt; und die Gürtler und Klempner nennen ihre runden Meißel gleichfall Hauer; ſiehe Meißel der Gürtler und Klempner.

Im Oeſterreichiſchen ſind die Hauer eine Art Landleute, welche nur zu Hand- und Fußfrohnen verpflichtet ſind. Es ſcheinen Tagelöhner zu ſeyn, welche ſich von dem Hauen oder Hacken in den Weinbergen nähren, und an andern oberdeutſchen Orten Häcker genannt werden.

Haufen, (der) in manchen Fällen auch der Haufe (*), L. Acervus, Cumulus, Fr. Amas, Tas.

1. Ei-

(*) Bey dem Ottfried Houfe, bey dem Willeram und Notker Huffo, im Poln. Huf, im Böhm. Hauff. Andere Mundarten ziehen dem f das b und p vor, wie das Niederſ. Hoop, Hope, Hupe und Hüpen, das Angelſ. Heape, Hype, das Engl. Heap, das Dän. Hob, das Schwed. Hop; wohin auch das

1: Eigentlich, eine Verſammlung mehrerer Dinge auf und über einander. Ein großer Haufen Erde. Ein kleiner Haufen Sand. Ein Maulwurfshaufen, Steinhaufen, Kothhaufen u. ſ. f. Die Garben, das Holz, die Steine in Haufen legen. Alles auf einen Haufen legen oder werfen. Einen Haufen aus etwas machen. Es liegt alles über einen Haufen, d. i. auf einem Haufen, im g. L. Etwas über den Haufen ſtoßen, es umſtoßen, gleichſam, es ſo ſtoßen, daß es in einen Schutthaufen zerfällt. Ueber den Haufen fallen, umfallen. Ueber den Haufen ſchießen, niederſchießen. Zu Haufe bringen, in Menge verſammeln, wo man nicht leicht Haufen ſagt.

2. Figürlich, die Verſammlung mehrerer Dinge neben einander, doch nur von lebendigen Geſchöpfen. Ein zahlreicher Haufen Soldaten. Ein unordentlicher Haufen Volkes. Sich durch den Haufen drängen. Sie ſitzen da alle auf einem Haufen, alle nahe um und neben einander. Die Leute in gewiſſe Haufen ſtellen, in Haufen abtheilen. Der ganze Haufen kam in die Stadt gerannt; im g. L. der helle Haufen, von dem Niederſ. heel, ganz. Die Noth kömmt mit Haufen, zahlreich. Mit Haufen, oder haufenweiſe zulaufen. Ein ſtarker Haufen Kühe, Frösche, Vögel u. ſ. f. Der große Haufe, oder Haufen, der gemeine Haufen, der Pöbel, der größte Theil der Menſchen dem Stande und den Einſichten nach. Mit dem Haufen gehen.

3. Nach

das Lat. Copia, und copulare, gehören, ſo wie das Niederſ. Hümpel, ein Haufen, mit Cumulus übereinſtimmet. Der herrſchende und Stammbegriff in dieſem Worte iſt wohl die Höhe, daher man es füglich zu dem Geſchlechte der Wörter hoch, heben, Hübel für Hügel, Hüfte, und beſonders auf rechnet. Im Hochdeutſchen lautet dieſes Wort, einige wenige N. A. ausgenommen, am häufigſten Haufen; im Ober- und Niederdeutſchen aber, iſt, wie aus dem oben ſtehenden erhellet, Haufe nicht nur üblicher, ſondern auch älter, und alsdann hat es im Plural in einigen Gegenden auch wohl die Häufe.

3. Nach einer noch weitern Figur wird ein Haufen, doch nur im g. L. und adverbialiter ſehr oft für viel gebraucht, und da kann es auch von lebloſen Dingen gebraucht werden. Es war ein Haufen Leute in der Komödie, viele Leute. Ein Haufen Geld, vieles Geld. Einen Haufen Kinder haben.

Haufen, (Gränz-) ſiehe Th. XIX, S. 641.

— — (Holz-) ſiehe unter Holz.

— — (Maal-) ſiehe Th. XIX, S. 641.

Haufwerk, im Bergbaue, allerley auf einen Haufen geſtürzte Erde oder Steine. In engerer Bedeutung nennt man Haufwerke außer und neben einander zuſammen gewachſene Steine verſchiedener Arten; Steinhäufungen, Aggregata lapidum.

Haug, ſiehe Hauk.

Hauig, iſt nur im Forſtweſen üblich, und wird ſo wie haubar gebraucht. Ein hauiger Wald, in welchem Holz gefället werden kann.

Hauk, (der) ein im g. L. übliches Wort, welches in einigen Fällen gebraucht wird, eine gewiſſe Erhöhung anzuzeigen. So wird 1. das Zäpfchen im Halſe, der Hauk, Hauch, Heuch oder Huch genannt. 2. Ein Gebrechen der Augen bey den Pferden und dem Rindviehe, welches aus einer Haut beſteht, ſo ſich aus dem innern Augenwinkel erzeuget, und auch der Haug oder die Hauke genannt wird; ſiehe Th. III, S. 27, f.

Das Wort gehört ohne Zweifel zu der Familie der Wörter Hoch, Höcker, Hügel u. ſ. f. welche eine Erhöhung überhaupt bedeuten.

Hauken-Blatt, im g. L. ein Name des im XXI. Th. S. 304, beſchriebenen Halskrautes, Ruſcus Hypogloſſum *Linn.* weil es von dem gemeinen Manne gebraucht wird, wenn ihm der Hauk oder das Zäpfchen geſchoſſen iſt.

Haupt. (*) 1. Eigentlich, oder vielmehr am häufigſten, der

(*) In dem überſetzten Iſidor Haubide, bey dem Kero und Ottfried Haubit, bey dem Notker Houbet, bey dem Willeram

der oberſte Theil der menſchlichen und thieriſchen Körper, wo dieſes Wort für Kopf nur in der edlern und anſtändigern Sprechart gebraucht wird, beſonders, wenn man von Perſonen redet, denen man Achtung und Ehrerbietung ſchuldig iſt. Am häufigſten von Menſchen. So ſagt man in der anſtändigern Sprechart, das Haupt thut mir weh, Schmerzen im Haupte empfinden, im Haupte verrückt ſeyn, ſein Haupt entblößen, bedecken, ſo viel ich Haare auf meinem Haupte habe, Jemanden das Haupt abſchlagen, vom Haupte bis auf die Füße, u. ſ. f. wo man im g. L. das Wort Kopf braucht. Dahin auch die figürliche R. A. den Feind aufs Haupt ſchlagen, ihn völlig, gänzlich, ſchlagen, wo das Wort Kopf nicht gebräuchlich iſt. In der edeln Schreibart auch von Thieren. Und die Häupter der Roſſe wie die Häupter der Löwen, Offenb. 9, 17. Dieſer Unterſchied gilt auch von den folgenden Zuſammenſetzungen, indem ſie insgeſamt edler und anſtändiger ſind, als diejenigen, welche mit Kopf — gemacht werden.

2. Figürlich.

1) Derjenige Theil des Bettes, des Sarges, oder des Grabes, wo das Haupt ruhet, im g. L. der Kopf. Etwas zum Haupte des Bettes legen. Wo es auch in

ram Hoibet, im Niederſ. Höfd, Höved, in einigen gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutſchlandes nur Heet und Höt, im Altfries. Hand, bey dem Ulphilas Haubith, im Angelſ. Heafod, im Isländ. Hoffod, im Schwed. Hufwud, , im Engl. Head, bey den krimmiſchen Tartarn Hooft, und Haef, ſtammet gewiß nicht, wie Jemand behauptet hat, von Haube her, ſo daß es eigentlich einen mit einer Haube bekleideten Kopf bedeutet, ſondern vermittelſt des Ableitungszeichens, de d oder t von heben, oder einem ähnlichen veralteten Zeitworte, ſo daß es überhaupt das Höchſte, das Oberſte an einem Dinge bedeutet. Es gehört daher zu dem zahlreichen Geſchlechte der Wörter Haube, auf, Haufen, heben, hoch u. ſ. f. Das Lat. Caput, das Griech. κεφαλὴ, und die Deutſchen Kopf, Kuppe, Gipfel, Giebel, und hundert andere ſind genau damit verwandt.

in dem veralteten Plural zu den Häupten, der alsdann an ſtatt des Singulars ſteht, gebraucht wird. Und er nahm einen Stein, und legte ihn zu ſeinen Häupten, 1. Moſ. 28, 11. 18.

2) Die Perſon oder das Thier ſelbſt, doch unter verſchiedenen Einſchränkungen.

(a) Die vornehmſte Perſon unter mehrern, beſonders ſo fern ihr wegen dieſer ihrer Würde die Macht zu herrſchen, zu befehlen zukömmt, daher es auch nur von ſolchen Perſonen männlichen Geſchlechtes üblich iſt; Fr. Chef. Der Mann iſt des Weibes Haupt. Ein hohes Haupt, ein Fürſt. Ein gekröntes Haupt, ein König. Eine Zuſammenkunft von drey gekrönten Häuptern. Das Haupt der Kirche. Die Häupter eines Landes, des Volkes, einer Stadt, eines Geſchlechtes, die Vornehmſten. Das Haupt der Rebellen, ihr Anführer. Sich zum Haupte aufwerfen. Kopf iſt in dieſer Bedeutung gar nicht üblich. Siehe Ober-Haupt.

(b) Eine jede Perſon. Nehmet die Summa der ganzen Gemeine — alles was männlich iſt, von Haupt zu Haupt, 4. Moſ. 1, 2. 18. In dieſem Verſtande kömmt es nur noch zuweilen im Oberdeutſchen vor. Im Hochdeutſchen braucht man dafür im g. L. das Wort Kopf, und in der anſtändigern Sprechart das Wort Perſon, oder andere ähnliche Ausdrücke. Doch nennt man einen Greis auch in der edlern Schreibart ein graues Haupt, ein ehrwürdiges Haupt.

(c) Im g. L. beſonders Niederſachſens, wird Haupt ſehr häufig von dem Rindviehe gebraucht; in welchem Verſtande Kopf ungewöhnlich iſt. Hundert Häupter Rindvieh auf der Weide gehen haben. Imgleichen mit Auslaſſung des Wortes Rindvieh. Es ſind ihm zehn Häupter gefallen. Wo es denn auch wohl nach Art anderer Wörter, welche eine Zahl, ein Maß, und ein Gewicht bedeuten, wenn es ein Zahlwort

Wort bey ſich hat, im Singular gebraucht wird. Es ſind ihm zehn Haupt gefallen.

Im mittlern Lat. kömmt Caput in dieſem Verſtande häufig vor, nicht nur von dem Rindviehe, ſondern auch von Pferden und Schafen. Decem equorum capita *Greg. Magn.* l. 10, ep. 41. Legitimus paſtor ovium ſi 80 capita in grege habet, *Lex Alemann.* tit. 79, §. 2. Wo es zuweilen auch allein ohne allen Beyſatz gebraucht wird, ein jedes Stück zahmes Vieh zu bezeichnen. Ja in noch weiterm Verſtande wird es auch von lebloſen Dingen gefunden, ein Stück zu bezeichnen. Auch Capitale wurde ſehr früh von einem jeden Gute, welches man beſitzt, beſonders aber von dem Viehe, dem vornehmſten Stücke des Reichthums in den ältern einfältigern Zeiten, gebraucht. Das Niederſ. Höfd wird auf eben dieſelbe Art von dem Rindviehe, das Schwed. Hufwud aber von einem jeden Individuo oder Stücke gebraucht.

3) Von lebloſen Dingen, wo das Bild theils von der Ründe des Hauptes, theils von deſſen Stelle und Würde hergenommen iſt; in der edlern und anſtändigern Schreibart.

(a) Von der Ründe, beſonders ſo fern ſie zugleich den oberſten Theil eines Dinges ausmacht. So nennet man an dem Kohle und Salate die in einen runden Körper geſchloſſenen Blätter, und die runden Samenkapſeln des Mohnes, im Oberdeutſchen und in der anſtändigern Schreibart, das Haupt, und im g. L. den Kopf. Drey Kohlhäupter. Ein Mohnhaupt.

(b) In weiterer Bedeutung, das oberſte eines Dinges, am häufigſten in der edeln Schreibart, wo im g. L. Kopf gebräuchlich iſt. Die Blume hebt ihr ſinkendes Haupt empor. Das Haupt des Nagels, deſſen Kopf. Das Haupt des Schildes, in der Wappenkunſt, deſſen oberſter Theil. In der Landwirthſchaft wird das unterſte Stück Holz an einem Pfluge, worauf der ganze Pflug gleichſam gebauet iſt, deſſen Haupt genannt. Ehedem wurde die Quelle eines Fluſſes im Oberdeutſchen ſehr häufig das Haupt genannt,

nannt, theils ſo fern ſie allemal am höchſten liegt, theils auch ſo fern ſie der Anfang des Fluſſes iſt.

(c) Verſchiedene hervor ragenden Theile eines Dinges, beſonders ſo fern ſie die Gewalt anderer Dinge abhalten ſollen. So wird an den Deichen und Wällen der abhängige mit Raſen bekleidete Theil das Haupt genannt. In dem Waſſerbaue ſind die Häupter in das Waſſer hineingehende Bollwerke von Mauerwerk, Pfählen oder Flechtwerk, die Gewalt des Waſſers zu brechen. Niederſ. Höfd, Holl. Hoofd, welche auch ein Vorgebirge bezeichnen, nach dem Muſter des Ital. Capo, und Fr. Cap.

(d) Der Würde nach, das Vornehmſte eines Dinges, in einigen Fällen in der edlern Schreibart. Dieſe Stadt iſt das Haupt des Landes. In den folgenden Zuſammenſetzungen kömmt dieſe Bedeutung am häufigſten vor. Man kann in derſelben das Wort Haupt faſt mit allen Subſtantivis zuſammenſetzen, das Wichtigſte, das Vornehmſte ſeiner Art auszudrücken, welches den Grund anderer Dinge ſeiner Art enthält; von welchem diejenigen, welche im Folgenden vorkommen, nur eine kleine Probe ſind. Kopf kann auf dieſe Art nicht gebraucht werden. In etwas engerer Bedeutung braucht man das Wort Haupt — in einigen Zuſammenſetzungen für Erz —. Ein Hauptnarr, ein Narr der erſten Größe; ſo auch ein Hauptſchelm, ein Hauptdieb, ein Hauptgut, d. i. ein vortreffliches, ſehr wichtiges Gut u. ſ. f. wofür man im g. L. auch Capitalnarr, Capitaldieb, Capitalgut u. ſ. f. ſagt. In beyden Fällen wird Haupt in der Zuſammenſetzung mit einem ſtärkern Tone ausgeſprochen, als wenn es den Kopf bedeutet. Eine Hauptarzney, eine vortreffliche, vorzügliche, ſehr wichtige Arzney, hat auf der erſten Sylbe einen ſtärkern und längern Ton, als die Hauptarzney, ſo fern ſie wider Krankheiten des Hauptes gut iſt.

Haupt-

Haupt=Ader. 1. Eine Ader am Haupte, im g. L. die Kopfader. Zuweilen auch eine Ader, welche nach dem Haupte geht, oder mit dem Haupte in Verbindung ſteht; L. Vena cephalica. So wird ein Zweig der Medianader zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger von einigen die Hauptader genannt, welche bey andern die Augenader oder Salvatellader heißt. 2. Die vornehmſte Ader unter mehrern.

Haupt=Balken, die vornehmſten und ſtärkſten Balken in einem Gebäude, beſonders diejenigen Balken unter dem Dache, welche von einer Wand des Gebäudes bis zur andern reichen, und worauf das ganze Dach ruhet. Siehe Th. III, S. 446, und Blatt=Stück.

Haupt=Bau. 1. Ein Bau von Wichtigkeit, der ein ganzes Gebäude nach ſeinen vornehmſten Theilen betrifft. Einen Hauptbau vornehmen. 2. Im g. L. zuweilen auch das Hauptgebäude, zum Unterſchiede von einem Nebenbaue oder Nebengebäude.

Haupt=Baum, im Forſtweſen, eine Benennung der ſtärkſten und vollkommen ausgewachſenen oder überſtändigen Bäume in einem Walde, von 50, 60, 70, 80 bis 100 Jahren, welche auch Oberbäume genannt werden; ſiehe auch Th. XIV, S. 572.

Haupt=Binder, ſiehe Th. VIII, S. 523.

Haupt=Brief, ſo fern Brief eine jede Urkunde bedeutet, an einigen Orten noch, die vornehmſte, wichtigſte Urkunde, das Haupt=Document; zum Unterſchiede von den Nebenbriefen oder Nebendocumenten. Imgl. der vornehmſte, wichtigſte Brief unter mehrern.

Haupt=Buch, ein vornehmes, ſehr wichtiges Buch. Beſonders, bey dem doppelten Buchhalten, das vornehmſte und wichtigſte unter mehrern Handlungsbüchern der Kaufleute, in welchem ſie, als in einem kurzen Auszuge aller Bücher, und inſonderheit des Journals, den ganzen Zuſtand ihrer Handlung in weniger Zeit finden und überſehen können, nämlich: wie ſie mit

mit ſich ſelbſt und mit andern Perſonen ſtehen, und wie viel gewonnen oder verloren worden, und ob ihr Vermögen ab = oder zugenommen habe. Alles das ſind Hauptſachen für einen Kaufmann, deswegen führt auch das Buch den Namen Hauptbuch oder Capitalbuch, imgl. Auszugs= oder Extractbuch, und Rechnungsbuch. Weil bey dem Hauptbuche des einfachen Buchhaltens der eben beſchriebene Nutzen deſſelben größtentheils wegfällt, indem ich da nur ſehen kann, wie ich mit dieſer und jener Perſon inſonderheit ſtehe: ſo kann daſſelbe auch eigentlich kein Hauptbuch, ſondern nur ein Schuldbuch, ader Schuldenſcontro heißen.

Von der Art und Weiſe, wie die Poſten aus dem Journal monatlich in das Hauptbuch übergetragen werden, iſt zu merken: 1) daß ſolches in doppelten Conten oder Rechnungen geſchehe, d. h. die ausgeworfene Summe des Journals wird doppelt oder zweymal in das Hauptbuch, und zwar erſtlich in des Schuldners, hernach in des Gläubigers Conto eingeſchrieben; 2) daß folglich in dem Hauptbuche einer jeden in dem Journal vorkommenden Sache und Perſon eine Rechnung von Debet und Credit gegeben werden müſſe; 3) daß, um ſolche Rechnungen von Debet und Credit gehörig einzutragen, man ſich der beyden gegen einander über ſtehenden Seiten desjenigen Folium, wo man die Rechnung hinſetzen will, alſo bedienet, daß auf der linken Seite dieſes Folium das Debet, und auf der rechten Seite das Credit zu ſtehen kömmt; 4) daß beyde Seiten, oder das Debet und Credit, deſſen ungeachtet, einerley Numer führen müſſen; 5) daß in dem Hauptbuche das Debet durch das Wort Soll, Fr. Doit; das Credit aber durch das Wort Haben, Fr. Avoir, ausgedrückt werde, welche beyde Wörter auf die beyden Seiten des Folium, jedes auf die linke, hinter dem Namen des Schuldners, und dieſes auf die rechte Seite,

te, hinter dem Namen des Gläubigers, geſetzt werden. Wiewohl dieſe Wörter nicht durchgängig bey Formirung der Rechnungen im Hauptbuche gebräuchlich ſind, ſondern nach eines jeden Einfall und Gutdünken auf verſchiedene Art verändert werden; 6) daß jeder Artikel des Hauptbuches aus 5 Stücken beſtehen müſſe, welche ſind: a) der Monatstag und das Jahr; b) der Name desjenigen, der uns ſchuldig iſt, oder den wir bezahlen ſollen; c) die Urſache der Schuld, nämlich warum man debitiret oder creditiret; d) das Folium, wo im Journal die Poſt ſteht, und e) die Summe der Schuld; 7) daß daher jede Seite 7 Linien bekommen müſſe, nämlich 2 vorn am Rande, und 5 hinten, und zwar deswegen, damit vor die erſte Linie das Jahr, zwiſchen der erſten und zweyten der Monatstag, zwiſchen der zweyten und dritten der Name des Schuldners, nebſt der Urſache der Schuld, zwiſchen der dritten und vierten das Folium des Journals, auf welches ſich das Hauptbuch bezieht, und zwiſchen den übrigen die Geldſumme geſetzt werden könne. Bey Waarenrechnungen ſind vor den Feldern zu Fol. und den Geldſummen wieder Linien mit Rubriken, für Tonnen, Stücke, Laſten rc. rc. gezogen; desgleichen bey ausländiſchen Rechnungen, wo fremde Währung ſich findet, für die Münze des Ortes. Die erſtern, bey den Waaren, dienen dazu, daß man allezeit ohne Nachſchlagung mehrerer Bücher ſehen kann, was verkauft und vorhanden iſt; die letztern, bey den fremden Geldrechnungen, ſchaffen ihren großen Nutzen bey Empfang und Conferirung einer Courantrechnung; und da auſſerdem ſich auf eine ſolche Rechnung durch den unbeſtändigen Wechſelcours entweder Verluſt oder Gewinn hervor thut, ſo würde ſolches ſehr mühſam nachzuſuchen ſeyn, wenn die fremden Gelder weggelaſſen würden; 8) daß man bey der Uebertragung aus dem Journal in das Hauptbuch die buchhalteriſchen Rechnungen genau

zu beobachten habe, welche ordentlich folgende 6 ſind: das Caſſaconto, das Capitalconto, das Waarenconto, das Perſonenconto, das Gewinn- und Verluſtconto, und das Bilanzconto; die außerordentlichen aber ſind: das Bancoconto, das Cambioconto, das Conto di tempo, das Agioconto, das Conto mio corrente, das Handelsunkoſtenconto, und das Haushaltungsconto.

Unter das Caſſaconto wird in Debet und Credit der Name des Gläubigers mit vorgeſetztem Wörtchen An geſchrieben, als von wem oder für was die baaren Gelder eingenommen worden; in Credit aber des Schuldners Name mit dem vorgeſetzten Wörtchen Per, wodurch angedeutet wird, an wen oder wofür die baaren Gelder ausgegeben ſind.

Unter das Capitalconto wird in Debet alles notiret, was unſer Capital ſchuldig iſt; in Credit aber werden alle ausſtehende Schulden, welche dem Capital einverleibet worden, geſchrieben.

Unter das Waarenconto werden in Debet die Waaren, nebſt ihrem Maße, Gewichte und Zahl, welche wir eingekauft oder von andern Orten empfangen haben, notiret; imgleichen der Gewinn, oder was an ſolcher Waare verdient worden; in Credit hingegen werden die Namen ſowohl der verkauften und unverkauften Waaren, als auch derjenigen, die wir auf andere Oerter geſendet haben, gezeichnet.

In dem Perſonenconto zeigt das Wörtchen Soll in Debet auf der erſten Zeile des Schuldners Namen, und auf der andern Zeile bemerkt bas Wörtchen An den Gläubiger, oder dasjenige, was und für was der Schuldner bezahlen ſoll; darein werden nun alle unſere Schuldleute und ausſtehende Schulden ꝛc. notiret. Im Credit präſentirt ſich oben der Name des Gläubigers, nebſt den zwey Worten Soll haben; durch das darunter ſtehende Wörtchen Per aber wird des Schuldners Name, oder dasjenige, um welches willen wir bezahlen ſollen, angezeigt. Hieher gehören unſere Gegenſchulden; imgleichen, was unſer Gläubiger per Bilanz reſtirt.

Unter das Gewinn- und Verluſtconto, notirt man in Debet allen Verluſt und Einbuße der Handlung, vornämlich die Fallimente; imgleichen die Unkoſten, welche die Caſſe während Handlung hergeſchoſſen hat, wie auch die Bilanz des reinen Gewinnes; im Credit aber allen Gewinn, welcher dem Capital oder der Caſſe zuwächſt, als: die uns zuſtehenden Intereſſen,

tereſſen, Rabat- und Agiogelder, nebſt der Summe aller Gewinnſte, welche laut Waarenconto hieher getragen werden.

Unter das Bilanzconto ſchreibt man in Debet zuvörderſt den Ueberſchuß der Caſſe; ferner alles, was an verkauften Waaren und ausſtehenden Schulden vorhanden iſt, und alſo noch nicht baar verrechnet werden kann; in Credit aber, was an Capital und Gegenſchulden da iſt.

Endlich hat man, wenn man die Poſten des Journals in das Hauptbuch übertragen will, zu merken: 9) daß man nicht nach der Ordnung der Titel, ſondern nach der Ordnung derjenigen Conti gehen muß, welche unter einen Titel des Hauptbuches fallen. Wenn man z. B. von der Caſſaconto anfängt, ſo muß man die Conti des ganzen Journals vom Anfange bis zu Ende durchſehen, und was darin unter der Caſſe Debet oder Credit ſteht, wird ordentlich unter das einzige Caſſaconto in dem Hauptbuche eingeſchrieben. Auf gleiche Art verfährt man auch mit den Capital- Waaren- und übrigen Rechnungen des Hauptbuches.

Um aber den Gebrauch dieſes Buches deſto bequemer zu machen, wird vorn zu Anfange deſſelben ein Regiſter oder Alphabet, Fr. Alphabet, Index, Repertoire, Table, gemacht; dieſes muß nach den 24 Buchſtaben des A B C eingerichtet ſeyn, und zwar bey groſſen Handlungen auch aus ſo vielen Blättern beſtehen, daß mithin ein jeder Buchſtab ſein beſonderes Blat hat; bey kleinen Handlungen aber iſt es genug, wenn nur 2, 3 oder 4 Blätter zu dieſem Alphabet genommen werden. Unter dieſe Buchſtaben werden die in dem Haupt-Buche ihre Rechnung habenden Namen der Caſſe, des Capitals, der Güter, der Waaren, der Perſonen (mit welchen gehandelt wird, oder mit welchen man ein offenes Conto hat), der buchhalteriſchen Rechnungen ꝛc. nach ihren Anfangsbuchſtaben, nebſt der Numer des Blattes oder dem Folium, wo dieſes Conto im Hauptbuche debitiret und creditiret, und alſo zu finden iſt, eingetragen. Weil aber bey den Perſonen auch der

Vor= und Taufname ebenfalls in das Regiſter gehört: ſo wird eine Seite vermitttelſt einer Linie in der Mitte abgeſondert, damit vorn der Tauf= und hinten unter den Buchſtaben der Zuname eingeſchrieben, und alles um ſo viel leichter hernach gefunden werden könne; und man muß ja nicht vergeſſen, ſo bald ein Name in das Hauptbuch eingeführt worden, denſelben ſogleich in das Regiſter einzuſchreiben.

Die Art und Weiſe, wie eine im Hauptbuche gefüllte Rechnung transportiret werden muß, beſteht in Folgendem.

1. In allen Rechnungen, wobey keine Zeit, Maß, Gewicht, oder ausländiſche Währung zu beobachten iſt, kann Debet und Credit addiret, das Mindere von dem Größern abgezogen, und der Ueberſchuß alsdann auf neue Rechnung gebracht werden, mit dieſen Worten:

An (in Debet) oder *Per* (in Credit) *Conto novo* iſt vorhanden Rthlr.

Hingegen in der neuen Rechnung:

An (in Debet) oder *Per* (in Credit) *Dito Conto veteri* bringe anhero Rthlr.

2) Bey Güter= oder Waaren= und ausländiſchen Rechnungen, wo ſich Maß, Gewicht und fremde Währung befinden, wird Debet und Credit zugleich mit dieſen Worten transportiret:

In *Debet* an *Dito Conto novo* bringe Laſt, Stück, Pfund ꝛc. Rthlr.
oder Fl., L. St., Mk. L. ꝛc. Rthlr.

In *Credit Per Dito Conto novo* bringe anhero Laſt, ꝛc. Rthlr.
oder Fl. ꝛc. Rthlr.

Hingegen auf neuer Rechnung:

In *Debet an Dito Conto veteri* bringe Laſt, ꝛc. Rthlr.
oder Fl. ꝛc. Rthlr.

In *Credit Pr. Dito Conto veteri* bringe anhero Laſt, ꝛc. Rthlr.
oder Fl. ꝛc. Rthlr.

Die Urſache, warum bey einer Waaren= und ausländiſchen Rechnung Debet und Credit transportiret wird, iſt dieſe, weil

in den Summen ſolcher Rechnungen ein Gewinn oder Verluſt ſteckt, wodurch die zu transportirende Summe unrichtig werden würde, wenn Debet von Credit, oder Credit von Debet ſubtrahirte. Dieſes beſſer zu verſtehen, ſetze man Folgendes:

Debet.	Aalburger Häring.	Credit
eingekauft 10 T. à 4 Rthl. 40 Rthl.	verkauft 5 T. à $4\frac{1}{2}$ Rthl.	$22\frac{1}{2}$ Rthl.
	transportirte 5 T.	$17\frac{1}{2}$ Rthl.
		Rthlr. 40.

Nach welchem Satze nur $17\frac{1}{2}$ Rthlr. auskömmt oder übrig bleibt, da doch 5 Tonnen im Vorrath ſind, welche nach dem Einkauf 20 Rthl. betragen.

3) Bey Transportirung der Perſonenrechnungen, iſt zu merken: daß, wenn nur allein eine unverfallene Poſt entweder in Debet oder Credit offen ſtände, eine ſolche Rechnung wie bey der Caſſe angewieſen worden, transportiret wird. Sollten aber ein oder mehrere Poſten auf ungleiche Termine in Debet, hingegen auch ein oder mehrere Poſten ebenfalls auf ungleiche Termine in Credit ſich befinden: alsdann muß eine ſolche Perſonenrechnung transportiret werden, wie von der Waarenrechnung gezeigt worden iſt, indem man ſonſt nicht wiſſen könnte, wenn eine Poſt fällig iſt, und ohnedieß bey Bezahlung Confuſion entſtehen würde; welches folgender Satz erläutert.

Debet	Philipp Redlichs Zeitrechnung		Credit
an *A* fällig d. 2 Jan. Rthlr. 200		pr. C. fällig d. 1 Febr.	300
an B — d. 3 März — 300		pr. D. — d. 11 Jun.	100
500	pro Conto novo		100
			500

Debet.	Dito Conto novo	Credit.
an d°.	Conto veteri Rthl. 100	

Nach dieſem Satze bleibt Redlich Schuldner für 100 Rthlr. er bezahlt aber kurz darauf 200 Rthlr. wie käme dieſes heraus?

Von der Art und Weiſe, wie die bey dem Uebertragen aus dem Journal in das Hauptbuch vorgegangenen Fehler zu verbeſſern ſeyn, iſt zu merken: 1) daß, wenn etwas verſehen und unrecht geſchrieben worden, nicht dürfe radiret oder cancelliret werden (ſ. Th. XXI, S. 704); 2) daß, wenn der Fehler allein im Journal begangen worden, ſo, daß man den Schuldner mit dem Gläubiger verwechſelt, und z. B. geſetzt hätte:

Pr. Philipp Glaskopf an Gillis Lobles,
da doch Lobles Schuldner, und Glaskopf Gläubiger wäre, ſolcher Fehler, ſo lange die Poſt oder die Partey nicht in das Hauptbuch übergetragen worden, mit Zahlen folgender Geſtalt zurecht gebracht werden könne:

1 5 6 4 2 3
Pr. Philipp Glaskopf an Gillis Lobles.

Im Gegentheil, 3) daß, wenn der Fehler allein im Hauptbuche begangen iſt, z. B. es wäre etwas in Debet gebracht, das in Credit gehörte, man nur in Credit alſo ſchreibt:

Pr. Debito ſchreibe ab, ſo abuſiret nächſtſtehende am *dato* — eingeführte Rthlr.

Hierunter aber bringt man ſolche Poſt ordentlich in Credit. Endlich 4) daß, wenn der Irrthum ſowohl im Journal, als im Hauptbuche begangen worden, z. B. wenn obige erſte Poſt bereits im Hauptbuche übertragen wäre, der Fehler alsdann durch eine Contrapartey verbeſſert, und dann eine richtige und nicht fehlerhafte Partey im Journal formiret, und dieſe beyde in das Hauptbuch ordentlich übergetragen werden müſſen, welche Arbeit Contraponiren genannt wird; ſ. Th. VIII, S. 362.

Von Saldir= und Bilanzirung des Hauptbuches, ſiehe die Art. Saldo und Bilanziren.

Das Hauptbuch muß entweder von dem Principal ſelbſt, oder von deſſen bey ſeinem Comtoir beſtellten Buchhalter, eigenhändig geſchrieben werden.

Haupt=Dach, ſiehe Th. Th, VIII, S. 517.

Haupt=Deich, ſ. Th. VIII, S. 675.

Haupt-Fall. 1. Ein wichtiger Fall, der den Grund vieler andern in ſich enthält; zum Unterſchiede von den Nebenfällen.

2. Beſonders in dem Lehenswesen, einer der vornehmſten Lehensfälle, daher der Tod ſowohl des Lehensherrn, als auch des Lehensmannes, Hauptfälle genannt werden. In den Reichskanzelleyen wird der

Tod eines Kaiſers ſehr häufig mit dem Namen eines Hauptfalles beleget. 3. In noch engerer Bedeutung iſt es an einigen Orten der Todesfall des Leibeigenen oder Unterthans, und das Recht des Grundherrn, in dieſem Falle das beſte Stück Vieh aus deſſen Verlaſſenſchaft an ſich zu nehmen. Siehe Haus=Recht.

Haupt=Farbe, ſiehe Th. XII, S. 179.

Haupt=Gang, der vornehmſte, breiteſte, wichtigſte Gang unter mehrern; zum Unterſchiede von den Bey= und Nebengängen. Im Bergbaue wird ſowohl ein mächtiger Gang, als auch ein Gang, welchem mehrere andere Gänge zufallen, ein Hauptgang genannt: ſ. Th. XVI, S. 14.

Haupt=Geld. 1. Ein gutes, im Hochdeutſchen aber ungebräuchliches Wort, ein Capital zu bezeichnen; welches im Oberdeutſchen auch das Hauptgut, der Hauptſtamm, die Hauptſumme, der Hauptſtuhl genannt wird; ſiehe Capital

2. Im Oberdeutſchen führt auch das Kopfgeld den Namen des Hauptgeldes; ſ. Kopf=Steuer.

Haupt=Geſims. Dieſes Wort wird oft in der Bedeutung genommen, welche das Wort Gebälk hat, ob es gleich in dem genaueſten Sinne bloß von dem oberſten Theile deſſelben, oder dem Kranze, gebraucht werden ſollte. Denn ein Geſims iſt allemal etwas hervorſtehendes, welches zur Bedeckung und Begränzung dient; folglich iſt das Hauptgeſims das Geſims des ganzen Gebäudes, zum Unterſchiede der kleinern Geſimſe, die über einzelen Theilen deſſelben ſtehen. Siehe Geſims, und Kranz in der Baukunſt.

Haupt=Geſtell. 1. Das vornehmſte Geſtell, von welchem andere abhängen, zum Unterſchiede von dem Nebengeſtelle.

2. In der anſtändigen Sprechart wird auch das Riemenwerk, welches den Kopf eines Pferdes umgiebt,

und im g. L. auch das Kopfgeſtell heißt, das Hauptgeſtell genannt; ſ. Th. XVII, S. 737.

Haupt=Gewende, ſiehe Th. XVIII, S. 130.

Haupt=Glieder, ſind, in der Baukunſt, die weſentlichen Glieder oder Theile einer Säulenordnung, welche nothwendig ſeyn müſſen, z. B. die Platte in dem Fußgeſimſe; zum Unterſchiede von den Bey- oder Nebengliedern.

Haupt=Gut, das vornehmſte wichtigſte Gut unter mehrern. Beſonders in folgenden Fällen. 1. Ein Land- oder Bauerngut, auf welchem der Eigenthümer wohnet, zum Unterſchiede von einem Nebengute, welches in das Hauptgut eingebauet, d. i. von dem Hauptgute ausgebauet und beſtritten wird. In weiterer Bedeutung iſt ein Hauptgut, ein wichtiges, anſehnliches Land= oder Bauerngut. 2. Im Oberdeutſchen wird auch das Capital das Hauptgut genannt; ſ. Hauptgeld.

Haupt=Haar, ein Haar von dem Haupte, im g. L. das Kopfhaar. Noch mehr als ein Collectivum, ſowohl im Singular allein, als auch im Plural allein, alle Haare des Hauptes zu bezeichnen; ſ. Th. XX, S. 485.

Haupt=Hafer, an einigen Orten eine gewiſſe Menge Hafers, welche die Unterthanen dem Grundherrn zur Erkenntniß des Hauptrechtes, oder der Baulebung, jährlich entrichten müſſen. Wenn ſtatt deſſelben ein Huhn gegeben wird, ſo heißt daſſelbe das Haupthuhn Leibhuhn oder das Halshuhn. Siehe Haupt=Recht.

Haupt=Handel, Haupthandlung; ſiehe Th. XXI, S. 640.

Haupt=Hirſch, ſiehe unter Hirſch.

Haupt=Holz, ſiehe unter Holz.

Haupt=Hufe, ſ. unter Hufe.

Haupt=Huhn, ſ. Haupt=Hafer.

Haupt=Jagd, ſ. unter Jagd.

Haupt=Kohl, im g. L. Kopfkohl; ſ. unter Kohl.

Haupt-Kiſſen, ſ. unter Kiſſen.

Haupt-Lade, bey den Handwerkern; ſ. Lade.

Haupt-Leute, ſiehe das Folgende.

Haupt-Mann, (*) die Hauptleute, der Oberſte unter mehrern Perſonen, der Oberſte eines gewiſſen Bezirkes, der gleichſam das Haupt deſſelben iſt, wenigſtens in gewiſſen Angelegenheiten. In dieſem weitern Verſtande iſt es nur in gewiſſen Fällen üblich, welche durch die Zuſammenſetzung näher beſtimmt werden, als: Amtshauptmann, Berghauptmann, Landeshauptmann, Schloßhauptmann u. ſ. f. In der deutſchen Bibel kömmt es in dieſer allgemeinern Bedeutung eines Vorgeſetzten ſehr häufig vor. In engerer Bedeutung wird es im Kriegsweſen von einem Befehlshaber über hundert Soldaten zu Fuß, von dem Oberſten einer Compagnie, gebraucht, der im mittlern Lat. Capitaneus, und im Franz. Capitân genannt wird.

Daher die Hauptmannſchaft, die Würde eines Hauptmannes, imgl. das Gebiet, welchem er vorgeſetzt iſt; doch nur in den Zuſammenſetzungen Amtshauptmannſchaft, Berghauptmannſchaft, u. ſ. f.

Haupt-Recht, das Recht des Hauptfalles, d. i. das Recht nach dem Tode eines Zinsmannes oder Unterthans, das beſte Haupt, d. i. das beſte Stück Vieh, aus deſſen Verlaſſenſchaft zu nehmen, welches, ſo fern man

(*) Niederſ. Höfdmann, im Schwed. Höfdig, im Böhm. und Poln. Heytman. Ehe das Wort Hauptmann im Deutſchen in der Bedeutung eines Befehlshabers über hundert üblich wurde, findet ſich dafür bey dem Tatian Centenar, nach dem Lat. Centurio, und Hunteri, von hundert. imgl. Waltambahto, gleichſam Gewaltamtmann, bey dem Notker aber Hunno von dem alten hun, chunno, hundert, welches noch in der jüliſchen Polizeyordn. vorkömmt, wo Honne einen Befehlshaber von der geringſten Art bedeutet. Auf der andern Seite bedeutet Hauptmann im Schwabenſp. und andern Schriften der vorigen Jahrhunderte, den Befehlshaber eines ganzen Kriegsheeres, welche Bedeutung auch das Poln. und Slavon. Heytman, Hetmann, hat.

man das beſte Kleid zu nehmen befugt iſt, der Gewandfall, Kleiderfall, oder das Gewandrecht heißt. Siehe Kurmede.

Haupt-Salat. im g. L. Kopfſalat; ſ. unter Salat.

Haupt-Schlüſſel, ſiehe unter Schlüſſel.

Haupt-Schmerzen, ſ. Kopf-Schmerzen.

Haupt-Schwein, ſ. Schwein.

Haupt-Stadt, ſ. unter Stadt.

Haupt-Stamm, ſ. Haupt-Geld.

Haupt-Stein, eine Art Gränzſteine; ſ. Th. XIX, S. 632.

Haupt-Steuer, ſ. Kopf-Steuer.

Haupt-Stuhl, ſ. Haupt-Geld.

Haupt-Sucht, ſ. Kopf-Schmerzen der Pferde.

Haupt-Summe, die vornehmſte Summe, welche ſich zu mehrern kleinern Summen als das Ganze zu ſeinen Theilen verhält. In engerer Bedeutung wird, beſonders im Oberdeutſchen, auch das Capital, im Gegenſatze der Intereſſen und Renten, die Hauptſumme genannt.

Haupt-Treiben, im Jagdweſen, ein Treiben, wo das Wild aus einem ganzen Walde zuſammen getrieben wird. Auch das letzte Treiben bey einem Hauptjagen, wenn das Wildbret in die Enge zuſammen getrieben wird, wird das Haupttreiben genannt.

Haupt-Weh, ſ. Kopf-Schmerzen.

Haus. (*) 1. In der weiteſten Bedeutung, ein Behältniß, ein eingeſchloſſener Raum, in welchem Verſtande es

(*) Bey dem Ulphilas, dem Ueberſetzer Iſidors, dem Kero, Ottfried und allen alten oberdeutſchen Schriftſtellern Hus, in den gemeinen Mundarten Oberdeutſchlandes, im Niederſ. Dän. Schwed. ſelbſt bey den krimmiſchen Tatarn auch nur Hus. Das au in unſerm Hochdeutſchen iſt neuern Urſprunges. Im Engl. Houſe, im Slavon. und Wendiſchen Hiſha, im Kroat. Kuzha, im Ungar. Haz. Das Lat. Caſa iſt genau damit verwandt. Wachter leitet es mit Haut und Hütte, von dem alten Zeitworte hüthen, bedecken, her, ſo daß es eigentlich einen bedeckten Ort bedeuten würde. Gewiß

es nur noch in einigen einzelen Fällen vorkömmt. So wird das Samenbehältniß der birn- oder apfelförmigen Früchte das Kernhaus, Kerngehäuſe, und im g. L. das Häuschen genannt, ſ. Griebs; wohin auch das abgeleitete Gehäuſe in der Bedeutung eines Behältniſſes gehört. Beſonders, ſo fern ein ſolcher eingeſchloſſener Raum zum Aufenthalte für Menſchen oder Thiere beſtimmt iſt. 2 Kön. 23, 7. werden die Gezelte auf eine nunmehr ungewöhnliche Art Häuſer genannt. Bey den Jägern führt die Wohnung des Bibers den Namen eines Hauſes, und Sprichw. 30, 26. legen die Kaninchen ihr Haus in Felſen. Die Könige der Heiden liegen mit einander ein jeglicher in ſeinem Hauſe, d. i. in ſeinem Grabe, Eſ. 14, 18. Wohin auch die Zuſammenſetzungen Bienenhaus, Hühnerhaus, Schilderhaus, Schneckenhaus, Taubenhaus, Vogelhaus u. ſ. f. gehören.

2. In engerer Bedeutung, ein bedecktes Gebäude, d. i. ein nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſener und bedeckter Raum, allerley Verrichtungen darin vorzunehmen. So pflegen Kinder ein jedes Gebäude ein Haus zu nennen. Eine Kirche wird häufig ein Haus Gottes, das Haus des Herren, und im g. L. das Gotteshaus genannt, ſo wie in der deutſchen Bibel der Tempel zu Jeruſalem mehrmals unter dieſer Benennung vorkömmt. Indeſſen iſt es in dieſer Bedeutung in Zuſammenſetzungen am häufigſten, welche deſſen Abſicht und Gebrauch näher beſtimmen, dergleichen Backhaus, Brauhaus, Ballhaus, Beinhaus, Gartenhaus, Kornhaus, Bethaus, Waſchhaus, Blockhaus, Gewächshaus, Glashaus, Schießhaus, und hundert andere mehr gehören. Der Abtritt oder das heimliche Gemach, wird im g. L. vieler Gegenden im Diminut. das Häuschen genannt.

3. In

wiß iſt es, daß s und t beſtändig mit einander abwechſeln Für Geſchlecht, Familie, braucht ſchon Raban Maurus Huſcha.

3. In noch engerer Bedeutung, ein Wohnhaus, ein zur Wohnung für Menſchen beſtimmtes Gebäude.

1) Ueberhaupt. *Ein Haus bauen. Die Tatarn wohnen nicht in Häuſern, ſondern in Gezelten. Ein Haus beziehen*, in daſſelbe ziehen. *Ein eigenes Haus haben. Von Haus zu Hauſe gehen*, von einem Hauſe zum andern. *Mit der Thüre in das Haus fallen*, im g. L. und figürlich, nicht die nöthige Klugheit und Behutſamkeit anwenden. *Jemanden zu ſich in ſein Haus nehmen*, ihm einen Aufenthalt darin geben. *Ein großes, ein prächtiges, ein kleines, ein elendes Haus* u. ſ. f. Prächtige Häuſer führen gemeiniglich den Namen der Palläſte, und feſte Häuſer den Namen der Schlöſſer. Ehedem wurden auch die leztern, nämlich die Bürge und Schlöſſer des Adels häufig nur Häuſer genannt, welcher Gebrauch in einigen Gegenden, beſonders in Weſtphalen, noch ſtatt findet; daher ein Ganerbenſchloß auch unter dem Namen eines *Ganerbenhauſes* vorkömmt. In einigen Fällen wird Haus im g. L. den Zimmern im Hauſe entgegen geſetzt, und da bedeutet es das Vorhaus, die Hausflur.

2) In engerer Bedeutung, dasjenige Haus, wo Jemand wohnet, es mag ihm nun eigenthümlich oder nur miethweiſe gehören, wo der beſtimmte Artikel das die Stelle der Fürwörter mein, dein, ſein u. ſ. f. vertritt. *Aus dem Hauſe gehen*, aus ſeinem Hauſe. *Ich bin in acht Tagen nicht aus dem Hauſe gekommen*, aus meiner Wohnung. *Jemanden aus dem Hauſe jagen. Einem das Haus verbieten. Er ſoll mir nie wieder vor das Haus, oder in das Haus kommen. Das Haus hüten*, auch figürlich, im Hauſe bleiben, nicht aus dem Hauſe gehen können, ſo wie man auf ähnliche Art ſagt, *das Bett hüten*.

Im g. L. und der vertraulichen Sprechart, wird es mit den Vorwörtern **nach, von und zu, auch ohne Artikel gebraucht,** wo

wo dann die ganze R. A. ein adverbialiſches Anſehen hat. **Nach Hauſe gehen**, **reiten**, **fahren**, **reiſen**, ſich begeben in ſein Haus, und in weiterer Bedeutung auch, an den Ort ſeiner Wohnung, ſeines Aufenthaltes. **Er iſt noch nicht nach Hauſe gekommen. Er wird bald nach Hauſe kommen. Etwas mit nach Hauſe nehmen**, mit in ſein Haus. **Jemanden nach Hauſe führen, einen Freund nach Hauſe begleiten**, in deſſen Haus. **Nach Hauſe eilen. Jemanden von Haus und Hof treiben**, aus ſeinem geſamten Eigenthume. **Ich komme von Hauſe**, d. i. ich komme unmittelbar aus meiner Wohnung. **Ich bin lange von Hauſe geweſen**, ſowohl eigentlich, aus meinem Hauſe, als auch figürlich, von den Meinigen, aus meinem Geburts- oder Wohnorte, aus meinem Vaterlande. **Einen Brief von Hauſe bekommen**, von den Seinigen, aus ſeinem Geburts- oder Wohnorte. **Etwas von Hauſe aus verrichten. Ein fürſtlicher Rath von Hauſe aus**, der dem Fürſten in Geſchäften dient, die er von ſeinem Hauſe aus beſtreiten kann, der nicht bey Hofe angeſtellt iſt. **Er iſt ein Schalk von Hauſe aus**, im. gem. L. ein durchtriebener Schalk. **Die Tochter, der Sohn, die Frau, der Herr vom Hauſe**, d. i. des Eigenthümers des Hauſes, zuweilen auch der Familie. **Zu Hauſe ſeyn**, in ſeiner Wohnung. **Es iſt Niemand zu Hauſe. Den ganzen Tag zu Hauſe bleiben. Wir haben den ganzen Tag zu Hauſe geſeſſen. Mit etwas zu Hauſe bleiben**, figürlich, es nicht vortragen, bey ſich behalten, verſchweigen. **An einem Orte zu Hauſe ſeyn**, ſowohl daſelbſt wohnhaft, als auch daher gebürtig ſeyn. **Wo gehört er zu Hauſe? Er iſt nirgends zu Hauſe**, hat nirgends eine dauerhafte Wohnung. Imgleichen figürlich, auch von lebloſen Dingen. **Früchte, welche in Italien zu Hauſe gehören**, daſelbſt einheimiſch ſind. Auch mit einigen Zeitwörtern der Bewegung nach einem Orte, für nach. **Zu Hauſe gehen**, nach Hauſe. **Er wird bald zu Hauſe kommen. Es wird dir wieder zu Hauſe kommen**, oder **zu Hauſe gebracht werden**, figürlich, es wird dir wieder vergolten werden. **Jemanden zu Hauſe bringen, begleiten, führen**, nach Hauſe. (*)

3) Fi-

(*) Gottſched und andere haben dieſen Gebrauch des Vorwortes zu getadelt, ihn für Niederſächſiſch erklärt, und behauptet daß mit den Zeitwörtern der Bewegung nicht zu ſtehen könne. Allein, ſie haben vermuthlich nicht bedacht, daß man ſehr häufig ſagt; zur Hochzeit, zum Tanze, zur Kirche, zu Selde,

3) Figürlich, die in einem Hauſe wohnenden Perſonen.

(a) Alle in einem Hauſe wohnende Perſonen, wo es nur im Singular üblich iſt. Das ganze Haus lief vor das Thor. Sein ganzes Haus war zugegen, alle Perſonen, die mit ihm in einem Hauſe wohnen. Das ganze Haus iſt aufgeſchrieben worden.

(b) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine Geſellſchaft, welche ohne unmittelbare Beyhülfe einer andern, die Erhaltung des natürlichen Lebens und die Bequemlichkeit ihrer Glieder beſorget, diejenigen Perſonen, welche eine häusliche Geſellſchaft ausmachen, zuſammen genommen, eine Familie, eine Haushaltung; wo dieſes Wort bald im engſten Verſtande von Eheleuten und ihren Kindern und Verwandten, ſo fern ſie in einem Hauſe beyſammen wohnen, allein, bald in weiterm auch mit Einſchließung des Geſindes gebraucht wird. Seinem Hauſe gut vorſtehen. Sie ſteht des Nachts auf, und giebt Futter ihrem Hauſe, Sprichw. 31, 15. Das Pauliſche Haus, die Pauliſche Familie. Was man in das Haus braucht, zur Nothdurft und Bequemlichkeit ſeiner Familie. Eine Perſon aus einem guten Hauſe, von guten Aeltern, und in der folgenden weitern Bedeutung, auch aus einem guten Geſchlechte. Sehr häufig braucht man es auch in engerer Bedeutung von einem Handelshauſe, d. i. von einem angeſehenen Kaufmanne. Wechſel aus einem guten Hauſe. Es haben drey angeſehene Häuſer bankerott gemacht, es ſind drey anſehnliche Häuſer gefallen.

Dahin gehört auch die R. A. Haus halten, d. i. ein Haus regieren, einem Hauſe vorſtehen, mit Inbegriff

de, zu Weine, zur Ruhe, zu Bette gehen, Jemanden zu Bette, zur Ruhe bringen, ihn zur Erde beſtatten, und hundert andere Fälle mehr, welche noch von Niemanden getadelt oder für Niederſächſiſch erklärt worden ſind.

griff aller dazu gehörigen Veranſtaltungen; welche R. A. von einigen irrig als ein zuſammen geſetztes Wort behandelt wird, obgleich die Nennwörter das Haushalten, die Haushaltung u. ſ. f. mit allem Rechte ſo gebraucht werden können. Er hat ſchon zehen Jahre Haus gehalten, d. i. eine eigene Familie gehabt, und dieſelbe regiert und verſorgt. In engerer Bedeutung iſt Haus halten, die zur Unterhaltung eines Hauſes nöthigen Ausgaben verwalten, und den häuslichen Geſchäften vorſtehen. Einem Haus halten, ſeinem Hausweſen vorſtehen. Wo es dann auch wohl überhaupt für verwalten, adminiſtriren gebraucht wird. Uebel, gut Haus halten. Mit vielen hält man Haus, mit wenigen kömmt man auch aus. Mit etwas Haus halten, auch zuweilen, ſparſam damit umgehen. Siehe auch die Art. Haushaltung, Haushalter, Haushältig.

(c) In noch weiterer Bedeutung, ein Geſchlecht, d. i. alle von einem gemeinſchaftlichen Stammvater herſtammende Perſonen, bald im weiteſten Verſtande mit Einſchließung der Seitenverwandten, bald aber auch, und zwar am häufigſten, mit Ausſchließung derſelben. Ich weiß, er (Abraham) wird befehlen ſeinen Kindern und ſeinem Hauſe nach ihm, 1 Moſ. 18, 19. Im Hochdeutſchen braucht man es nur noch in einigen Fällen, bald mit mehr, bald mit weniger Einſchränkung. Eine Perſon aus einem guten Hauſe. Das ganze königliche Haus, d. i. die Verwandten. Das Haus Brandenburg, Sachſen u. ſ. f. Hr. Stoſch behauptet, daß es ſich zugleich auf Ehrenämter, Würden und Verdienſte beziehe; allein in dem Worte Haus iſt zu dieſem Nebenbegriffe keine Veranlaſſung, ob man es gleich in dieſem Verſtande im Hochdeutſchen freylich nur von angeſehenen Familien und Geſchlechtern braucht. Zahlreiche adeliche Geſchlechter pflegen ſich zuweilen nach Häuſern einzuthei-

zutheilen, und alsdann bedeutet dieſes Wort den Zweig eines Geſchlechtes.

* * *

So wohl die erhabenen Wiſſenſchaften, als die nutzbaren und vortheilhaften Künſte, wie auch die bearbeitenden Geſchicklichkeiten, führen ihren Urſprung und geringen Anfang auf das jugendliche Weltalter zurück. Der Menſch ſahe ſich in ſeinem Bezirke und Standorte von einer Menge Nothwendigkeiten entblößt, und in Anſehung gewiſſer Bedürfniſſe faſt mehr erniedrigt, als die wilden Thiere. Nur ein gewiſſes inneres Etwas unterſchied beyde, welches die Menſchen vollkommenere Betrachtungen anzuſtellen vermögend machte, welcher Vorzug bey den Thieren nicht bemerkt wurde, als die von dem gütigen und weiſen Schöpfer nur einen abgemeſſenen Inſtinct, Thiere zu ſeyn, erhalten hatten, und daher, unter einem unterſcheidenden Ausdrucke, unvernünftige Thiere gegen die Menſchen genannt werden. Die Empfindungen der erſten Menſchen waren zwar nicht ſo fein geſtimmt, als es dieſelben in unſerm verfeinerten Zeitalter ſind. Gleichwohl waren ihre Empfindungen in der Grundlage vorhanden, ob gleich die ſanften und rauhern noch nicht ſo genau nach den Verhältniſſen zu unterſcheiden waren, da noch keine vorhergegangene zum Maße konnten angeführt und angenommen werden. Eine Menge auf einander folgender Bedürfniſſe häufte ſich in kurzer Zeit bey den erſten Bewohnern des Erdbodens. Sie empfanden nur gar zu bald das Angenehme, das Widrige oder Unangenehme, ſo wohl in Abſicht auf ihre innere Verfaſſung, als inſonderheit auf ihren Körper. Die Sonne war ihnen beydes, angenehm wegen Licht und Wärme, und auch unangenehm und zuwider, wenn ſie ſich wegen der auf ihre Blöße wirkenden Strahlen nicht hinlänglich verbergen konnten. Sie ſuchten Hülfe in der Natur dagegen, und ein ſchattiger Baum ließ

ſie das Angenehme wieder finden. Die Nacht war eine unangenehme Empfindung. Nicht ſicher ſeinen Fuß fortzuſetzen, daß nicht ein böſes Thier in ſeinem Lager zum Zorn und Rache wegen geſtörter Ruhe gereizt würde; nicht ſicher vor gewaltſam reißenden Thieren, die ihrer Nahrung nachſpürten, um ſich vor deren Annäherung zu entfernen und zu entfliehen; nicht ſicher vor den Begebenheiten der Atmoſphäre, als: Regen, Wind, Bliz, Donner und Stürmen; ja, wenn man weiter nachdenken will, nicht ſicher vor ſeinen ähnlichen Mitgeſchöpfen. Alles dieſes waren Empfindungen, worüber der Erdbewohner der erſten Welt zu Betrachtungen angereizt wurde, oder auch wo der große Lehrmeiſter, die Noth, dazu Anleitung gab, Betrachtungen anzuſtellen, das Angenehme länger zu genießen, dem Unangenehmen aber durch allerhand Gegenanſtalten ſo viel möglich auszuweichen, oder es wenigſtens in minderm Grade zu empfinden.

Noch wenig bekannt mit ſeinen innern Kräften, bemerkte der Menſch, daß die Thiere in einem und dem andern Falle, in Beziehung auf ſich, einen Vorzug hätten. Einige hatten Höhlen, einige Gruben, einige Neſter, einige andere natürliche Bedeckung, wodurch ſie eine gemächliche Sicherheit wider allerley Zufälle, die ſie treffen konnten, erhielten. Nur er, der Menſch, ſahe ſich entblößt, und ohne Sicherheit gegen die Zufälle. Er fieng an, einen Nachahmer der Thiere zu machen, ſuchte Höhlen auf, oder, wann keine gefunden wurden, Höhlen, wie die Thiere, auf eine ähnliche Art in die Erde auszuwühlen. Allein, auch in dieſer Einrichtung empfand der Menſch allerhand unangenehme Erwartungen. Die Sicherheit ihres Körpers gegen die Witterung und wilden Thiere von verſchiedenen Arten, war noch nicht die zuſtimmende und gewünſchte. Der leidende Geſundheitszuſtand, eine oft empfindliche Näſſe und Dunkelheit in den Höhlen, der

enge Raum zu einem geſellſchaftlichen Leben, erregten neue Betrachtungen, um eine freyere Luft und Gegend zu genießen. Man verſuchte Hütten von laubigen Aeſten wider die Sonnenhitze, den Wind, den Regen ꝛc. zu verbinden. Auch dieſe Erfindung wollte nicht für alle Zeiten des Jahrlaufes gleiche Dienſte leiſten; die Blätter wurden welk, ließen Sonne, Regen, Wind und Stürme durchſtreichen, und die Vorſicht, eine volle Sicherheit zu finden, zerfiel zu der Zeit, als es die Menſchen am allernöthigſten hatten, und die ſtrengen Witterungen eintraten, nämlich im Herbſte und Winter, in ein faſt gänzliches Nichts. Neben den äußern Empfindungen wurden nach und nach auch die innern rege. Man empfand das Bequeme, und ſuchte durch die Nachahmung der Thiere verſchiedene Materialien mit einander zu verbinden. Man ſuchte einen Aufenthalt oder eine Hütte zu machen, welche ſo wohl die Witterung, als die böſen und wilden Thiere abhalten, und eine vollkommene Sicherheit vor beyden zugleich leiſten könnte. Man umſchloß einen größern Raum, um dem geſellſchaftlichen und Familienleben eine beſſere Bequemlichkeit zu verſchaffen, welche weder die Höhlen noch die Laubhütten verſchafften. An den Höhlen bemerkte man Erde und Steine, in den Lauben aber blätterreiche Aeſte. Man ſuchte beydes zu verbinden, und wählte Plätze, wo dergleichen am leichteſten konnten ausgeführet werden, in ſo fern es die einfachen Werkzeuge, die doch in nichts weiter, als den Händen, Füßen, und etwann einem ſchicklichen Steine, oder einem Knochen eines todten Thieres, beſtanden, erlauben wollten. Eiſen und Stahl waren in dieſem Weltalter noch ganz unbekannte Naturgaben. (*)

Als

(*) Man weiß, daß die ehemaligen Einwohner von Mexiko, als die Spanier dahin kamen und dieſelben unter das Joch brachten, noch keine Kenntniß von Stahl und Eiſen hatten, gleichwohl die Feſtung Cuſco von entſetzlichen Steinen quadermäßig aufgeführt haben.

Als Nachahmer der Thiere ſahe der Menſch, daß die Thiere weiter keine Werkzeuge, als den Schnabel, Krallen, Pfoten ꝛc. hätten, und damit für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit ihre Neſter anlegten, und nach verſchiedener Art auch verſchiedene Materialien zu verbinden geſchickt wären. Dieſem zu Folge bemerkte der Menſch an der Bauart der Hamſter in ihren Höhlen, dem Biber in ſeinen Bauen, den Schwalben, den Aelſtern und dem Remitz ꝛc. in ihren Neſtern, verſchiedene in die Sinne fallende anſcheinende Abſichten. Die Biber inſonderheit arbeiten gemeinſchaftlich und geſellſchaftlich mit und für einander. Vielleicht iſt die Nachahmung der Menſchen in ihrem erſten Bauweſen von dem Biber entlehnt. In dieſem dürftigen und geringartigen Verhältniß befand ſich das menſchliche Geſchlecht, in Anſehung der Bauart, als daſſelbe mit den Hülfsmitteln aus Eiſen und Stahl noch nicht bekannt war. Es war, gedachtermaßen, dieſen Menſchen zum Werkzeuge nichts übrig, als die noch ungeübten Hände, und etwann ein ſcharfer Stein und Knochen. Die Zähne konnten ſie nicht, wie einige Thiere, z. B. der Biber, zum Durchſchneiden und Fällen der Bäume gebrauchen, da deren Einrichtung bey dem Menſchen dahin nicht abzielt. Man konnte alſo weiter nichts in der Bauart derſelben Zeit für allgemein möglich erwarten, als in den jungen Gebüſchen eine Menge ſchwacher biegſamer Schößlinge zuſammen zu biegen, und, ſo viel es die Gelegenheit erlaubte, einen Raum zur Sicherheit gegen die Witterung einzuſchließen. Die Schößlinge wurden wie ein Gewölbe zuſammen gebogen und verbunden, die Zwiſchenräume mit Reiſern ausgeflochten, und, zu mehrerer Abhaltung des Wetters, mit Laub und abgeſtorbenen Graſe umſchüttet. In einem ſolchen Gebäude lebte der elende Bewohner derſelben ſchon weit zufriedener, und wichtige Empfindungen, die von der Witterung auf die Blöße die-

dieſer Menſchen wirkten, wurden von der Seite gewieſen. Die Gelegenheit, junge Bäumchen oder Aufſchößlinge zu finden, die zu dieſer Abſicht in einer bequemen Entfernung von einander ſtanden, um dieſelben in eine Hütte durch das Zuſammenbiegen und den feſten Stand in der Erde zu verbinden, wurde freylich nicht überall nach Wunſche angetroffen. Man mußte alſo zu den innern Kräften ſeine Zuflucht nehmen, und Verſuche wagen, geſchlanke Aeſte von Bäumen in die Erde nach einem angenommenen Platze zu ſtecken und pflöcken, und, ſo viel möglich, zu befeſtigen. Wenn denn eine Menge ſolcher geſchlanken Reiſer oder Aeſte nahe genug an einander gepflöckt, und nach oben zu zuſammen gebunden waren, konnten dieſelben mit leichtern Ruthen oder Aeſten, die wegen ihrer Schwäche noch biegſamer waren, nach Art unſerer Zäune durch- und ausgeflochten werden. Da aber immer noch das Durchſtreichen der unangenehmen Witterung Statt haben konnte, ſo wurden die noch übrigen Oeffnungen mit Erde und Lehm verſchmieret, daß weder Regen, Sturmwind, noch eine andere Ungemächlichkeit den Bewohnern ſchaden konnte. In der Verfeinerung dieſer Bauart belegte man dieſelben, um eine längere Dauer von dieſen Gebäuden zu erwarten, mit Stroh, Raſen, und zuweilen gar mit Thierhäuten. Licht und Luft zu erhalten, ließ man Löcher, die man nach Beſchaffenheit des Windſtriches öffnete oder verſtopfte. Die Thür konnte mit einer geflochtenen Hürde ebenfalls zu und aufgemacht werden.

Da auf dieſe Weiſe gleichwohl kein übermäßiger Raum für mehrere Menſchen oder Familien umſchloſſen werden konnte, die Menſchen aber, wie die Biber, zu einem geſellſchaftlichen Leben eine angeborne Neigung ſpüren ließen, ſetzten ſie mehrere dergleichen Gebäude in der Nähe zuſammen. Ein einzelnes ſolches Gebäude, findet man Fig. 1257 abgebildet. Die

Reiſenden geben uns noch viele Weltgegenden an, wo dergleichen Dörfer (nach unſerer Art es auszudrücken,) angetroffen werden.

Einer andern Art, durch Zuſammenfügung verſchiedener Materialien einen Bau für die nothwendige Sicherheit aufzuführen, bedient ſich eine andere Völkerſchaft. Sie graben oder ſchlagen Pfähle, oder gerade junge Bäumchen, die ſich oben in gehöriger Höhe in eine Gabel endigen, in die Erde. In dieſe Gabeln legen ſie querüber gerade Stangen oder Aeſte, nach der Art als wir in unſern Gegenden die Balken legen. Ueber dieſe Querlager kamen kleine zarte Aeſte; und auf dieſe kam endlich die Bedachung von Stroh, Schilf, Gras, Laub, auch wohl Erde. Die Wände, welche hier perpendiculär ſtehen, wurden, wie bey vorerwähntem runden Gebäude, ausgeflochten, und alsdann, um Wind und Wetter abzuhalten, mit Lehm oder Erde verſchmiert. Auf dieſe Weiſe konnte ein Gebäude, ſo lang als man wollte, oder es der Raum und die Abſicht erforderte, fortgeführt werden, welchen Vortheil das halb kugelförmige nicht leiſten konnte. Die Geſtalt eines ſolchen Gebäudes, Fig. 1258, war alſo eine parallelepipediſche, die ſich denn bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Im Bezirke dieſes Gebäudes konnten ſchon mehrere Menſchen geſellſchaftlich wohnen, und wegen der perdendiculären Wände aufrecht und bequem ihre Verrichtungen vornehmen, und beyſammen bleiben. Wurde der Raum zu klein, ſo wurde in der Linie oder in der Wiederkehr angeſetzt. Thüren und Luftlöcher konnten auf vorige Art, wie bey dem halb kugelförmigen, angebracht werden.

Völker, die keinen beſtändigen Aufenthalt liebten, und der Jagd und Fiſcherey nachzogen, ſetzten ihre nothdürftige Hütten auf Räder, dergleichen man in Amerika, am gewöhnlichſten aber und noch jetzt bey den nördlichen Tataren findet. In dieſen geringen

Hütten war ihre Familie vor Wind und Wetter bedeckt. Da die Mannsperſonen meiſtentheils zu Pferde waren und die Witterung nicht ſcheueten, ſo ſpannten ſie ein zweytes Pferd an, um auch ihr Weib und Kind mit fort zu bringen, und ihre Beute der Jagd und Fiſcherey mit ihnen zu theilen. Der ganze Bau ſieht einem großen umgeſtürzten Korbe ähnlich, iſt von geſchlanken Zweigen geflochten, und mit den Häuten der auf der Jagd erlegten Thiere bedeckt. Eine Menge dergleichen Hütten auf Rädern machen ein Dorf oder eine Horde aus, daher auch der Name der tatariſchen Horden ſeinen Urſprung hat. Die Bauart einer einzelen Hütte auf Rädern iſt aus Fig. 1260 zu erſehen.

Die an einem Orte beſtändig bleibenden Tatarn bauen wieder auf eine andere Art, feſter, dauerhafter und auch bequemer, als die amerikaniſchen Wilden. Sie können es auch mit mehrerer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit verrichten, da ihnen ſchon ſeit langer Zeit Werkzeuge aus Eiſen und Stahl bekannt waren; (*) daher auch hernach, nachdem die Bekanntſchaft mit den zuſtimmenden Werkzeugen zunahm, ihre Gebäude verfeinert wurden.

Die ſibiriſchen Hütten verrathen indeſſen eine faſt eben ſo elende Bauart, als der Amerikaner und Indianer, nur daß dieſelben größer und dauerhafter ſind. Die dortigen Einwohner hauen einige gerade Stangen oder junge geſchlanke Bäume ab, pfählen dieſelben in die Erde, daß die Spitzen pyramidaliſch oben zuſammen kommen, binden Latten von Aeſten oder Stangen von unten bis in die Spitze, und bedecken es endlich mit Schilf, Stroh und Baumrinden. Dieſe Art nähert ſich den phry-

(*) Daß dieſe Völkerſchaften das Metall, als Eiſen, Stahl ꝛc. zu ihrem Gebrauch zu behandeln wußten, beweiſen die vielen mit Spieß und Säbeln geführten Kriege der Scythen, als woher die Tatarn ihren Urſprung haben.

phrygiſchen Hütten, welche **Vitruv** als die erſte Bauart anführt; *Fig.* 1259 und 1261. Die Form dieſer Hütten iſt entweder coniſch oder pyramidaliſch. Eine Aehnlichkeit dieſer Gebäude geben uns in den neuern Zeiten die Kohlenbrennerhütten in den großen Waldungen, die wenigſtens alle Witterungszufälle aushalten, und eine für dieſes Volk bequemere und ſichere Wohnung abgeben.

Die Bauart der Wohnungen der Kalmücken, oder ihrer Filzhütten und ſo genannten Kibitken, *Fig.* 1262, iſt, der Beſchreibung zu Folge, welche Hr. Pallas davon liefert, ſchon weit ſinnreicher. Das Gerüſt oder Skelett zu dieſen Hütten beſteht zuerſt aus einem Flecht- oder Hürdenwerke von Stroh oder langem zuſammen gedrehten Graſe oder Schilf, von 7 oder mehrern Stücken, deren jedes aus etwa 30 Zoll dicken Weidenſtäben, in Geſtalt eines Netzes beweglich zuſammen gefügt iſt, ſo daß dieſe Stücke, welche aus einander gezogen ein Gitter, etwann 1 Faden lang und 2 Fuß breit, ausmachen, dergeſtalt zuſammen geſchoben werden können, daß ein Stock dicht an den andern zu liegen kömmt. Dieſe Stöcke werden in einem Kreis, ſo groß als die Hütte iſt, geſetzt, und da, wo ſie einander berühren, mit Haarſeilen oder Bändern verbunden. Wo die Thür der Hütte ſeyn ſoll, wird ein Rahmen, mit 1 oder 2 beweglichen Thürchen eingeſetzt, und mit den nächſten Stücken der Hürde verbunden; auch wird von dieſen Namen noch ein ſtarkes härenes Seil um den ganzen Kreis der Hürde gelegt, um dieſelbe feſter zuſammen zu halten und in eine recht runde Form zu bringen. Alsdann wird ein hölzerner Kranz, welcher aus zween etwas von einander ſtehenden Ringen beſteht, auf etwa drey der langen Weidenſtäbe, woraus das Dach der Hütte beſtehen ſoll, über die Hürde empor gehoben, und darauf alle übrige Weidenſtäbe zwiſchen die Reife des Kranzes eingeſteckt, mit dem untern En-

de auf die Gabeln der aufgerichteten Hürde geſtellt, und mit Schnüren gleichſam eingehängt. Alsdann iſt das Gerüſt, deſſen Theile roth gefärbt zu ſeyn pflegen, fertig. Ueber das Dach derſelben wird ein großer, darnach zugeſchnittener Filz, (deſſen Bereitung ich im XIII. Th. S. 351, f. beſchrieben habe,) wie ein Regenmantel herum gelegt, und mit darüber geſchlungenen Seilen befeſtigt. Die Seiten bleiben im Sommer offen; wenn es aber kalt iſt, werden Stücke Filz, oder Schilfmatten, oder auch beyde darum gelegt, und mit einem herumgezogenen Seile befeſtigt, vor die Thür aber ein Vorhang von Filz gemacht. Die Oeffnung des hölzernen Kranzes, welcher die Spitze der Hütte einnimmt, bleibt gemeiniglich, als ein Rauchloch, offen; wegen des Windes und Regens aber ſind Kreuzbogen von Weidenzweigen darüber befeſtigt, auf welche ein Stück Filz von der Windſeite, oder, wenn das Feuer ausgebrannt iſt, zu mehrerer Wärme, über die ganze Oeffnung gedeckt wird.

In der Mitte dieſer Hütte ſteht zu allen Zeiten ein großer eiſerner Dreyfuß, unter welchem beſtändig Feuer, oder doch glimmende Kohlen vorhanden ſind, und worauf ſie ihre Speiſen in großen flachen eiſernen Schalen zu kochen pflegen. Dergleichen Schalen werden in den ruſſiſchen Eiſenhütten in großer Menge gegoſſen, und unter die Steppenvölker verkauft. Außer einigen ſolchen großen und kleinen Schalen beſteht das gemeine Hausgeräth in einigen hölzernen Schüſſeln oder Trögen, in Trinkſchalen, in großen und kleinen aus Leder verfertigten Schläuchen und Gefäßen, und endlich noch einer großen, 3 bis 4 Maß haltenden Theekanne, welche die Gemeinen auch wohl von Leder, Wohlhabende aber ſauber von Holz gemacht, und mit kupfernen oder ſilbernen Reifen und Blechen belegt, zu haben pflegen. Das Bett pflegt der Thür gegen über hinter dem Feuerplatz zu ſtehen, und ſie haben gemeiniglich kleine hölzerne Geſtelle dazu; Polſter und Kiſſen aber beſtehen aus Filz.

Von den Wohnungen oder Hütten der Völker in Amerika, oder den ſo genannten Cabanen, ſiehe Th. VII, S. 492, fgg.

In der folgenden Zeit, und nach dem Gebrauche der zu dem nothdürftigen Bau erfundenen Inſtrumente, lernte man von ganzen vollen runden Holzklötzen viereckige oder parallelepipediſche Wohnungen bauen, und zwar auf die Art, daß, wenn es einem Bewohner nicht mehr gefallen ſollte, ſein Haus auf der oder jener Stelle ſtehen zu laſſen, er es aus einander nehmen, und an einem andern beliebigen Orte aufſetzen könnte. Bey dieſer Bauart wurden ganze gerade runde Bäume von einerley Stärke ausgewählt, und Klötze davon geſchnitten oder vielmehr gehackt. Die langen waren von der Größe, als das Gebäude lang ſollte angelegt werden, die kürzern aber waren der ſchmalen Seite gleich. Damit nun eine Verbindung erhalten würde, und die Klötze eine gute Lage auf einander bekämen, auch der durchdringenden Kälte und Witterung widerſtänden, wurden die Klötze auf der obern Seite nach der Rundung des folgenden Baumes ausgehölt, und damit die ſchmale Seite mit der langen in den Ecken gehörige Verbindung erhielte, wurde jeder Stamm von der obern und untern Seite nach dem Maße des quer liegenden Stammes eingeſchnitten oder vielmehr ausgehauen, wie Fig. 1263 zeigt. Wenn eine Ecke in ihrem Verbande ſteht, ſieht dieſelbe wie Fig. 1264 aus, und endlich die ganze Zuſammenſetzung, wie Fig. 1265 zeigt. Ueber dieſen Kaſten von ganzen Stammklötzen legte man einen ſtarken Stamm nach der Länge, welcher die Giebelhöhe ausmachte; auf dieſem Stamme ruheten die kleinern Sparren und das aufgebundene Lattenwerk, auf welches zuletzt die Bedachung von Stroh, Schilf, Baumrinden rc. angebracht und befeſtigt wurde.

Einige legten quer über das Gebäude lauter runde Hölzer oder Stämme, die aber einen Theil überragten, und überſchütteten dieſelben mit Erde, bis ein Abſchuß des Regens erfolgen mußte. Thüren und Fenſterlöcher wurden ausgeſchnitten. Damit ein ſolches Zimmer

mer erwärmet werden könnte, und das Feuer ſeinen Rauchgang erhielte, wurde auch eine von Erde und Steinen zuſammen gekleibte Feuerſtätte angebracht, und nach der Höhe durch eine Oeffnung geführt. Dergleichen Gebäude ſetzt man mehrere an einander, bis oft ein ganzes Gehöft davon erwächſt.

Dieſe Bauart iſt nach und nach verfeinert worden, und man findet in cultivirten Provinzen faſt ganze Städte, wo verſchiedene Stockwerke über einander, und faſt Thürme auf dieſe Weiſe aufgeführt ſind. (*) Rußland, Liefland, Polen, Böhmen, Mähren ꝛc. haben noch jetzt ſolche Bauart im Gebrauch, weil in dieſen Ländern an Holz kein Mangel iſt. Daß dieſe Bauart noch viele Verfeinerung in unſern Ländern erhalten hat, ſieht man hin und wieder an Landgebäuden. Man legt aber jetzt nicht mehr ganze Stämme, nach Fig. 1264, über einander, ſondern läßt dieſelben auf der Sägemühle trennen, und, wo ſie auf einander zu liegen kommen, abſchwarten, wodurch man den Vortheil erhält, daß man nur die Hälfte Holzſtämme dazu nöthig hat; ſiehe Fig. 1266. Die Verbindungen werden auch bey uns auf eine beſſere Art, als in Rußland und an vorgedachten Orten, gemacht. Die Stuben von dieſer Bauart ſind reinlich, glatt und warm, wie man z. B. in Schleſien, Lauſitz, Böhmen, Thüringen, noch häufig dergleichen Bauart findet, wo man die ſteinernen verabſcheuet, die von Riegelwänden oder Fachwerk aber für zu kalt hält.

In gewiſſen Gegenden des Königreiches Ungarn hat man noch eine armſelige Bauart, die meiſtens in die Erde gegraben iſt, im Gebrauch; Fig. 1267. Wenn man eine Gleichart der Bauart von den Thieren

(*) In Aſtrachan, Mitau, Muskau und vielen andern Orten des ruſſiſchen Reiches findet man ganze Palläſte von dieſer Bauart von zuſammen geſchrotenem Holze. So gar die Verwahrungen der Städte, welche bey uns durch Mauern geſchieht, ſind von dergleichen Arbeit.

ren hernehmen will, ſo iſt dieſe gewiß die ähnlichſte mit der Bauart und den Höhlen der Hamſter. Ein ſolcher ungariſcher Bau iſt eine in lehmige Erde gegrabene Grube, deren Form rund, cylindriſch, oder parallelepipediſch iſt, nach einem Verhältniß als der Bewohner mit ſeinen Leuten und Vorräthen Raum nöthig hat. Wenn die Grube über Mannslänge tief ausgeworfen iſt, und die Wände als in einem fetten Lehm ziemlich perpendiculär abgeſtochen ſind, wird dieſelbe mit allerley brennbaren Materialien angefüllt, und ausgebrannt, bis die Wände durch das Feuer feſt und nach unſerer Art ziegelartig gebrannt ſind. Dieſe ausgebrannte Grube überdachen ſie mit wenig zugerichtetem Holze, damit nur einige Oeffnungen über dem Horizont erhalten werden, daß Luft und Licht eindringen könne, auch der Rauch vom Feuer einen Ausgang finde. Die Vorräthe aufzubewahren, werden nebenliegende Kammern auf eben die Art ausgeſtochen, und durch das Feuer ausgebrannt, daß alſo mancher 3 bis 4 Kammern um ſeine Wohngrube hat. Die Bedachung bekömmt ihre Röſche, zum Ableiten des Regenwaſſers, von einem oder etlichen über einander gelegten Bäumen, welche quer über die Grube reichen. Die Bedachung ſelbſt iſt Stroh, Schilf und Erde. Wer dieſe Gegend im Winter, wenn Schnee liegt, durchreiſet, kann kaum die Merkmale eines Dorfes entdecken, wenn es nicht der Rauch verriethe.

Aus der bisher beſchriebenen nothdürftigen Bauart erhellet wenigſtens ſo viel, daß dieſelbe geſtiegen iſt, und von Zeit zu Zeit eine Verfeinerung erhalten hat, nach dem Verhältniß, als die Menſchen einen mehr beſtändigen Ort zu ihrem Aufenthalt erwählten, und unter ſich ein gewiſſes Eigenthum feſt zu ſetzen anfiengen, oder auch mehrere und ausgebildete Begriffe zu bauen mit einander verbanden, das Bequemere vor dem bloß Nothdürftigen ſchätzen lernten, mehr Empfindun-

gen für das geſellſchaftliche Leben erlangten, Habſeligkeiten und Reichthümer durch Jagd, Fiſcherey und Viehzucht erwarben, und einander durch ihre natürliche Fähigkeiten gegen Tauſch und Belohnung zu dienen gewohnt wurden. Man wagte es, durch Verbindung verſchiedener Materialien, mehr Raum und mehr Bequemlichkeit, wegen Luft und Licht, durch vereinigte Kräfte über und unter der Erde zu beſchließen. Nicht ſelten geſchah es, daß ſolche Gebäude, die gemeiniglich aus Holz verfertigt und errichtet waren, ein Raub der Flamme wurden, da die Unterhaltung des Feuers nicht immer auf die beſte und vorſichtigſte Art angeordnet war. Die Erfahrung war hier der große Lehrmeiſter, mehr Vorſicht und Mittel dagegen anzuwenden. Man fieng an, gegen das Feuer eine Art von Materialien zu erwählen, welche nicht ſo leicht von demſelben angegriffen und verzehret werden konnte. Man verband Stein, Lehm und Holz mit einander, und erhielt eine dauerhaftere Bauart gegen den innern Feind des Feuers. Mancher Landesbezirk bot freylich nicht alle Naturproducte dar, daß man von lauter Steinen die Gebäude hätte aufführen können, die dem Zufalle des Feuers trozen konnten. Ueberdieß war die Bauart mit Steinen mühſamer, langwieriger und koſtbarer; und vielleicht waren die erſten Verſuche mißlungen, weil man das Weſen der Materialien, wie ſich dieſelben in der Verbindung und gegen Wind und Wetter verhielten, noch nicht gehörig kannte. Näſſe und Vertrocknung, Froſt und Sonnenhitze, Wind und Stürme, ſind vom Anfange der Welt her die großen Zerſtörungsmittel geweſen, welche die Verbindung der groben Baumaterialien zerrüttet und aufgelöſet haben. Unter dieſen ſtrengen Geſetzen mußten nothwendig auch die nothdürftigen Bauarten leiden, und ihren Verfall erfahren. Die Urtheile der damaligen Bewohner der Welt über dieſe Zufälle waren noch zu unreif, und es

mußte alſo eine Reihe nach und nach geſammelter Erfahrungen zur Regel gemacht werden, bis endlich Leute beſonders darauf aufmerkſam wurden, und es zu einer eigenen Beſchäftigung machten, für Gegendienſte und Belohnung, Wohnungen von einer oder der andern Art oder Materie aufzuführen.

Die höher gelegenen oder gebirgigen Gegenden hatten gemeiniglich Steine genug, in den erſten Zeiten der Weltbewohner aber ſuchte man nicht die Gebirge zum Aufenthalt aus. Die flachen und ebenen Gegenden hingegen waren oft in weiten Diſtricten ohne Steine, mit Holz aber überflüſſig verſehen. Die Bequemlichkeit, in den flachen Gegenden die nöthigen Nahrungsbedürfniſſe aufzuſuchen, war unſtreitig gegen die Gebirge vorzüglicher. Man bemerkt es noch in allen Weltſtrichen, daß die niedrigen und flachen Gegenden die älteſten Einwohner gehabt haben, und eher bevölkert worden ſind, weil Fiſcherey und Jagd hier nahe an einander gränzten. Bey der Fiſcherey an den großen Flüſſen machte man, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die Erfindung, mit Flößen und Bothen von ausgebrannten Bäumen Bedürfniſſe herbey zu holen, welche Erfindung dem Bauweſen der ehemaligen Zeit ſowohl, wie unſerer, großen Nutzen geſchafft hat, und noch ſchaffet.

In dieſem Verhältniſſe konnte man ſchon allerhand Baumaterialien auf dem Waſſer herbey ſchaffen; und da die großen Flüſſe für Tauſch und Handel den Vortheil eröffneten, ſo brauchte mancher einen größern Raum, die zum Umtauſch beſtimmten Dinge aufzubewahren, und vor dem Verderben, welches die Witterung und andere Zufälle verurſachen konnten, zu ſichern. Dadurch wurden ſchon Anlagen zu mehrern Gebäuden gemacht; mehrere Menſchen bekamen Beſchäftigung und Unterhalt, mithin wurde auch die Bauart mehr und mehr in Aufnahme gebracht, weil ſchon verſchiedene

ne Abſichten für das eine und andere mit einander vereiniget werden mußten. Es entſtanden alſo Gebäude, oder eigentlich größere Hütten, welche gemeiniglich einen parallelepipediſchen Raum einſchloſſen, und ſowohl Menſchen, als Vieh, Vorräthe, und Handlungs- oder Tauſchartikel, wider alle Zufälle der Witterung in Sicherheit ſetzten.

In manchen Weltſtrichen hat ſich die Bauart geſchwinde und in ſtarken Schritten verbeſſert; in andern hingegen ſieht ſie noch gar zu ſehr den grauen Zeiten ähnlich. Dahin möchte man faſt die weſtphäliſche rechnen. Die gemeinen Häuſer (ich nehme die zu unſern Zeiten neu aufgeführten aus,) ſind in der That nichts anders, als Hütten ohne Abtheilung für die Nothdurft und Bequemlichkeit. Menſchen und Vieh ſind in einem Raume beyſammen. Wenn, nach Fig. 1268 a), der umſchloſſene Raum ABCD iſt: ſo findet man in demſelben eine Bucht a für das Vieh; eine dergleichen, b, für die Menſchen; einen Feuerheerd, c, ohne Rauchfang und Schorſtein. Ueber dem Heerde hängt ein Keſſel, in welchem für Menſchen und Vieh gekocht wird. Ein erhabenes Stück Lehm oder Mauer, mit einem Bret belegt, macht den Tiſch d. Kein Gebälk, als etwann ein Spannbalken, keinen Boden zu abgeſonderten Vorräthen, findet man in dieſen Gebäuden. Eine Thür und etliche Löcher, einiges Licht zu erhalten, und den Rauch mehr in Bewegung nach der Höhe unter das Dach zu ſetzen, ſind die weſentlichen Theile eines ſolchen Hauſes. Unter dem Dache oder Sparrwerke, welches eine ziemliche Höhe hat, räuchern die Einwohner ihre ſchmackhafte Schinken, als je in einer aufs beſte angelegten Rauchkammer geſchehen mag. Fenſter und Glas iſt dortigen Einwohnern noch ein theures Baumaterial. Eine runde Scheibe von Glas in einem eben ſo geformten Loche iſt ſchon ein Stück der größern Bequemlichkeit, wo ſonſt es ein

Stroh-

Strohwiſch verrichtet, welcher nach Gutbefinden vorgeſteckt, oder wegen des Lichtes und der Luft heraus gezogen wird. Die Höhe des Rumpfes iſt niedrig, und kaum von eines langen Menſchen Höhe; die Bedachung, Stroh, oder Schilf, oder an manchen Orten Schindeln. Siehe Fig. 1268 b).

Eine faſt noch elendere Bauart iſt die polniſche, und an manchen Orten die pommeriſche. Menſchen und Vieh ſind in einem Fach verſammelt, ſchlafen und wachen beyſamen und verrichten manches zuſammen, was ſonſt gern abgeſondert vorgenommen wird. Dergleichen Gebäude werden ſich vielleicht noch lange erhalten, wenn ſie nicht durch Krieg und Brand vertilget werden. Ein Beſitzer eines ſolchen Gebäudes, wenn er auch in den Vermögensumſtänden iſt, ein beſſeres, und nach einer bequemern Bauart ein neues aufzuführen, ſieht ſein Vermögen für nutzbarer an, als es in ein neues Gebäude zu verwenden.

Wie ſich der moraliſche Character bey den Nationen ausbildet, ſo nimmt man auch wahr, daß der Einfluß daher auch auf Tracht und Bauart wirket. Je geſitteter eine Völkerſchaft iſt, je mehr iſt ſie auch geneigt, in den nothdürftigen und Nebendingen vor andern Völkerſchaften ſich hervor zu thun. Handel und Wandel verband die Menſchen, geſellſchaftlicher zu ſeyn, mit einer gewiſſen Annehmlichkeit einander in Tauſch und Vertauſchen zu begegnen, die eingetauſchten Dinge wieder mit Gewinn zu veräußern, den Gewinn zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Lebens anzuwenden, mithin auch eine beſondere Anwendung für die Bauart ihrer Wohnung zum Augenmerk zu nehmen. In denjenigen Ländern, wo Nahrung und Gewerbe blühen, Geld und Reichthümer circuliren, ſind die Verfeinerungen der Bauarten mit dem Menſchenalter gewachſen. Armuth hat zu allen Zeiten die Kräfte des menſchlichen Verſtandes und Witzes nieder gedrückt. Der allgemeine Verſtand der Menſchen, ſo ungebildet derſelbe auch angenommen wird, lernt

lernt bey forfallenden Gelegenheiten nur gar zu bald das Schlechte, das Mittelmäßige und das Bequeme von einander unterſcheiden. Noth, Erfahrung, Betrachtung und Beurtheilung lernen erfinden, und haben erfunden, verändert und verbeſſert. Die innern Kräfte der Menſchen ſind bey dem Bande der Geſelligkeit gegen einander gereizt worden; der eine machte ſein Genie in dieſem, ein anderer in einem andern Falle oder Wiſſenſchaft geltend. Und nach gerade bekamen auch die ländlichen Wohnungen eine verfeinerte Bauart.

Bey der oben angeführten elenden Bauart, wo Menſchen und Vieh in einem unabgetheilten Raume und unter einander waren, empfand man die damit verknüpften Unannehmlichkeiten nur gar zu bald. Einige, welche Handlung und Gewerbe mit ihren Landesproducten trieben, wollten doch nicht einen jeden ihrer Untergeordneten ſehen und hören laſſen, was für Vortheile daraus zu ziehen wären; mithin erkannten ſie das Bequemere, eine Abſonderung zu dieſem Betriebe zu haben. Einige bemerkten das Nachtheilige für den Geſundheitszuſtand, welches aus ſo vielen unter einander wirbelnden Dünſten und Unreinigkeiten erfolgen mußte, da ſie ſich in der freyen Luft beſſer befanden, als in den verſchloſſenen und mit Dünſten erfüllten Löchern. Einige bemerkten das Verderben, welches in ihren Vorräthen ſich ereignete, und in einer abgeſonderten Hütte nicht erfolgte. Die mehr Bemittelten fiengen an, Abtheilungen zu machen, damit jede Verrichtung ihren beſtimmten Raum haben möchte. Man ſonderte vors erſte Menſchen und Vieh von einander, imgleichen die Vorräthe, die ſo wohl zur Unterhaltung der Menſchen, als zur Verpflegung und Nahrung des Viehes im Winter, dienen ſollten. Zum Beweiſe will ich nur zwo Bauarten, die alte weſtphäliſche oder auch polniſche, und die ſächſiſche, anführen, als welche beyde noch in

ihrem weſentlichen und natürlichen Zuſtande gefunden werden.

Die erſten Abtheilungen konnten wohl nicht anders, als ſehr einfach, ausfallen. Man machte eine Zwiſchenwand, welche die Wohnſtube und das Vorhaus von einander abſonderte. Man bedeckte das Gebälk mit Stangen und Lehm, damit die Wärme beyſammen bliebe. Man gab der Stube einen Kamin oder Ofen; jener ward in der Stube, dieſer aber in dem Vorhauſe geheizt; und der Rauch wurde durch einen Rauchfang über das Dach hinaus geführt. Um dem Vieh ſeinen Platz zu geben, wurde noch eine Wand durchgeführt, welche den Stall und das Vorhaus von einander abſonderte. Die Decken waren von Stangen und Lehm verdichtet. Auf den Böden konnten Vorräthe für Menſchen und Vieh aufbehalten werden. Eine Leiter oder Treppe führte auf die Böden. Jedem Fache wurde gehöriges Licht durch Oeffnungen oder Löcher gegeben. Die für die Stube bekamen geöhltes Fell, um den Schein des Tageslichtes zu gewinnen, bis nach und nach Glasfenſter an deren Stelle eingeführt wurden.

Ein ſolches Gebäude ſieht, in ſeiner Einrichtung und Vertheilung der Fächer und Gemächer, ſo aus, wie Fig. 1269 a) und b) im Grund- und Aufriß vorſtellt. a, die Hausthür; b der Hausraum oder die Hausflur; c, die Wohnſtube; d, der Ofen, oder ein Kamin; e, der Stall; f, die Treppe; g eine Kammer. Küche und Heerd waren noch nicht in dieſer Abtheilung bis man das Vorhaus wieder mit einer Zwiſchenwand vertheilte, und eine Küche mit einem Heerde erhielt, aus der Küche noch eine Thür in den Garten machte, und alſo die Bequemlichkeit auf einen weit höhern Grad gegen ein Gebäude oder Bauerwohnung der entgegen geſetzten Bauart brachte.

Die niederſächſiſche Bauart hat in den erſten und ältern Verbeſſerungen folgende Einrichtung. Die Einfahrt iſt zuweilen auf der ſchmalen, zuweilen auf der langen Seite; Fig. 1270 a) und b). a, die Einfahrt; b, die Wohnſtube; c, eine Kammer oder Stube; d, Hausflur, welche zuweilen eine Durchfahrt iſt; e, Stand der Kühe; f, Stand des Zugviehes; g, Behältniß und Lager für die Mägde; h, Behältniß und Lager für die Knechte; i, der Heerd und Ofen. Das Fach d oder die Hausflur iſt nicht bedeckt, ſondern der Rauch vom Heerde und Ofen geht in die Höhe, und ohne Schorſtein iſt es ihre Rauchkammer. Ueber b und c liegt das Getraide in Körnern; über den Kühen und Pferden liegen Stroh, Heu und Futter.

Nachdem aber höhere und weitläuftigere Nahrungsgeſchäfte, von Handlung und Gewerbe, mehr Menſchen an einen Ort zuſammen zogen, und dieſelben nicht allemal die Beſorgung des Unterhaltes von Ackerbau und der Viehzucht über ſich nehmen wollten und konnten, folglich die Nahrungsgeſchäfte ſich in ländliche und ſtädtiſche vertheilten, das Geld aber zum Antrieb des Gewerbes, es mochte ländlich oder ſtädtiſch ſeyn, alle Vortheile an die Hand gab: ſo machten ſich dieses die nahe gelegenen Beſitzer der Ländereyen zu Nutze, brachten ihren Ueberfluß an ländlichem Ertrag an diejenigen, die in den Städten dieſen Nahrungszweig nicht betreiben konnten, oder auch nicht achteten, tauſchten und kauften dafür andere Bedürfniſſe ein, die ſie zum Theil ſelbſt nöthig hatten, zum Theil aber andern überließen, im Ganzen aber immer den Gewinn zur Abſicht, und die Ausführung anderer Dinge zum Augenmerk hatten; woraus denn wiederum dieſes eine Folge war, daß einer und der andere, bey ſeiner ſonſt engen Wohnung, auf eine Erweiterung, oder auf Anlegung eines ganz neuen Gebäudes, nach ſeinen Vermögensumſtänden, bedacht war. Alsdann wurden neben der

Wohn-

Wohnſtube eine Kammer, eine Küche, etliche Kammern für ſeine Vorräthe und hülfreichende Perſonen oder Geſinde, angebracht. In dieſer Einrichtung unterſcheidet ſich ein Bauerhaus gar merklich von einem alt weſtphäliſchen, welches zwar eben den Raum, aber keine Bequemlichkeitsvertheilungen hat, wie Fig. 1271 a) anzeigt.

a, Wohnſtube; b, Stuben- oder Schlafkammer; c, Küche mit Heerd und Geheitze; d, Vorhaus; e, Durchgang; f, Geſindekammer; g, Vorrathskammer; h, Treppe; i, Stall.

Der Dachraum blieb noch für allerley Nothwendigkeiten übrig, als: Fütterung und Korn aufzubewahren, Werkzeuge und Meublen dahin zu ſtellen; weshalb denn ſtatt einer Leiter, die Bequemlichkeit zu befördern, eine Treppe mit vollen Stufen dahin geführt wurde. Der Stall konnte nicht mehr nach der ehemaligen Eintheilung, wo deſſen Raum kleiner war, ſeinen Platz finden; daher wurde ſelbiger angebauet, und das Geſinde konnte aus ihrer Kammer dahin gelangen, wenn etwa Unordnung oder andere Begebenheiten bey Nachtzeit vorfielen. Der Eingang in den Stall konnte, nach Belieben, von der vordern, hintern oder breiten Seite angebracht werdin. Die in der nöthigen Bequemlichkeit noch weiter gehen wollten, vertheilten einen Raum k an der Küche zu einer Speiſekammer. Ferner ſetzte man einen Keſſel in die Küche, Waſſer für das Vieh warm zu machen, und auch bey der Wäſche Dienſte davon zu erhalten. In den Ofen kamen ebenfalls ſo genannte Blaſen, Waſſer zum Brühfutter warm zu machen. Endlich, alles möglichſt bequem zu machen, legte man auch einen Backofen an, welcher entweder von der Gartenſeite angehängt, oder unter den gewöhnlichen Einheitzofen gebracht wurde. Den Auf- oder Standriß eines ſolchen Hauſes, ſtellt Fig. 1271 b) dar.

Bis hieher gründet ſich dieſe Bauart auf die Nothwendigkeit und den Nutzen, unter einer angebrachten Eintheilung zur Bequemlichkeit, auf einerley Horizont, oder nur auf ein Stockwerk auf der Erde. In der Folge ahmten einige die ſtädtiſchen Baumaximen nach, wo man, in Anſehung des Raumes, ſich nicht nach den Seiten ausbreiten konnte, ſondern über einander den Raum aus- und einzutheilen verſuchen mußte. Man baute ein Geſchoß auf das untere oder auf den Erdſtock, weil es doch mit einem und demſelben Dache und weit wenigern Koſten, als wenn zur Seite angebauet oder vergrößert werden mußte, geſchehen konnte. Theils geſchah es aus Nothwendigkeit, um für eine zahlreiche Familie Platz zu gewinnen, theils die Nahrungsgeſchäfte mehr und mehr mit Bequemlichkeit zu erweitern, wenn es nicht einzig und allein der Ackerbau war; theils auch aus Begierde, den Städtiſchen in der Bauart ähnlich zu werden; da dann ein Gebäude, wie Fig. 1272 darſtellt, entſtand.

Ein Haus für einen Bauer, von 6 bis 10 Hufen Landes, die Hufe zu 24 Acker oder Morgen, der Morgen zu 180 Quadratruthen gerechnet, muß mit einer ſehr geräumigen Stube verſehen ſeyn; beſſer aber iſt es, wenn zwo Stuben angebracht werden können, damit gewiſſe Verrichtungen getheilt werden, auch Geſinde und Herrſchaft von einander abgeſondert wohnen können. In kalten Herbſttagen, und im Winter, fallen allerley Verrichtungen vor, die, wegen der rauhen Witterung, nicht, wie im Sommer, unter freyem Himmel vorgenommen werden können; z. B. Rüben, Möhren, Kohl, einzulegen, zu ſchlachten, u. ſ. f. die doch immer neben andern in der Stube vorkommenden Arbeiten ihren Raum erfordern. Wo 6, 8 bis 10 Perſonnen beyſammen ſeyn, und jede in Verrichtung ſtehen ſoll, und wo, außer dem Ofen, für den Herrn und die Frau noch eine Bettſtelle ihren Raum ein-

einnimmt, auch das Butter- und Käſemachen geſchieht, iſt, wofern jedes ungehindert geſchehen ſoll, eine mäßige Stube nicht hinreichend, ſondern es ſind hiezu wenigſtens 140 bis 160 Quadratellen anzuwenden. Wäre das Gebäude 18 Ellen tief im Gebälke, ſo würde die Stube 12 Ellen in der Weite, und 12 bis 13 in der Breite bekommen müſſen. Können aber nur 12 und 10 Ellen zu beyden Ausmeſſungen gegeben werden, ſo würden die Verrichtungen durch die Zeit getheilet werden müſſen; man würde nämlich eine Behandlung der Producte heute, eine andere aber morgen vornehmen müſſen. Unter dieſer Anordnung wäre auch noch eine Stubenkammer anzubringen. Bey Bauerhäuſern, die noch nach der alten Art gebaut ſind, iſt die Tiefe im Gebälke oft nur 12 bis 13 Ellen, und die Stuben nehmen von 3 Wetterſeiten die Abtheilungen; es ſind aber auch Stuben, in denen man ſich wenig der Wärme erfreuen kann, und die über dies, weil keine Mittelwände darin ſind, in Anſehung der Dauer wenig taugen. Wenn auf beyden Seiten des Durchganges Stuben angebracht werden, ob gleich dieſelben auch nicht ſo geräumig, wie vorbemeldete, ausfallen: ſo können die Verrichtungen getheilt werden, daß gleichwohl beyderley Geſchlecht von Dienſtleiſtenden ihren Aufſeher bekommt; alsdann ſind die Stuben nach den Verhältniſſen 10: 10; 12: 9; auch 10: 9, anzulegen. Das Geheize koſtet freylich etwas mehr, aber der Nutzen kömmt in der Arbeit wieder heraus. Die Gebäude bekommen durch dieſe Einrichtung mehr Mittelwände, eine größere Dauer, und mehr Bequemlichkeit. Auch zu Kriegszeiten können im Nothfall der Soldat und Wirth einander ausweichen, und jeder ſeinen Raum für ſich erhalten.

Da ſich der Grundraum des Hauſes in 2 Haupttheile, oder, wenn wir den Durchgang (die Hausflur) mit dazu rechnen wollen, in 3 Theile zertheilt, ſo

wird auf der andern Seite eine Vorrathskammer angebracht werden können. Die Hausflur iſt ein zwar bequemer und angenehmer Raum; wenn man aber verſchwenderiſch in dieſer Vertheilung verfährt, wird man nöthigern Fächern und Gemächern den Platz entziehen. Es ſind keine ganz beſondere Verrichtungen auf der Hausflur vorzunehmen; denn ſie iſt gemeiniglich der Zugang zu allen Gemächern, die man auf der Erde gegen einander vertheilt hat. Man muß von der Hausflur in die Stuben, in die Küche, und auch, vermittelſt einer Treppe, unter das Dach, oder, wenn noch obere Stockwerkseintheilungen vorhanden ſind, dahin kommen können. Solchemnach kann dieſer Raum zu keiner, als etwa zufälligen, Beſtimmung weiter genutzet werden. Wenn man einen Durchgang, nach angenommenem Entwurfe, anbringen will, muß ſelbiger 5 Fuß oder 2½ Elle Weite erhalten. Da ferner noch eine Küche angebracht werden ſoll, welche für die wirthſchaftlichen Bedürfniſſe hinlänglich wäre: ſo iſt neben dem Durchgange der übrige Raum zur Küche zu beſtimmen. Dieſe kann 8 Ellen Länge, und 5 E. Breite, incluſ. der Wände, erhalten. Mithin wäre die Weite des Vorhauſes 8 bis 9 Ellen, und eben ſo tief, welches 64 Quadratellen Raum beträgt. Aus der Küche wird der Ofen für die groſſe Stube geheizt, wie auch der Backofen, welcher ſeinen Raum in die Stubenkammer ausdehnt, und oben platt gebauet wird, damit der auf demſelben entſtehende Platz noch zu nutzen ſey. Die andere Hälfte neben dem Durchgange iſt in 2 Kammern durch einen Mittelgang getheilt, durch welchen Gang man gerade in den Stall kommen kann, um wegen der Beſchickung, Melk= und Nutzung des Viehes beſtändig in der Nähe und aufmerkſam zu ſeyn.

Wenn der Stall mit einem Mittelgange zur Fütterung angelegt wird, daß die Köpfe der Kühe gegen ein=

einander zu ſtehen kommen, ſo kann eine Lampe, Laterne oder eine andere Erleuchtung, angebracht werden, die den ganzen Futtergang erleuchtet, ohne daß das Geſinde mit einem Lichte, Lampe, Laterne, oder gar mit brennenden Spänen, in den Stall gehen darf. Bey ſolcher Einrichtung, welche inſonderheit die Holländer bey ihren Ställen anzubringen pflegen, bleibt in den Ställen alles reinlich, das Futter wird nicht in den Miſt vertreten, und bey ſich ereignenden Vorfällen unter dem Vieh kann geſchwinde Hülfe geleiſtet werden.

Das Lager der Mägde wird dergeſtalt angebracht, daß ſie, bey dem geringſten Lärm unter dem Vieh, ſo gleich bey der Hand ſeyn. Wenn die Ställe hoch ſind, können dieſe Kammern durch einen Zwiſchenboden veranſtaltet werden, ſo, daß unten die Graskammer, und oben die Mägdkammer ihren Platz habe. Aus gedachter Kammer müſſen die Mägde durch ein Fenſter, oder eine Oeffnung, in den Stall ſehen und hören können, was unter dem Vieh vorgeht. Sind hingegen die Ställe nicht hoch, ſo kann von der Graskammer etwas an Höhe abgenommen werden, damit jene wenigſtens eine Höhe von 6 Fuß bekomme. Allzu niedrige Ställe taugen nichts, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher darthun werde. In Fig. 1273 wird man die jetzt beſchriebene Einrichtung vorgeſtellt finden.

a, Eingänge oder Thüren; b, Eingang aus dem Wohnhauſe; c, Geſindekammer, worunter die Graskammer; d, Träber und Angemenge, darüber die Kammer c fortgeht; e, der Futtergang; f, g, Stände der Kühe; h, Gang für das Vieh; i, anſtoßendes Wohnhaus.

Sollen dergleichen Gebäude mehrern Gelaß bekommen, ſo iſt das Ueberſäulen, oder das Aufſetzen eines mittelmäßigen Stockwerkes von 5 Ellen, von vieler Bequemlichkeit. In Anſehung des Daches, ſind die Koſten nicht größer; denn das mußte man vorher auch haben. Die obern Fächer und Gemächer werden als

Kammern für das Geſinde, und für Früchte, die man von den Böden abgeſondert haben will, gebraucht. Da in voriger Einrichtung auf dem Erdſtocke zwo Stuben angeordnet waren: ſo kann man eine Stube, mit aller Bequemlichkeit, in Abſicht auf Geheiz und Stubenkammer, eine Treppe hoch über der untern Stube anbringen.

Die Lehmhäuſer, oder, wie man ſie mit mehrerm Rechte nennt, unverbrennlichen Lehmhäuſer, ſind bey landwirthſchaftlichen Geſchäften eine ſo wohl beſondere als nützliche Bauart. Ein Lehmhaus iſt ein Gebäude, wo der Rumpf von Lehm und eingemiſchtem Stroh, einem hohen altgothiſchen Dache, welches gleichfalls mit Lehm überzogen iſt, und gemeiniglich noch ein Strohdach über dem Lehmdache hat, wenn es nicht mit Ziegeln gedeckt wird. Dieſe Gebäude gehören, da ſie unverbrennlich ſind, unter die vorzüglichen Behältniſſe, worin der Landwirth das ihm am wichtigſten ſcheinende wider alle Gefahr aufbewahren, auch die abgeſonderten Räume, jeden nach ſeiner Art, mit vieler Bequemlichkeit nutzen kann. Ein ſolches Lehmhaus dient dem Landwirthe zu einem Keller; zu einer Wäſch- und Kleiderkammer für ſich und ſein Geſinde; zu einem Kornmagazin, wo das Getraide vor dem Wurm ſicher iſt; zu einem Behältniß, worin verſchiedene Wirthſchaftsproducte ohne Dünſte und Feuchtigkeiten vollkommen trocken aufbehalten und verwahret werden können; und endlich zu einem Schutzgebäude wider Feuer. Mehr als 4 Abtheilungen über einander, findet man ſelten. Bey dieſen Gebäuden kann weiter nichts vom Feuer angegriffen und zerſtöret werden, als die äußerſte Bedachung, welche aber mit weniger Mühe, vermittelſt Feuerhaken, herunter geriſſen werden kann. Denn dieſe Gebäude haben, erwähntermaßen, gemeiniglich zwey Dächer über einander. Das erſte iſt durch ſeine Lattung über und über mit

Strohlehm belegt, und wie ein Lehmäſterich gemacht. Auf dieſem Dache hängt ein anderes, welches nur im Forſte über einander geſchleift iſt, und, damit die Luft durchſtreichen könne, auf untergelegten Klötzen von dem erſten abgeſondert hängt. Brennt ja das obere Dach, welches meiſtens Stroh iſt, herunter, ſo bleibt doch das von Strohlehm darunter liegende unverſehrt.

Jeder Ort hat freylich den hiezu erforderlichen guten Lehm nicht. Iſt derſelbe zu ſandig, oder mit zu viel Dammerde vermiſcht, ſo erhält die Arbeit keine Feſtigkeit. Ein mit etwas Thon gemiſchter, iſt vorzüglich hiezu gut. Findet ſich ein guter Eiſenkies darunter, ſo kann dieſer, vermöge ſeiner Natur, den Verband und Feſtigkeit befördern. Wo ſich der Lehm zur Ziegelbrennerey ſchickt, da kann er auch zu dieſer Arbeit gebraucht werden, nur muß das Stroh nicht geſchont, und der Lehm, ehe man das Stroh einmiſcht, mehr als einmal wohl durchgearbeitet, gehackt, mit Waſſer angefeuchtet und getreten werden.

Zu Aufführung eines Lehmhauſes wählt man einen im Bezirke des Gehöftes erhabenen Platz, damit der Grund am trockenſten ſeine Anlage erhalte. Gemeiniglich wird 1 gute Elle, oder wenigſtens $\frac{3}{4}$ Elle, tief die Dammerde weggeräumet oder ausgegraben. Die Breite des Grundes iſt $2\frac{1}{2}$, bis 3 Ellen. In dieſen gegrabenen Grund werden große Feldſteine (Feldwaken) gelegt, und die Zwiſchenräume derſelben mit Strohlehm ausgefüllt. Der Höhe des Grundes über die vorgefundene Erdfläche giebt man insgemein $\frac{3}{4}$ Ellen. Die obere Fläche des Grundes wird nicht geebnet, ſondern ungleich gelaſſen, damit der Aufſatz des Wellers beſſer in die Ungleichheiten eingreife. Der Raum, den man auf dem Horizont dazu erwählt, iſt, nach Beſchaffenheit der Güter, größer und kleiner.

Die

Die Stockwerke ſind $4\frac{1}{2}$ bis 5 Ellen mit dem Gebälke hoch.

Auf vorbeſchriebenen Grund werden, bey großen Gebäuden, die Umfaſſungs- und Zwiſchen- oder Mittelwände aufgeführt. Der Lehm wird, zu dieſer Arbeit, eine Zeitlang vorher aus den Gruben geſtochen, und nach dem Bauplatze geſchafft. Wenn er eine Zeitlang auswittern kann, wird er zäher, und verliert von den etwann in ihm befindlichen ſaliniſchen Theilen vieles; die Lehmwände werden trockner, und es ſchlagen keine ſalpeterige Theile aus. Wenn alſo der Lehm eine Zeitlang gelegen hat, wird er mit einer breiten Hacke durchgearbeitet, und von Steinen gereiniget, wieder mit Waſſer begoſſen, und fleißig mit den Füßen durchgetreten; dadurch erlangt er eine gewiſſe Zähigkeit, und die etwa gröbern Klöße werden zertheilt, daß eine einförmige Maſſe daraus wird. Alsdann wird Rocken- oder anderes Stroh, welches, wenn es etwa gar zu lang iſt, einmal zerhackt worden, hinein getreten, und vermittelſt einer dreyzackigen Gabel, welche etwas länger als die gewöhnliche Miſtgabel iſt, durch einander gezogen, um die Miſchung von Lehm und Stroh fein gleichförmig zu erhalten. Wenn dieſe Arbeit einigemal wiederholt worden, ſo iſt die Maſſe, woraus die Wellerwände aufgeführt werden, fertig. Um feſtere Wände zu machen, läßt man das Stroh nur einmal hacken; diejenigen aber, die ſich ihre Arbeit erleichtern wollen, hacken es zweymal. Allein, das zu kurze Stroh taugt nicht zu dieſer Bauart. Das Stroh muß hier den Verband machen, weil der Lehm an und für ſich wenig Zuſammenhang hat. Die Miſchung des Strohes in den Lehm wird, bey einer nicht ſandigen Art, nach folgender Proportion genommen, daß auf 1 Fuder von 3 Kubikellen, oder 24 Kubikfuß, 1 Bund lang Stroh genommen wird. Iſt das Stroh gar zu grobhalmig, ſo pflegt man

man es wohl zu bläuen oder zu klopfen, damit die Lagen beſſer auf einander binden, auch bey dem Eintreten nicht den Arbeitern die Füße verwundet werden. Wird zu wenig Stroh genommen, ſo trocknet eine Lehmwand ſehr langſam, ſinkt zuſammen, wird öfters in den Seiten bauchiq, tritt aus dem lothrechten Stande, und fällt, wenn man nicht Hülfe dagegen anwendet, gar um. Wenn der Lehm nicht gut durchgearbeitet und getreten wird, daß oft große Klöße ganz bleiben, mithin auch kein Stoh hinein kommt, ſo erhält die Wand keinen Zuſammenhang, bekommt Riſſe, und fällt bald ein. Aus dieſer zubereiteten Maſſe werden von dem Lehmentierer einzelne Theile, welche man Kauten oder Zöpfe nennt, mit der dreyzackigen Gabel gemacht; welches eine Arbeit iſt, die ſich beſſer durch den Augenſchein begreifen, als deutlich beſchreiben läßt. Eine ſolche Kaute iſt an dem dicken Ende ¼ Elle dick, und, nach der Länge des Strohes, ¾ auch wohl zuweilen über 1 Elle lang. Dieſe werden nun auf den mit Feldwaken gelegten Grund bundweiſe, d. i. nach der Länge und Breite, aufgeſchichtet. Einer der Arbeiter macht die Kauten, und ein anderer ſetzt dieſelben nach einander fort, wie ſonſt mit Mauerſteinen verfahren wird. Es kommt nach der Länge niemals Fuge auf Fuge; und wenn nach der Länge fort geſetzt worden, werden quer über wieder Lagen gemacht, doch niemals horizontal, ſondern in Geſtalt einer abhängigen Fläche (Planum inclinatum,) Fig. 1274 a). Wenn eine Schicht oder etliche geſetzt ſind, werden dieſelben mit Schlägeln, oder einer dazu eingerichteten Platſche, von innen und außen feſt geſchlagen.

Gemeiniglich wird in den ſtarken Wänden, wie ſie in den Lehmhäuſern angenommen werden, nur eine Höhe von 1 Elle zu einem Satze aufgeführt. Dieſe geſchieht rings herum, und zwar aus der Abſicht, damit die Sätze austrocknen können, und, wenn man herum

um iſt, man wieder daſelbſt, wo angefangen worden iſt, fort arbeiten könne. Sind die Wände nicht ſo dick in der Anlage, giebt man auch 3 Fuß Höhe zu einem Satze. Hier muß nach den Umſtänden geurtheilt werden, wie die Maſſe, wie die Witterung zum Trocknen beſchaffen iſt, und wie ſtark die Dicke der Wände ſeyn ſoll. In einem trocknen Jahre werden die Lehmwände allemal dauerhafter, als in einem naſſen, gerathen. Sollte die erſte Schicht, oder der erſte Satz, wenn herum gearbeitet iſt, noch nicht völlig trocken ſeyn, und wäre zu befürchten, daß die erſte Schicht von der neu aufgeſetzten gedrückt würde, daß eine Ausbauchung erfolgte, ſo muß einige Zeit inne gehalten werden. Bey ſchwachen Wänden iſt dieſes Innehalten nicht nöthig, es müßte denn die Witterung beſonders zuwider ſeyn.

Auf dieſe Weiſe fährt man fort, bis man die ganze beſtimmte Höhe an Umfaſſungs- Zwiſchen- und Giebelwänden aufgeführt hat. Im Halberſtädtiſchen wird von unten bis zur Höhe der Wände nach und nach geſchalet, um die Wände zwiſchen der Schalung aufzuführen. In der Leipziger Gegend hingegen wiſſen die Lehmentierer ihre Arbeit aus freyer Hand, ohne irgend eine Beyhülfe, zu ſetzen und zu vollenden. Oefters kommen 9 Ellen hohe Wände vor, welche 2 Stockwerke ausmachen, und es werden keine weitere Hülfsmittel dazu angewandt.

Dieſe Lähmwände werden niemals auswendig lothrecht geſetzt, ſondern bekommen, auf 1 Elle Höhe, 1 bis 1½ Zoll Böſchung (Einziehung oder Röſche.) Inwendig wird zuweilen abgeſetzt, zuweilen auch 1 Zoll auf die Elle Böſchung gegeben; in den Scheunen aber giebt man inwendig nicht gern viel Böſchung. Der Grund wird ſo breit angelegt, als die Lehmwand dick iſt; es iſt aber beſſer, wenn er etwas breiter gefaßt wird, wie ich weiter unten zeigen werde. Wenn eine

Stockwerkhöhe aufgeführt iſt, muß für das Gebälk Einrichtung gemacht werden. Die gut ausgebauten Lehmhäuſer haben ihr Gebälk auf Mauerlatten, welche 1 Fuß tief in der Wand liegen, ruhend, ſo daß ſie zugleich eine Verankerung der Wände in die Länge und Breite ausmachen. Wenn die Stockwerkhöhe völlig aufgeführt, und halb getrocknet iſt, werden die Mauerlatten eingelaſſen, und die Balken aufgekämmt. So bald dieſer Satz trocken iſt, wird weiter fort gearbeitet, bis wieder ein Stockwerk vollendet iſt, da dann die Mauerlatten, wie vorher, mit ihren darauf liegenden Balken eingebracht werden. Die Balken von weichem Holze ſind hier nicht recht tauglich, es müßte denn der Lehm faſt gänzlich trocken geworden ſeyn. Die eichenen Balken hingegen halten ſich beſſer; und man hat wenig Beyſpiele, daß die Köpfe abgefault wären, welches bey weichem Holze gar oft erfolgt, ſo daß man, Unterzüge wider das Herabſtürzen des Bodens einzulegen, genöthigt iſt. Die untere oder Erdetage iſt hierin dieſem Zufall am erſten unterworfen, weil mehr wirkende Feuchtigkeiten vorhanden ſind, welche die Balken angreifen und zeſtören, welcher Umſtand in den höhern Stockwerken nicht Statt hat.

Die Einſchnitte oder Oeffnungen der Thüren ſind, nach Verhältniß des Bauherrn und ſeiner Vermögensumſtände, entweder von Lehm, oder mit Mauerziegeln ausgeſetzt und überwölbt, oder zuweilen gar von gehauenen Steinen. Die ganz ſchlechte Art iſt, wo die Stürze von ſtarkem Holze gemacht ſind. Die Luftlöcher (denn Fenſter kann man dieſelben nicht nennen,) ſind in dem Erdſtocke bald dreyeckig, bald rund, bald länglich viereckig, nur nach einem indeſſen eingelegten Stücke Holz geformt, welches hernach, wenn alles trocken iſt, heraus geſchlagen wird. Einige laſſen auch dieſe Löcher, auf eine feinere Weiſe, von gehauenen

Stei-

Steinen bis nahe an die äußerſte Fläche der Wände einſetzen, das äußerſte Loch aber wird vom Lehm umſchloſſen. Die Fenſter in den obern Stockwerken ſind etwas größer, um mehr Bequemlichkeit des einfallenden Lichtes zu erhalten; ſelten aber über 8 bis 10 Zoll weit, und 1 Elle hoch. Zuweilen werden dieſe Fenſter mit eiſernen Klappen, oder auch mit Blech beſchlagenen Vorſätzen verſehen; wie denn auch die Thüren auswendig mit der Wand bindig eiſern, inwendig aber hölzern, und mit Blech beſchlagen ſind. Sind die Umfaſſungswände mit den Zwiſchenwänden, wo ſolche vorhanden ſind, aufgeführt, ſo wird, wie bey andern Gebäuden, das Sparrwerk aufgeſetzt. Dieſes iſt ein hohes gothiſches Dach, deſſen Perpendicularhöhe gleich der Balkentiefe iſt, nach ſeiner Form ſchlechtes Anſehen macht, in aller Abſicht aber das ſchicklichſte Dach zu dieſen Gebäuden iſt. Die Balkentiefe iſt ſelten über 12 Ellen. Wenn das Dach darauf liegt, hält es die Wände zuſammen, wie das Dach auf den Wolfsſcheunen. Ferner iſt inwendig noch ein ganzer Stock volle Lehmwand unter dem Dache, welcher erſt nach aufgeſetztem Sparrwerk bis an die Sparren aufgeführt und gelehmet wird l, Fig. 1274 b). Die Böden werden mit verglichenen Schwarten, und darüber einem Lehmanſtrich, oder mit Stangen, welche mit Strohlehm umhüllt ſind, belegt. Solchergeſtalt iſt jeder Boden an und für ſich ſchon feuerfeſt. Die alten Lehmhäuſer haben gemeiniglich einen ſtehenden Stuhl in dem Sparrwerke, die neuern aber werden auch mit einem liegenden Stuhl eingerichtet. Nach aufgeſetztem Sparrwerk wird ziemlich enge, wie bey einem Ziegel-Dache, gelattet. In den alten Lehmhäuſern findet man meiſtens geriſſene Latten; wenn aber die Sparren nicht zu weit geſtellt ſind, können auch geſchnittene Latten, welche aber etwas ſtärker, als ſonſt gebräuchlich iſt, seyn müſſen, genommen werden. Dieſes mit Latten beſchlagene

gene Dach wird nun mit Lehmzöpfen ausgeflochten, daß weder Sparren noch Latten zu ſehen ſind. Die ganze Umhüllung mit den Lehmzöpfen wird 2 bis 4 Zoll dick gemacht, wo kein Feuer durchwirken wird. Die etwa gebliebenen Ungleichheiten werden nachgebeſſert, damit die ganze Dachfläche eine volle Ebene werde, auf welcher auch bey Feuersgefahr kaum die Aſche von dem darauf kommenden Wetterdache liegen bleiben kann. Das Wetterdach beſteht aus ſchlechten dünnen Sparren, die nur im Forſte zuſammen geſchleift ſind, und von einem hölzernen Nagel gehalten werden. Da dieſe Bedachung gemeiniglich mit Stroh geſchieht, ſo wird auch die Lattung danach eingerichtet, und mit Schoben gedeckt. Man läßt aber dieſes Dach nicht dicht auf dem Lehmdache aufliegen, ſondern erhält es durch untergeſetzte Stützen 2 bis 3 Viertel unten vom Dache ab. Dieſer Zwiſchenraum dienet dazu, daß das untere Lehmdach beſtändig trocken erhalten werde, weil ſonſt das obere verfaulen und das untere mit anſtecken könnte; da aber die Luft durchſtreichen kann, bleibt das untere trocken, und wenn auch das obere falſch wird, kann das untere dennoch in ſeinem guten und dauerhaften Zuſtande bleiben, bis man das obere wieder auszubeſſern Zeit und Gelegenheit hat. Bey Feuersgefahr, wenn das obere Wetterdach in Brand gerathen iſt, kann man mit den Sprizen dazwiſchen kommen, daß öfters das Stroh wegbrennt, und die Sparren unbeſchädigt bleiben. Wenn die Stützen jähling weggeriſſen werden, prallt der Sparren oben aus ſeiner Verbindung oder Scheere, und fällt ſamt dem Strohdache herunter. Wenn man einen Sparren mit dem Feuerhaken ergreift, und nach einer Seite zieht, bricht die Scheere auch entzwey, und der Sparren fällt herunter. Auf der Erde kann die Gluth nicht ſo hoch gegen andere Gebäude wirken, und iſt man eher im Stande, daſelbſt

zu löſchen, und den Fortgang des Feuers zu hemmen, wie auch dem Flugfeuer Einhalt zu thun.

Die alten Gebäude dieſer Art ſind, wie geſagt, mit Stroh gedeckt; in den neuern Anlagen aber hat man das Wetterdach von Ziegeln gemacht, damit auch der erſte Angriff vom Feuer oder auch Flugfeuer nicht ſo gefährlich ausfallen könne. Die Hitze müßte außerordentlich ſtark ſeyn, wenn die Latten unter den Ziegeln in Brand gerathen ſollten, da ſelbige doch zu wenig ſpielende Luft haben, welche das Feuer nach phyſikaliſchen Gründen nothwendig haben muß, wenn es zur Flamme ausbrechen ſoll.

In Anſehung der Giebel iſt noch Folgendes zu bemerken. Der Rumpf eines Lehmhauſes geht bis an das Dach. Von da ſetzt der Giebel ab, und wird von einer Etage zur andern dünner, daß er über dem Kehlbalken nur 1 Elle, zuweilen auch nur ¾ dick bleibt, der Giebel aber inwendig von Holz ausgebunden, und mit dem Lehm des Giebels vereiniget wird. Aermere Eigenthümer machen einen vollen Bundgiebel, und verblenden nur die äußern Seiten mit 6 bis 9 Zoll Lehm. Allein wenn dieſe das Feuer nicht zerſtört, ſo thut es das Waſſer, nämlich der Regen; und man bemerkt, daß die Länge der Zeit den Lehm bis auf das Holz abgezehrt hat. Will man den Lehmhäuſern eine lange Dauer verſchaffen, ſo laſſe man die Wetterbedachung, es ſey Stroh oder Ziegel, weit überragen. Die Traufe wird dadurch weit abgehalten, und die Giebel kann der Regen auch nicht ſo leicht treffen. Lehm zieht die Feuchtigkeiten ohnedies ſehr an, mithin werden die Sohlen weich, und die Wände unterhöhlen ſich. Das Stroh fault an dieſen Orten am erſten aus, folglich verliert der Fuß der Wände ſeinen feſten Aufſitz, und erzeugt wohl gar der Feſtigkeit nachtheilige Folgen.

Ob=

Obgleich ein Lehmhaus nur ein dem Anſehen nach ſchlechtes Gebäude iſt, ſo iſt es doch von ungemeinem Nutzen. Ihren wahren Werth kennen diejenigen Einwohner der Dörfer am beſten, die bey entſtandener Feuersbrunſt von ihrem Gehöfte weiter nichts, als das Lehmhaus, jedoch mit ihren Habſeligkeiten und einem guten Theile Nahrungsmittel übrig behalten haben.

Zu mehrerer Deutlichkeit will ich einige der nothwendigſten Theile durch eine Zeichnung zu erläutern ſuchen.

Fig. 1274 a). a, die großen Feldwaſen, auf welche die Lehmwände geſetzt werden; b, die Lehmkanten oder Zöpfe, nach der Länge der Wand geſchichtet; c, dergleichen, nach der Quere durchgelegt.

Fig. 1274 b) und c) die Wände. e, der Eingang, von außen mit einer eiſernen, von ihnen mit einer hölzernen Thüre verſchloſſen; f, die Böden mit Stangen oder Schwarten belegt, und mit einem darüber geſchlagenen Lehmäſterich; g, ſtehender Dachſtuhl; h, das eigentliche Sparrwerk mit der Lattung, ſo mit Strohlehm ausgeſtakt iſt; i das Wetterdachgeſpärre mit ſeiner Lattung; k, die untergeſetzten Stützen, damit das Wetterdach nicht unmittelbar auf dem Lehmdache liege; l, Fortſatz der Lehmwand unter dem Dache.

Fig. 1274 d) der Grundriß eines Lehmhauſes.

In Anſehung der Bequemlichkeit ſind die Lehmhäuſer, wenn es Wohnhäuſer ſind, im Winter warm, und im Sommer kühl, da man in Gebäuden von Steinen frieren und Feuchtigkeiten empfinden muß, in Gebäuden von Fachwerk und Riegelwänden aber nie warm werden kann. Die Lehmwände für Wohnungen ſind trockner und geſünder, als irgend eine andere Art von Wänden. Dieſe läßt das Feuer unzerſtört; ſie werden, wenn ſie den Brand ausgehalten haben, dauerhafter, und erleichtern den Wiederaufbau gar ſehr, da bey den Riegelwänden und Mauern eine faſt gänzliche Zerſtörung durch das Feuer erfolgt. Läßt man die Lehmwände abweißen, ſo kann man kaum erkennen, ob es Lehm oder eine ſteinerne Mauer iſt.

Die Aufführung der Häuſer und wirthſchaftlichen Gebäude unterſcheidet ſich meiſtens nach den Materialien, welche in einem gewiſſen Bezirke gefunden werden, und am wohlfeilſten auf den Bauplatz zu ſchaffen ſind. Die dauerhafteſten Gebäude ſind wohl die von Bruchſteinen und Holz. Sind die Steine rar, ſo ſucht man den künſtlichen, nämlich die gebrannten Mauerſteine oder Ziegel anzuwenden. Wenn dieſe zu koſtbar ausfallen, werden die Umfaſſungswände von Lehm aufgeführt, oder man bediene ſich des Fachwerkes oder der Riegelwände, nämlich einer Zuſammenſetzung von Holz und Ziegeln, oder auch nur Holz und Lehm allein. Wände, welche auf die Erde zu ſtehen kommen, ſollten billig von Mauer ſeyn, ſie mögen nun von Bruchſteinen, oder von guten feſten Ziegeln errichtet werden. Die Ausdünſtungen aus der Erde, die Feuchtigkeiten, welche von der Witterung, als: Regen, Schnee ꝛc. entſtehen, ſind gegen andere Materialien die mächtigſten Feinde. Kann man nicht die ganze Höhe der Gebäude von Steinen aufführen, ſo muß wenigſtens dafür geſorget werden, daß ſämtliche Wände einen tüchtigen ausgemauerten Grund oder Füllmund erhalten.

Von den Bruchſteinmauern werde ich im Art. Stein; von den Mauern von gebrannten Mauerziegeln oder Backſteinen, im Art. Ziegel, und von Lehmwänden, im Art. Lehm, handeln.

An Orten, wo die Steine nicht in Menge, oder die Lehmwände nicht beliebt ſind, bauen die Einwohner von Holz- und Fachwerk. Die Fache werden alsdann entweder nur mit hölzernen Stöcken (Staken) ausgeſetzt, und mit Strohlehm ausgekleibet, welches man Stakwerk nennt; oder ſie werden mit ſo genannten ägyptiſchen Ziegeln (Lehmbackſteinen, von Lehm an der Sonne getrockneten Ziegeln,) welche der Landmann ſelbſt zubereitet, oder mit wenigen Koſten verfertigen läßt,

läßt, ausgeſetzt. Die beſte Art aber die Fache auszuſetzen, geſchieht mit gebrannten Mauerziegeln, wobey, zu Erleichterung der Koſten, auch die Bruchſtücke oder unvollkommene Ziegel angewandt werden können. Die Ausſetzung geſchieht aufs Viertel, oder den breiten, oder auch nur auf den hohen Stein, alſo 3 Zoll ſtark. Dieſer Bau iſt zwar anſehnlicher, als die Lehmwände, aber von minderer Dauer und wenigerm Widerſtande gegen Wind und Wetter. Die Fachwände ſind von keiner beträchtlichen Dicke, die ausgeſtakten Felder ſind aber auch dünner, als die mit Ziegeln ausgeſetzen; und die ausgeſetzten haben ſelten über 6 Zoll Dicke, zuweilen (auf den hohen Stein ausgeſetzt,) nur 3 bis 4 Zoll, wo aber die Kälte bald durchdringen kann. Iſt das Holz zu dem Fachwerke nicht trocken genug, ſo zieht es ſich noch im Stande zuſammen, und trocknet ein, wodurch dieſe Wände klüftig werden, daß der Wind durchſtreichen kann. Bey den Wohngebäuden und Ställen, inſonderheit Kühſtällen, ſollte man, ſo viel möglich, alle Riegelwände verbannen.

Da die Riegelwände (Bundwände) auf die Erde zu ſtehen kommen, Holz und Erde aber in einer beſtändigen Feindſchaft gegen einander ſind, ſo muß man alle mögliche Vorſicht anwenden, daß der Bauherr nicht mit ſeinem Schaden in dieſe Wirkungen der Natur eingeflochten werde. Ein ſolches Gebäude, es möge eine Beſtimmung haben, welche es will, muß auf dem Horizonte tüchtig verſchwellt werden. Da die Schwellen von Holz, und die Holzarten nicht von einerley Güte, dieſe Hölzer aber am meiſten dieſen Feuchtigkeiten ausgeſetzt ſind, auch zugleich das Gebäude tragen ſollen: ſo kann man leicht von dem Holze zu den Schwellen, und deſſen Beſchaffenheit auf die Dauer der Wände ſchließen. Der Arme, oder der durch den Zufall in die Nothwendigkeit zu bauen geſetzt wird, nimmt was er hat, oder was er am wohlfeilſten haben kann, und

denkt nicht allemal an die daher entſtehenden ſchädlichen Folgen. Auch die Landesart erlaubt nicht allemal eine Auswahl des beſſern Holzes zu Schwellen zu machen. Wer ſeine Gebäude mit eichenem Holze unterſchwellen kann, wird das beſte Theil erwählen. In Ermangelung des eichenen muß man dasjenige, welches am meiſten Holz hat, als: kiefernes und fichtenes, nehmen. Das Tannenholz iſt zu ſchwammicht, und wird leicht von den Feuchtigkeiten angegriffen und zerſtöret. Eine fernere Vorſicht iſt, die Schwellen auf einen gut ausgemauerten Füllmund 1½ Fuß über dem Horizont zu legen. Dadurch bekommen die Schwellen ein trocknes Lager; und wenn auch ein Anlauf angepflaſtert werden muß, ſo erhalten die Feuchtigkeiten einen ſtärkern Ablauf, daß ſie die Schwellen nicht berühren können. Wird dieſe Vorſicht nicht bey der erſten Anlage beobachtet, ſo iſt man in kurzer Zeit genöthigt, neue Schwellen einzubringen; in welcher Abſicht die auf den Schwellen verfaulten Zapfen, um neue zu gewinnen, weggeſchnitten, und die Schwellen höher gelegt und untermauert werden müſſen, in welchem Zuſtande man alsdann eine Riegelwand noch viele Jahre erhält. Wäre es nicht zuträglicher geweſen, dieſes Verfahren gleich bey der erſten Anlage zu beobachten, wo alles in völligen Verband und Zuſammenhang kommen konnte, als daſſelbe nun wie Flick- und Stückwerk mit doppelten Koſten auszuführen? Bey neuen Anlagen folgt eine Verbindung, wie ſie ſeyn muß, nach einander; bey Flickwerken und Reparaturen kann man nicht mit Bequemlichkeit beykommen, mithin geht Zeit und Geld verloren.

Man bedient ſich zu den Schwellen ſowohl des geſchnittenen als ungeſchnittenen Holzes, nachdem es Länge und Stärke erfordert. Dar geſchnittene iſt aber niemals von der Güte, zumal wenn die vom Schnitt entſtandene Fläche auf die Mauer oder das Fundament

zu

zu liegen kömmt. Die Schnittfläche beſteht aus Kern und Splint; der Kern quillt auf, der Splint nicht, mithin muß eine ſchiefe Auflage entſtehen, welche öfters die ganze Wand aus dem lothrechten Stande dreht und drängt. Nimmt man einen gerade gewachſenen Stamm, und läßt eine Schwelle daraus beſchlagen und zubereiten, ſo iſt die auf das Fundament gelegte Fläche von einerley Art, und die Schwelle bleibt unveränderter, als im erſten Falle, und mithin auch die Wand, welche auf der Schwelle ruht.

Zuweilen trifft es ſich, daß die Bäume, welche man zum Unterſchwellen wählt, ſonnenſchief gewachſen ſind. Wenn ſolche Schwelle eine ziemliche Länge ohne Zwiſchenverbindung erhält, zu ſchwach genommen wird, oder ſonſt ungleich getrocknet iſt: ſo kann ebenfalls ein ſchlimmer Erfolg vorgedachter Art entſtehen.

In den Scheunen kommen gemeiniglich die längſten Schwellen vor. Will man dem Schieflaufen und Drehen vorbeugen, ſo können die Hauptſchwellen durch Ankerſchwellen mit Schwalbenſchwänzen oder Kämmen verbunden werden, wodurch weder Schwelle noch Wand weichen und ausbauchen kann.

Was in Anſehung der Schwellen bey den Ställen von Fachwerk zu bemerken iſt, werde ich im Artikel Stall beybringen.

Eine zwote Holzbedürfniß iſt, nach den Schwellen, das Säulholz, zu den Eck- Bund- Thor- und Mittelſäulen. Billig ſollten die Eck- und Thorſäulen die ſtärkſten ſeyn. Die Säulen werden gemeiniglich eingelocht, damit die Riegelzapfen zur Verbindung eingebracht werden können. Die Eckſäulen bekommen eine doppelte Einlochung, welche einander nach verſchiedenen Richtungen durchkreuzen, welches mithin die Dauer und Stärke einer ſolchen Säule ſchwächt. Die Thorſäulen bekommen zwar nur eine einfache Einlochung; an den Thoren aber haben ſie eine doppelte Gewalt auszuſtehen. Erſtlich müſſen dieſelben, wie andere, tragen und verbinden; zweytens müſ-

müſſen ſie die Thorflügel, die zuweilen eine ziemliche Erſchütterung zu erdulden haben, halten. Die Thorſäulen können daher füglich doppelt ſo ſtark, als eine Mittelſäule, gemacht werden, damit die Thorläufer eingelaſſen werden könne. Die Bundſäulen müſſen allemal ſtärker, als die übrigen Mittelſäulen, ſeyn, weil ſie, wegen des auf ihnen ruhenden Binders, mehr zu halten haben. Will man nicht das äußere Anſehen, wenn es nicht Wohngebäude ſind, beleidigen, ſo ſetzt man die Bundſäulen auf die hohe Kante einwärts hinein, welches inſonderheit bey den Scheunen einen ungemeinen Vortheil leiſtet. Die Mittel= oder Füllſäulen müſſen, wegen ihrer Einlochung, auch nicht zu ſchwach angeleget werden, weil ſie ſich ſonſt ausbauchen. Gemeiniglich pflegen die Landzimmerleute, wenn ſie die Einlochung für die Riegelhölzer machen, dieſelbe durch die ganze Säule zu ſchlagen, und alſo der Säule ihre Kraft zu nehmen. Sind die Säulen für ſich nicht ſehr ſtark, ſo ſind ſie kaum zum Tragen, geſchweige gegen das Ausbauchen der Wände, vermögend genug. Beſſer wäre es, wofern man nicht ſtärkere Säulen nehmen wollte, mit den Riegellöchern zu wechſeln, wie Fig. 1275 zeigt. Hier ſind in einem Säulenfache die Riegel a a, in den nebenſtehenden aber b b, und zwar dergeſtalt, daß die Zapfenlöcher nicht auf einander treffen. Hohe Säulen, wie z. B. an Scheunen, ſollten billig ſtärker nach der hohen Kante einwärts geſetzt werden. Wenn die Säulen auswärts 8, und nach einwärts 9 ½ bis 10 Zoll ſtark ſind, ſo käme ſo viel Holz wieder zu gute, als das Zapfenloch beträgt, und man wäre vor dem Ausbauchen der Wände mehr geſichert.

Bey den Riegelwänden niedriger Stockwerke, dergleichen die überſäulten Gebäude ſind, leidet dieſes eine Ausnahme, weil in dieſem Falle die Urſachen wegfallen, auch ſelten bey Wohngebäuden eine ſolche

Höhe,

Höhe, wie hier bey den Scheunen, vorkömmt. Die Fenſter wollen hier bey den Sohlriegeln eine gewiſſe Beſtimmung haben, die übrigen Riegel aber können höher oder niedriger liegen, um dem ſchädlichen Entgegenlochen und der Schwächung der Säulen auszuweichen. Manche Zimmerleute pflegen die Sohlriegel an den Fenſtern ſchlotternd einzulegen und zu vernageln, welches aber mehr ſchädlich als nützlich iſt. An den Fenſtern entſteht auf mancherley Art Näſſe, welche ſich in die Löcher zieht, und eine Säule eher zum Bruche bringt, als bey einem ungenagelten Riegel geſchieht.

Bey der Auswahl der Säulen und Riegel von geſchnittenem Holze, muß der Kern auswendig gegen die Wetterſeite gebracht werden, weil dieſer der Witterung kräftiger widerſteht, als der Splint.

Bey dem Verriegeln der Gebäude pflegen die Zimmerleute zuweilen alle Riegel ſchlotternd mit zugeſpitzten Zapfen einzuſetzen, um ſich eine Erleichterung bey dem Richten der Gebäude zu verſchaffen. Wenn die Fache ausgemauert ſind, kann man dieſen Fehler nicht entdecken; daher muß ein Bauherr die Zulage und den Werkſatz fleißig beſuchen, um dergleichen fehlerhafte Arbeit nicht zu geſtatten. Gute Zimmerleute arbeiten Zapfen und Löcher bündig und paſſend, und ziehen ihr Fachwerk mit Schlag, Anwuchs und Ketten zuſammen. Bey ſolchen aufgerichteten Wänden iſt man nicht im Stande, eine Erſchütterung zu machen, ungeachtet ſie nur einſeitig im Zapfen ſtehen.

Die Riegel dürfen nur von weichem Holze ſeyn. Wenn man, wie ſehr oft bey Veränderungen und Erweiterungen der Wirthſchaftsgebäude geſchieht, die alten wegreißen muß, und noch vieles gutes brauchbares Holz findet, ſo giebt dieſes wenigſtens das beſte Riegelholz; ein ſolches Holz iſt trocken, das neue aber noch feucht. Werden die Riegelzapfen in das noch

grüne Holz eingebracht, ſo zieht ſich das grüne bis zu ſeiner völligen Austrocknung zuſammen, und ſchließt an die Zapfen an, daß kein Riegel wieder heraus zu bringen iſt, man müßte denn den Zapfen wegſchneiden. Die ſchwalbenſchwanzförmige Verbindung mit altem trocknen und grünen Holze erhält eine ungemeine Feſtigkeit, und iſt inſonderheit bey den Ankerſchwellen in den Scheunen nicht außer Acht zu laſſen.

Sind Schwellen, Säulen, Riegel und Plattſtücke in Verbindung gebracht und aufgeſtellt, ſo erfordert das Gebäude ein Gebälk. In Gebäuden auf dem Lande ſollten die Balken nicht zu ſchwach gewählt werden, weil ſie gemeiniglich mehr, als in den Stadtgebäuden, zu tragen bekommen. In den Stadtgebäuden laſten die leichten Meublen nur an den Wänden herum, wo die Unterlagen nahe ſind; auf den Böden der Landwirthe wird auf die Mitte mehr, als an die Ränder, gelegt und geſchüttet. Jede Getreideart muß ihren abgeſonderten Raum haben. Manche Art laſtet viel, manche wenig; die eine verträgt es, daß man ſie höher, als eine andere, über einander ſchüttet, eine andere hingegen nicht. Das harte Getreide, als: Korn, Weizen, Erbſen, Linſen, Lein laſtet beträchtlich, daß man auf den Quadratraum einer Elle öfters 2 bis 3 Centn. Laſt rechnen kann. Geſetzt, ein Boden ſey 36 Fuß oder 18 Ellen lang und 15 E. tief, ſo würden an 600 Ctn., und mehr, daſelbſt aufgeſchüttet werden können, welche Laſt, wenn ſie auf die Mitte des Gebälkes, als den ſchwächern Theil deſſelben, zu liegen kömmt, von nicht geringer Wirkung iſt. Kömmt auch, wie es ſeyn ſoll, auf 18 Ellen Balkentiefe ein Unterzug, ſo wird er zuweilen ſo ſchwach gewählt, daß keine große Hülfe davon zu erwarten iſt. Werden vorerwähnte Getreideſorten dick über einander geſchüttet, ſo iſt die Laſt noch größer. Sind nun die Balken zu ſchwach, und die Unterzüge von

einer zu weiten Tracht, ſo entſteht eine Biegung, welche die Wände aus einander preßt, auch die Balken wohl gar aus den Kämmen der Mauerlatten oder Plattſtücke zieht. Ein ſolcher Zufall iſt ſchwer zu repariren. Die Balken ſind durch eine langſame anhaltende Wirkung der Laſt verwöhnt worden, daß man ſie nicht wieder in geraden Stand und Lager bringen kann. Unterſtützungen anzubringen, erlaubt der darunter befindliche Raum nicht. Wird aber bey der erſten Anlage dahin geſehen, daß Balken und Unterzüge tüchtig und ſtark genug angelegt werden, ſo verhütet man dieſe ſchädliche Folgen.

Die Balken auf die hohe Kante zu legen, iſt in unſern Tagen eine bewährte gute Maxime; es muß aber auch mit Klugheit geſchehen, weil ſonſt ein Balken auf 12 Ellen freye Tracht eben das würde leiſten müſſen, als auf 18 Ellen. Der Balken baucht in dieſer Lage gern zur Seite aus. Dieſem Uebel muß in der erſten Anlage vorgebeugt werden. Zu den ländlichen Gebäuden müſſen die Balken auf 10 Ellen Weite, auch 10 Zoll am dünnen Ende Höhe haben; die Breite kann 7 bis 8 Zoll ſeyn. Weil auch die Zopfenden gemeiniglich eher, als die Stammenden, angehen oder faulen, ſo muß man bey Legung der Balken dahin ſehen, daß die Kopfenden nach derjenigen Seite, wo die meiſten Wetter anſchlagen, zu liegen kommen. Wo die Balken bey ſteinernen Gebäuden mit ihren Köpfen in die Mauer mit naſſem Kalk, ohne vorhergegangenes Brennen und Theeren, oder auch Vitriolbad eingelegt werden, kann man ſichere Rechnung machen, daß in 20 Jahren die Balkenköpfe an den Zopfenden angegangen, auch wohl gar weggefault ſeyn. Der graue Kalk iſt in dieſem Falle, die Balkenköpfe zu vermauern, nicht ſo freſſend, als der Leder = oder Bitterkalk, da jener eine mit einer Säure geſättigte Maſſe iſt, welche der Fäulniß wider=

widerſteht; dieſer hingegen iſt ein alkaliſches Weſen, welcher das Reſinöſe und Saliniſche des Holzes ausſauget, und unter einer fortdauernden Gährung, weil die Luft keinen Zugang haben kann, das Holz in Fäulniß bringt. Das wohlfeilſte Mittel, die Balkenköpfe wider die Fäulniß zu bewahren, iſt ein guter Lehm.

Ein eben ſo wichtiger Theil des Gebäudes, als Grund, Wände und Gebälk ſind, iſt das Dach. Von deſſen verſchiedenen Arten iſt bereits im VIII. Th. S. 516, fgg. ausführlich gehandelt worden.

In Anſehung der überdeckten Oeffnungen, wodurch bey jedem Gebäude Licht und Luft in die Böden, oder Dachräumer, Fächer und Gemächer kommen kann und ſoll, oder der ſo genannten Dachfenſter, findet, wie im XII. Th. S. 574, fgg. gezeigt habe, eine große Mannigfaltigkeit Statt. In den Städten, wo man die Böden zu Kammern, oder auch zu Stuben, einrichtet, wird die Menge des Lichtes mehr geſchätzet, als bey den landwirthſchaftlichen Gebäuden, wo man mehr auf die Luft bedacht ſeyn muß; mithin ſind die Dachfenſter in letzterm Falle nie von einer beträchtlichen Größe. Bey dieſen Gebäuden iſt der vornehmſte Zweck eine frey ſpielende Luft, damit weder die Vorräthe, noch ſelbſt die feſten Theile des Gebäudes durch Näſſe, faule Dünſte ꝛc. Schaden leiden. Hier braucht man wenig Licht für ſeine Arbeiten. Ein Boden wird für die daſelbſt vorfallenden Geſchäfte, durch das zuſammengebrachte Licht von niedrigen Kappfenſtern oder Dachluken hinlänglich erleuchtet; mithin bedürfen ſie keiner beträchtlichen Größe. Ein Fenſter, welches 3 Fuß weit und 2 F. hoch iſt, giebt für Luft und Licht Oeffnung genug, und darf nur mit einem Taſchen- oder Pultdache mit überragenden Flügeln verſehen werden. Die Fenſter müſſen vom Fußboden ſo wenig als möglich erhoben werden, damit die Luft gehörig auf die Getraidehaufen treffe. Sind die Böden lang,

und man will mit dem Lichte der niedrigen Fenſter nicht zufrieden ſeyn, ſo läßt man in gewiſſen Entfernungen zwiſchen die niedrigrn noch hohe gewöhnliche anbringen, und mit flaſchenförmiger Bedachung belegen.

Die Kalkleiſten werden bekanntermaßen mit Kalke verfertiget. Nun iſt hier der Ort, wo Kalk und Holz gegen einander einen Verband machen ſollen, welches wegen der Natur dieſer beyden Dinge nicht möglich iſt. Das Holz iſt reſinös, mit einigen ſaliniſchen Theilen gemiſcht, der Kalk aber alkaliſcher Eigenſchaft. Kömmt der Kalk dem Holze nahe, ſo ſaugt er das Reſinöſe und Saliniſche an ſich, oder erzeugt durch die von Zeit zu Zeit andringende Feuchtigkeit Fäulniß und Zerſtörung. Sollen die Kalkleiſten dauerhaft ſeyn, ſo muß man mit Oehlkitte zu Hülfe kommen. Eine leichtere und für den Landmann zuträglichere Methode und Maſſe ſind die von Hammerſchlag kleingeſtoßenen Dachziegeln, die ſchon auf dem Dache der Sommerſeite gelegen haben, etwas Gypskalk, und zur Flüſſigkeit Rindsblut, mit Spreu, Kälberhaaren oder Flachsagen vermiſcht. Dieſe Maſſe iſt wohlfeil, dauerhaft, und greift das Holz nicht, wie der Lederkalk, an. Miſcht man eben ſo viel Lehm bey, als die ganze Maſſe beträgt, ſo kann man einen Verſtrich damit machen, welcher länger, als der Ziegel auf dem Dache dauert.

Zuweilen pflegt man auch die **Wände zu verblenden**, worunter diejenige Arbeit zu verſtehen iſt, da man mit einem härtern Material über einem weichern eine Verkleidung macht, damit das dahinter liegende Material weder von der Witterung, noch von dem Feuer angegriffen und zerſtört werde. Eine auf dergleichen Art verkleidete oder verblendete hölzerne Wand oder Fachwerk erhält von außen das Anſehen einer vollen ſteinernen Wand, weil kein Holz daran wahrzu-

nehmen

nehmen iſt. Giebel, welche gegen ein anderes Gebäude liegen, und wo man wegen Feuersgefahr billig ſteinerne Giebel hätte aufführen ſollen, können faſt mit eben dem Nutzen durch Verblendung auf den breiten Stein, oder $\frac{1}{4}$ Elle dick gegen die Flamme in Sicherheit geſetzt werden; ſ. Th. XVIII. S. 397, f. Eine etwas wohlfeilere Art iſt, wenn nur auf den hohen Stein verblendet wird. Dieſe Art findet Statt, wenn die unterſten Wände nicht ſtark genug ſind, eine größere Laſt zu tragen, oder wenn der Eigenthümer ſparſam verfahren will oder muß, oder wenn die Giebel ſehr hoch ſind, wo man es wegen der Laſt, ſie aufs Viertel zu verblenden, nicht wagen will. Die geringſte Art geſchieht mit Dachſteinen, welche über die Säulenriegel und Plattſtücke ꝛc. genagelt, und mit einem Bewurf oder einer Berappung verglichen werden. Die Verblendung mit Stuck iſt gegen Witterung und Feuer von keiner langen Dauer, und iſt allenfalls nur für das Innere der Gebäude dienlich, wo man eine Gleichförmigkeit und ein gutes Anſehen zu erhalten wünſcht.

Soll die Verkleidung mit Ziegeln gemacht werden, es möge nun auf den breiten oder hohen Stein geſchehen: ſo glauben einige, daß zur Ausbindung der Wände oder Giebel das ſchlechteſte Holz genommen werden könne, weil die Verblendung dasjenige, was an der Güte des Holzes abgienge, erſetzte. Allein es iſt gerade das Gegentheil. Da die Verblendung mit naſſem Kalk geſchieht, Kalk aber (nämlich Lederkalk) und unkräftiges ſplintvolles Holz beſtändig wider einander ſind: ſo iſt der Erfolg davon, daß das Holz von dem Zeitpuncte des Anwurfes in Fäulniß zu gehen anfängt. Kömmt eine ſehr feuchte Witterung hinzu, ſo iſt die Wirkung deſto ſchneller. Wer zu den Riegelwänden, welche verblendet werden ſollen, gutes kerniges, und wenig Splint enthaltendes Holz wählt,

und

und das Gebäude bey guter trocknen Witterung verblenden läßt, damit der freſſende Kalk bald trocknen könne, und nicht vom erſten Anwurf in das Holz dringe, das Reſinöſe und Saliniſche ausſauge, Gährung und Fäulniß erzeuge, der kann verſichert ſeyn, daß die Verblendung tüchtig gerathen ſey, und daß das Holz ſich dahinter ſehr lange gut erhalten werde; da man hingegen, wenn zu naß verblendet wird, die gegenſeitige Wirkung zu befürchten hat. Will man das Fachwerk im folgenden Jahre ausmauern und verblenden, vorher aber das Holzwerk mit Kalk und ſaurer Schlickermilch anſtreichen laſſen: ſo wird man von der wenigen Mühe und den geringen Koſten großen Vortheil ziehen, und erfahren, daß die Kalkfeuchtigkeiten nicht in das Holz eindringen können, weil eine ſchon feſte, und doch auch mit dem Kalke gleichartige, Rinde das Holz überzogen und verhärtet hat.

Beantwortung der Anfrage: „Man findet in dem Anhaltcöthen„ſchen viele alte Gebäude, welche von Holz gebaut, und mit „Steinen verblendet worden, auch nach einer Zeit von 1, 2, und „300 Jahren noch vollkommen feſt und tüchtig ſind. Wie nun „dieſe Bauart in neuern Zeiten ſehr verachtet wird, auch nicht „zu bergen iſt, wie einige in der Maaße von 30, 40 Jahren er„baute Gebäude, bereits wandelbar geworden: ſo fragt ſich, ob „dieſe von den Alten angewendeten Vortheile nicht zu entdecken „ſtehen; auch welche es ſind, und wie ſelbige in den jetzigen „Zeiten anzuwenden wären?“ vom Hrn. Bauinſpect. J. G. Glenk, ſt. in No. 34 des Leipz. Intell. B. v. J. 1778, S. 306, f.

Eine einigermaßen ähnliche Arbeit mit dem Verblenden und Ueberkleiden, iſt der Aeſterich und der Gypsguß. Beyde ſind, wenn ſie auch nicht gegen die Witterung dienen, doch gegen das Feuer bewährt befunden worden; auch ſind ſie, wegen des Zuſammenhaltens der Wärme über den Stuben, und gegen die durchdringenden Dämpfe in den Ställen dienlich. Von ihrer Verfertigung iſt im XI. Th. S. 656, fgg. das Nöthigſte beygebracht worden.

Was die Bedeckung des oberſten Rückens auf einem Dache, oder des ſo genannten Forſtes (der Firſte),

ſte), betrifft: ſo hat man bey den Ziegeldächern beſonders dazu gebrannte Hohlziegel, die man auch deswegen Forſtziegel nennt; ſ. Th. VIII, S. 585, welche die Bedachung der Fuge oder Spalte der Walme ſchließen, und mit Kalk eingedeckt werden. Die Schindeldächer bekommen im Forſte ihren Schluß dadurch, daß die Wetterſeite überkraget wird, oder daß die Schindeln von der Wetterſeite 4 bis 6 Zoll über die Schindeln des entgegen ſtehenden Walmes übergehen. Diejenigen, welche den Forſt mit Bretern machen, und von der Wetterſeite überkragen laſſen, gewinnen eben ſo viel. Die Strohdächer werden, zur Bedeckung des Forſtes, entweder mit Raſen belegt, oder mit Strohlehm oder Strohzöpfen überkleibet; oder ſie werden auch durch die Schobenzöpfe ohne Lehm tüchtig verbunden. Noch Andere bedecken den Forſt mit einem Sattel von Bretern und Leiſten. Es werden nämlich 2 Ellen lange Breter, als ſo tief der Forſt herunter bedacht iſt, gelegt, und über die Fugen werden Latten oder Leiſten geſchlagen, damit keine Näſſe eindringen könne. Dieſe Einrichtung iſt zwar etwas koſtbarer, als die vorerwähnten, jedoch eben ſo dauerhaft, als diejenige, wenn man auf einem Strohdache den Forſt mit Ziegeln bedeckt.

Vom Anſtrich auf dem Holzwerk der Wohnhäuſer, um es vor der Fäulniß zu bewahren, ſ. die Art. Holz-Anſtrich, und Holz-Fäule.

Zufällige Gedanken über die nothwendige und bequeme wirthſchaftliche Bauart auf dem Lande, aus Erfahrungen, Bemerk. und Beurtheilungen mitgetheilt von J. G. L. (Lange, der leipz. Akademie Baumeiſter ꝛc.) Bresl. 1779. gr. 8. 1 A. 2. B. u. 6 K. T.

Ich beſchließe die bisherige allgemeine Betrachtung der Wohnhäuſer und Gebäude auf dem Lande, mit einer kurzgefaßten Anzeige einiger Mittel, welche die Unkoſten bey dem Bauen erleichtern, was beſonders die Erſparung des Holzes betrifft.

In

In Anſehung der Zulage eines Gebäudes geſchieht es täglich, daß bey dem Zertheilen der gefällten Stämme viel Holz verſchwendet wird, da mancher ungeübter Meiſter nicht ſelten 1 auch wohl 1 $\frac{1}{2}$ Elle an jedem Stamme zuzugeben pflegt, weil er ſicherer geht, wenn hernach die Bauſtücke um etwas zu lang, als zu kurz ſind. Dieſe Zugabe nun geht meiſtens verloren, weil man ſie zu nichts weiter als zu Brennholz gebrauchen kann, und weil ſie in die Späne geſchnitten wird. Ein geſchickter Meiſter muß ſchlechterdings nach dem ihm vorgeſchriebenen Maße arbeiten. Das Holzwerk zu kleinen Häuſern, als: Schwellen, Säulen, Riegel, Bänder und Balken, wird am ſparſamſten auf der Schneidemühle, oder im Nothfalle mit der Bogenſäge getrennt. Zu großen Bauerhäuſern können nur die Säulen, Riegel und Bänder getrennt werden. Der Vortheil gegen das Zimmern und Behauen des Holzes iſt beträchtlich. Die koſtbare Zimmerarbeit, vieles Holz, welches außerdem in die Späne gehauen wird, nebſt der Zeit wird erſpart. Von jedem Klotze erhält man 4 Schwarten, die außerdem verloren gehen. Ein behauener Stamm giebt nur einen, ein geſägter oder auf der Mühle getrennter aber insgemein zween Nutzen, und niemals kann dem gezimmerten Holze eine ſolche Gleiche und Accurateſſe, wie dem getrennten gegeben werden. Ueberdieß iſt auch das geſägte oder geſchnittene Holz weit feſter, dauerhafter, und trägt mehr als das gehauene, weil dieſes durch das Abſchlagen ſehr zerſchellet und zerſplittert wird.

Die Schwellen zu großen Bauerhäuſern werden nur ſtückweiſe, eben wie auf den Wänden die Rahmen, auf einander geblattet, weil ſelten Bauſtämme von ſolcher Länge zu bekommen ſind, und die Länge allemal eine deſto größere Stärke des Baumes mit ſich bringt. Ein Rahmen z. B. auf eine Wand à 36 Ellen iſt ſelten zu erlangen, vielmehr ſind aus 2 Stäm-

men 18½ Ellen auszuſchneiden, um ſie 10 Zoll auf einander blatten zu können, ſo bleiben 4 Zoll übrig, welche zum Vergleichen, damit das Holz winkelrecht ſeyn möge, gebraucht werden. Was am Wipfel oder dünnen Ende abgeht, iſt zu Riegeln, Bändern und Sparren zu gebrauchen.

Es iſt ferner unverantwortlich, wie verſchwenderiſch ſehr oft mit den Säulen und Riegeln verfahren wird. Zu jedem Fenſter werden nicht nothwendig 2 Säulen, wohl aber eine einzige mit einem untergeſetzten Stocke erfordert; ſolchergeſtalt erſpart man, wenn das Haus 50 E. lang und 22 E. weit iſt, 6 ſtarke Stämme, nebſt der koſtbaren Arbeit, und gewinnt noch über dieß die Zeit. Ueberhaupt werden die Säulen nur zum Bauerſtaat in allzu großer Anzahl angebracht.

Wenn die Wände eines Gebäudes von erwähnter Größe in einem Stockwerke nicht zwey, ſondern nur einmal verriegelt werden, erſpart man 16 Stämme Holz. Der einfache Riegel kann ein wenig unter die Mitte der Wand kommen, ſo giebt er zugleich die Sohlſtücke der Fenſter mit ab. Zur Feſtigkeit trägt das doppelte Verriegeln im erſten Stockwerke nicht das mindeſte bey, vielmehr iſt, wie bereits oben angemerkt worden, das viele Durchlöchern des Holzes der Feſtigkeit nachtheilig. Ein anders aber iſt es, wenn eine Wand mit Ziegelſteinen ausgeſetzt werden ſoll, da man den doppelten, auch wohl dreyfachen Riegel nicht entbehren kann. Faſt gleiche Bewandtniß hat es, wenn die Bänder in ſehr großer Menge, und größtentheils nur zur Zierde angebracht werden.

Daß die Balken allemal 2 Ellen weit von einander gelegt werden, iſt gar nicht nöthig. Man kann ohne alle Beſorgniß der Weite etliche Zolle zugeben, außer unter den Getreide- und andern Böden, worauf ſchwere Laſten zu liegen kommen. Man legt zuerſt diejenigen Balken, welche auf die Scheidewände

zu liegen kommen, (die Bänder); alsdann können über jedem Behältniß oder Kammer die Balken auch enger oder weiter, als 2 Ellen, gelegt werden. Hat das Holz die Stärke, ſo giebt das ſtarke Ende den Unter- und das ſchwache den Oberbalken. Auf ſolche Art wird nicht das mindeſte an Bauholze verſchwendet. Schon bey Legung der Balken kann man einige Abſicht mit auf die Länge der vorhandenen Breter nehmen.

Hölzerne Dachſimſe an großen Häuſern erfordern, wenn ſie aus dem Ganzen ſeyn ſollen, ungemein ſtarke Bäume; dagegen werden ſie mit tüchtigen Schwarten gar füglich, und zwar 6 bis 8mal wohlfeiler, zuſammen geſetzt. Mancher Wald kann einen dazu erforderlichen großen Baum nicht aufweiſen. Ein Schwartengeſims beläſtigt das Haus nicht ſo ſehr, und kann leicht reparirt werden.

Gemeine und ordinäre Dächer ſind den gebrochenen weit vorzuziehen; wo dieſe aber nothwendig ſind, z. B. um mehrern Raum zu gewinnen, da iſt die alte Gewohnheit, beſondere Stuhlſäulen zu ſetzen, abzuſtellen. Man kann ohne den geringſten Nachtheil die Sparren ſelbſt als Stuhlſäulen gelten, und die darunter befindlichen Säulen hinweg laſſen; dadurch werden nicht nur die Säulen, ſondern auch die Stuhlſchwellen erſparet, indem die Sparren unmittelbar auf die Balken zu ſtehen kommen. Uebrigens erfordert nur das Ziegeldach, und ein Gebäude, welches 22 bis 24 Ellen weit iſt, z. B. eine Scheune, einen liegenden Stuhl. Ein gewöhnliches und nicht gebrochenes Dach erfordert nicht nothwendig einen ſtehenden oder liegenden Stuhl, ſondern man darf es nur mit einem oder zwey Windeiſen, wozu man ein Paar Windlatten einbindet, verſehen, ſo erſpart man bey einem 50 Ellen langen und 22 Ellen weiten Gebäude 24 Stämme Holz, nämlich die Stuhlſchwellen und den ganzen Ver-

band; und dieſe Feſtigkeit übertrifft ſogar einen liegenden Dachſtuhl.

Gemeiniglich wird auch mit den Bretern ſehr verſchwenderiſch umgegangen. Die Länge derſelben paßt nicht allzeit zur Größe der Behältniſſe, wozu man ſie anzuwenden gedenkt. Geſetzt, es ſollen die Breter ihrer Länge nach eine Kammer oder einen Fußboden von 12 Ellen decken, ſo würde man ungeſchickt handeln, achtellige Breter zu wählen, weil von der Hälfte der Breter 4 Ellen abgeſchnitten werden müſſen; bedient man ſich aber ſechselliger, ſo wird das Zerſchneiden erſpart. Oder, die Breter ſollen ihrer Länge nach 16 Ellen decken, ſo ſchicken ſich nicht ſechsellige, weil von jedem Bret 2 Ellen abgehen. Daher pflegt ein geſchickter Zimmermann ſchon im Legen der Balken nach der Länge der Breter ſich zu richten, weil dieſe mitten auf einem Balken zuſammen geſtoßen werden müſſen. Das Legen der Balken verhütet oft, daß man keine Abgänge an Bretern machet. Hat ein Behältniß im Hauſe, oder das ganze Haus eine ſogenannte Schmiege, d. i. wenn es nicht an allen vier Ecken rechtwinkelig iſt, welches wegen vielerley Urſachen ſich oft zuträgt, ſo pflegen unerfahrne Zimmergeſellen die Breter nach ſolcher Schmiege zu behauen, und mit dem Beile zu ſchmälern, da ſie doch mit der Säge die Länge hindurch zu trennen, und von einem Ende zum andern über das Kreuz zu zerſchneiden ſind.

Mit den Latten hat es gleiche Bewandtniß. Zu einer Länge von 18 Ellen ſchicken ſich ſechsellige, zu 20 Ellen die acht- oder noch beſſer die zehnelligen. Die Latten ſind nicht, wie gewöhnlich, auf die Sparren zuſammen zu ſtoßen, ſondern an den zuſammen treffenden Enden auf einander zu ſchmiegen. An einem Hauſe, welches 36 Ellen lang und 12 E. weit iſt, werden dadurch 4 Schock und 48 Nägel erſparet,

ret, und dennoch geht dadurch der Länge der Latten nichts ab, weil ihr Kamm, oder der Theil, ſo weit die Latten auf der Schneidemühle noch ganz unzertrennt gelaſſen werden, nicht mit zur Länge der Latten gerechnet wird, ſondern ein Uebermaß iſt, und das Uebereinanderſchmiegen ſich nicht weiter als auf den Kamm erſtreckt.

Endlich wird auch ein Vorſchlag für diejenigen auf dem Lande, welche neue Häuſer bauen, ſolche auch in Abſicht ihrer Geſundheit vortheilhaft einzurichten, nicht überflüſſig ſeyn. Gemeiniglich ſind die Häuſer des gemeinen Volkes entweder an einem erhöheten Grunde angebauet, oder ein wenig in die Erde eingegraben. Beyde Lagen machen die Wohnungen feucht. Nicht nur die Bewohner ſolcher Häuſer empfinden Beſchwerden davon in Anſehung ihrer Geſundheit, ſondern es verdirbt auch ihr darin aufbehaltener Vorrath an Lebensmitteln, und wird eine neue Quelle von Krankheiten. Der ſtarke Arbeiter empfindet den Einfluß dieſer ſumpfigen Wohnungen nicht ſogleich, ſie wirken aber mit der Zeit, und man wird die augenſcheinlichſten ſchlimmen Folgen davon an Kindbetterinnen, Kindern, und ſolchen, die ſich von einer Krankheit eben erholen, wahrnehmen. Dieſer Beſchwerlichkeit nun würde man leicht abhelfen, wenn man den unterſten Boden des Hauſes durch eine Lage von Sand, kleinen Kieſeln, zerſtoßenen Ziegelſteinen, oder andern dergleichen Sachen, um einige Zolle höher, als den benachbarten Boden machte, und wenn man vermiede, Häuſer gegen ein erhöhetes Erdreich aufzuführen. Dieſer Umſtand verdiente vielleicht die Aufmerkſamkeit der Polizey; und ich ermahne alle diejenigen, welche bauen, recht ernſtlich, die in dieſem Stücke nöthige Vorſicht anzuwenden. Eine andere, die noch weniger koſten wü de, beſteht darin, die Häuſer gegen Südoſt zu bauen. Dieſe Stellung iſt, wenn übri-

übrigens alle Umſtände gleich ſind, die geſündeſte, und man hat ſie daher ohne Noth nicht zu vernachläſſigen.

Um hölzerne Häuſer, Scheunen, und andere Gebäude von Zimmerwerk zu verſetzen, kann man ſich der im III. Th. S. 264, fgg. beſchriebenen, und Fig. 37 abgebildeten, von Peter Sommer im Canton Bern erfundenen Hebelade bedienen. In dieſer Abſicht iſt zuvörderſt nöthig, ſich der Schwellen und Mauerſohlen durch Ketten und Seile wohl zu verſichern, und Walzen unterzuſchieben. Hernach ſetzt man, nach Beſchaffenheit und Größe des Gebäudes, 1 oder 2 Hebeladen in einer gewiſſen Entfernung an, wobey aber der Stoßbaum (der Hebebalken) nicht nöthig iſt. Die Hebeladen werden flach auf die Erde gelegt, und an etliche Balken angeſtämmet, als welche durch kleine Pfähle und Pflöcke verſichert werden. Die auf 17 Schuh verlängerten Arme oder Hebel ſtreifen in ihren Spielungen den Boden. Die zwo Ketten werden um die Schwellen feſt geſchlungen, und gehen durch eine eingeſchnittene Kerbe zwiſchen den Balken, wo die Maſchine angeſtellt iſt. Die Bewegung des Hebels beſchreibt alsdann einen Bogen, deſſen Sehne 11 Schuh, und in der Hebelade die Entfernung eines Pflocknagels vom andern ausmacht. Man ändert die Stelle dieſer Maſchine, je nachdem das Gebäude fort rückt; auch werden die erſtern wieder anders fortgeſetzt, und ihre Anlage aufs neue befeſtiget. Die ganze Arbeit geht einförmig, gleich und ruhig von ſtatten, und es wi d dabey dem Bau und der Verbindung des Zimmerwerkes nicht der geringſte Schade zugefügt. Der Erfinder hat in ſeinem Dorfe einem ſeiner Nachbarn das Haus auf 65 Schritt weit anderswohin geſetzt, ohne das geringſte weder an Thüren noch Fenſtern zu verrücken, noch daß dieſe deswegen hätten ausgehoben werden dürfen.

Ich wende mich zur beſondern Betrachtung der Wohngebäude auf dem Lande. Es richten ſich dieſelben in Abſicht ihrer Anlage nach ihren Bewohnern und deren Beſchäftigungen. Die Bewohner ſind: 1) Gutsherren oder deren Pächter; 2) Geiſtliche und Gerichtsobrigkeiten; 3) Gaſtwirthe, zur Bequemlichkeit der Reiſenden; 4) Bauern, Halbbauern und Koſſaten; 5) Dreſcher, Tagelöhner, Hirten und Nachtwächter; 6) zum Gottesdienſte und zur Erziehung ſind Kirchen und Schulen nöthig; und 7) Schmiede, Rademacher, Zöllner u. a. m.

Herrſchaftliche Wohnungen und Aemter müſſen folgende Theile enthalten: 1) herrſchaftliche Zimmer, als: einen Saal oder ein großes Speiſezimmer, zwey Wohnzimmer für Herr und Frau, zwey Schlafzimmer, zwo Stuben und zwo Kammern für Kinder und deren Lehrer, wie auch ein, oder nach Befinden mehrere Zimmer für Fremde. 2) Iſt es ein Amt, oder hat das Gut eigene Gerichtbarkeit und einen Juſtitiarius, und wohnt dieſer nebſt einem Schreiber, Verwalter ꝛc. mit im Amte, ſo müſſen für dieſe die gehörigen Zimmer beſorget, und auch ein feuerſicheres Archiv nebſt Gefängniſſen u. d. gl. angelegt werden. 3) Iſt die Wirthſchaft ſtark, und das Vieh nicht beſonders verpachtet, ſo muß eine Frauensperſon zu Beſorgung des Rindviehes, und ein Verwalter zu Beſorgung anderer Feldarbeiten die nöthigen Zimmer haben; dieſe müſſen unweit der Ställe und des Hofes ſeyn. 4) Bedientenzimmer und Gemächer für die übrigen Arbeiter ſind nach der Anzahl der nöthigen Leute einzurichten. 5) Zur Bereitung der Speiſen eine Küche. 6) Zur Aufbewahrung der Vorräthe, die zum Eſſen und Trinken gehören, Vorrathskammern und Keller. 7) Geheime Gemächer.

Da zur Benutzung der landwirthſchaftlichen Gerechtſamen nicht nur Ställe, ſondern auch Brauhäu-

ſer, Branntweinbrennereyen, Ziegelſcheunen, Kalköfen ꝛc. erfordert werden: ſo müſſen auch für die Arbeiter dabey, entweder beſondere Wohngebäude oder Wohnzimmer in dem Hauptgebäude mit angelegt werden. Im erſten Falle kann man ſie als Häusler betrachten, im zweyten aber muß bey dem erſten Entwurfe des Hauptgebäudes, welches die ſämtlichen Wohnungen enthält, mit auf den Raum für ſie geſehen werden. Die übrigen Gebäude ſind Scheunen und Remiſen oder Schoppen, welche die nöthigen Futter- und Kornböden zugleich mit enthalten können.

Die Predigerwohnungen ſind nicht ſehr von den vorigen unterſchieden. Denn ſie enthalten ebenfalls: 1) herrſchaftliche Wohnzimmer, auch Zimmer für Kinder, Fremde ꝛc.; 2) Arbeits- und Ruhezimmer für die Arbeiter oder das Geſinde; 3 Küche; 4) Vorrathskammern und Keller; 5) Bequemlichkeiten.

Zur Benutzung ſeiner Wirthſchaft gebraucht der Prediger nicht ſo viele und auch nicht ſo große Gebäude, als eine Gutsherrſchaft. Die nöthigen ſind: Ställe, Scheunen, Wagen- und Holzremiſen, und gute Böden.

Die Theile einer Bauerwohnung ſind: 1) für den Bauer und ſeine Familie. Für dieſe muß eine gute Wohnſtube ſeyn, in der des Bauern ganze Familie und ſein Geſinde Raum zum Eſſen hat, er ſelbſt aber mit den jüngſten Kindern ſchlafen kann, ſo daß alſo zwey Betten, ohne in den übrigen Geſchäften zu hindern, in der Stube Platz haben, die in einem Verſchlag oder auch frey ſtehen können. 2) Zu verſchiedenen häuslichen Arbeiten, als: Buttern, Käſemachen, Backen, Waſchen, Schlachten, Flachsbereiten u. d. gl. iſt bey einer mäßig ſtarken Wirthſchaft noch eine Stube nöthig; denn dieſe Beſchäftigungen im Winter außer der Stube zu verrichten, wurde zu kalt ſeyn, in der Wohnſtube ſelbſt aber unbequem und ungeſund.

Dieſe

Dieſe Stube iſt zugleich das Wohnzimmer für das Geſinde, darin ſie ſich bey naſſem Wetter trocknen, und nach der Arbeit ruhen können. 3) Für die Knechte, Dreſcher und Viehjungen iſt eine mäßige und trockne Schlafkammer hinreichend, welche nahe bey den Ställen iſt, damit des Nachts nichts in den Ställen, ohne gehört zu werden, geſchehen könne. Dieſe Leute bloß in den Ställen ſchlafen und wohnen zu laſſen, iſt die Gelegenheit, daß oft Licht mit dahin genommen wird, wodurch Feuersgefahr entſteht. 4) Die Mägde müſſen ebenfalls eine gute Schlafkammer, nahe bey den Kuhſtällen, und entfernt von der Knechtekammer haben, damit alle Unordnungen durch die erſte Anlage ſo viel möglich verhütet werden. 5) Zur Zubereitung der Speiſen, zum Backen und Brauen iſt eine gute geräumige, trockne und helle Küche nöthig, welche im Sommer kühl, und im Winter nicht zu großer Kälte ausgeſetzt iſt. In dieſer muß nicht nur Raum zum Kochen, Waſchen, Backen und Brauen ſeyn, ſondern die Stubenöfen müſſen auch in derſelben bequem geheitzt werden können; es muß eine Plumpe oder anderes fließendes Waſſer darin ſeyn, auch müſſen Speiſeſchränke, Tiſche ꝛc. darin Platz haben. Zum Räuchern iſt eine gute Rauchkammer nützlich, weil nicht nur das Geräucherte beſſer wird, ſondern weil man auch mehr, und mit weniger Gefahr räuchern kann, als in den Schorſteinen. Hiedurch wird der Landwirth in den Stand geſetzt, das Vieh, welches er nicht auf eine vortheilhafte Art verkaufen kann, ſelbſt zu ſchlachten, zu räuchern, und alsdann das gute Geräucherte mit doppeltem Vortheile zu verkaufen. 6) Zur Aufbewahrung anderer Vorräthe ſind Kammern und Keller nöthig, die vor Wärme und Kälte geſichert ſeyn müſſen; oder man muß Stubenkammern, welche warm und trocken ſind, zu ſolchen Vorräthen, die darin ſich gut erhalten, als:

zu getrockneten und gebackenen, die kühlen aber zum friſchen Fleiſche ꝛc. anwenden. Den Keller legt man gegen Weſten oder Norden, damit er nicht durch die Mittagſonne leide; übrigens muß er trocken, geräumig, ſicher vor Froſt, und nicht dumpfig ſeyn. 7) Zum bequemen Eingange in die Haupttheile des Wohngebäudes dient die Hausflur und andere Zwiſchengänge. Die Hausflur dient aber dem Landmanne nicht nur hiezu, ſondern den ganzen Sommer über vertritt ſie auch die Stelle einer Stube, oder des vornehmſten Sammelplatzes der Hausgeſchäfte, weil ſie wegen der verſchiedenen Ausgänge jederzeit lüftig und kühl, und alſo am bequemſten zur Arbeit iſt. 8) Geheime Gemächer bringt man auf dem Lande, wo möglich, in die Ställe, theils weil hier der üble Geruch nichts ſchadet, theils um denſelben von den Wohnungen zu entfernen, weil ferner die Arbeitsleute hier ihre meiſte Geſchäfte haben, und endlich, weil der Ausfluß der Ställe die Unreinigkeiten mit fortnimmt.

Bey der Anlage der Landgebäude hat man auf ihre beſte Form, auf ihre vortheilhafteſte Anzahl, und auf ihre Höhe Rückſicht zu nehmen.

Die einfachſte Figur zur Grundfläche eines Gebäudes iſt unſtreitig das Viereck, weil keine andere eine ſo gute Eintheilung, als dieſe, verſtattet. Unter den Vierecken aber iſt das gleichſeitige rechtwinkelige (welches gemeiniglich Quadrat genannt wird) dasjenige, welches die kleinſten Seiten, und alſo auch die kleinſten Einfaſſungen hat. Ich werde in den folgenden Beyſpielen zum Baumaße den allgemeinen rheinländiſchen zwölfzolligen Fuß wählen, welcher $\frac{1}{12}$ der rheinländiſchen Ruthe iſt. Dieſer Fuß hat 12 Zoll: und 1 Zoll hat 12 Linien. 1 Quadratruthe hat 144 Quadratfuß; und 1 körperliche Ruthe 1728 körperliche Zoll. Der Kürze wegen bediene ich mich der geometriſchen Zeichen. Die Null (o) bedeutet Ruthe; 1 Strich=

1 Strichlein (′) bedeutet Fuß; 2 Strichlein (″) bedeuten Zoll, Längenmaß. Iſt aber hinten noch ein Quadrat der letzten Zahl beygefügt, ſo bedeutet es Quadratmaß. Das Zeichen des körperlichen Maßes iſt ein kleiner Würfel, oder ein c.

Es ſey z. B. der Raum von 1600 □′ einzuſchließen, ſo iſt jede Seite des Quadrats hiezu 40′ lang, und alle 4 Seiten zuſammen 160′. Sollte aber eben der Raum von einem länglichen Viereck eingeſchloſſen werden, deſſen Breite 10′ iſt, ſo wird daſſelbe 160′ lang ſeyn müſſen, und alle 4 Seiten betragen zuſammen 340′, mithin mehr als noch einmal ſo viel. Dieſes nimmt allmählig ab, je mehr die Form ſich dem Quadrate nähert, und im entgegen geſetzten Falle zu, bis ins Unendliche.

Da die kürzeſten Einfaſſungsmauern oder Wände die wenigſten Koſten erfordern, ſo muß ein Gebäude, ſo viel ohne Nachtheil der übrigen Eigenſchaften geſchehen kann, ſich der Form eines Quadrats nähern; denn die Bedachungskoſten ſind bey gleichen Quadratflächen, wenn die Schiefe der Dächer gleich bleibt, einerley.

Der Feſtigkeit iſt ein alſo geſtaltetes Gebäude nicht zuwider, ſo lange es nicht gar zu tief wird, weil alsdann gar zu lange und ſtarke Balken und zu koſtbare Dachverbindungen dazu nöthig ſind. 40′ iſt zu Landgebäuden die anſehnlichſte Tiefe. Dieſe Breite verſtattet auch eine bequeme Eintheilung, und helle Zimmer ohne große Fenſter. Bey anſehnlichen Gebäuden und Kirchen kann man bis 50 Fuß gehen. Auch die Anordnung wird durch dieſe Form nicht gehindert, ſondern vielmehr befördert.

Der Bodenraum wird bey tiefen Gebäuden ſehr anſehnlich vergrößert. Denn auf ein Quadrat von 40′ zur Seite, deſſen Dach 20′ hoch iſt, ſchließt das Dach 16000c′ Raum ein. Iſt es hingegen 10′ breit und 160′ lang, ſo iſt der Dachraum 4000 c′, mithin der 4te des erſtern.

In Abſicht des Feuers iſt ein langes Gebäude der Gefahr mehr ausgeſetzt, als ein Quadrat; denn es ſtellt dem Feuer weit mehr Fläche, welche anzubrennen vermögend iſt, als das kurze dar.

Es fragt ſich zweytens: ob es nützlicher ſey, viele oder wenige Gebäude anzulegen? Wenn zwey einzelne Gebäude auch die vortheilhafte Form eines Qua-

drats haben, und man zieht ſie in eins, ſo ſpart man doch dabey zween Giebel, ſtatt deren nur eine Scheidewand nöthig iſt; alſo bey zwey Gebäuden von 40′ ins Gevierte zweymal 40′ Giebelmauer in die Länge, mithin 80′. Dieſes iſt ſchon ſehr wichtig; und man muß daher, ſo oft es ohne Nachtheil des übrigen geſchehen kann, mehrere Gebäude in eins zuſammen ziehen.

Es ſeyn z. B. zu einem Bauergehöfte ein Wohnhaus von 1884□′ und 2556□′ Ställe nöthig. Daraus macht der Bauer oder ſein Baumeiſter faſt durchgängig 3 Gebäude, nämlich ein Haus 30′ tief und 63′ lang, und 2 Ställe, jeder 20′ tief und 64′ lang.

Dieſe erfordern beyde	332′	Einfaſſung,
und das Wohnhaus	186	"
alſo zuſammen	518′	Einfaſſung.

Wird hingegen dieſes alles in ein Gebäude, welches 38′ tief und 121′ lang iſt, gezogen, ſo erfordert es 318 Einfaſſungsmauern, alſo 200 Längenfuß weniger. Dieſes beträgt, wenn die Mauer 10′ hoch und 2′ ſtark iſt, 4000 Kubikfuß, welches, wenn 100 c′ überhaupt 3 Rthlr. koſten. 120 Rthlr. beträgt, und alſo für einen Bauer ſchon eine ſehr wichtige Erſparung iſt, der nun zu Wohnhaus und Ställen nur 6360 c′ Einfaſſungsmauern gebraucht.

Man führt gegen das Zuſammenziehen der Wohngebäude und Ställe an, daß, wenn einmal in einem Wohnhauſe Feuer auskömmt, Ställe und alles mit verbrennen, wenn ſie zuſammen gebauet ſind. Hierauf antworte ich: 1) Auch bey mehrern einzelnen Gebäuden, die aber, wie gewöhnlich, nahe bey einander ſtehen, iſt keine Rettung; wenn erſt eins brennt, da die Quergebäude zugleich die gegenüber ſtehenden mit entzünden, ſo ſind nicht nur Ställe ſondern auch Scheunen und alles verloren. Dieſe entzünden alsdann der nahe anſtehenden Nachbarn Gehöfte, und ſo geht ein ganzes Dorf verloren, und alle Rettungsmittel ſind vergebens, weil man ſie nicht anbringen kann. Ja man hat Beyſpiele, daß Feuerſpritzen und Sturmfäſſer, die in ſo enge Zwiſchenräume der Höfe zum Löſchen gebracht worden ſind, bey überhand nehmender Flamme haben mit verbrennen müſſen. 2) Es iſt alſo vortheilhafter, nur 1

oder

oder 2 Gebäude auf einem Gehöfte anzulegen, weil man an dieſe von allen Seiten zum Löſchen kommen kann. 3) Auch nur zwey Gebäude müſſen nicht mit den Giebeln zuſammen ſtoßen, ſondern in einiger Entfernung neben einander ſtehen. 4) Dieſe Gebäude können inn- und äußerlich ſo feuerſicher als möglich gemacht werden, und alle Theile, die es nicht ſind, müſſen vor dem Feuer verwahret und davon entfernet werden. 5) Auch das Beyſpiel der weſtphäliſchen Gebäude (ſ. oben S. 304) lehrt, daß, ohne Feuersgefahr, zur groſſen Bequemlichkeit, alles in eins gebracht werden kann.

Bey der Anlage der Landgebäude iſt drittens zu bemerken, welches vortheilhafter ſey, 1 oder 2 Stockwerk hoch zu bauen. Die Geſchäfte des Bauern und ſeiner Arbeiter müſſen in dem Hofe, in Ställen, in der Scheune und in Schoppen verrichtet werden; und nur wegen des Futters hat er zuweilen auf dem Boden zu thun. Es würde alſo 1) unbequem seyn, wenn er oben wohnen ſollte, weil er beſtändig Treppen ſteigen, und durch Umwege zu ſeinem Zweck gelangen müßte. 2) Es würde nicht ſo feſt und dauerhaft ſeyn, weil allemal hohe Gebäude dem Windſtoße und der Witterung mehr, als niedrige, ausgeſetzt ſind; oder wenigſtens würden ſie einen ſtärkern Grund, feſtere Mauern und beſſere Materialien erfordern, mithin koſtbarer werden. 3) Die Gebäude, wenn oben bey den Futterböden die Wohnungen ſeyn ſollten, wären der Feuersgefahr mehr ausgeſetzt. 4) Man iſt nicht, wie in der Stadt, bey Aufführung der nöthigen Gebäude an einen ſehr kleinen Raum gebunden. Die Holländer, welche in Anſehung der feſten Bauart zum Muſter aufgeſtellt zu werden verdienen, gehen uns hierin mit ihrem Beyſpiele vor; denn faſt alle ihre Landgebäude und Mühlen ſind nur 1 Stock hoch. Gewöhnliche Bauerwohnungen müſſen alſo nicht mehr als 1 Stockwerk hoch ſeyn.

Landgebäude für Herrſchaften und Prediger, inſofern ſie zu Wohnungen beſtimmt ſind, ſind nicht nach die-

dieſen Regeln zu beurtheilen, wohl aber, inſofern ſie zur Wirthſchaft dienen. Der würdige Hr. Präſident v. **Beneckendorf** behauptet zwar in ſeinen Vorſchlägen zu herrſchaftlichen Wohngebäuden, im 1. Th. ſeiner Oeconomia forenſis, S. 196, daß auf die Bequemlichkeit einzelner Perſonen bey Landgebäuden nicht Rückſicht genommen werden müſſe; ich bin aber der unvorgreiflichen Meinung, daß ein Gutsherr oder Prediger ſich auch nicht, bloß aus Eigennutz oder um eine beſſere Bewirthſchaftung zu befördern, aller Bequemlichkeiten berauben müſſe. Ein Gutsherr und Prediger muß zwar ein guter Wirth ſeyn; dazu gehört aber zugleich mit, daß er fleißig leſe, und zugleich einigen Umgang mit andern guten Land- und Stadtwirthen habe. Hiebey iſt nöthig, daß er nicht ganz in dem Geräuſche der Wirthſchaft wohne, ſondern eine Wohnung von 2 Etagen, davon der untere Theil zur Wirthſchaft, der obere aber zur Bequemlichkeit dient, habe. Ueberdieß hat er nicht Urſache, ſo oft die Treppen zu ſteigen, als der Bauer oder ſeine Knechte; und bey Erbauung darf er nicht ſo ängſtlich auf Erſparung der Koſten ſehen, als der arme Unterthan.

Die Zuſammenordnung der Theile eines Bauernwohnhauſes in Verbindung mit dem ganzen Gehöfte, und die Anlage eines adelichen Landgutes, welches bloß zur Wirthſchaft eingerichtet iſt, und zugleich zur bequemen Wohnung für die Herrſchaft dient, wie auch eines großen adelichen Gehöftes, werde ich im Artikel Land-Gut beſchreiben.

Die Anlage und Einrichtung einer bequemen ländlichen Pfarrwohnung, nach Hrn. **Keferſtein** Angabe, in ſeinen Anfangsgründen der bürgerl. Baukunſt für Landleute, Lpz. 1776, gr. 8. ſtellt Fig. 1276, in der Zeichnung und im Grundriß vor. Die nöthigen Theile der Predigerwohnung habe ich bereits oben angezeigt. Was die Wirthſchaftsgebäude betrifft, ſo

muß man ſich dabey nach der Größe des Feldes, deſſen Güte und Art, es zu benutzen, richten, und unterſuchen, wie viel Vieh und Arbeiter darauf zu halten nöthig ſeyn, und wie groß die Gebäude dazu ſeyn müſſen. Iſt die Wirthſchaft nicht größer, als bey einem halben Bauerngute, ſo kann alles in ein Gebäude gebracht werden; iſt ſie aber größer, ſo wird die Scheune und Remiſe abgeſondert, weil ſonſt das Gebäude eine gar zu lange Fronte bekommen müßte, und alles in einem der Feuersgefahr ausgeſetzt wäre.

Die Pfarre, zu der die Gebäude in Fig. 1276 gezeichnet ſind, ſoll an Grundſtücken und Vieh die mittlere arithmetiſche Proportion zwiſchen einem großen und kleinen Bauerngute haben, oder die Erndte mit dem Zehend in Garben ſoll 96 Schock betragen. An Heu und Grummet überhaupt 672 Centner. An Vieh ſind nöthig: 6 bis 7 Pferde mit Füllen; 9 Kühe und 4 bis 5 Stück Jung- und Geltvieh; 60 Stück Schafe und Hammel; 6 bis 7 Schweine und Säue; 4 alte oder Zuchtgänſe, oder 20 bis 24 in allem; 15 bis 20 Hühner mit Jungen 48.

Hiezu werden erfordert, wenn der Prediger ſeine Wirthſchaft durch einen Meier beſorgen läßt, für dieſen Stube und Kammer; 1 Knecht; 2 Viehjungen, und 2 Mägde zur Feldarbeit und Beſorgung des Hausweſens.

Hiezu ſind folgende Theile in der untern Etage des Wohnhauſes nöthig:

A, die Hausflur, 16′ breit und 10′ tief.
B, die Wohnſtube des Meiers, nebſt der Kammer C, zuſammen 22′ breit, 16′ tief.
D, die Mägdekammer, 10′ breit und tief.
E, die Vorrathskammer, 12′ breit und 10′ tief.
F, die Küche, 16′ breit und 20′ tief.
G, Speiſekammer, 12′ breit und 14′ tief.
H, Knechtekammer, 10′ breit und 14′ tief.
I, Wirthſchafts- und Geſindeſtube, 22′ breit, 16′ tief.
K, der Gand, 22′ lang, 4′ breit.

Dieſer Anordnung nach könnte eben dieſes Haus ohne die 2te Etage auch zu einem Bauerhauſe, Vorwerke oder Meierey dienen; denn bloß die 2te Etage dient zur Wohnung des Predigers.

Be-

Beſorgt aber der Prediger ſeine Wirthſchaft ſelbſt, ſo dient die Stube B nebſt der Kammer C zu ſeiner gewöhnlichen Wohnſtube, aus welcher er alles überſehen kann.

In dem No. 2 im Hofe des Gehöftes beſonders gezeichneten Grundriß der 2ten Etage ſind die übrigen Wohnungen enthalten.

K, die Flur nebſt der Treppe, 16′ breit, 12′ tief.

L, Studierſtube, und M, Bücherzimmer des Predigers, zuſammen 20′ breit und 18′ tief.

N, Wohnſtube der Predigerfrau, und O, Schlafzimmer, 20′ breit und 16′ tief.

P, Gang, 4′ breit.

Q, R, Zimmer für den Hofmeiſter und die Kinder, 20′ breit und 10′ tief.

S, Speiſeſaal, 22 lang, 18′ breit.

T, Zimmer für Fremde, 14′ breit, 12′ tief.

U, Gänge.

W, geheime Gemächer.

Stallungen und Scheune. a, der Pferdeſtall, zu 4 bis 5 Zug- und einigen jungen Pferden, iſt mit dem Quergange 30′ lang und 11′ breit.

b, der Schafſtall, zu 60 Schafen, iſt 17′ breit und 30′ tief.

c, der Futterſtall iſt 6′ breit, 10′ lang.

d, der Lammſtall iſt 6′ breit, 6′ lang.

e, der Gänſe- und Hühnerſtall iſt 4′ breit, 16′ lang.

f, der Kuhſtall, zu 14 Stück Rindvieh, iſt 21′ breit, 30′ tief.

g, die 3 Schweinſtälle, zu 6 bis 8 Schweinen, und

h, der Futterſtall, nebſt

i, dem Gange, ſind zuſammen 11′ breit, 30′ lang.

Die Scheune, l, nebſt m, der Remiſe, werden 40′ tief und 14′ hoch. Zu 90 Schock Garben aber darf die Scheune nebſt der Tenne nur 12′ breit und 36′ lang ſeyn, und eben ſo auch die Remiſe.

n, n, Fenſter zur Erleuchtung der Ställe.

o, o, Waſſerkaſten.

Nach dieſer Einrichtung ſind das Wohngebäude und die Ställe 124′ lang und 34′ tief, mit den Mauern à 2′, beträgt . . . . . 4216 □′

Die Scheune und Remiſe ſind 76′ lang, 44′ breit, beträgt . . . 3344 .

Der ganze Hof iſt 76′ lang, 60′ breit beträgt . . . . 4560 .

Mithin beträgt die Größe des ganzen Gehöftes 83½ □° . 12120 □′.

Meh-

Mehrere Veränderungen ſind nach dieſer Methode leicht zu machen, ſo daß für alle Fälle bequeme und wohl eingerichtete Wohnungen der Landprediger nach dieſem Muſter eingerichtet werden können.

Iſt der Garten dicht hinter dem Wohnhauſe, ſo kann bey V eine Treppe und Thür nach demſelben angelegt werden, die in eine Laube führt, ſo daß, wenn man in den Gartengängen geht, das Gebäude einen regelmäßigen Proſpect giebt.

Bey der Anlage und Anordnung der Wohnung eines bemittelten und in mehrern Geſchäften ſtehenden Juſtizbeamten, Zoll-Inſpectors, oder Poſtmeiſters, oder einer adelichen Familie, welche mit der Wirthſchaft ſich nicht abgiebt, die aber öfters einen Beſuch bekömmt, einen Schreiber und Bedienten halten muß, und noch Kinder um ſich hat, ſind 1) Zimmer zur Wohnung für ihn und ſeine Familie, 2) zu Geſchäften, 3) zu fremden Beſuchen, und 4) zur Haushaltung für das Geſinde, nöthig.

Die nöthigen Zimmer und andern Theile ſind, nach Hrn. Keferſtein Angabe, Fig. 1277, in zwey Geſchoſſe, nach der möglichſten Bequemlichkeit vertheilt, wie aus der Zeichnung erhellet.

A, die Figur, iſt 12′ breit, und 16′ tief.

B, die Wohnſtube nebſt der Kammer, für den Schreiber und Bedienten, 18′ breit, und 14′ tief. Dieſe iſt unmittelbar bey dem Eingange, damit der Schreiber die ankommenden Unterparteyen ſogleich unten vernehmen, und ſie, wenn es nöthig iſt, zu dem Herrn führen könne.

C, Gartenzimmer, nebſt Kammer D, 26′ breit und 14′ tief. Dieſes Zimmer dient im Sommer zum Speiſeſaal.

E, Gang zwiſchen denſelben, 4′ breit.

F, Gang nach dem Garten, 4′ breit.

G, H, Küche und Speiſekammer, 18′, breit, 14′ tief.

I, K, Geſindeſtube und Kammer, 18′ breit, 18′ tief.

Wie die Einrichtung der innern Theile, ingleichen die Anlage der Treppen gemacht iſt, erhellet aus der Zeichnung.

Die 2te Etage, Lit. B. enthält Folgendes:
L, die Flur, 12′ breit.
T, U, Studirzimmer und Bibliothek, 18′ breit, und 18′ tief.
N, Wohnzimmer und Schlafgemach der Hausfrau, 18′ breit, 14′ tief.
O, Gang, 4′ breit.
P, Schlafzimmer für Fremde.
Q, Speiſezimmer im Winter; ſonſt, wenn C dazu gebraucht wird, dient dieſes auch für Fremde.
R, Gang, 4′ breit.
S, s, Zimmer für Hofmeiſter und Kinder.
V, W, geheime Gemächer.
N, Wartezimmer für die Bedienten.
X, Y, Keller unter den Stuben B. und I.
W, Gang zu denſelben, oder Vorkeller, für die Bedienten, jeder 12′ breit 14′ tief, der Gang 6′ breit.
Der Boden dient zur Aufbewahrung allerley Vorräthe, Trocknen u. d. gl.
Die Länge des ganzen Hauſes, wenn es von Holz iſt, beträgt 50′, und die Tiefe 34′ mit den Wänden; überhaupt alſo noch nicht völlig 12 □ Ruthen.

Nach dieſem Plane könnte auch eine Pfarre ohne Acker und Wirthſchaft erbauet werden.

Zur Wohnung für einen Juſtitiarius oder Zolleinehmer, der keinen Schreiber hat, iſt die untere Etage des beſchriebenen Gebäudes hinlänglich. Für Zöllner von der niedrigſten Claſſe aber iſt dieſelbe noch zu groß; dieſe können ſich mit einer Wohnung, dergleichen ich weiter unten für die Tagelöhner und Dreſcher angeben werde, behelfen.

Einen Bauanſchlag von ſolchem Hauſe, findet man in Keferſtein's angeführtem Werke, S. 259—270.

Die Anlage und Einrichtung bequemer Wirthshäuſer auf dem Lande, wo große Land-Straßen durchgehen, werde ich im Art. Wirthshaus beſchreiben.

Ein Muſter zu einem Hauſe in einem Weinberge, oder Garten, der nur im Sommer bewohnt wird, ſtellt Fig. 1278.

Die

Die Flur A enthält zugleich die Weinpreſſe a 16′ breit und
B, Gartenſaal, 24′ breit, 16′ tief.
C, D, Stube und Alkoven, 16′ breit und tief, für Fremde.
E, F, Wohnſtube und Kammer, 14′ breit, und 16′ tief.
G, H, Wohnſtube und Kammer für den Weinmeiſter und Bedienten, 24′ breit, 12′ tief.
I. K, Küche und Speiſekammer, 24′ breit, 16′ tief.
L. M, Zween Keller unter den Zimmern G und H, oder unter dem Saale B, wohin der Moſt durch Schläuche flieſſen kann.

Das ganze Haus iſt 64′ lang, und 32′ tief.

N, O, geheime Gemächer.
Der Boden dieſes Gebäudes dient zu Vorräthen; auch können noch einige kleine Schlafkammern für die Bedienten darauf angebracht werden.

Fig. 1279 und 1280, ſind die Zeichnung zu einigen kleinen Coloniſten-, Tagelöhner- und Dreſcher-Häuſern, davon das erſte zu zwey, und das andere für eine Familie eingerichtet iſt.

Fig. 1279, enthält 2 Familienwohnungen.

A, B, Flur und Küche, 10′ breit, 16′ tief.
C, die Wohnſtube, 12′ breit, 12′ tief.
D, die Kammer, 12′ breit, 10′ tief.
E, der Stall, 10′ breit, 10′ tief, iſt zu 1 Kuh und 2 Schweinen hinlänglich.

Die Stube iſt hier etwas klein eingerichtet, damit ſie deſto leichter geheizt werden könne; dafür aber ſind die Flur und Kammer vergrößert. Die Gebäude ſind von einander geſchieden, damit aller Hausſtreit unter beyden Familien verhütet werde. Das ganze Gebäude iſt 44′ lang, und 22′ tief.

Fig. 1280, iſt der Grund- und Aufriß eines einzelnen Familienhauſes.

A, die Stube, 12′ breit, 16′ tief, worein ein Verſchlag B, zu Betten, iſt.
C, D, Flur und Küche, 8′ breit, 16′ tief.
E, F, Kammer und Stall, 8′ breit, 16′ tief. Der Stall iſt zu 1 Kuh und 2 Schweinen eingerichtet.

Das ganze Haus iſt 28′ lang, und 16′ tief.

Mehr als 2, 3 oder höchſtens 4 ſolche Wohnungen in ein Gebäude zu bringen, iſt nicht rathſam, weil ſie ſonſt der Feuersgefahr zu ſehr ausgeſetzt, und einige

zu weit von ihren Gärten entfernt werden. Jede Familie kann ſich allein, oder zwo zuſammen, einen Keller machen. Jeder Familie muß man wenigſtens 1 bis 2 Morgen Garten und Wieſe geben, wenn die Leute nicht Bettler werden ſollen.

Muſter zu einer Dorfſchmiede, Wagner = oder Rademacher = Schulmeiſter = und Predigerwittwen-Wohnung, werden an ihrem Orte vorkommen.

Bey Wohnhäuſern in Städten, hat ein Baumeiſter, damit er die Bequemlichkeit, Annehmlichkeit und das gute Ausſehen des Hauſes zugleich erreiche, allemal folgende Dinge in reife Ueberlegung zu ziehen. Zuerſt den Stand und die Lebensart desjenigen, der bauen will, weil die Erfindung und Anordnung des Hauſes davon abhängt. Bey dieſer Ueberlegung hat er feſtzuſetzen, wie viel Platz jede Claſſe der Bewohner des Hauſes nöthig hat; dieſes beſtimmt alſo die Menge und Größe der Zimmer. Ferner muß ihm die Erwägung jetzt gedachter Umſtände die Richtſchnur zur Anordnung oder Vertheilung der Zimmer an die Hand geben; denn aus dem Zuſtande der Familie muß er beurtheilen, in wie fern die Abſonderung oder nähere Verbindung der Zimmer nöthig iſt. Wo z. B. viel Bediente in einem Hauſe ſind, welche unter der Aufſicht eines Haushofmeiſters ſtehen, da werden die Wohnungen derſelben abgeſondert, und nur für wenige Bediente, die der Herrſchaft beſtändig zur Hand ſeyn müſſen, werden einige kleine Zimmer nahe an den herrſchaftlichen angelegt. Sind in dem Hauſe nur wenig einzele Bediente unter der unmittelbaren Aufſicht der Herrſchaft, ſo erfordert dieſes ſchon eine andere Einrichtung. Eben ſo muß der Herr des Hauſes, nach Beſchaffenheit ſeiner Geſchäfte oder Lebensart, außer ſeinem eigentlichen Wohnzimmer, mehr oder weniger andere Zimmer haben, und dieſelben müſſen von den Zimmern der Frau

des Hauſes entweder abgeſondert, oder mit denſelben verbunden ſeyn. Auf gleiche Weiſe muß er jeden beſondern Umſtand aus demjenigen, was dem Stande und der Lebensart des Eigenthümers zukömmt, genau überlegen. Wenn er nicht auf einmal alles, was dazu gehört, deutlich vor Augen hat, ſo iſt es nicht möglich, den künftigen Bewohnern des Hauſes alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Denn der Baumeiſter, der ſich bloß überhaupt vorſetzt, ein gutes Haus von einer gewiſſen Anzahl Zimmer zu bauen, und dem Beſitzer hernach zu überlaſſen, wie er ſich darin einrichten will, wird nie etwas Vollkommenes darſtellen. Die Einrichtung muß vorher genau auf die Umſtände und die Bedürfniſſe der künftigen Bewohner deſſelben abgepaſſet werden, und bey der erſten Anlage muß bey jedem einzelen Theile der künftige Gebrauch deſſelben ſchon beſtimmt ſeyn. Wenigſtens iſt dieſes die einzige Art, etwas Vollkommenes zu liefern. Daher muß ein Baumeiſter nicht bloß das, was ſeiner Kunſt eigen iſt, verſtehen, ſondern überhaupt ein Mann von Verſtand und reifer Beurtheilung ſeyn, der zugleich die Welt und die Lebensart aller Menſchen, von welchem Stande ſie auch ſeyn mögen, genau kennt. Ein unverſtändiger, oder leichtſinniger und ausſchweifender Baumeiſter kann Gelegenheit zu mancher Unordnung in der Lebensart geben, und ein ganz vernünftiger hingegen kann viel zu einer vernünftigen und ordentlichen Lebensart beytragen. Es gehört alſo mehr dazu, als die Säulenordnungen oder eine regelmäßige Faßade zeichnen zu können.

Wo es irgends angeht, ſo thut man wohl, wenn die Häuſer, deren künftige Beſitzer, ihres Vermögens halber, auf die vornehmſten Gemächlichkeiten des Lebens ſehen, ſo angelegt werden, daß der erſte Boden 3 bis 4 Fuß über die Erde zu liegen kömmt, wodurch man, außer guten hellen Kellern, ſchöne halb unterirdi-

ſche Kammern und Küchen zum Gebrauch der Hauswirthſchaft erhält. Die Tiefe ſolcher Häuſer wird am beſten von 48 bis 56 Fuß genommen, damit die Hauptzimmer eine anſehnliche Tiefe bekommen, und in andern Zimmern Alkoven, und wo Licht von den Seiten zu haben iſt, kleine Kammern für Bediente, die man zur Hand haben will, und für andere Bequemlichkeiten, angebracht werden können. Auch giebt dieſes in etwas großen Häuſern zu Nebentreppen die ſchönſte Gelegenheit.

Häuſer, welche nur für eine Familie erbauet werden, und dabey eine hinlängliche Breite haben, gewinnen das beſte Anſehen, wenn ſie einen hohen Fuß von 5 bis 6 Schuh, hernach eine Ordnung von Pilaſtern oder Säulen, mit einem Hauptſtock und einem Aufſatz darüber (Attique), haben.

Bey der merklichen Erhöhung des unterſten Bodens über der Erde, zeigt ſich oft die Schwierigkeit in Anſehung der Einfahrt durch das Haus in den Hof. Denn wo man nicht etwann eine Seite frey hat, an welcher die Durchfahrt angelegt werden kann, ſo bleibt kein anderes Mittel übrig, als dieſelbe auf der rechten oder linken Seite der Façade anzubringen, wodurch aber meiſtentheils ſehr gegen die Symmetrie angeſtoſſen wird.

Zur Erläuterung der innern Einrichtung eines ordinären, ganz maſſiven, Bürgerhauſes von 2 Etagen, in welchem alles, was zur Bequemlichkeit gehört, angebracht iſt, nach Angermanns Angabe in ſeiner allgem. practiſchen Civil-Baukunſt, Halle, 1766, gr. 8. dient. Fig. 1281.

A, den äußern Proſpect des Hauſes ab.

B, ſtellt das obere Stockwerk vor, in welchem folgende Einrichtung gemacht iſt.

a die Flur oder der Saal, auf welchem die Treppe b befindlich iſt, welche auf den Boden führt; und zwar iſt an ſolcher bey c der Austritt. Von dieſer in der Mitte liegenden Treppe

Treppe kömmt man auf den Poteſt oder Ruheplatz b, von welchem man alsdann rechts und links vermittelſt zwoer Treppen auf den Dachboden kommen kann. Unter gedachter Treppe liegt diejenige, welche aus dem untern Stockwerke herauf führt, und von welcher man bey d auf den Saal der zweiten Etage kömmt. Auf dieſem Saale a findet man 4 Stubenthüren e, durch welche man in die Zimmer f geht. Auch trifft man daſelbſt 4 Kaminthüren g an, durch welche die Oefen h in den Stuben geheizt werden. Zwiſchen den Kaminthüren befindet ſich in der Mauer eine Röhre, wodurch der Rauch aus den darunter befindlichen Kaminen (und durch welche die Oefen des untern Stockwerkes geheizt werden,) geht. In dieſe Röhre aber ſind auch zugleich die Kamine des untern Stockwerkes eingeſchleift. Der Schorſtein geht auch aus der Küche durch die Mauer bey i, welche auf dem Boden des Hauſes, oder im Dache, in die Eſſe der Kamine eingeſchleift iſt. Aus den Stuben f aber gehen Thüren k in die Kammern l, da denn auf der einen Seite des Hauſes ſich ein Abtritt m befindet, welcher in der Mauer herunter geführt iſt, und endlich in die Grube geht, welche in dem Grunde darunter gemauert zu finden iſt. n, die Fenſter des Hauſes.

C, das untere Stockwerk. In dieſem befinden ſich:

a, die Hausflur. b, einige Stufen von der Hausthür c. In der Hausflur geht die Treppe d hinauf, welche in das obere Stockwerk führt, und hat oben die Beſchaffenheit, wie die im vorigen Stockwerke beſchriebene. Unter dieſer Treppe liegt die Kellertreppe, welche in dem Grunde D durch b angedeutet iſt. Dieſe Kellertreppe hat einen gewölbten Hals; daher iſt ein Verſchlag zu beyden Seiten der Treppe d gemacht, welcher aber unter dem Poteſte oder Ruheplatze e eine Thür hat, um dadurch in den Keller zu gehen. Auf der Hausflur befinden ſich 2 Kaminthüren, wodurch die Oefen der 2 Stuben f geheizt werden, aus welchen Stuben auch Thüren in die Kammern g gehen. Zwiſchen beyden Kammern iſt der Abtritt h, zu welchem man aus beyden Kammern kommen kann. Auf der andern Seite der Hausflur befinden ſich auch noch 2 Thüren, wovon die eine i, in die Küche k, die andere m aber in die Stube n neben der Küche, führt. In der Küche, k, befindet ſich der Heerd, o, um welchen die punctirte Linie den Rauchfang vorſtellt. Neben dem Heerde iſt das Einheizloch, p, durch welches der Ofen der Stube n geheizt wird, aus welchem Ofen der Rauch mit in den Rauchfang der Küche geht. u, der Goßſtein

Aus der Küche geht man in die Speiſekammer v, und aus der Stube n in die Kammer z.

D. Der Grund. In dieſem befindet ſich der Keller a, und zwar aus dem mittlern in die beyden Nebenkeller, in welchen die punctirten Bogen das Gewölbe der Keller vorſtellen, b aber die Treppe andeutet. c. bezeichnet die Grube der im erſten und zweyten Stockwerke befindlichen Abtritte.

In London werden die Häuſer nur auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren gebauet. Dieſes beruhet auf zwoen Urſachen. Die erſte rührt von einem eingeführten Mißbrauche der Mauermeiſter oder Bauentrepreneurs her, welche darum ſchlechte Ziegel brennen ꝛc. damit die Häuſer nicht lange ſtehen, öftere Reparatur erfordern, und dadurch ihr Gewerbe deſto einträglicher machen mögen. Wie ein ſo großer unverantwortlicher Mißbrauch ſo gar in vim legis habe eingeführt werden können, muß allerdings Jedermann befremden. Genug, daß bereits ſeit vielen Jahren eine Acte gemacht iſt, daß kein Haus über 70 Jahre ſtehen ſoll. Das Geſetz beſteht alſo von ſich ſelbſt, ſo lange man die Häuſer von ſchlechten Ziegeln, geringem Kalk (welcher von Kreide gebrannt iſt,) und überaus ſchlechtem und leichten Holze bauet. Der Fehler liegt darin, daß man die Sache nicht an gehörigem Orte unterſucht, und die Acte durch Nachläſſigkeit oder Partheylichkeit, auf ungegründete, einſeitige und gefährliche Vorſtellung der Bauentrepreneurs und ihrer Freunde hat paſſiren laſſen. Denn ſo muß man dieſe Leute nennen, weil es faſt niemals Mauermeiſter ſind, ſondern reiche Entrepreneurs, welche 100 und mehr Häuſer in einem Jahre bauen, und damit unaufhörlich fortfahren, indem kein Ort in der Welt iſt, wo ſo viel gebauet wird, als London, und England überhaupt. Man erhält dadurch zwar den Endzweck, daß dadurch viele Leute ernähret, alle Bauhandwerker reich gemacht werden, und das Geld roulirt; es geſchieht aber auf

Unkoſten der Einwohner, und erhöhet die Pretia rerum gar ſehr.

Die zweite Urſache beſteht darin, daß ein Eigenthümer des Grundes und Bodens (Land-Lord, oder Lord of the Manour) ſolchen niemals verkauft, ſondern nur auf Leaſe (für Laßgut) auslâßt. Dieſes ſind nun bey Kirchen = biſchöflichen und dergleichen Gütern niemals mehr als 21 Jahre, bey Privat = oder weltlichen Eigenthümern aber 40 bis 60, und nunmehr öfters 99 Jahre, aber niemals länger. Für ein Stück Land wird nur ein jährlicher Zins ſtipuliret, und wird gemeiniglich nach dem Maße eines Ackers ausgelaſſen. Der Preis des Zinſes dependirt von der Lage oder von dem Orte. Denn in und bey London iſt ſolcher weit höher, als 30 Meilen davon. Nun nimmt man gemeiniglich, wofern es zu bekommen iſt, mehr Land als man für ſich ſelbſt braucht, um alsdann einen oder den meiſten Theil wieder zu ſublociren. Dieſe Sublocation iſt nun der Vortheil, womit gemeiniglich gewuchert wird; und alsdann läßt der Sublocant oder Laßbeſitzer den Grund gemeiniglich nur Fußweiſe aus, nämlich zu einem oder mehrern Häuſern, an ſolche die darauf bauen wollen, und der Sublocator zahlt alsdann den Zins an den Laßbeſitzer, welcher denn immer höher ſteigt, je mehr er ferner ſublocirt wird. Dieſes letztere nun ſind gemeiniglich die vorgedachten Bauentrepreneurs, die ſolchen Grund Fußweiſe miethen, Häuſer darauf bauen, und dieſelben mit anſehnlichem Profit wieder vermiethen. Weil nun ſowohl der erſte Laßbeſitzer, als andere und fernere Sublocanten alles Recht an den Häuſern verlieren, ſo bald der Termin vorüber iſt, und keine Erſtattung der Meliorationskoſten im geringſten Statt findet: ſo erhellet daraus, warum man die Häuſer auch aus dieſer Urſache nicht dauerhaft bauet.

No. 9. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 70.

Man beleidigt in verſchiedenen deutſchen Provinzen den guten Geſchmack durch den Anſtrich der Häuſer. Da die zur Bildhauerey gehörigen Steine an vielen Orten mangeln, oder ſehr theuer ſind: ſo ſchmiert man das Vordergebäude mit verſchiedenen Farben an. Man malt Schreckgeſichter, Sinnbilder, Laubwerk, Caryatiden, oder perſianiſche Rieſen, und dazu öfters mit ſchlechten Farben und einer übeln Grundlage. Wenn man auch nicht auf dieſen ſeltſamen und mehr als gothiſchen Geſchmack verfällt, ſo ſtreicht man das ganze Vordergebäude, auch ſo gar die Fenſterrahmen und Thüren, als Marmor an, da es doch offenbar wider die geſunde Vernunft läuft, Fenſterrahmen und Thürflügel von Stein zu machen. In Franken und am Rheine iſt dieſes ſehr gewöhnlich. Unſtreitig bedienen ſich die Niederländer der beſten Art des Auſtriches zu ihren Häuſern. Was wie Schieferſtein ausſieht, wird auch alſo gemalt, und was von Quaderſteinen iſt, wird weiß angeſtrichen. Man kann die Schieferſteine auch mit einer gelblichen Farbe, die ſehr blaß, und beynahe der Strohfarbe ähnlich iſt, überziehen, wie man auf ordinären Steinen weiß oder grau nehmen muß. Man hat dieſes an dem königl. Schloſſe und Zeughauſe zu Berlin ſehr wohl beobachtet. Ein gar zu dunkles Gelb gefällt den Augen nicht. Die Zubereitung einer wohlfeilen und dauerhaften gelben Farbe zum Anſtreichen der Häuſer, Mauern und Wände an ſteinernen Gebäuden, findet man im XVI. Th. S. 734. f.

Von dem Anſtreichen der Fenſterrahmen, ſ. Th. XII, S. 586, f.

Um ein neu gebautes Haus oder Zimmer ohne Gefahr der Geſundheit beziehen zu können, muß man, nachdem alle Fenſter, Thüren und Kamine in demſelben wohl verſchloſſen worden, eiſerne oder andere

dere Oefen, wovon die Röhren in die Kamine oder Fenſter zu Ausführung des Rauches geleitet ſind, mitten in die Zimmer ſetzen. Dieſe Oefen werden Tag und Nacht ſcharf geheizt. Alsdann ſtellt man irdene glaſurte Gefäße von weiter Oeffnung, längs den Mauern des Zimmers, ungefähr 2 oder 3 Fuß weit aus einander. In jedes dieſer Gefäße ſchüttet man 10 bis 12 Loth rohen Salpeter von dem erſten Sud, und eben ſo viel getrocknetes Seeſalz. Alsdann werden die Fenſter dicht zugemacht, und nur die Thüren des Zimmers offen gelaſſen. Man nimmt Vitriolöhl, wie ſolches in den Apotheken verkauft wird, läßt davon durch verſchiedene Perſonen, zu gleicher Zeit, 10 bis 12 Loth in jedes von obgedachten irdenen Gefäßen gießen, damit dieſe Perſonen nichts von den, ſogleich nach Vermiſchung dieſer Materien entſtehenden, Dämpfen einathmen; worauf ſie ſich unverzüglich aus dem Zimmer entfernen und die Thüren deſſelben zuſchließen müſſen.

Das Vitriolöhl, welches mit der Baſis des Salpeters und Seeſalzes eine größere Verwandtſchaft hat, als dieſe beyden Salze mit ihrer eigenen Baſis haben, bemächtigt ſich ihrer ſogleich, und die beyden frey gemachten Säuren dunſten in dem Zimmer aus. Die Salpeterſäure vereinigt ſich mit dem überflüſſigen brennbaren Weſen der Kalkmaterie von der friſchen Mauer, und die Säure des Seeſalzes löſet die flüchtige Schwefelleber auf. Da dieſe beyden Säuren ſelbſt flüchtig ſind, ſo werden ſie ſich, ſo bald die Fenſter geöffnet ſind, in die Luft vertheilen, und die flüchtigen Subſtanzen, welche ſich noch nicht mit einander vereinigt haben, mit ſich davon führen.

Dieſes Verfahren wird 4 bis 6 Wochen lang, täglich drey bis viermal, wiederholt, und die Hitze des Ofens beſtändig bis auf 35 oder 40 Grad des Reaumüriſchen Thermometers unterhalten. Durch dieſes Mittel werden die Mauern von ihren ſchädlichen Ausdünſtungen befreyet; und auf ſolche Art kann man ein neu gebautes Haus, nach 6 oder 8 Wochen, ohne die geringſte Gefahr bewohnen.

Vom

Vom Schwamm in neu erbauten Häuſern, woher derſelbe entſtehe, und wie er zu verhindern, ſiehe Holzſchwamm, im Art. Schwamm.

Ich glaube, keine Ausſchweifung außer den Gränzen der Materien, welche in gegenwärtiges Werk gehören, zu begehen, wenn ich auch der in Deutſchland ſchon in den älteſten Zeiten ſehr gewöhnlich geweſenen Strafe der Abbrechens und Verbrennens der Häuſer Erwähnung thue. Die Abbrechung und Verbrennung der Häuſer der Miſſethäter iſt eine Strafe, welche, da ſie eine Stadt mit Ruinen und wüſten Plätzen anfüllen und verunſtalten mußten, ſelbſt von einigen erlauchten Regenten dieſer Zeiten mit dem Stämpel des Unſinnes bezeichnet wurde. Man nannte ſie das Hausbrechen, das Zimmerbrechen, oder, weil an einigen Orten das abgetragene Haus oder die Materialien vor das Thor geführt, und daſelbſt verbrannt wurden, das Barnen. Die Vollziehung war kurz. Der Richter eröffnete die Tragödie, und that die erſten drey Schläge auf das einzureißende Haus. Das übrige ward von den Dingpflichtigen vollführt. Ohne auf die Beſchaffenheit der Wohnungen der Vorfahren, wie ſelbige zu des **Strabo** und **Tacitus** Zeiten geweſen, (*) Rückſicht zu nehmen: ſo hatte man doch in dem mittlern Zeitalter, ſowohl in den nördlichen Gegenden, als in Deutſchland, wenige Häuſer von Steinen. (**) Die meiſten waren von Holz und Lehm, ſelten mehr als 1 Stockwerk hoch; elende Hütten, ſo ſimpel und leicht gebaut, daß man ſie an ei-

nı-

(*) In caſis habitabant, ſtructura in unum diem conſtantibus. *Tacitus* de morib. Germanor. c. 16. *Strabo* rer. geograph. L. VII, p. 201. edit. Caſauboni.

(**) *Cluver*, German. antiq. l. 13. Heineccii elem. juris germ. L. II. Tit. 66, S. 418. *Cleffel* Antiquit. ſeptentr. S. 148. Ant. Botin Geſchichte der ſchwediſchen Nation. S. 451.

nigen Orten (*) ſo gar unter die beweglichen Sachen und unter die fahrende Habe zählte. (**)

Des Verbrennens der *Caſæ* gedenkt ſchon das Capitulare Saxonum Caroli M. a. 797, Art. 8. als eine Strafe, deren ſich die Landbezwinger ſchuldig gemacht. Von dem Hausbrechen trifft man eine alte Spur in der cölniſchen Urkunde vom J. 1169 an, die in Lünigs Reichsarchiv. Th. 16, S. 333, und in *Grupen orig. & antiq. Hanover.* S. 227, wieder abgedruckt iſt.

Man gebrauchte dieſe Strafe: 1) wider die Land- und Haus-Friedens-Brecher.

Darüber äußert ſich die alte Dithmarſiſche Rechtsurkunde v. J. 1447, in *von Weſtphalen* monument. ined. rer. germ. T. III, alſo:

> Effte jemand by nachttyden breke in eines Hus, und ſchlöge enen Mann dodt, den Mann ſchal men betalen vor CC Mark, und ſchal den Werde betalen LX Mark, und ſin Hus ſchal me barnen.

Und das Recht von Stavern vom J. 1292, in folgenden Worten:

> Wer een Mann doet ſchlaet, binnen beſetteten Soene, ofte over gerechten Handvrede, ofte Wyf verkracht, ofte Mann ofte Wyf binnen Huſe doet ſchlaet, ofte den gemeenen Vrede breckt van der Porte mit Doetſchlage, man ſal breken ſyn Huys und dregend buyten Porte ende barnen.

2) Wider einen flüchtig gewordenen Mörder.

Dieſes lehrt uns das von Schöpflin ans Licht geſtellte Recht der Stadt Freyburg v. J. 1120.

> Si homicida aufugerit, domus ejus funditus deſtruatur, & per annum & diem inædificata manebit.

Das

(*) So gar die öffentlichen Gebäude waren ſo ſchlecht und elend gebaut, daß ſie oft den Hütten ähnlich waren. Selbſt die Schöffen zu Weisbaden bezeichneten, in einem vor 300 Jahren geſchriebenen Document, das Rathhaus durch die Hütte. *Schencken* Memorab. urb. Wiſbadenſ. P. II. in ſupplem. ad præf. P. I.

(**) Von Antwerpen bezeuget es *Chriſtinæus*, Vol. I. dec. 166. n. 17; und Mogen meldet in ſeiner diſſ. de rerum mobilium & immobilium natura ſecundum principia juris germ. §. 16. daß der Breitenbach-Heſſiſche Landesgebrauch die Häuſer unter die Mobiliarſtücke rechne.

Das im J. 1276 aus alten Satzungen verfaßte Recht der Stadt Augsburg.

> Welch Mann hie zu Augspurg einen Todt-Schlag tut, wer den Burgfried inne hat, der ſoll dem Vogt klagen und iſt ſin Recht, daß man in Bezzeun ſoll bey 10 Pfunden Rothweiler — es ſey dan als veer ob er Hus hat — da ſoll der Vogt hinrichten, alzo daz er daz Hus ſoll heiſſen ſchlahen mit der Sturm Glokken.

Ferner die unter dem Namen der Handfeſte bekannten Statuten von Bern a. 1218:

> Quod ſi reus evaſerit & captus non fuerit, ſi tertio vocatus ad judicium non comparuerit, ſe ipſum convicit per hoc & condemnavit — & tunc Scultetus & Conſules cum univerſis burgenſibus domum ejus deſtruent funditus, ſed ædificia intacta diem & Conſules cum univerſis burgenſibus domum ejus deſtruent funditus, ſed ædificia intacta diem & annum ſuper area relinquent & poſt revolutionem anni heredes ipſius domum reædificent, ſi voluerint & liber poſſideant.

Wer ein Beyſpiel verlangt, wie das Hausbrechen in dieſem Falle wirklich vollzogen worden, dem kann das in Menkens und Hofmanns Sammlungen deutſcher Geſchichtſchreiber befindliche Chron. mont. ſereni, mit einer im J. 1202 vorgefallenen Geſchichte an die Hand geben:

> Diſcordia diu tracta hunc finem habuit, ut Ekkehardus (nobilis civis Herbipolenſis) ab eisdem Henrico & Bodone de Ravensberg interficeretur. — — In cujus facti ultionem Epiſcopus cum quidem illi perſonaliter evaſiſſent, ædificium ipſorum, quod in civitate habebant, funditus everti juſſit.

3) **Wider diejenigen, welche einen friedloſen Mann beherbergeten, und demſelben mittel- oder unmittelbaren Vorſchub und Beyſtand geleiſtet hatten.**

Davon lautet es in einem unter K. Friedrich ergangenen Reichsgeſetz alſo:

> Receptatores etiam malefactorum, qui prædictam pacem violaverint — — eisdem pœnis feriantur, præterea bona publicentur & domus deſtruatur.

In einer andern Verordnung K. Friedrichs II, vom J. 1230.

Qui-

Quicunque civis impetitur, quod de domo ſua, vel in domo ſua aliquis ſit interfectus, vel quod in ea ſervaverit proſcriptum, propter quod domus ſua dirui deberet: ſi eſſet verum, ſola manu ſe expurgabit.

4) Wider denjenigen, der durch Geſchenke, oder aus unzeitigem Mitleiden bewogen, den ertappten Dieb laufen laſſen, auch wider denjenigen, der den gefangenen Dieb mit gewaltſamer Thathandlung in die Freyheit geſetzt und ihn dadurch der verdienten Strafe entzogen hatte.

5) Die Nothzucht gehört zu den Landfriedensbrüchigen Verbrechen. 6) Auch das Haus des Richters, der ein ungerechtes Urtheil geſprochen hatte, wurde niedergeriſſen oder verbrannt.

Die Zerſtörung der Häuſer ſollte wohl die Ausrottung des Beſitzers aus der bürgerlichen Welt vorſtellen. Denn das Bürgerrecht war ehedem kein den Perſonen anklebendes Recht, ſondern die Häuſer, welche die Bürger in den Städten beſaßen, waren Burglehen, oder das Bürgerrecht klebte an den Gebäuden, Hofſtätten und Gütern in der Stadt, durch deren Beſitzung Jedermann das Bürgerrecht gewinnen konnte. Denn es giebt wirklich ganz ächte Denkmale, welche den Werth einer Beſitzung in der Stadt, durch welche Jemand das Bürgerrecht erhalten konnte, beſtimmen, und ausdrücklich feſt ſetzen, daß ein Äuſſerer, welcher den Grund, worauf ein abgebranntes Haus geſtanden, von einem Bürger erkauft, dadurch das Bürgerrecht allein gewonnen habe, wenn er ein neues Haus aufführte.

73. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1779.

Haus, (Arbeits-) ſiehe Zucht-Haus.

— — (Coloniſten-) ſ. oben, S. 355.

— — (Fall-) ſ. Th. XII, S. 155.

— — (Findel-) ſ. Th. XIII, S. 358, fgg.

— — (Forſt-) ſ. Th. XIV, S. 613.

— — (Frey-) ſ. Th. XV, S. 55. fgg.

Haus,

Haus, (Gärbe=) ſ. Th. XV. S. 630.
— — (Ganerben=) ſ. Th. XVI, S. 2.
— — (Gant=) ſ. Th. XVI, S. 613.
— — (Garten=) ſ. Th. XVI, S. 395, und oben, S. 354, f.
— — (Gaſt=) ſ. Th. XVI, S. 465.
— — (Geleits=) ſ. Th. XVII, S. 110.
— — (Gerichts=) ſ. Th. XVII, S. 386.
— — (Gewächs=) ſ. Th. XVIII, S. 49, fgg.
— — (Giebel=) ſ. Th. XVIII, S. 396.
— — (Gieß=) ſ. Th. XVIII, S. 418.
— — (Glas=) ſ. Th. XVIII, S. 686.
— — (Gottes=) ſ. Th. XIX, S. 593, f.
— — (Gras=) ſ. Th. XIX, S. 719.
— — (Handels=) ſ. Th. XXI, S. 741.
— — (Harniſch=) ſ. oben, S. 35.
— — (Hühner=) ſ. unter Huhn.
— — (Huren=) ſ. unter Hure.
— — (Jagd=) ſ. in J.
— — (Irren=) ſ. Toll=Haus.
— — (Kern=) ſ. in K.
— — (Kinder=) ſ. Findel=Haus.
— — (Korn=) ſ. in K.
— — (Kranken=) ſ. in K.
— — (Landprediger=) ſ. oben, S. 350, fgg.
— — (Landſchafts=) ſ. in L.
— — (Lehm=) ſ. oben, S. 314, fgg.
— — (Luſt=) ſ. in L.
— — (Orangerie=) ſ. Gewächs Haus.
— — (Quer=) ſ. Th. XVIII, S. 396.
— — (Rath=) }
— — (Richt=) } ſ. in R.
— — (Rüſt=) }
— — (Stadt=) ſ. Rath=Haus.
— — (Tauben=) ſ. in T.
— — (Toll=) ſ. in T.

Haus, (Treibe) ſ. Gewächs=Haus.
— — (unverbrennliches Lehm=) ſ. oben, S. 314, fgg.
— — (Vogel=) ſ. in V.
— — (Waiſen=)] ſ. in W.
— — (Waſch=)]
— — (Weinbergs=) ſ. oben, S. 354, f.
— — (Werk=) ſ. Zucht=Haus.
— — (Winter=) ſ. Gewächs=Haus.
— — (Wirths=)] ſ. in W.
— — (Wittwen=)]
— — (Zeug=)] ſ. in Z.
— — (Zucht=)]

Haus=Aehre, ſiehe Haus=Flur.

Haus=Aente, eine Benennung der zahmen Aenten, im Gegenſatze der wilden; ſiehe Th. X, S. 33.

Haus=Andacht, die Andacht zu Hauſe, d. i. gottesdienſtliche Uebungen zu Hauſe, im Gegenſatze der öffentlichen, beſonders wenn ſie mit Zuziehung des ganzen Hauſes geſchehen. Von ihrem Nutzen zur Beſſerung des rohen Geſindes; ſ. Th. XVII, S. 589, fgg.

Haus=Apotheke, eine Apotheke, d. i. Vorrath von allerhand guten, einfachen ſowohl als gemiſchten, inn= und äußerlichen Arzeneyen, welche man zu häuslichen Bedürfniſſen bey ſich im Hauſe hat. Dergleichen iſt am meiſten einem Landmanne anzurathen, weil die Landgüter öfters ſehr weit von großen Städten, wo man Aerzte und Apotheker findet, entfernt ſind; die meiſten Krankheiten aber erfordern, daß man ihnen bald Anfangs Einhalt thue, und da man auf der Aerzte Mittel warten ſollte, ſolche manchmal viel zu ſpät erlangen würde, der Natur, welche indeſſen ſchon von der Krankheit überwältigt worden, wieder zu helfen. Noch löblicher thut ein Hausvater und Landwirth wenn er ſich bemüht nicht nur einige Kenntniſſe von der Arzeneywiſſenſchaft, was die Krankheiten und ihre Cur betrifft, wie auch von der Chymie und Apothekerkunſt,

in Anſehung der Zubereitung der Arzeneymittel, zu erlangen, inſonderheit die Hausmittel, welche ihm Felder, Gärten, Wieſen, Wälder und einige Thiere geben, zu kennen, ſondern auch einen Vorrath zu bereiten, allerley Zufälle zu heben, oder wenigſtens ſo viel Zeit zu gewinnen, bis ein erfahrner und geſchickter Arzt oder Wundarzt herbey kommen kann. Bemittelte Landwirthe thun wohl, wenn ſie ſich die mit einem Gebrauchs=Unterrichte begleiteten halliſchen, Hoffmanniſchen, Richteriſchen, oder Teichmeyeriſchen Arzeneyen anſchaffen, und in Bereitſchaft halten.

Haus=Arbeit, eine Arbeit, welche von einem fleißigen Hausvater und einer ſorgfältigen Hausmutter zu Hauſe oder im Hauſe vorgenommen wird; im Gegenſatze der Feld= Garten= und Weinbergs=Arbeiten, auch übrigen bey der Vieh= Pferde= und Bienenzucht, imgl. bey dem Federvieh, Fiſcherey, Forſtweſen und Weidwerk vorkommenden Verrichtungen. Worin ſolche Hausarbeiten beſtehen, auch wie, und zu welcher Zeit dieſelben füglich anzuſtellen und vorzunehmen ſeyn, davon wird bey Beſchreibung eines jeden Monathes ausführlich gehandelt.

Im Holſteiniſchen bedeutet häuſeln, dergleichen häusliche Arbeit verrichten.

Hausarm, Hausarme Perſonen, oder Hausarme, arme Leute, welche ſich zu betteln ſchämen, und Almoſen im Hauſe, oder aus gutthätigen Häuſern bekommen, zum Unterſchiede von den Bettlern und Kirchsarmen.

Haus=Arreſt, ein Arreſt, vermöge deſſen man nicht aus ſeiner Wohnung gehen darf; Arreſt, welchen man in ſeiner Wohnung hat, und welcher auch Stubenarreſt, und bey den Soldaten Civilarreſt genannt wird.

Haus=Arzeney, eine Arzeney, welche man zu häuslichen Bedürfniſſen bey ſich im Hauſe hat. In einem an=

andern Verſtande werden auch die im g. L. ſo genannten Hausmittel mit dieſem Namen belegt; ſiehe dieſes Wort.

Haus-backen, ſiehe Haus-gebacken.

Haus-Bedienter, ſiehe Domeſtik.

Haus-Beſitzer, der eigenthümliche Beſitzer eines Hauſes, ein Hausgeſeſſener; zum Unterſchiede von Miethleuten oder Häuslern.

Haus-Bier, im g. L. Bier, welches man für ſich und die Seinigen ſelbſt brauen läßt.

Haus-Blaſe, Hauſenblaſe; ſiehe Hauſen.

Haus-Bote, in einigen niederſächſiſchen Gegenden, z. B. in Bremen, ein Rathsdiener, welcher die Bürgerſchaft auf das Rathhaus ladet, oder ihr die obrigkeitlichen Befehle in das Haus bringt.

Haus-brechen, ſiehe oben, S. 364, f.

Haus-Brenner, ſiehe Feuerkäfer, im Art. Käfer.

Haus-Brief, im g. L., der Kaufbrief eines Hauſes, die über den Kauf eines Hauſes ausgefertigte Urkunde.

Haus-Brod, ſiehe Haus gebacken.

In engerer Bedeutung wird nur das Geſindebrod an einigen Orten Hausbrod genannt.

Haus-Buch, ein Rechnungsbuch über die häuslichen Ausgaben und Einnahmen. An einigen Orten werden auch die Erb- oder Sahlbücher, d. i. die Verzeichniſſe der Einnahmen und Rechte einer Herrſchaft an einem Orte Hausbücher genannt.

Haus-Burſch, im g. L. ein Burſch, d. i. lediger junger Menſch, ſo fern er bey Jemanden zur Miethe in einem Hauſe wohnt. Beſonders ſind auf Univerſitäten die Studenten in Beziehung auf ihre Hausherren unter dieſem Namen bekannt.

Haus-Dieb, eine Perſon aus dem Hauſe, aus der häuslichen Geſellſchaft, ſo fern ſie dieſe Geſellſchaft ſelbſt beſtiehlt. Von den Hausdiebſtählen, ſiehe unten im Art. Haus-Friede.

Haus=Diele, ſiehe Haus=Flur.

Haus=Ehre, 1. Die Ehre des Hauſes, oder der häuslichen Geſellſchaft, in welcher Bedeutung es doch wenig mehr gebraucht wird. Die Hausehre retten.

Im Schwabenſpiegel heißt es Cap. 279, Den Aether mag ain ieglich man uuol behalten uber naht-Daz iſt geſetzet durh dez mannez hus ere, uon der hus ere iſt uil guter dinge komen. In einem andern, aber jetzt veralteten, Verſtande bedeutet eben daſelbſt in der Aufſchrift des 42 Cap. Husere die freye Gewalt eines Hausvaters über ſein Eigenthum zu ſchalten und walten: Wie lange der man husere haben muge. Wo es Friſch durch Hausähre erklärt (ſiehe Haus=Flur), in welchem Verſtande es wenigſtens in einer ſtrasburgiſchen Eidesformel bey dem Schilter vorkömmt.

2. Figürlich, die Hausfrau, weil ſie dem Hauſe Ehre und Anſehen giebt. Die Könige der Herrſchaaren ſind unter einander Freunde, und die Hausehre theilet den Raub aus, Pſ. 68, 13. In welchem Verſtande es im Hochdeutſchen am häufigſten im Scherze üblich iſt.

Haus=Fliege, die gemeine Fliege, ſo fern ſie am häufigſten in den Häuſern und Stuben angetroffen wird, Muſca domeſtica *Linn.*; zum Unterſchiede von andern Arten ihres Geſchlechtes. Siehe Th. XIV, S. 230.

Haus=Flur, (die) bey einigen der Hausflur, der Raum in einem Hauſe gleich nach der Hausthüre, aus welchem man in die Zimmer tritt, beſonders ſo fern er gepflaſtert iſt; das Vorhaus, in Thüringen, Franken und am Ober=Rheine die Hausähre, oder der Hausern, welches mit dem Lat. Area überein kömmt, aber gewiß nicht daraus entlehnt iſt, Ital. Aia, im Niederſ. die Hausdiele, in Baiern das Flötz; in einigen Gegenden die Haustenne. Siehe auch Th. XLV, S. 371.

Wenn der Hausflur kein ander Licht gegeben werden kann, pflegt man über der Hausthüre Fenſter anzubringen; ſiehe Th. XII, S. 572.

Haus-Frau, L. Hera, die Frau vom Hauſe, oder in der häuslichen Geſellſchaft, die Ehegattin des Hausherrn. Tobiä Hausfrau, Tob. 2, 22. Wer eine Hausfrau hat, der bringt ſein Gut in Rath, Sir. 36, 26. In welchem Verſtande, nämlich in Beziehung auf den Ehemann, es nur unter gemeinen Leuten üblich iſt. Ein wenig häufiger, doch aber auch nur von Perſonen geringern Standes braucht man es in Beziehung auf das Geſinde; ſiehe Haus-Mutter.

Von den Eigenſchaften und Pflichten einer guten Hausfrau, ſiehe Th. XIV, S. 790; fgg.

In oberdeutſchen Urkunden wird die Schutzheilige einer Kirche, die Patroninn, gleichfalls Hausfrau genannt.

Haus-Friede, Haus-Frieden. 1. Der Friede, d. i. die Einigkeit, das gute Vernehmen einer häuslichen Geſellſchaft. Den Hausfrieden ſtören. Es iſt eine edle Sache um den Hausfrieden.

2. Die Sicherheit, welche ein jeder in ſeiner Wohnung vor den Gewaltthätigkeiten anderer genießt, und zu fordern berechtigt iſt. Den Hausfrieden brechen, dawider handeln.

Der Hausfriede, in der letztern Bedeutung, iſt eine nothwendige Folge aus der Natur der häuslichen Regierung. Eine jede Regierung muß Mittel haben, ſich ſo wohl wider innerliche, als äußerliche Gewalt zu ſchützen, weil ſie ſich ſonſt unmöglich aufrecht erhalten kann. Wenn nun die häusliche Regierung, wie ich im Art. Haus-Vater zeigen werde, ſo wohl der Natur der Sache nach nothwendig Statt finden muß, als auch mit dem gemeinſchaftlichen Beſten des Staates in dem genaueſten Verhältniß ſteht: ſo müſſen die Geſetze nicht nur erlauben, daß die häusliche Regierung ſich bey ihren Gerechtſamen ſchützen, und den Hausfrieden durch alle dienliche Mittel aufrecht erhalten darf, ſondern hier muß ſich inſonderheit der Schutz

zeigen, den die häusliche Regierung von der bürgerlichen zu gewarten hat. Ueberdies beruht auf dem Hausfrieden inſonderheit die beſondere Sicherheit, die ein jeder Bürger von der Natur der bürgerlichen Verfaſſungen zu fordern berechtigt iſt. Die inn= und äuſſerliche die beſondere und öffentliche Sicherheit, ſind die hauptſächlichſten Endzwecke, weshalb wir in bürgerlichen Geſellſchaften leben. Ein jeder ſoll Herr in ſeinem Hauſe, und darin vor aller Privatgewalt, Beſchimpfungen und Beunruhigungen auf das vollkommenſte geſichert ſeyn. Dieſes iſt die erſte und nothwendigſte Frucht von der Verfaſſung der Republiken. Die bürgerlichen Geſetze müſſen demnach den Hausfrieden als eine heilige und unverletzliche Sache anſehen, deſſen Störung mit ſehr ernſtlichen Strafen zu belegen iſt.

Daß die Unverletzlichkeit des Hausfriedens einer der erſten Endzwecke der bürgerlichen Verfaſſungen ſeyn müſſe, iſt ſo leicht einzuſehen, daß auch ungeſittete Völker, die von dem Weſen der Republiken nicht eben die vollkommenſten Begriffe hatten, dennoch deſſen Nothwendigkeit erkannt haben. Unſere alte deutſche Vorfahren, welche der Selbſthülfe ſo viel Raum ließen, haben doch die Unverletzlichkeit des Hausfriedens eins der vornehmſten Stücke ihrer Geſetze ſeyn laſſen. Die ſaliſchen Geſetze, die Geſetze der Baiern und andrer deutſchen Völker, belegten denjenigen mit hohen Strafen, welcher in den Zaun mit Gewalt einbrach, welcher die ſaliſche Erde, oder die um das Haus liegenden Aecker und Grundſtücke einſchloß, in der Abſicht den Hausfrieden zu ſtören, oder Jemand Gewalt und Beſchimpfungeu zuzufügen. Noch größer aber war die Strafe, wenn er in dieſen Abſichten in das Haus ſelbſt einbrach. Die Römer aber gaben der Unverletzlichkeit des Hausfriedens einen ſo weiten Umfang, daß die Geſetze nicht einmal geſtatteten, daß

ein Bürger in ſeinem Hauſe vor Gericht geladen werden konnte, ſondern der Kläger mußte mit ſeiner Vorladung warten, bis er den Beklagten außer ſeinem Hauſe antraf; und es giebt noch gewiſſe Gegenden in Deutſchland, wo kein Gerichtsdiener in das Zimmer eines Bürgers kommen darf, ſondern wo er anklopfen, den Hauswirth zum Hinauskommen erſuchen, und alsdann ſeinen Auftrag ausrichten muß. Man kann auch ſo wenig die römiſche, als die jetzt angeführte Gewohnheit einiger Deutſchen mißbilligen, weil unter dem Scheine der Vorladung, die Gemüther, zumal da, wo nicht die Gerichte, ſondern der Kläger ſelbſt, oder ſeine Bevollmächtigte, den Beklagten vorladen müſſen, erbittert, und der Hausfriede auf mancherley Art geſtöret werden kann.

Vermöge dieſer Unverletzlichkeit des Hausfriedens iſt demnach ein Hausvater befugt, durch alle dienliche Maßregeln, und im erforderlichen Falle mit Gewalt, dasjenige zu verhindern und abzuſtellen, ſo wohl in Anſehung ſeiner Familie, als des Geſindes, was die Ruhe des Hauſes ſtören, oder den Hausfrieden verletzen kann; und die Obrigkeit muß, wenn ſein eigenes Anſehen und Gewalt nicht zureicht, ihm hierin allemal mit ihrem Beyſtande zu Statten kommen. So bald er die Hülfe der Obrigkeit anruft, müſſen auf ſein Verlangen, ohne weitere Unterſuchung, diejenigen zur Haft gezogen werden, die ſich ſeinem Anſehen entweder mit Beſchimpfungen, oder mit Thätlichkeiten, widerſetzen. Eben ſo kann er allen denen ſein Haus verbieten, deren Beſuch er der Ruhe, der guten Ordnung, oder dem guten Namen ſeiner Familie und ſeines Hauſes nicht vortheilhaft hält, ohne daß er von dieſem Verbothe Urſachen anzugeben ſchuldig iſt. Dieſes verſteht ſich aber nur von Beſuchen, welche ſeine Familie oder ſein Geſinde gelten. Allein, ob er gleich auch ſeinen Miethsleuten unterſagen kann, dieſen oder je-

jenen Beſuch anzunehmen, die ſein Haus in ein übles Gerücht bringen könnten, ſo muß er doch ſeine Urſachen hievon anzeigen; und wenn dieſe Urſachen nicht gerecht befunden, oder nicht bewieſen werden, ſo kann er allemal als ein Verleumder angeſehen, und als ein Injuriant beſtrafet werden. Am wenigſten aber kann er ſeinen Miethsleuten vorſchreiben, daß ſie von ſeinem Feinde keinen Beſuch annehmen ſollen, wenn er keine andere Urſache hat, als bloß weil derſelbe ſein Feind iſt.

Noch mehr aber iſt ein Hausherr befugt, ſeinen Hausfrieden gegen äußerliche Gewaltthätigkeiten und Beunruhigungen zu vertheidigen. Alle diejenigen, welche wider ſeinen Willen mit Gewalt in ſein Haus eindringen wollen, kann er durch alle Arten von Gegenwehr von ſeinem Hauſe abhalten, ohne daß er ſtrafbar wird, wenn auch die gewaltthätigen Eindringer ihr Leben darüber verlieren. Der Hausherr befindet ſich allemal in dem Fall einer erlaubten Nothwehr, weil ein ſolcher gewaltthätiger Einbruch denſelben wegen ſeines Lebens oder ſeiner Güter, in gerechte Furcht ſetzt. Eben dieſes findet Statt, wenn auch der Hausherr ſelbſt in der Urſache des entſtandenen Streites nicht ohne Schuld iſt. Denn ſeines begangenen Unrechtes halber kann man ihn durch den Richter zur Genugthuung anhalten; und es iſt nichts, was dem Weſen der bürgerlichen Verfaſſungen ſo ſehr zuwider iſt, als die Selbſthülfe und die Störung des Hausfriedens. Daher muß die Selbſthülfe, und die gewaltthätige Verletzung des Hausfriedens in einer wohl eingerichteten Republik allemal als ein ſehr wichtiges Verbrechen angeſehen werden, auf welches die Geſetze die nächſten Strafen nach der Lebensſtrafe ſetzen müſſen; und es iſt nichts weniger, als der Natur der bürgerlichen Verfaſſungen gemäß, daß man dergleichen Selbſthülfe und Gewaltthätigkeiten unter dem Scheine der Poſſeßergreifungen, oder ſich bey ſeinem Beſitze zu

ſchü-

ſchützen, in den meiſten Landen ganz ungeſtraft läßt, oder doch als ein nur geringes Verbrechen anſieht, ungeachtet darüber der entſetzlichſte Unfug, und wohl gar Todtſchläge vorgehen. Vielleicht iſt dieſes noch ein altes Ueberbleibſel von der Denkungsart unſerer, das Fauſtrecht und die Gewaltthätigkeit liebenden Vorfahren. In einem wohl eingerichteten Staate muß eine genaue, unparteyiſche und ſchleunige Gerechtigkeit ausgeübet werden; man muß aber auch diejenigen auf das ſtrengſte beſtrafen, welche ſich Selbſthülfe oder Selbſtrecht und Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen laſſen.

Auch gegen diejenigen, welche in friedlicher Geſtalt in das Haus gekommen ſind, und hernach Zank, Lärm und Unfug darin anrichten, Schimpf- und Drohworte ausſtoßen, oder gar zu Thätlichkeiten ſchreiten, kann der Hausvater ſein Hausrecht gebrauchen, und dergleichen Friedensſtörer, die ſich nicht mit Worten abweiſen laſſen wollen, mit Gewalt zum Hauſe hinaus werfen, ohne daß der Hausvater deshalb beſtrafet werden kann. Es kommt hier abermahl nicht darauf an, ob der Hausvater, oder deſſen Familie, einige Schuld an den Händeln hat, oder der Fremde in einer gerechten Sache, z. B. um eine Schuld einzufordern, in das Haus gekommen ſeyn möchte, weil Niemand, unter dergleichen Vorwand, einen Bürger in ſeinem Hauſe beunruhigen, ſondern allenfalls den ordentlichen Richter anrufen muß.

Da einer der vornehmſten Endzwecke der Polizey die öffentliche und beſondere Sicherheit iſt, ſo gehört es inſonderheit für dieſelbe, den Hausfrieden zu beſchützen, und einem jeden Bürger ſchleunigen Beyſtand wiederfahren zu laſſen, ſo bald deſſen Hausfriede verletzet wird. Die Polizey muß demnach Anſtalten treffen, daß auf das Anrufen eines jeden Hausvaters, diejenigen ſofort in Verhaft gezogen werden, welche durch

Zank, Lärm und Gewaltthätigkeiten den Hausfrieden ſtören, und eine jede Wache muß Befehl haben, ſofort, ohne weitere Unterſuchung, einen ſolchen Störer aus dem Hauſe heraus mit ſich in Verhaft zu nehmen. In großen Städten, wo die Wachen entfernt ſind, müſſen die Quartier= und Straßen Commiſſarien ſofort Leute bey der Hand haben können, um den geſtörten Hausfrieden zu ſchützen, ſo bald ſie deshalb angerufen werden. Wenn das gemeine Volk ſehr boshaft, zankſüchtig und rachgierig iſt, ſo iſt ein ſolcher Commiſſarius in jeder Straße nothwendig. In Japan, wo das Volk einen grauſamen Character hat, iſt allemal unter vier Hauswirthen einer der Aufſeher über die drey übrigen, der ſofort herbey eilen muß, ſo bald er den geringſten Lärm hört; (ſ. Th. IX, S. 233.) Ja, die Geſetze verordnen, daß alle Nachbarn ſofort herbey eilen müſſen, um die Zankenden aus einander zu bringen; wenn ſie dieſes unterlaſſen, und es geſchieht ein Unglück, ſo werden alle Nachbarn mit den härteſten Strafen angeſehen. Dergleichen ſtrenge Geſetze ſind bey dem weit ſanftmüthigern und geſittetern Character der europäiſchen Völker nicht nöthig. Allein, es iſt doch allemal der Natur der bürgerlichen Verfaſſungen gemäß, denjenigen mit ernſtlichen Strafen zu belegen, der in eines andern Hauſe Gewaltthätigkeiten verübet, oder Unfug und Lärm anfängt.

Der Hausfriede, oder die beſondere Sicherheit eines jeden Bürgers, erſtreckt ſich nicht allein auf ihre Perſonen und Familie, ſondern ſie ſchließt auch die Sicherheit ihrer Güter und Vermögen in ſich. Folglich gehört auch zu dem Hausfrieden, daß der Staat durch gute Geſetze ihr Vermögen vor den Hausdiebſtählen zu bewahren ſuche. Den Grund, warum die Hausdiebſtähle härter, als andere Diebſtähle beſtrafet werden müſſen, habe ich bereits im XVII Th. S. 600, angegeben. Ich werde mich hier näher darüber erklären.

Die römiſchen Geſetze waren in Anſehung der Diebſtähle ſehr ſchlecht beſchaffen. Sie beſtraften einen Dieb, welcher über dem Diebſtahle ergriffen wurde, und welches ein offenbarer Diebſtahl (Furtum manifeſtum) hieß, mit dem vierfachen Erſatze, hingegen war auf den Diebſtahl, wo der Dieb nicht darüber ergriffen wurde, und welches ein heimlicher Diebſtahl (Furtum non manifeſtum) genannt wurde, nur die Strafe des doppelten Erſatzes verordnet. Weder in der geſunden Vernunft, noch in der Natur des Verbrechens, findet man den geringſten Grund zu dieſem Unterſchiede in der Beſtrafung. Wahrſcheinlich iſt dieſes Geſetz von den Spartanern angenommen worden, wo, nach den Geſetzen des Lykurg, ein Knabe nur in dem Falle wegen Diebſtahls beſtraft wurde, wenn er ſich darüber ertappen ließ; ſ. Th. IX, S. 229, f. Allein, dieſes Geſetz, welches nach der ſpartaniſchen Staatsverfaſſung gar nicht ungereimt war, ſchickte ſich gar nicht zu der römiſchen, und war daſelbſt alles vernünftigen Grundes beraubt. Die bürgerlichen Geſetze eines Staates müſſen aber allerdings mit deſſen politiſchen Einrichtungen und Verfaſſungen übereinſtimmen. Nach dieſen römiſchen Geſetzen wären die Hausdiebſtähle allemal gelinder zu beſtrafen; denn es dürfte ein ſehr ſeltener Fall ſeyn, daß ein Hausdieb darüber ertappet würde. Allein, man hat heut zu Tage faſt allenthalben eingeſehen, daß man die Hausdiebſtähle ohne Ungereimtheit nicht nach den römiſchen Geſetzen beurtheilen kann, und daß hier die Natur der Sache und das gemeinſchaftliche Beſte viel härtere Strafen erfordern, als in andern Arten von Diebſtählen. Man hat alſo faſt in allen Staaten beſondere Landesgeſetze wider die Hausdiebſtähle ertheilt, und eine weit geringere Summe des Werthes der geſtohlnen Sachen mit der Todesſtrafe belegt, als die Geſetze bey andern Diebſtählen verordnen.

Die

Die römiſchen Geſetze erkannten es für gar keinen Diebſtahl, der nach den Geſetzen zu beſtrafen wäre, wenn die zur Familie gehörigen Perſonen dem Hausvater etwas entwendeten. Hierin ſind ſie eher zu entſchuldigen. Wenigſtens ſtimmte dieſes mit ihren übrigen Geſetzen gar wohl überein. Denn da ſie die häusliche Gewalt nicht einſchränkten, ſo konnte der Hausvater über ein ſolches Verbrechen ſelbſt erkennen, und die Geſetze konnten vermuthen, daß ein Hausvater, welcher alle erforderliche Gewalt, ſein Haus zu regieren hatte, vielleicht keinen weiſen Gebrauch davon gemacht hätte, wenn Glieder aus ſeiner Familie auf ſo grobe Ausſchweifungen fielen, indem man in den Laſtern gemeiniglich nur ſtufenweiſe fortgeht, und ſelten Jemand ſich auf einmal durchaus verderbt bezeigt. Allein, wenn wir noch heutiges Tages von den Entwendungen, welche Perſonen aus der Familie begehen, nach eben dieſen römiſchen Grundſätzen urtheilen, ſo ſtimmt dieſes mit unſern heutigen Geſetzen und Verfaſſungen weit weniger überein. Die Gewalt eines Hausvaters iſt jetzt ſo ſehr eingeſchränkt, daß ihm ſehr wenig davon übrig geblieben iſt, und man erlaubt ihm nicht, über die Verbrechen ſeiner Familie zu richten. Folglich ſollten es die Geſetze ſeyn, welche ſein Vermögen auch wider die Entwendungen, ſo Perſonen aus ſeiner Familie begehen, in Sicherheit ſtelleten, oder man muß ihm erlauben, das Urtheil ſelbſt zu ſprechen, welches er in ſolchen Fällen an einer Perſon ſeiner Familie vollzogen wiſſen will.

Ob zwar unſere heutige Geſetze die Hausdiebſtähle aus demjenigen Geſichtspuncte betrachten, welcher der Natur der Sache gemäß iſt: ſo wird doch ſolches ſelten, oder niemals, auf Eßwaaren erſtreckt, ſondern gemeiniglich ſieht man dieſes für Kleinigkeiten an. Allein, hierin kann dem Hausvater eben ſo viel Schade zugefüget werden, als wenn man ihm Geld oder Mobilien

bilien entwendete. Inſonderheit aber beruht der Wohlſtand vieler Wirthſchaften, ſo wohl auf dem Lande als in der Stadt, darauf, das Obſt, Milch, Butter und andere Victualien, haushältig angewendet und zu Gelde gemacht werden. Wenn nun das Geſinde den Herrn in ſolchen Dingen auf alle mögliche Art beſtiehlt, ſo kann er ſchwerlich in ſeiner Haushaltung einen guten Fortgang haben. Meines Erachtens iſt nichts als eine Kleinigkeit anzuſehen, ſo bald es durch Hausdiebſtahl entwendet wird. Siehe auch Th. XVII, S. 599, f.

So ſehr man es heut zu Tage einſieht, daß die Natur der Sache und das gemeinſchaftliche Beſte viel härtere Strafen für die Hausdiebe, als in andern Arten von Diebſtählen erfordern: ſo ſcheint man auch auf der andern Seite auszuſchweifen. Einen Hausdieb hängen laſſen, wenn der Betrag des Diebſtahls zu Bezahlung des Strickes hinreicht, iſt barbariſch; wird überdem der Dieb vor der beſtohlnen Herrſchaft Hauſe gehängt, ſo bleibt es zweifelhaft, ob der Beleidigte oder der Beleidiger am härteſten geſtraft wird. Welcher Bürger von menſchlichen Empfindungen wird einen Hausdieb anklagen, wenn es auf das Leben des Schuldigen angeſehen iſt, und der Beſtohlne das traurige Schauſpiel zur Belohnung vor ſeinen Augen ſehen muß! Wenn alſo alle Strafen mit dem Verbrechen in gerechtem Verhältniß ſtehen müſſen; wenn ſie ihre Wirkung leiſten ſollen, mithin die äußerſte Strenge eben ſo nachtheilig, als eine übertriebene Gelindigkeit, werden kann: ſo glaube ich, daß gegen große und kleine Hausdiebſtähle öffentliche, mit einer empfindlichen Schande verknüpfte Leibesſtrafen, und, bey wiederhohlten Verbrechen, das Zuchthaus, die Mittel ſeyn werden, welche dem faſt allgemein eingeriſſenen, unſerer Erziehung aber wenig Ehre machenden, Uebel am beſten Einhalt thun.

v. Juſti Polizeywiſſenſchaft, 2 Band. Königsb. und L. 1761, 4. S. 185, fgg.

(Hrn. g. R. von Pfeifer) Natürliche aus dem Endzweck der Geſellſchaft entſtehende allgem. Policeywiſſenſchaft, 1 Th. Frf. M. 1779, 8. S. 497, fgg.

Haus=Fuchs, im niedrigen Scherze einiger Gegenden, eine Benennung des gemeinen Eyerkuchens.

Haus-Fürſt, eine im Deutſchen ungewöhnliche Benennung eines vornehmen Haushofmeiſters an einem königlichen Hofe, welche nur 2 Chron. 28, 7, vorkömmt.

Haus-Gans, zum Unterſchiede von der wilden; ſiehe Gans.

Haus-gebacken, iſt nur im g. L. üblich, wo es auch hausbacken lautet. Hausgebackenes Brod, im Hauſe gebackenes Brod, Brod, welches man zum Gebrauche ſeiner häuslichen Geſellſchaft durch ſein eigenes Geſinde backen läßt, Hausbrod, im Gegenſatze des Bäckerbrodes.

Haus-Geflügel, ein Collectivum, dasjenige Geflügel zu bezeichnen, welches man in der Haus- und Landwirthſchaft in und um dem Hauſe zu halten pflegt, das zahme Geflügel, das Federvieh; im Gegenſatze des wilden Geflügels, oder des Feld- Wald- und Waſſergeflügels.

Haus-Geiſt, ein erdichteter Geiſt, welcher ſich zuweilen in den Häuſern ſehen laſſen, und allerley häusliche Arbeit verrichten ſoll, Spiritus familiaris. Siehe Kobold.

Haus-Geld, dasjenige Geld, welches man für den Gebrauch eines Hauſes oder eines Theiles deſſelben dem Eigenthümer bezahlt, und welches am häufigſten die Hausmiethe oder Hauszins genannt wird. So führt in den Rechten einiger Gegenden dasjenige Geld, welches einer adelichen Wittwe von den Lehensfolgern für die Wohnung bezahlt wird, den Namen des Hausgeldes.

Haus-Genoß, (der) die Hausgenoſſin, der Genoß oder die Genoſſin eines und eben deſſelben Hauſes.

1. Von Haus, ſo fern es ein Wohnhaus bedeutet.

1) Perſonen, welche mit einander in einem gemeinſchaftlichen Hauſe wohnen, ſowohl in Beziehung auf ſich ſelbſt, als auch in Beziehung auf den Haus-

herrn oder Eigenthümer des Hauſes. Der Hausbeſitzer muß für ſeine Hausgenoſſen ſtehen, im g. L. für ſeine Miethleute.

2) In engerer Bedeutung werden in Oberſachſen, beſonders auf dem Lande, Leute, welche kein eigenes Haus haben, ſondern bey andern zur Miethe wohnen, Hausgenoſſen genannt. An andern Orten heißen ſie Häusler, Häuslinge, Hausleute, Einkömmlinge, Einwohner im engſten Verſtande, Inleute, Miethleute, Hinterſättler, Handfröhner; da ſie denn zugleich die geringſten Einwohner auf den Dörfern ſind, welche gemeiniglich aus Taglöhnern beſtehen. Siehe Häusler, Th. XX, S. 820, fgg.

2. Von Haus, ſo fern es eine häusliche Geſellſchaft, eine Familie, bedeutet, Genoſſen einer und eben derſelben Familie.

1) Ueberhaupt. So werden die ſämtlichen Perſonen einer häuslichen Geſellſchaft außer dem Hausherrn und der Hausfrau, oft Hausgenoſſen genannt. In engerer Bedeutung werden auch die Kinder davon ausgenommen, und alsdann iſt es eine anſtändige Benennung des Geſindes.

2) Ehedem wurden die Münzer eines Herrn ſehr häufig deſſen Hausgenoſſen genannt, vermuthlich ſo fern ſie als deſſen Bediente und Beamte angeſehen, und von demſelben in der Münzſtätte mit freyer Wohnung verſehen wurden. Aus dem **Friſch** erhellet, daß andere Vaſallen, welche von einem andern ein Haus zu Lehen getragen, ehedem deſſen Hausgenoſſen genannt worden.

In dem alten Gedichte auf Carln den Großen, bey dem Schilter, kommen die Räthe eines Fürſten, die Pairs, deſſen vornehmſte und erſte Vaſallen, unter dem Namen der Huzgenozen vor.

3) In Weſtphalen giebt es eine Art Leibeigener, welche Hausgenoſſen heißen, und den Hofhörigen gleichen; vermuthlich, weil ſie mit ihren Gütern leibei-

genes

genes Geſinde eines Hauſes, d. i. adelichen Schloſſes, ſind. Daher das Hausgenoſſenrecht, die Hausgenoſſenrolle u. ſ. f. Dasjenige Gericht, welchem ſie unterworfen ſind, wird die Hausſprache genannt.

Haus-Geräth, dasjenige Geräth, welches zur Nothdurft oder zur Bequemlichkeit im Hauſe, oder des häuslichen Lebens erfordert wird; im g. L. der Hausrath, im Niederſ. Huusreſcop, Ingedömpte, in Dithmarſen das Ingut; L. Supellex, Utenſilia, Fr. Meubles, Menage, Menagerie.

Es begreift dieſes Wort alles dasjenige in ſich, was zur täglichen Nothdurft in Stuben, Kammern, Küchen und andern Gemächern gebraucht wird, oder ſonſt zur Auszierung eines Hauſes nöthig iſt. Es läßt demnach daſſelbe gar füglich ſich in nothwendigen oder unentbehrlichen, und in überflüſſigen oder unnöthigen, abtheilen. Zu der erſten Art gehören allerley Tiſche, Bänke, Stühle, Betten, Bettgeſtelle und Vorhänge, Tapeten, Leuchter, Spiegel, Schränke, Kaſten, allerley Tiſch- und Küchen-Geſchirr, an Zinn, Meſſing, Kupfer ꝛc. Nächſt dieſen aber wird auch zu beſondern Orten, ja in den zu gewiſſen Verrichtungen beſonders angelegten Häuſern, dergleichen Back- Bräu- Branntweinbrenn- Waſchhäuſer u. ſ. f. ſind, ebenfalls beſonderes Hausgeräth erfordert.

Alles Hausgeräth muß nicht nur nach ſeinen beſondern Abtheilungen in ein richtiges Inventarium jedesmal gebracht ſeyn, der Abgang und Zuwachs angemerkt, und das Inventarium fortgeſezt, ſondern auch in einer Haushaltung vornämlich in guter Ordnung gehalten, und nachdem etwann ein und anderes gebraucht, verliehen, oder ſonſt von ſeiner gewöhnlichen Stelle verrückt worden, wieder an ſeinen gehörigen Ort gebracht werden.

Wenn neuen Eheleuten bey ihrer angetretenen Haushaltung ein und das andere Stück, deſſen man darin be-

benöthigt iſt, zu einem Geſchenk verehret wird: ſo nennt man dieſes in einigen Gegenden, einen Hausrath geben, und bedeutet in dieſem Falle ſo viel, als ein Hochzeitgeſchenk. Siehe auch Hausſteuer.

Ein Landwirth kann in Anſchaffung des Hausgeräthes zu viel und zu wenig thun. Schönes, feines, zerbrechliches Hausgeräth paßt ſich ſo wenig in eine Landwirthſchaft, als es dazu nöthig iſt; die Hausgenoſſen wiſſen es nicht zu behandeln, nicht zu ſchonen. Auch der bemittelte Hausvater muß es nicht anſchaffen, wenn er es auch wohlfeil haben könnte. Was er nach ſeinen Umſtänden bedarf, muß ſämtlich möglichſt dauerhaft, ganz unentbehrlich, und je zerbrechlicher, deſto wohlfeiler ſeyn. Wer das Feine der Städte in der Verzierung ſeines Hauſes nachmachen will, den ſehe ich in Gefahr, den Geſchmack an der Landwirthſchaft zu verlieren. Ein ächter Landwirth wendet daher an die Beſetzung ſeines Hauſes nicht mehr, als was ſeine Verbindung unentbehrlich macht, und was er ohne großen Schaden ſeinen Leuten unter die Hände geben kann.

Was man auf dem Lande an Hausgeräthe braucht, kann, eher als in der Stadt, ohne Beleidigung des Wohlſtandes nach und nach angeſchaffet werden. Hiedurch iſt ſchon viel gewonnen. Wer ein Stück nach dem andern, wie es wohlfeil vorkömmt, ankauft, giebt weniger aus, und nie ein Kapital auf einmal aus. Viele Gegenden liefern das Holz zu manchem Hausgeräthe. Läßt man es auf dem Hofe verarbeiten, ſo kömmt, was daraus gemacht wird, nicht hoch, und iſt doch wohl dauerhaft. Was die Haushaltung ſelbſt abwirft, Federn, Leinwand, Leder u. d. gl. muß gar nicht gekauft werden; und was ſich aus demjenigen, ſo man ſelbſt gewinnt, verfertigen läßt, muß daraus gemacht, und nicht, der Mode zu gefallen, gegen

wirklich ſchlechtere und theuere Dinge zurück geſetzt werden.

Wie man an feinem und koſtbarem Hausgeräthe auf dem Lande billig arm ſeyn muß: ſo muß es dagegen an keinem, welches die Sicherheit und gute Wirthſchaft befördert, fehlen. Man kann Kaſten und Schränke auf Jahrmärkten oft ſehr wohlfeil kaufen, ſie ſind aber auch gemeiniglich ſo ſchwach zuſammen gefügt, und mit ſo ſchlechten Schlöſſern verwahrt, daß ſie faſt mit jedem Schlüſſel, faſt mit jedem Stücke Eiſen geöffnet werden können. Mit den Thüren im Hauſe hat es gemeiniglich eben dieſelbe Bewandtniß, daß, wer durch eine iſt, die ihm auch nicht ſauer gemacht wird, durch alle kommen kann. Ein Landmann thut daher wohl, wenn er die Behältniſſe ſeines Vermögens ſelbſt mit aller Feſtigkeit verfertigen, an alle ſeine Thüren ſowohl in= als auswendig kleine Riegel (welche an der Pfoſte befindlich ſeyn und über die Mitte der Thür faſſen müſſen,) ſchlagen, und die Vorhängeſchlöſſer ſo machen läßt, daß ſie nur mit einem Schlüſſel geöffnet werden können. Bey einer Ausgabe zur Sicherheit iſt ſparen unweiſe. Die Sicherheit wird durch Vorſicht freylich zwar nicht immer, aber doch größtentheils, bewirket. Gegen eine Kühne Bande unter einem liſtigen Anführer ſchützt kaum eine menſchliche Vorſicht, wohl aber gegen den einzelnen furchtſamen Dieb; und dieſer, nicht jene, pflegt dem Landmanne gefährlich zu werden; denn jene ſucht Summen, und dieſer, was er findet.

Daß es, wegen Brandnothfälle, nicht wohl gethan ſey, ſeine Hausgeräthſtücke, deren man nicht nothwendig bedarf, auf die Dachböden oder in die Dachkammern zu ſchaffen, und daſelbſt aufzubehalten, habe ich bereits im VIII. Th. S. 617, erinnert.

Haus=

Haus=Geſinde, dasjenige Geſinde, welches man im Hauſe hält, im Gegenſatze des auswärtigen Geſindes, ſo fern dieſes Wort ehedem einen jeden Bedienten oder Vaſallen bedeutete. Ehedem wurde auch die ganze Familie, d. i. die Glieder der häuslichen Geſellſchaft mit Ausſchließung des Hausherrn und der Hausfrau das Hausgeſinde genannt. Des Menſchen Feinde ſind ſein eigen Hausgeſind, Mich. 7, 6. In welcher Bedeutung es aber veraltet iſt. Siehe Domeſtik. Geſinde.

Haus=Giebel, der Giebel eines Wohnhauſes; ſ. Th. XVIII, S. 395.

Haus=Glocke, ſ. Th. XIX, S. 172.

Haus=Grille, Grillen, welche ſich in den Wohnhäuſern aufhalten, und daher im g. L. auch Heimchen genannt werden; zum Unterſchiede von den Feldgrillen. Siehe Th. XX, S. 37.

Haus=Hahn, der Hahn der Haushühner oder der zahmen eigentlichen Hühner; ſ. Th. XIX, S. 183, fgg.

Haushalten, beſſer Haus halten, ſ. oben S. 288.

Haushalten, (das) der Infinitivus der vorigen R. A. als ein Hauptwort gebraucht, welches aber nur im g. L. Haushaltung üblich iſt. 1. Die Regierung des Hausweſens und Anordnung der häuslichen Geſchäfte. Das Haushalten verſehen, Haus halten. Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll, Sprichw. 24, 4.

2. Eine häusliche Geſellſchaft, eine Familie. Es wohnen ſechs Haushalten in dieſem Hauſe. Siehe Haushaltung.

Haushälter, (der) (im Oberd. Haushalter) die Haushälterin. 1. Derjenige, welcher eine eigene Haushaltung hat, der Hausvater, Hausherr; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung.

2. Eine Perſon, welche die Haushaltung oder Hauswirthſchaft eines andern verwaltet, derſelben vor-

ſteht, Oeconomus; beſonders auf dem Lande, wo er in manchen Gegenden auch Hofmeiſter, Verwalter u. ſ. f. und wenn es eine Perſon weibliches Geſchlechtes iſt, auch Ausgeberin, Beſchließerin, Altfrau u. ſ. f. genannt wird.

3. Bey dem Salzwerke zu Halle wird derjenige Amtsknecht, welcher das Rathhaus reinlich hält, und daſſelbe zur gehörigen Zeit auf und zuſchließt, der Haushalter genannt.

Haushälteriſch, ſiehe das folgende.

Haushältig, Fertigkeit beſitzen, gut Haus zu halten, d. i. einem Hausweſen mit Klugheit und beſonders mit weiſer Sparſamkeit vorzuſtehen, und darin gegründet. Zuweilen auch in weiterer Bedeutung für ſparſam. Im g. L. haushälteriſch.

Daher die Haushältigkeit, die Fertigkeit, einem Hausweſen mit Klugheit und beſonders mit weiſer Sparſamkeit vorzuſtehen. In weiterer Bedeutung auch für Sparſamkeit.

Haushaltung. 1. Die Regierung einer häuslichen Geſellſchaft, mit allen dahin gehörigen Geſchäften, beſonders der Verwaltung der dazu nöthigen Ausgaben und Einnahmen, die Oekonomie, im g. L. das Haushalten. Eine Haushaltung führen. Ingleichen die Kunſt, einer häuslichen Geſellſchaft mit Klugheit vorzuſtehen., die Haushaltungskunſt. Die Haushaltung lernen, verſtehen.

2. Die häusliche Geſellſchaft ſelbſt. Eine eigene Haushaltung haben. Es wohnen zwo Haushaltungen in dieſem Hauſe. Im Oberd. Haushab und Hausgefäß.

Haushaltungs-Buch, ein Rechnungsbuch, worin man die zu einer Haushaltung gehörigen Ausgaben und Einnahmen zu verzeichnen pflegt; ſiehe Wirthſchafts-Buch.

Zuweilen auch ein Buch, worin die Haushaltungskunſt gelehret wird.

Haushaltungs-Kunſt, die Kunſt einer häuslichen Geſellſchaft mit Klugheit vorzuſtehen; ſ. Oekonomie.

Haus-Henne, eine zahme Henne, zum Unterſchiede von wilden Hennen.

Haus-Herr. 1. Der Herr, d. i. eigenthümliche Beſitzer eines Wohnhauſes, zum Unterſchiede von ſeinen Hausgenoſſen oder Miethleuten; der Hausbeſitzer, im g. L. der Hauswirth, in Bremen Hüſter.

2. Der Herr in der häuslichen Geſellſchaft, das Haupt derſelben, in Beziehung auf das Geſinde, L. Herus, ſo wie er im Verhältniß gegen die Kinder, der Hausvater genannt wird. Siehe Haus-Vater.

Haus-Hofmeiſter, Maître d'hôtel; ſ. Hof-Meiſter.

Haus-Huhn, ein zahmes Huhn, im Gegenſatz der wilden oder Feld- und Waſſerhühner. In engerer Bedeutung ein Haushuhn weibliches Geſchlechtes, eine Haushenne, zum Unterſchiede von dem Haushahne. Siehe Huhn.

Haus-Hund, ein Hund, welcher zur Bewachung des Hauſes gehalten wird; zum Unterſchiede von einem Hirtenhunde, Jagdhunde, Schooßhunde u. ſ. f. Siehe Hund.

Haus-Jungfer, 1. Die Jungfer vom Hauſe, d. i. die unverheurathete Tochter des Hausherren oder Hausvaters.

2. Eine Jungfer, oder unverehlichte Perſon weiblichen Geſchlechtes, welche dem Geſinde die Lebensmittel und andere Bedürfniſſe heraus giebt, das Leinenzeug, Silbergeſchirr, Tafelgeräth u. d. gl. in ihrer Verwahrung hat, und überhaupt anſtatt der Hausfrau und in ihrem Namen die Haushaltung und die Aufſicht darüber führt, und an andern Orten die Ausgeberin. Beſchließerin, Haushälterin u. ſ. f. genannt wird; Fr. Femme de charge. Siehe auch Ausgeberin.

Haus-Kanzler, ſ. Kanzler.

Haus-Katze, die zahme Katze, welche in den Häuſern gehalten wird, zum Unterſchiede von den wilden Katzen.

Haus-Kellner, ſ. Kellner.

Haus-Kleidung, diejenige Kleidung, mit welcher man in ſeinem Hauſe und bey ſeinen häuslichen Verrichtungen bekleidet iſt.

Von der Hauskleidung der Damen, ſiehe Deſhabillé.

Haus-Klingel, ſ. Klingel.

Haus-Knecht, in der Landwirthſchaft, ein Knecht, welcher zum Futterſchneiden und andern häuslichen Verrichtungen gebraucht wird; zum Unterſchiede von dem Ackerknechte, Fuhrknechte u. ſ. f. In Franken ein Bößler, in Niederſachen Drevel. In großen Häuſern in den Städten hat man gleichfalls Hausknechte, welche mit einem anſtändigern Namen zuweilen Hausmänner genannt werden, und nicht nur das Vorhaus und den Hof rein zu halten, ſondern auch das Haus zur gehörigen Zeit auf- und zuzuſchließen haben.

In weiterer, aber jetzt ungewöhnlicher, Bedeutung kömmt es Sir. 37; 13. Ap. Geſch. 10, 7. von einem jeden häuslichen Bedienten vor.

Haus-Koſt, im g. L. häusliche Koſt, d. i. Speiſen, wie man ſie gewohnlich in ſeiner Haushaltung zu haben pflegt; ſiehe Haus-Manns-Koſt.

Haus-Laub, Hauslauch, Hauswurz, Niederſ. Huuslok, Engl. Houſe-leek, ein Pflanzengeſchlecht, deſſen ſaftige Blätter wie Schuppen über einander liegen, und welches auf dem Lande häufig auf den Strohdächern der Häuſer und auf alten Mauern wächſet; von welchen einige Arten gemeiniglich 5 Kelch- und Blumenblätter, und 10 Staubfäden, andre 12 Kelch- und Blumenblätter haben. Zur erſten Klaſſe gehören die erſten fünf, zur zweiten die drey folgenden.

1. Das

1. Das ſcharfe gelbe Hauslaub, kleine Hauswurz, Katzentraube, ſcharfes Katzenträublein, Mauerpfeffer, Nieſekraut, Plattroſe, Steinpfeffer, Warzenkraut, Sedum minimum, Illecebra, Sedum minus cauſticum *Cluſ.* Sedum parvum acre, flore luteo *J. Bauh.* Sedum minus tertium & Vermicularis *Trag.* Sedum foliis conicis confertis, caulibus ramoſis, ſummis trifidis *Hall.* Sedum acre, foliis ſubovatis adnato-ſeſſilibus gibbis erectiuſculis alternis, cyma trifida *Linn.* Fr. petite Joubarbe, Pain d'oiſeau, Poive de muraille, Vermiculaire brulante. Man findet es in ganz Europa auf den trockenſten und unfruchtbarſten Feldern, wie auch auf alten Mauern und Dächern. Sein Stängel wächſt ſelten ½ Fuß hoch, treibt ſeiner ganzen Länge nach Aeſte, und iſt ganz mit Blättern bedeckt, welche glatt und grün ſind, und in einer fünffachen Reihe und in einer Schneckenlienie um den Stängel herum ſtehen. Die gelben Blumen ſitzen an den Winkeln der Blätter platt an. Es hat einen ſcharfen beißenden Geſchmack, und frißt Nägel an, daß ſie ſich blättern. Innerlich gebraucht, treibt es heftig auf Erbrechen und Stuhlgang. Mit 12 Theilen Bier gekocht, hat man es in der Waſſerſucht, und, mit Milch gekocht, in dem Scharbock empfohlen. Der friſche, aus den Blättern gepreßte, Saft ſoll, äußerlich gebraucht, in Krebsſchäden; das Kraut mit Waſſer und Milch gekocht, in einem Krebſe in der Schamgegend; eben dieſes Kraut mit Leinöhl zu einer Salbe gemacht, in ſchwammigen und bösartigen Geſchwüren; mit Waſſer und Honig gekocht, in dem Grinde, in Peſtbeulen, und im trockenen Brande, der ſich öfters zu der Waſſerſuch geſellt, ſehr gute Dienſte geleiſtet haben. Die Schafe laſſen es unberührt.

Sur l'Illecebra ou petite Joubarbe, comme un ſpécifique contre le cancer, le charbon & la gangrène; extrait de la 4:e. lettre ſur les végétaux, par Mr. BUCHOZ, ſt. in. No. XXVII der *Gaz. Salut.* v. J. 1769.

2. Das nicht ſcharfe gelbe Hauslaub, Sedum minimum luteum non acre *J. B.* Sedum minus, ſ. Vermicularis inſipida *Besl.* Sedum foliis teretibus, ternatis, caulibus ſimplicibus triſidis *Hall.* Sedum ſexangulare, foliis ſubovatis adnato-ſeſſilibus gibbis erectiusculis ſexfariam imbricatis *Linn.* Es wächſt in dem nördlichen Europa auf trocknen Feldern, und iſt der vorigen Art ganz ähnlich, nur ſtehen die Blätter nicht ſo dicht bey einander, und ſtehen ſchief in ſechs Reihen um den Stängel; und die Aeſtchen tragen weniger Blumen. Es hat keinen ſcharfen, ſondern einen kühlenden, gelinde ſäuerlichen und zuſammenziehenden Geſchmack.

3. Das kleine weiße Hauslaub, Hühnerbeere, Klaffenkraut, Knorpelkraut, Taubenweizen, Sedum minus teretifolium album *C. B. Tourn* & *Raj.* Sedum minus, folio longiusculo aereti, flore candido *J. B.* Sedum minus haemarodes *Cluſ.* Sedum caule glabro, foliis teretibus, umbellis ramoſis, floribus petiolatis *Hall.* Sedum album, foliis oblongis obtuſis teretiusculis ſeſſilibus patentibus, cyma ramoſa *Linn.* Es wächſt in ganz Europa, zwiſchen Steinen und auf Mauern. Die kleine faſerige Wurzel treibt kurze, auf der Erde hingeſtreckte, harte, holzige, röthliche Stängel, welche Anfangs mit dicht bey einander ſtehenden Blättern beſetzt ſind, im folgenden Jahre aber ſich in die Höhe verlängern, weit aus einander ſtehende Blätter tragen, und ſich mit einem äſtigen ausgebreiteten Blumenſtrauß endigen. Die Blätter ſind ſaftig, cylindriſch, ſtumpf, mehr aus- als aufwärts gerichtet, und ſitzen platt, aber ſchwach, auf. Die Blumen ſtehen auf Stielen, ſind klein, weiß oder gelblichweiß, und, der Länge nach, mit einer röthlichen Linie bezeichnet. Dieſe Pflanze hat, wie die vorige, einen kühlenden und gelinde zuſammenziehenden Geſchmack. Die jungen Stängel werden, ſo lange ſie noch nicht blühen, als ein Salat-

Salatkraut gebraucht, welcher Salat inſonderheit in Holland ſehr beliebt iſt, wo dieſe Pflanze, auch von hieſigen deutſchen und franzöſiſchen Gärtnern, Trip-Madame, Tripe-Madame, Trique-Madame, Engl. Prick-madam, genannt wird, mit welchem Namen jedoch auch das Felſenhauslaub, Sedum rupeſtre *Linn.* wie auch die umgebogene fette Henne, Sedum reflexum *Linn.* (welche beyde gelb blühen,) zuweilen beleget wird. (*) Schon dieſes läßt uns vermuthen, daß die Blätter nicht ohne Arzeneykräfte ſeyn. Friſch geſtampft, und äußerlich aufgelegt, ſollen ſie bey den ſchmerzhaften Hämorrhoiden Schmerz und Geſchwulſt lindern. Ihr ausgepreßter Saft, der dem Blute auſſer dem Leibe eine gute Farbe und eine dickere Conſiſtenz giebt, iſt mit Nutzen äußerlich in faulen Geſchwüren und ſelbſt in dem Krebſe, und innerlich gegen die Fäulung und in Blutflüſſen der Gebährmutter gebraucht worden.

Die Trip-Madame, man möge ſie Sedum album, oder rupeſtre, oder reflexum, nennen, kann ohne Mühe durch ihre kriechende Stängel vermehrt werden, welche man im Frühlinge oder Sommer pflanzen kann, und welche alsdann bald Wurzel ſchlagen. Sie wächſt auf alten Mauern oder Gebäuden beſſer, als im Gar-

(*) Nach Ann. champ. II. 346, iſt die Trip-Madame Sedum minus luteum, folio acuto C. B. von welchem das Sedum reflexum *Linn.* eine bloße Spielart iſt. Chomel, Rammelt, und Hr. Superint. Lüder, im 2. Th. der Küchengartenbr. in der Vorr. S. 41, haben ſie für das Sedum album gehalten, jedoch bringt ſie Letzterer, in ſ. Küchengartengewächſen, Lüb. 1780, gr. 8. S. 827, mit Hrn. Prof. Beckmann, in ſ. Grundſ. der deutſch. Landwirthſch. S. 244, unter das Sedum reflexum. In *Lobelii* adverſariis, S. 162, wird Sedum medium teretifolium, ſive minus Sempervivum officinarum, auf Engl. Prickmadam, und auf Fr. Triquemadame genannt. Dieſe Art aber iſt wohl gewiß Sedum rubens. Hingegen in *Lobelii* ſtirpium obſſ. S. 202, ſteht der Name Triquemadame bey Aeizoon, Sempervivum majus, welches doch Sempervivum tectorum iſt. Nirgend iſt daſelbſt des Küchengebrauches gedacht worden.

tenlande. Wenn man abgeſchnittene Zweige oder bewurzelte Theile dieſes Gewächſes auf Mauern oder Gebäude in naſſen Schlamm pflanzt, pflegen ſich ſolche bald einzuwurzeln, und hernach in jede Fuge oder Ritze zu treiben, und den ganzen Raum umher in kurzer Zeit zu bedecken.

4. Das rundblätterige, jährige Hauslaub, Cepäenkraut, Wälſchharnkraut, Sedum Cepaea dictum *Boerh.* Sedum caule paniculato, foliis ovatis planiusculis *Hall.* Sedum Cepaea, foliis planis, caule ramoſo, floribus paniculatis *Linn.* Sedum annuum album, oblongo portulacae minoris folio *Moriſ.* wächſt in Montpellier, bey Genf, und bey Halle an dem Salz-See. Es iſt ein Sommergewächs. Auf der faſerigen Wurzel ſtehen platte, rundliche, völlig ganze, faſt dem Portulak ähnliche Blätter; am niedrigen, ausgeſtreckten, röthlich gefleckten Stängel aber ſind ſolche mehr länglich. Der Länge nach am Stängel treiben äſtige, aufgerichtete, haarichte Blumenſtiele, welche eine ſtraußförmige Aehre formiren. Die Blumenblätter ſind entweder weiß und mit einer röthlichen Linie durchzogen, oder auch ganz röthlich. Man zieht dieſe Art gemeiniglich in Gärten auf dem Miſtbeete, wo ſie ſich hernach durch die ausgefallenen Samen von ſelbſt fortpflanzt.

5. Das doldenartige Hauslaub, Sedum aizioon, foliis lanceolatis ſerratis planis, caule erecto, cyma ſeſſili terminali *Linn.* gehört in Sibirien zu Hauſe, und bleibt immer grün. Der einfache, aufrecht ſtehende Stängel wird kaum über ½ Fuß hoch, iſt mit wechſelweiſe geſteckten, platt aufſitzenden, länglichen, ſpitzigen, flachen und ungleich gekerbten Blättern beſetzt, und gemeiniglich mit 5 zweyſpaltigen Aeſten geendigt. Dieſe liegen alle in einer Fläche, und ſtellen gleichſam eine Dolde vor, unter welcher einige Blätter dicht bey einander ſtehen, die gelben Blumen aber platt aufſitzen.

zen. Bey jeder Abtheilung ſitzt ein einzelnes Blümchen. Es dauert bey uns im freyen Lande, und läßt ſich durch die Wurzel leicht vermehren.

6. Das große Hauslaub, gemeine Dachhauslaub, Hauslauch, gemeine oder große Hauswurz, Dachwurzel, Donnerbart, Donnerkraut (weil man ehedem glaubte, der Bliz ſchlage in ein Haus nicht, auf welches dieſes Kraut gepflanzt ſey,) Immergrün, Sempervivum ſ. Jovis barba *Offic.* Sedum maius vulgare *Bauh.* & *Tourn.* Sempervivum maius primum *Cæſalp.* Aizoon ſ. Sempervivum majus *Camer. Lob. Thal.* Sempervivum tectorum majus *Rupp.* Sempervivum tectorum, foliis ciliatis, propaginibus patentibus *Linn.* Fr. la grande Joubarbe, Eng. great Houſe-leek, Ital. Sempeıviva maggiore, wächſt in ganz Europa auf Dächern, alten Mauern und Hügeln. Die kleine faſerige Wurzel treibt viele dicke, fleiſchichte, platte, auswärts etwas erhabene, längliche, am Rande mit Haaren beſezte, immer grüne Blätter, welche unterwärts dicht bey einander, oberwärts aber mehr von einander abſtehen, und große Blätterroſen bilden. Mitten aus jeder dieſer Blätterroſen treibt ein ſtarker, einfacher, haarichter, röthlicher, markiger Stängel, welcher ungefähr 1 Fuß hoch, und mit ähnlichen, von einander abſtehenden Blättern beſezt iſt, welche etwas ſpiziger als die unterſten Blätter ſind. Gedachter Stängel zertheilt ſich oberwärts in verſchiedene auswärts gebogene Aeſte, aus deren einer Seite nach der Sommer=Sonnenwende, röthliche kurzſtielige Blumen mit 5 rauchen, unter einander verwachſenen, auswendig grünen Blumenblättern erſcheinen. Außerdem treiben die Blätterroſen auch noch andere Stängel, welche dünn und geſtreckt ſind, und gleichſam Ableger vorſtellen. Dieſe ſaftige Pflanze hat eine kühlende und gelinde zuſammenziehende Kraft. Boerhaave preiſet den ausgepreßten Saft in allen Fällen, wo die

Hize

Hitze ſtark iſt; es ſoll auch ſolcher, wie **Scoboli** verſichert, die Fäulniß der Säfte abwenden. Der Saft in die Ohren getröpfelt, ſoll das Sauſen, und wohl gar die Taubheit, und in die Augen gebraucht, die Flecken der Hornhaut vertreiben. Auch äußerlich gebraucht man die Blätter zu dieſem Entzweck. Man lobet dieſelben, mit Butter zu einer Salbe gemacht, oder nur geſtoßen und in Säckchen gethan, bey ſchmerzhaften Hämorrhoiden. Der Saft, mit Honig vermiſcht, iſt bey Brand- und andern äußerlichen Schäden auch bey den Schwämmchen nützlich. Des berühmten Gebrauches des Hauslaubes bey Hühneraugen, wird im Art. **Leichdorn** Erwähnung geſchehen.

7. **Das mit Fäden überzogene Hauslaub**, Sempervivum arachnoideum, foliis pilis intertextis, propaginibus globoſis *Linn.* Man findet es auf den italiäniſchen, ſchweitzeriſchen und pyrenäiſchen Alpen wild. Die Blätterröschen ſtehen dicht bey einander, und ſind mehr länglich als kugelförmig, und mit Fäden dergeſtalt überſponnen, daß ſolche an der Spitze der Blätter aufliegen, und netzförmig über alle ſich ausbreiten. Wenn der Stängel aufſteigt, gehen die Wurzelblätter mit in die Höhe, ſtehen weit aus einander, und die Fäden verlieren ſich mehr und mehr. Die Blätter ſind länglich, lanzettförmig, kleberig, äußerlich röthlich und erhaben, innerlich platt. Der Stängel theilt ſich in 2 oder 3 rückwärts gebogene Aeſte. Die Blumen ſitzen auf kurzen Stielen, alle auf der obern Seite der Aeſte. Die Blumenblätter ſind äußerlich weiß und röthlich gefleckt, innerlich roſenroth mit einer dunkelrothen Linie durchzogen. Die Vermehrung geſchieht durch die Blätterroſen häufig. Die Pflanze iſt ſehr dauerhaft, und darf im Winter nur in ein kühles Glashaus geſetzt werden.

8. Baum-

8. Baumartiges Hauslaub, Sempervivum majus arboreſcens, floſculis candis *C. B.* Sempervivum arboreum, caule arboreſcente laevi ramoſo *Linn.* wächſt in Portugal und Creta, hat einen aufrecht ſtehenden, holzichten, glatten, nackten, äſtigen, 8 bis 10 Fuß hohen Stängel. An den Enden der Aeſte ſitzen Blätterroſen, welche aus länglichen, zungenförmigen, ausgebreiteten Blättern beſtehen. Auf den ſchwachen Aeſten ſtehen viele kleine, weiße oder gelbliche, Blumen. Es blüht bey uns ſelten, doch hat die Pflanze auch ohne die Blüthe ein ſchlechtes Anſehen. Die Vermehrung geſchieht aus den Zweigen, welche man aber etwas trocknen läßt, ehe ſie eingeſetzt werden. Die Stöcke verlangen wenig, und im Winter gar kein Waſſer, weil ſie leicht faulen. Im Winter werden die Töpfe in ein mäßig warmes Glashaus geſetzt.

Haus-Lauch, ſiehe Haus-Laub.

Haus-Lehrer, ein Lehrer, welchen ein Hausvater für ſeine Kinder im Hauſe hält, und der im g. L. ein Hofmeiſter und mit einem lat. Worte ein Informator genannt wird. Siehe Hof-Meiſter.

Haus-Leinwand, ſiehe Leinwand.

Haus-Leute, ſiehe Haus-Mann.

Haus-Magd, eine Magd, welche zu allerley groben Arbeiten im Hauſe beſtimmt iſt, beſonders auf dem Lande, wo ſie der Viehmagd entgegen geſetzt wird. In den Städten werden die Hausmägde, welche auch Stubenmägde und in Leipzig Jungemägde heißen, durch ihre Verrichtungen im Hauſe von den Küchenmägden, Köchinnen, Kindermägden u. ſ. f. unterſchieden.

Haus-Mann, im Plural die Hausleute, in einigen wenigen Fällen, die Hausmänner, ein Wort, welches nach der verſchiedenen Bedeutung der Wörter Haus und Mann auch in einem verſchiedenen Verſtande gebraucht wird.

1. In

1. In den großen Häuſern einiger Städte iſt es eine anſtändige Benennung eines Hausknechtes, beſonders eines Verheuratheten Hausknechtes, deſſen vornehmſte Pflicht es iſt, auf die Reinigkeit und Sicherheit des Hauſes Acht zu haben; ſiehe Haus-Knecht und Haus-Meiſter. Es hat alsdann im Plural die Hausmänner.

2. Das Hausgeſinde, die Bedienten, werden zuweilen im Plural die Hausleute genannt.

3. Im g. L. wird es auch ſehr oft für Hausgenoſſen gebraucht, d. i. für diejenigen Perſonen, welche mit einander in einem gemeinſchaftlichen Hauſe wohnen, ſo wohl im Verhältniß gegen einander, als auch in Beziehung auf den Eigenthümer des Hauſes. Unſere Hausleute, welche mit uns in einem Hauſe wohnen, imgleichen, welche bey uns zur Miethe wohnen. Mein Hausmann, mein Miethmann, der bey mir zur Miethe wohnt. Hingegen führt

4. doch gleichfalls nur im g. L., der Hausherr oder Hauswirth, beſonders wenn er von keinem vornehmen Stande iſt, oft den Namen des Hausmannes; daher die Hausbeſitzer, oder ſolche, welche eigene Häuſer haben, in einigen Gegenden auch Haus-Leute heißen.

5. In engerer Bedeutung ſind auf dem Lande einiger Gegenden Hausleute diejenigen, welche zwar ein eigenes Haus haben, aber nicht ſo viel Acker dabey beſitzen, daß ſie Zugvieh darauf halten könnten, und auch Hausgenoſſen und noch häufiger Häusler heißen. Siehe dieſe Wörter.

6. In einigen niederſächſiſchen Gegenden bedeutet Hausmann und im Plural Hausleute, einen jeden Bauer, vielleicht ſo fern dieſes Wort in den ältern Zeiten einen jeden Vaſallen bezeichnete, der zu dem Hauſe, d. i. zu der Familie, oder auch zu dem Schloſſe des Lehens- und Eigenthumsherrn gehörte. Siehe Hausmanns-

manns=Koſt. Alle Miniſteriales der mittlern Zeiten werden daher im Deutſchen auch Hausgenoſſen und Hausleute genannt.

Im Walliſiſchen iſt Hwsmon, ein Ackermann, ein Bauer. im Schwed. abrr iſt Husman, ein Knecht, ein Leibeigener, Huskart aber ein Bedienter, Vaſall.

7. Beſonders ſind im Herzogthum Schleswich die Hausleute eine Art Landleute, welche in den Marſchländern und auf der Inſel Femern wohnen, ihre Ländereyen und Höfe mit dem nöthigen Eigenthume beſitzen, nnd vor den eigentlichen Bauern ſehr vieles voraus haben.

8. Am häufigſten bedeutet Hausmann und im Plural Hausleute, Perſonen, welche keine eigenthümliche Häuſer haben, ſondern bey andern zur Miethe wohnen, wo es ſo wohl von ſolchen Einwohnern geringern Standes in den Städten, als auch und zwar am häufigſten von ſolchen Hausleuten auf dem Lande gebraucht wird. Siehe Haus=Genoß und Häusler.

9. An einigen, beſonders niederſächſiſchen Orten führt auch der Thürmer oder Thurmwächter den Namen des Hausmannes, vielleicht ſo fern er als ein Dienſtmann angeſehen wird, welchem der Thurm zu ſeiner Wohnung und Behauſung angewieſen worden; ſiehe die vorige 6te Bedeutung. Daher wird an ſolchen Orten auch derjenige Thurm, welcher von einem Thürmer bewohnet wird, im g. L. der Hausmannsthurm genannt.

Die Fäminina die Hausfrau und Hausmännin ſind in keiner dieſer Bedeutungen üblich. Soll das weibliche Geſchlecht beſonders bezeichnet werden, ſo ſagt man die Hausmannsfrau oder die Frau des Hausmannes. Nur in der 4ten Bedeutung, ſo fern er den Hauswirth bezeichnet, kann im Fäminino die Hausfrau gebraucht werden. Dagegen kann der Plural Hausleute auch Perſonen beyderley Geſchlechtes bezeichnen.

Haus=

Hausmanns-Koſt, im g. L. ländliche Koſt, heißt eigentlich nur dasjenige Eſſen, ſo ein gemeiner Bürger oder Bauer (Hausmann) täglich in ſeiner Haushaltung zubereiten läßt, und welches mehrentheils nur in ſolchen Arten der Speiſe beſteht, welche unter dem Zugemüſe begriffen ſind, und die er in ſeiner Haushaltung entweder ſelbſt erzeuget, oder doch mit den wenigſten Koſten angeſchaffet werden können, auch beſtändig etwas davon vorräthig, zu ſeiner Bedürfniß im Hauſe hält. In weiterer Bedeutung nennt man überhaupt jede häusliche Koſt, oder tägliche Mahlzeit, die ein jeder nach ſeiner Einrichtung einzunehmen gewohnt iſt, in Vergleichung gegen ein beſonders Tractament, wobey außerordentliche und mehrere Speiſen aufgeſetzt werden, eine **Hausmannskoſt** oder **Hauskoſt**.

Hausmanns-Thurm, ſiehe **Hausmann** 9.

Haus-Marder, eine Art Marder, welche ſich am liebſten bey den Häuſern und Gebäuden aufhält; im Gegenſatze des **Baum-Feld-und Waldmarders**. Siehe **Marder**.

Haus-Mark, eine Benennung der Bärwurz, Athamanta Meum *Linn.* welche noch im Art. Meum nachzoholen habe.

Haus-Marſchall, ſiehe **Marſchall**.

Haus-Maße, ein nur in den niederſächſiſchen Marſchländern übliches Wort, die abgetheilten Schläge an den Deichen und Sieltiefen zu bezeichnen, welche die Häuſer und deren Beſitzer in gutem Stande erhalten müſſen; Niederſ. **Huusmaten**. Sie werden auch **Mannroden** genannt.

Haus-Maſt, in der Landwirthſchaft, die Maſt oder Mäſtung der Schweine zu Hauſe; im Gegenſatze der **Holzmaſt**.

Haus-Maus, eine Benennung derjenigen Mäuſe, welche ſich in den Häuſern aufhalten; im Gegenſatze der **Feldmäuſe**.

Haus-

Haus=Meiſter, an einigen Orten, z. B. zu Wien, der unterſte und niedrigſte Bediente eines Collegii, welcher noch unter dem Thürhüter und Heizer iſt, und vermuthlich die Reinigung der Zimmer zu beſorgen hat.

Haus=Miethe, ſiehe **Miethe**.

Haus=Mittel, ein häusliches Gegenmittel gegen eine Krankheit oder Verletzung, ein Arzeneymittel aus einfachen Kräutern u. ſ. f. welche jeder im Hauſe hat, oder doch leicht haben kann; wo es im gem. Leben auch im Diminut. das **Hausmittelchen**, gebraucht wird.

Wenn der Arme, welcher den koſtbaren Aufwand und Vorrath einer Apotheke nicht kann unterhalten helfen, erkrankt, ſo nimmt er ſeine Zuflucht zu den ſo genannten Hausmitteln. Dieſe ſind Arzeneyen, welche der gütige Schöpfer einem jeden Lande ſo reichlich gegeben hat, daß ſie wegen ihres Ueberfluſſes, und der Nähe, in der wir ſie finden, wohlfeiler, und doch eben ſo heilſam ſind, als fremde Hülfsmittel, die wir dem Geize anderer Nationen theuer bezahlen, und die, wegen der weiten Herbeyſchaffung, noch koſtbarer werden müſſen. Der Reiche hielte es für eine Erniedrigung ſeiner Perſon, wenn ſeine Krankheit nicht fremd curirt würde, und er will ſeine Geſundheit für ſchätzbarer angeſehen wiſſen, als daß ſie mit einheimiſchen und wohlfeilen Mitteln hergeſtellet werden ſollte. Die Schweden denken und handeln in dieſem Stücke vernünftiger und patriotiſcher. Sie haben daher ſchon im J. 1740 die Gelehrten und Hausväter erinnert, die Kräuter und andere heilſame einheimiſche Landesproducte genau zu unterſuchen, damit man aus ihren Eigenſchaften Nutzen ziehen, und den ſchwediſchen Bürgern Hausmittel in die Hände liefern könne, wodurch die Geſundheit der Armen, deren Leben eben ſo edel iſt, als der Reichen, ohne große Koſten erhalten, und die wankende wieder befeſtiget werden möchte.

Andr. v. Höpken Gedanken von Hausmitteln, und wie die Akademie etwas davon zum allgemeinen Nutzen in ihre Abhandlungen einfließen zu laſſen, geſponnen iſt, ſt. im 2. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1740, Hamb. 1749, gr. 8. S. 1—8.

Die Hausmittel ſind von ſo großer Wichtigkeit, daß ſie die ernſthafteſten Betrachtungen verdienen. Sie haben Tod und Leben, Geſundheit und Krankheit in ihrem Gefolge, und ſie theilen nur zu oft das Uebel, an ſtatt des geſuchten Guten aus. Sollte es alſo nicht die Abſicht gegenwärtigen Werkes erfordern, die nöthige Vorſicht bey dem Gebrauche der Hausmittel in Krankheiten zu empfehlen, und über ihren Mißbrauch eine nähere Betrachtung anzuſtellen? Wird aber nicht vielleicht bey einigen der Argwohn entſtehen, daß ein niedriger Eigennutz hier die Feder geführt habe, da ich einen Mißbrauch einzuſchränken ſuche, welcher dem Vortheile der Aerzte ſo ſehr zuwider iſt? Allein, welcher rechtſchaffene Mann dürfte ſich durch ſolche Vorurtheile von der Ausübung ſeiner Pflicht abhalten laſſen! Mein aufrichtiger Eifer wird hinlänglich belohnt ſeyn, wenn er auch nur einen einzigen von meinen Mitbürgern einem zu frühen Tode oder einem ſiechen Leben entreißt.

Der Gebrauch der Hausmittel iſt faſt eben ſo allgemein, als die Krankheiten ſind. Faſt ein Jeder nimmt, wenigſtens in leichtern Zufällen des Körpers, zu Hausmitteln zuerſt ſeine Zuflucht. Man wird mir dieſes gern zugeben, da ich die Hausmittel in einem weitläuftigen Verſtande nehme. Ich verſtehe darunter alle ſolche Mittel, welche ohne Beyſtimmung des Arztes gegen die Mängel unſers Körpers gebraucht werden. Wir müſſen alſo nicht nur die von unerfahrnen in der Arzeneywiſſenſchaft angeprieſenen Hülfsmittel hieher rechnen, ſondern auch alle Vorſchriften der Aerzte, welche in einer Krankheit erwünſchte Dienſte gethan haben, und hernach in ähnlichen Zufällen ohne Vorwiſſen des Arztes wieder zu Hülfe genommen wer=

werden. Die Hausmittel, welche einem Wundarzte in das Amt fallen, gehören ebenfalls hieher.

Die Hausmittel, (in ſo fern man die geringen und ſchlechten Mittel darunter verſteht, welche mit wenigen Koſten angeſchaffet werden können, theils im gemeinen Hausweſen ſchon gebräuchlich ſind, keiner weitläuftigen Zubereitung bedürfen, und von Leuten, welche der Arzeneykunſt nicht kundig ſind, in Krankheiten, ohne Unterſchied ihrer Entſtehung und eigentlichen Beſchaffenheit, angeprieſen und gebraucht werden,) werden aus allen drey Naturreichen, inſonderheit aber aus dem Gewächsreiche, genommen, ſo daß kaum eine Blume, Wurzel und Blatt angetroffen wird, welches nicht einen beſondern Nutzen, theils einen allgemeinen, wie man glaubt, haben ſollte. Man iſt aber in dieſer Art der Arzeneykunſt wohl ſo weit gekommen, daß man auch Excremente von Menſchen und Thieren zum innerlichen Gebrauch anwendete, oder ſeine Zuflucht zu ſympathetiſchen Curen, Verſprechungen, Büſſungen, allerley mit Characteren und Figuren bezeichneten Anhängſeln, Teufelsbannern und Schwarzkünſtlern, nahm; und wer hierin eine beſondere Gabe der Windmacherey beſaß und ſeine Sache glaubwürdig vorſtellen konnte, der wurde ſchon als ein gelehrter Arzt verehret. Es iſt daher dieſe Art zu heilen ſehr alt; und ob gleich andere Erfindungen menſchlichen Witzes endlich einmal von beſſer ausgeſonnenen verdrängt werden, ſo ſcheint doch der Gebrauch der Hausmittel und der falſchen Arzeneykunſt nicht veralten zu wollen; man bedarf ihrer zur Geſundheit, ſie koſten wenig, ſie ſind faſt aller Orten zu haben, und der gemeine Mann läßt ſich auch leicht durch äußerliche Bilder unſinniger Marktſchreyer, zum Glauben an ihre Kunſt bewegen.

In den älteſten und erſten Zeiten war es mit der Arzeneywiſſenſchaft ſehr ſchlecht beſchaffen; denn man wußte noch

nicht, worin eigentlich die Heilkraft eines Hülfsmittels beſtehe; man brauchte nur wenige Kräuter und Wurzeln, und zwar meiſtens bey äußerlichen Verletzungen der Theile. Von dem Bau des menſchlichen Leibes, ſeinen harmoniſchen Bewegungen, dem Umlaufe des Blutes, den Urſachen, dem Fort- und Ausgange der Krankheiten, war den Menſchen damals nichts gewiſſes bekannt, ſondern ſie mußten es zuerſt auf die Erfahrung ankommen laſſen, was für Wirkung ein Mittel haben würde. Beſonders urtheilen ſie von der äußerlichen Geſtalt eines Krautes, oder einer Wurzel, welche etwann eine Aehnlichkeit mit einem Theile des menſchlichen Leibes hatte, daß ſolches auch dem von einer Krankheit leidenden Theile wieder helfen müſſe; daher ſind noch die meiſten der ſo genannten Remediorum ſpecificorum entſtanden. Konnten ſie in ſchweren Fällen mit ihrer Heilungsart nicht weiter kommen, ſo legten ſie ihre gefährliche Kranke an öffentliche Orte, vor die Tempel, Straßen, und wo ſonſt viel Volk vorüber gieng, damit, wenn etwann Jemand dergleichen Zufall gehabt hätte, er dieſen Kranken das Mittel dawider anrathen möchte. Theils hielten ſie viel auf Träume, wenn ihnen in ſolchen etwa zufälligerweiſe ein Mittel beyfiel, daß es das eigentliche ſey, welches ſie wider eine gewiſſe Krankheit gebrauchen ſollten. Solchergeſtalt entſtand und wuchs die Arzeneykunſt älterer Zeit durch Zeichen, Träume, Deutung und Erfahrung.

Bey dem weitern Fortgange der Arzeneykunſt, und da dieſelbe gleichſam zunftmäßig wurde, wollte die Erfahrung nicht mehr hinreichen, ſondern man bemühte ſich, die Natur des Menſchen beſſer kennen zu lernen, auf die Bewegungen in Krankheiten zu achten, und das Wirkſame der Geneſungsmittel gründlich zu erforſchen. Der Altvater Hippokrates gab ſich beſonders Mühe, die Arzeneykunſt in ordentliche Sätze zu verfaſſen. Er lehrte, die Natur des Menſchen recht zu erkennen, die wahren Urſachen der Krankheiten zu erforſchen, und der Natur mit wenigen Mitteln beyzuſtehen. Galen, ein treuer Nachfolger dieſes großen Arztes, ließ ſich inſonderheit angelegen ſeyn, die Zahl der Arzeneymittel zu vermehren, und verſchiedene Zubereitungen derſelben bekannt zu machen. Weil aber ſeine Heilungsart zu weitläuftig, mühſam und den Kranken ſelbſt beſchwerlich, war: ſo ſuchte man in den folgenden Zeiten die Umwege zu vermeiden; man brachte die Mittel ins engere, und wollte den Kranken auf eine geſchwinde, ſichere und angenehme Art geſund machen, wozu vornämlich der

be-

berühmte Chemiſt Paracelſus mit ſeinen chemiſchen Arzeneyen Gelegenheit gab. Indeſſen theilte ſich die Arzeneykunſt von Zeit zu Zeit in viele Secten, nachdem etwann ein berühmter Arzt witzig war, einen neuen Grundſatz zu erfinden, dem man auch ſo lange anhieng, bis wieder ein neues Lehrgebäude aufkam.

Vielleicht gefiel es der göttlichen Weisheit, in damaligen Zeiten den Menſchen ein mehreres nicht in der Medicin zu offenbaren. Vielleicht waren auch damals die Krankheiten ſelbſt nicht ſo ſchlimm, als ſie bey der jetzigen Lebensart der Menſchen ſind: und man konnte ihnen alſo auch leichter mit geringen Mitteln begegnen.

Wenn man Hausmittel gebraucht, muß ein zureichender Grund vorhanden ſeyn, ob und warum ſie ſich zu der gegenwärtigen Krankheit ſelbſt ſchicken; widrigenfalls iſt das Verfahren desjenigen, der es verordnet, ungegründet, und der Erfolg davon nicht ſicher. Es kann zwar Jemand Urſachen anzugeben wiſſen, warum ein ſolches Mittel in einem gewiſſen Falle gut ſey; er kann ſich deshalb auf ſeine oder eines Andern Erfahrung berufen; er hat auch wohl einigen Begriff von der Krankheit; allein dieſes iſt nicht hinreichend, ſo lange man nicht die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers kennt, die Krankheit nach ihren Urſachen einſieht, und überhaupt der Arzeneywiſſenſchaft nicht gründlich kundig iſt. Daher können nur diejenigen einen vernünftige Gebrauch von Hausmitteln machen, welche mit Fleiß die Arzeneywiſſenſchaft gründlich, und mit Beyhülfe der Erfahrung, gelernt haben. Es kann zwar ein jeder Menſch eine Kenntniß von ſeiner Natur haben; er kann aus Erfahrung wiſſen, was ſie aufrecht erhalte und was ihr ſchade; er könnte alſo auch wohl ſein eigener Arzt ſeyn, und etwann ein Mittel ſelbſt wählen, welches ihm dienlich wäre; er weiß aber deshalb noch nicht, ſich in allen Fällen zu helfen, weil die Zufälle einer Krankheit nicht allemal einerley Urſache haben, und geſetzt auch, daß er im Stande ſey, ſich ſelbſt mit einem geringen Mit-

tel zu helfen, ſo folgt daraus noch nicht, daß dieſes bey einem andern von gleicher Wirkung ſeyn müſſe, weil die Natur der Menſchen und ihre Lebensart nicht eine und einerley ſind. Es werden daher die geringen Hausmittel, inſonderheit die Brech- Purgir- und ſchweißtreibenden Mittel, nicht ſelten durch einen unvorſichtigen Gebrauch in Mordmittel verwandelt. In den meiſten Fällen ſchadet ihre falſch angeſtellte Wahl, oft aber auch ihre zu ſtarke Doſis.

Soll man denn alſo gar keine Hausmittel gebrauchen? Ich verwerfe ſie nicht ganz. Auf dem Lande ſind ſie, wegen der Entfernung eines Arztes, in ſchleunigen Zufällen unentbehrlich. Nur hüte man ſich in ſolchen Umſtänden vor heftig wirkenden Mitteln. Wenn aber ein Arzt gegenwärtig ſeyn kann, und man dennoch das größte Zutrauen zu einem Hausmittel hat, ſo frage man denſelben erſt darüber um Rath. Iſt es heilſam oder unſchädlich, und die Krankheit nicht gefährlich, ſo wird ein vernünftiger Mann deſſen Gebrauch gern zulaſſen. Will man ſich aber der Cur eines Arztes allein anvertrauen, ſo gebrauche man nichts ohne deſſen Vorwiſſen. Dergleichen ins geheim gebrauchte Mittel ſind zwar nicht allemal ſchädlich, ſie verhindern aber doch zuweilen die Wirkung der von dem Arzte vorgeſchriebenen Mittel. Iſt man ja zu einem ſolchen Fehler verleitet worden, ſo ſey man nur nicht zu verſchwiegen gegen den Arzt. Es iſt ein Unglück, ſo wohl für den Kranken als den Arzt, wenn jener davon ſchlimmer wird. Gemeiniglich will man den Arzt alsdann überreden, ſeine Arzeneyen hätten eine ſo ſchlimme Wirkung gethan. Da der wahre Grund des Uebels vor ihm verborgen gehalten wird, ſo ſind ihm die Hände gebunden, den Schaden wieder zu verbeſſern. Der Kranke wird alſo entweder nur durch ein Glück beſſer, oder er ſtirbt auf des Arztes Rechnung.

Man ſollte billig aus den, von erfahrnen und behutſamen Arzeneygelehrten angeſtellten und durch den Druck bekannt gemachten, Beobachtungen diejenigen ausſuchen und in eine beſondere Sammlung bringen, oder wenigſtens einzeln durch Kalender bekannt machen, da die Cur in einer ſehr einfachen und leichten Operation beſteht, und die Mittel ſo beſchaffen ſind, daß man ſie alle Augenblicke haben kann. Hiedurch könnte man dem gemeinen und Landmanne einen wahren Dienſt erzeigen; und eine Sammlung ſolcher Hülfsmittel und Methoden für die gemeinſten Krankheiten, denen ein Landmann unterworfen iſt, würde die ſchönſte Arzeneykunſt für ſolche Leute ſeyn. Hiezu gehört aber etwas mehr, als viel Geheimniſſe von alten Weibern zu beſitzen. Man muß eine gute Beleſenheit haben, und ſo viel von den Gründen der Arzeneykunſt verſtehen, als nöthig iſt, das Schlechte, Unwahrſcheinliche und Gefährliche, von dem Guten, Wahrſcheinlichen und Sichern zu unterſcheiden.

Zu denen beſten Werken, welche ich in dieſer Abſicht empfehlen kann, gehören: Hrn. D. Unzer's mediciniſches Handbuch; Hrn. Tiſſot Anleitung für den gemeinen Mann, in Abſicht auf ſeine Geſundheit, oder gemeinnütziges und bewährtes Hausarzeneybuch; Fermin's höchſtnöthiger Unterricht an das Landvolk ꝛc.; Hrn. D. Mellin Landapotheke; Hrn. D. Lange Arzt für alle Menſchen; der praktiſche Landarzt, u. a. m.

Da die Beförderung der Wohlfahrt des nothwendigſten und zugleich des niedrigſten Theiles des menſchlichen Geſchlechtes eine der Hauptabſichten gegenwärtigen Werkes iſt: ſo habe, auch an meinem geringen Theile, bey jeder Gelegenheit, wo die alphabetiſche Ordnung mich auf den Namen einer Krankheit geführt hat, die Anweiſung zu ihrer Cur durch wohlfeile Arzeneyen oder auch Hausmittel, mitzutheilen, mir zur Pflicht und zum Vergnügen gemacht. Die Beurtheilung des Werthes dieſer meiner Bemühungen gehört für ein unparteyiſches Publicum.

Haus=Mutter, L. Materfamilias, Fr. Mere de famille, die Gehülfin des Hausvaters, ins beſondere die Hausfrau als Mutter betrachtet, die Hausfrau in Beziehung auf ihre Kinder. Von den allgemeinen Eigenſchaften und Pflichten einer guten Hausmutter, ſiehe Th. XIV, S. 790, fgg. Von den beſondern Pflichten und Geſchäften der Hausmutter, handelt das vortreffliche und mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Werk des gelehrten und verdienſtvollen Hrn. Pred. Germershauſen, zu Schlalach bey Treuenbrietzen, unter dem Titel: Die Hausmutter in allen ihren Geſchäften, wovon der fünfte Band unter der Preſſe iſt. Ein würdiger Pendant zum Hausvater des Hrn. v. Münchhauſen!

Haus=Naht, ſiehe Nath.

Haus=Otter, ſiehe Otter.

Haus=Poſtille, eine zur Hausandacht beſtimmte Poſtille. Im Niederſ. pflegt man auch eine ehrbare Hausmutter nach der alten Welt im Scherze eine Hauspoſtille zu nennen. Siehe Poſtille.

Haus=Rath, ein im gem. Leben für Hausgeräth übliches Wort; ſiehe oben, S. 384.

Haus=Recht, das Recht, d. i. die Befugniß, Gewalt, welche ſowohl dem Hausherrn oder Hausbeſitzer in ſeinem Hauſe oder in ſeiner Wohnung und in Anſehung derſelben, als auch dem Hausherrn über die häusliche Geſellſchaft zukömmt. Sein Hausrecht brauchen, Jemanden, der uns in unſerer Wohnung Gewalt anthut, aus dem Hauſe treiben; ſ. oben, S. 377, und den Art. Haus=Vater.

Haus=ſäſſig, vermittelſt eines Hauſes anſäſſig, ein eigenes Haus beſitzend; in einigen Gegenden erbgeſeſſen, hausſitzend, hausgeſeſſen; dergleichen hausſäſſige Einwohner im Oberdeutſchen Hausſaſſen genannt werden.

Haus=

Haus-Schabe, eine Benennung des Tenebrio *Linn.*; ſiehe Mehl-Käfer.

Bey andern führt die Blatta orientalis *L.* welche ſich in den Bäckerhäuſern aufhält, gleichfalls dieſen Namen; ſiehe Schabe und Schwabe.

Haus-Schlachten, das Schlachten desjenigen Viehes, welches ein Hauswirth das Jahr über in ſeiner Haushaltung bedarf, von der R. A. in das Haus ſchlachten; zum Unterſchiede von dem Bankſchlachten, oder demjenigen Schlachten, welches von den Fleiſchern zum Verkaufe geſchieht. Daher werden in Niederſachſen eine Art unzünftiger Fleiſcher oder Schlächter, welche ſich allein davon nähren, daß ſie das Hausſchlachten bey den Hauswirthen verrichten, daſelbſt Hausſchlächter genannt. Siehe Th. XIV, S. 128, und 185, fgg.

Haus-Schlange, eine Art Schlangen, welche ſich gern in und an den Häuſern der Landleute aufhält, die Hausunke; zum Unterſchiede von den Feld- Wald- und Waſſerſchlangen. Siehe Schlange.

Haus-Schlüſſel, ſiehe Schlüſſel.

Haus-Schwalbe, ſiehe Schwalbe.

Haus-Schwelle, ſiehe Schwelle.

Hausſitzend, ſiehe Hausſäſſig.

Haus-Sperling, ſiehe Sperling.

Haus-Spinne, ſiehe Spinne.

Haus-Sprache, ſiehe Haus-Genoß.

Haus-Stand, der häusliche Stand, der Stand der häuslichen Geſellſchaft, das Verhältniß derjenigen Perſonen unter einander, welche ihre äußere Wohlfahrt unmittelbar befördern; zum Unterſchiede von dem bürgerlichen, geiſtlichen Stande, Wehrſtande u. ſ. f.

Haus-Steuer, eine Art perſönlicher Auflagen; ſiehe unter Steuer.

In einigen Gegenden, z. B. im Herzogthum Eiſenach, verſteht man dadurch eine Steuer, d. i. ein Geſchenk an Hausrath, welches dem neu verehelichten

Paare von den Hochzeitgäſten gemacht wird. Beſteht es in Geld, ſo heißt es in der engſten Bedeutung ein Hochzeitgeſchenk.

Haus-Suchung, Inquiſitio per aedes alterius, eine gerichtliche Durchſuchung eines Hauſes, bey ſcheinbarer Vermuthung oder ſtarkem Verdachte wegen einer geſtohlnen Sache, oder anderer ſchweren Verbrechen, als: falſcher Münze, Zauberey, Unterſchleif verbotener Güter u. d. gl. willen. Wenn in ſolchem Falle z. B. der Diebſtahl gleich gefunden würde, ſo bleibt der Hausherr deswegen doch ungeſcholten, wenn er ſonſt daran keinen Theil gehabt; und wenn nichts gefunden wird, hat keine Injurienklage Statt.

Lippold de perſcrutatione domeſtica.
Jo. Gottl. Ohlenroth Abh. von der Hausſuchung, wie und in welchen Fällen ſolche bey den Römern bis zur Zeit des Kaiſers Juſtinians gebräuchlich geweſen, und wie, auch in welchen Fällen ſelbige heut zu Tage in Deutſchland noch gebräuchlich. Wittenb. 1759, 4. 10 B.

Haus-Taube, ſiehe Taube.

Haus-Tenne, ſiehe Haus-Flur.

Haus-Teufel. 1. Im gem. Leben, eine im höchſten Grade zankſüchtige Perſon in der häuslichen und beſonders ehelichen Geſellſchaft.

2. Eine Art Schnepfen, welche man auch im Diminut. das Hausteufelchen, ſonſt aber den Braus- oder Kampf-Hahn zu nennen pflegt; Tringa pugnax *Linn.* Siehe Th. XXI, S. 191.

Haus-Thür, ſiehe Pforte. Thor-Weg. Thür.

Haus-Trunk, ein Trunk, d. i. Getränk, welches man für ſich und ſeine häusliche Geſellſchaft nöthig hat; zum Unterſchiede desjenigen Getränkes, welches man zum Verkaufe einlegt, oder verfertiget.

Haus-Uhr, ſiehe Uhr.

Haus-Unke. 1. Ein Name der Haus-Schlange; ſ. oben S. 409.

2. Eine

2. Eine Benennung einer ſehr kleinen Art von Spitzmäuſen mit überaus breiten Ohren; ſiehe Spitzmaus, unter Maus.

Haus=Vater, L. Paterfamilias, Fr. Pere de famille, überhaupt ein jeder, der ein eigenes Hausweſen und ordentliche Haushaltung angerichtet, ob er gleich weder Frau noch Kinder hat. Insbeſondere, das Haupt der häuslichen Geſellſchaft, in Beziehung auf ſeine Kinder, ſo wie er in Betrachtung des Geſindes Hausherr genannt wird.

Ich betrachte hier den Hausvater, nach der ihm gebührenden häuslichen Gewalt und Regierung der Familie. Es iſt nicht möglich, daß der Staat ſelbſt eine jede Familie regieren kann, weil er weder eine Kenntniß von den Angelegenheiten der Familie haben kann, noch es der Wohlfahrt der Familien und der bürgerlichen Freyheit gemäß iſt, daß er ſich darum bekümmert. Eben ſo wenig kann es der Endzweck und die Abſicht der einzelen Familien bey ihrem Eintritt in die bürgerlichen Verfaſſungen geweſen ſeyn, ſich ihrer häuslichen Gewalt zu begeben. Folglich muß der Staat die innere Regierung der Familien den Familien ſelbſt überlaſſen. Eine jede Regierung ſetzt ein Oberhaupt und eine Gewalt voraus, und keine Regierung kann ohne eine ſolche Gewalt Statt finden. Hieraus folgt offenbar, daß die häusliche Gewalt durch die Verfaſſung der Republiken weder aufgehoben wird, noch gehindert werden darf. Der Staat muß vielmehr von der guten Beſchaffenheit und Ausübung dieſer Gewalt ſeine hauptſächlichſte Wohlfahrt erwarten, welche mit der Wohlfahrt der Familien in ſo genauem Zuſammenhange ſteht. Die häusliche Gewalt gebührt ohne Zweifel dem Hausvater, vermöge des Rechtes der Erzeugung und Ernährung, und, in deſſen Ermangelung, der Hausmutter. Folglich muß der Staat die häusliche Regierung dem Hausvater frey laſſen, und ihn darin

auf

auf alle Art unterſtützen. Da aber die häusliche Gewalt allerdings gemißbrauchet, und auf eine Art ausgeübet werden kann, wobey ſo wenig die Wohlfahrt der Familie, als die Wohlfahrt des Staates befördert wird: ſo haben ſich, um dieſen Mißbrauch zu verhüten, verſchiedene Staaten verleiten laſſen, ſich in die Regierung der Familien einzumiſchen, welches aber keinen Beyfall verdient, weil andere Mittel vorhanden ſind, das Wohl einzelner Familien mit der Wohlfahrt des Staates übereinſtimmend zu machen. Der Staat muß die Häupter der Familien, oder die Hausväter, nicht aber die Familien ſelbſt, regieren. Dieſe Regierung der Hausväter kann aber geſchehen, ohne daß ſich der Staat in die Regierung der Familien ſelbſt einzumiſchen nöthig hat. Er kann ihnen Geſetze und Vorſchriften, wie und auf was für Art ſie ihre Familien regieren ſollen, geben, und ſie zur Verantwortung ziehen und beſtrafen, wenn ſie dieſe Geſetze nicht befolgen. Er kann ſie für alle Unordnungen und Ausſchweifungen ihrer Familien, welche der Wohlfahrt des gemeinen Weſens nachtheilig ſind, haften laſſen; und auf dieſe Art wird alles in ſeiner Ordnung gehen, und die Geſetze werden viel beſſer befolget werden, als wenn ſich der Staat wegen ihrer Beobachtung an jedes beſondere Glied der Familie hält. Allein, dieſe Geſetze und Vorſchriften müſſen doch ſo beſchaffen ſeyn, daß weder die Gewalt des Hausvaters eingeſchränket, noch ſein Anſehen geſchwächet werde.

Die Geſetze und Vorſchriften, welche den Hausvätern zu Regierung ihrer Familien gegeben werden, können, nach Maßgebung der obigen Gründe, nur ſolche Angelegenheiten betreffen, wo die Wohlfahrt der Familie mit dem gemeinſchaftlichen Beſten in der genaueſten Verbindung ſteht. Aber auch hierin giebt es ſehr viel Fälle, worüber der Staat keine Geſetze geben kann. Es iſt unſtreitig ſowohl der Wohlfahrt der Familie, als dem gemeinſchaftlichen Beſten, nachtheilig, wenn er ſeine Wirthſchaft unordentlich führt; wenn er faul und nachläſſig iſt; wenn er ſich in unüberlegte Geſchäfte einläßt,

die ihn zu Grunde richten; wenn er mehr Aufwand macht, als ſeine Einkünfte und Erwerb zulaſſen; wenn er ſich durch Bauen, durch Anlegung koſtbarer Gärten, durch Bibliotheken und Gemälde, u. d. gl. zu Grunde richtet. In dieſen und hundert andern Fällen kann der Staat den Hausvätern in Regierung ihrer Familien keine Geſetze geben, ſo gewiß auch aus dergleichen Handlungen der Nachtheil der Familien und des Staates entſteht.

Es iſt daher nicht leicht zu beſtimmen, in welchen Fällen der Staat dem Hausvater wegen ſeiner Aufführung Geſetze geben könne. Unterdeſſen laſſen ſich doch Regeln angeben, in welchen Fällen der Staat keine Geſetze geben kann. Dieſe Regeln ſind folgende:

1. Der Staat kann dem Hausvater nichts vorſchreiben, wodurch ſeine Gewalt und Anſehen zu ſehr geſchwächet würde, und wo ſich die Entgegenhandlung nicht entdecken läßt, ohne Uneinigkeiten in der Familie zu veranlaſſen. Vermöge dieſer Regel kann ſie ihm wegen ſeiner Nachläſſigkeit und Faulheit, und der Unordnung in ſeiner Wirthſchaft, nichts vorſchreiben.

2. Der Staat muß durch ſeine Geſetze nie die bürgerliche Freyheit, und die Freyheit der bürgerlichen Handlungen, kränken, weil die bürgerliche Freyheit eine weſentliche Eigenſchaft guter und weiſer Regierungen iſt, und das Gegentheil hauptſächlich den Deſpotismus ausmacht.

3. Die Regierung kann den Hausvätern nichts vorſchreiben, wenn ſie von der Sache nicht urtheilen kann, ohne den Zuſtand des Vermögens und die innern Angelegenheiten der Familie zu erforſchen, weil dieſes eine jedermann verhaßte Sache iſt, und zu tauſend Ungerechtigkeiten und Tyranneyen, von Seiten der Regierung und ihrer Bedienten, Anlaß giebt, wenn ſich die Regierung einmal eine ſolche Macht anmaßet. Aus dieſem Grunde muß die Regierung geſchehen laſſen, daß ſich viele Familien zu Grunde richten, weil ſie die Folgen ihrer Handlungen, ohne Erforſchung und Aufdeckung ihres Zuſtandes und Vermögens, nicht beurtheilen kann.

Man kann die häusliche Regierung auf zwo verſchiedene Arten betrachten. Sie hat entweder in Anſehung der zu der Familie gehörigen Perſonen, oder in Anſehung des Geſindes, Statt.

Unter den zur Familie gehörigen Perſonen verſtehen wir Weiber, Kinder und Anverwandte, die in abſteigen=

gender oder Seitenlinie zuſammen in unzertrennter Haushaltung leben. Am eigentlichſten findet die häusliche Gewalt bey den Kindern Statt.

Die Gewalt des Hausvaters über ſeine Kinder, gründet ſich theils auf die Zeugung, weil derjenige, welcher eine Sache hervor bringt, nach allen geſunden Begriffen den ſtärkſten und natürlichſten Titel der Gewalt und des Eigenthums über dieſelbe hat; theils auf den Schutz, und die Ernährung, welche die Aeltern ihren Kindern angedeihen laſſen. Denn die Vernunft ſagt einem jeden, wer des andern Schutz und Ernährung nöthig hat, daß er von ihm abhängig ſeyn müſſe. Mithin ſind die Pflichten der Kinder, die Gewalt ihrer Aeltern zu erkennen, die allerſtärkſten und unzweifelhafteſten, welche die Natur dem Menſchen auflegt.

Eben ſo ungezweifelt iſt auch die Gewalt des Hausvaters über ſeine Frau gegründet. Wenn es der Natur der Sache gemäß iſt, daß der Schwächere von dem Stärkern, der Beſchützte von dem Beſchützer, der Ernährte von dem Ernährer abhängen muß: ſo folgt auch, daß die Frau der häuslichen Gewalt des Mannes unterworfen ſeyn muß. Das weibliche Geſchlecht iſt unſtreitig das ſchwächere, wenn man die Sache allgemein betrachtet, ob gleich viele einzelne Weibsperſonen ſtärker, als ihre Männer, ſeyn können. Die Natur hat auch bey den meiſten Thieren das Männchen viel größer und ſtärker, als das Weibchen, gebildet. Daß aber der Mann der Beſchützer und Ernährer ſeiner Frau iſt, das iſt wenigſtens in allen bürgerlichen Verfaſſungen, wo die Männer den Bedienungen des Staates und den wichtigſten Geſchäften vorſtehen, wahr. Man findet zwar Völker von gegenſeitigen Beyſpielen, wo die Weiber die wichtigſten Geſchäfte verwalten; allein, dieſes ſind auch faſt lauter barbariſche Völker, welche überdies dem Fingerzei-

ge der Natur wenig folgen. Denn es iſt gewiß, daß die Natur den Weibern durch das Schwangergehen, Gebähren und andere weibliche Zufälle, weit mehr Verhinderungen gegeben hat, die wichtigſten Geſchäfte zu verwalten, als den Männern. Die Ehe iſt zwar nichts anders, als eine Geſellſchaft, und daher ſcheint es, daß der Frau mit dem Manne gleiche Gerechtſame und Anſehen in der häuslichen Regierung gebühren. Es giebt auch Fälle und Haushaltungen, wo die Frau den Mann ernährt, wo ſie ihn beſchützt, wo ſie für den armen Tropf denkt und handelt. Allein, alle dieſe Scheingründe ſind zu ſchwach, das männliche Geſchlecht oder den Hausvater überhaupt um Gewalt und Anſehen zu bringen, weil Geſellſchaften gar wohl beſtehen können, und wirklich beſtehen, ohne daß alle Glieder der Geſellſchaft gleiche Gewalt und Anſehen haben, und weil überdies eine Ausnahme von der Regel die Regel ſelbſt nicht zu zernichten vermag. Es können auch ungleiche Geſellſchafter Statt finden, wo der eine das Haupt des andern iſt. Wenn alſo die Frau, vermöge des Gebährrechtes, eine Gewalt über ihre Kinder erlangt, und vermöge des Auftrages des Hausvaters dem Hausweſen vorſteht, ſo iſt dieſes nur eine mittlere Gewalt, welche allemal der Gewalt des Hausvaters unterworfen iſt. Dieſes erfordert auch die Natur der Sache. Es können niemals zwo vollkommen gleiche Gewalten in einer einzigen Regierung Statt finden. Dieſe zwo gleiche Gewalten, wenn ſie verſchiedene Willen und Abſichten hätten, würden alles verderben, weil kein Theil dem andern nachzugeben ſchuldig wäre und geneigt ſeyn würde. Daß aber der Staat die Zwiſtigkeiten der beyden häuslichen Gewalten nicht entſcheiden kann, folgt aus eben den Gründen, die ich oben beygebracht, und wodurch ich bewieſen habe, daß der Staat den häuslichen Regierungen weder ſelbſt

ſelbſt vorſtehen könne, noch die Familienangelegenheiten einſehen und aufdecken dürfe.

Die Gewalt des Hausvaters, welche in der Natur der Sache ſo wohl gegründet iſt, haben alle geſittete Völker des Alterthumes in ihren bürgerlichen Verfaſſungen uneingeſchränkt beyzubehalten für nothwendig erachtet. Sie gaben demſelben eher zu viel Gewalt, als zu wenig. Faſt alle griechiſche Republiken eigneten dem Vater das Recht über Leben und Tod ſeiner Kinder zu; und eben dieſes that Rom in den erſten Zeiten. Allein, dieſe Macht überſchritt allerdings die Gränzen der häuslichen Regierung. Dieſe Regierung muß billig auf Liebe gegründet ſeyn; und es iſt mit dieſer Liebe nicht verträglich, daß ein Vater der Henker ſeiner Kinder wird. Wenn die Regierung des Staates ſolche äußerſte Mittel nöthig hat, ungeachtet ſie gleichfalls auf Liebe gegründet ſeyn muß, ſo ſind ſie bloß der ſchreckenden Beyſpiele wegen nothwendig, weil daſelbſt der Böſewichter viele ſind. In einer einzelen Familie aber fällt dieſe Urſache hinweg. Schreckende Beyſpiele ſind nicht einer Familie halber, ſondern wegen der Ruhe und Sicherheit des gemeinen Weſens nöthig, und mithin muß auch das Urtheil darüber dem Staate zukommen. Eben ſo ließen auch die alten geſitteten Republiken dem Hausvater alle Gewalt über ſeine Frau, nebſt den Mitteln ſeine Gewalt auszuüben. Sie gaben ihm das Recht der Scheidung vorzüglich; und in Rom überließen ſie ihm das häusliche Gericht, worin der Mann von ſeinen und ſeines Weibes Anverwandten Beyſitzer erwählte, das Urtheil aber allein ausſprach, wenn es nicht auf Leben und Tod ankam; ſ. Th. X, S. 146.

Die jetzigen europäiſchen Geſetze haben dem Hausvater die Gewalt, welche ihm der Natur der Sache nach zuſteht, nicht gelaſſen. Er regiert allenthalben nur bittweiſe; und wenn ſich Jemand in der Familie und von dem Geſinde ſeinem Anſehen widerſetzt, ſo hat er keine Mittel ſeine Gewalt auszuüben, weil die Gerichte alle Streitigkeiten vor ſich ziehen, und die Familienangelegenheiten aufdecken, welches, erwähntermaßen, guten Regierungsgrundſätzen nicht gemäß iſt. Dieſe Einſchränkung der häuslichen Gewalt hat ſich mit der Herrſchaft des Chriſtenthums angefangen. Eine andere Gelegenheit und Urſache, welche die Einſchränkung der ehelichen Gewalt veranlaſſete, habe ich im X. Th. S. 146, angeführt.

Der

Der Natur der Sache nach muß aber zuvörderſt ein jeder Hausvater hinlängliche Gewalt haben, ſein Weib und Kinder zum Fleiß, zur Ordnung, und zur Sparſamkeit, anzuhalten. Dieſes ſind die drey Haupteigenſchaften eines wohl eingerichteten Hausweſens, und ohne dieſelben muß der allerfleißigſte Hauswirth zu Grunde gehen. Sie ſind es zugleich, die mit dem gemeinſchaftlichen Beſten in der größten Uebereinſtimmung ſtehen. Ordnung und Sparſamkeit erhalten die Familien, und befördern ihren Wohlſtand, welcher dem Staate niemals gleichgültig ſeyn kann; auf dem Fleiße der Einwohner aber beruhet der wahre Reichthum des Landes. Es fehlt nach unſern Geſetzen vielleicht den Vätern nicht an Gewalt, ihre Kinder zu dieſen drey Eigenſchaften anzuhalten, und es liegt nur an ihnen, wenn die meiſten ihre Kinder ſo wenig zum Fleiß angewöhnen, wie leider mehrentheils geſchieht. Allein, in Anſehung ſeines Eheweibes fehlt ihm allerdings die hinlängliche Gewalt. Wenn ein Mann ſeine Frau, wegen ihrer Faulheit, Unordnung und Verſchwendung mäßig züchtigt, ſo iſt gewiß unter zehn Richtern kaum einer, welcher ſo vernünftig und ſo wenig ſportelſüchtig iſt, daß er die Klage nicht annehmen ſollte, da doch dieſes eine Sache iſt, worein ſich, ihrer Natur nach, die Obrigkeit niemals miſchen kann, weil über die Faulheit und Unordnung des Weibes keine Zeugen abgehört werden können, ohne die ganze Familie in Uneinigkeit zu ſetzen; und weil die Verſchwendung nicht beurtheilet werden kann, ohne den Zuſtand des Vermögens der Familie aufzudecken, welches guten Regierungsgrundſätzen ſo ſehr zuwider iſt. Nur in dem Falle alſo kann ſich die Obrigkeit hier einmiſchen, wenn der Hausvater ſelbſt als ein liederlicher und böſer Mann bekannt iſt, und derſelbe offenbare Grauſamkeiten ausgeübt hat. Allein, dieſe ſo genannte Sävitien des Mannes müſſen nicht nach den blauen Flecken

der Frau beurtheilt werden; denn ein jeder Schlag, der gefühlt wird, giebt blaue Flecken. Von der Beſtrafung der Frau mit Schlägen, ſ. Th. XIV, S. 796,

Hienächſt muß der Hausvater vollkommen Gewalt haben, Tugend und gute Sitten in ſeinem Hauſe zu pflanzen und zu erhalten. Es liegt dem Staate an der Güte der Sitten überaus viel, weil das Verderben der Sitten das Verderben des Staates ſelbſt ausmacht. Dieſes iſt die innere Fäulniß, und der Grund des Verderbens, welcher faſt alle europäiſche Staaten angeſteckt hat; und die ermangelnde hinlängliche Gewalt des Hausvaters iſt die Haupturſache dieſes Verderbens. Denn wenn der Hausvater hierin nicht hinlängliche Gewalt hat, ſo iſt es gar nicht möglich die Güte der Sitten aufrecht zu erhalten. Vielleicht mangelt es den Hausvätern hierin nicht an Gewalt über ihre Kinder; es fehlt ihnen aber an hinlänglicher Gewalt über ihre Weiber; und das Beyſpiel der verderbten Sitten der Weiber hat nur allzuviel Einfluß auf die Sitten der Töchter. Wenn eine Frau anfängt, auf Ausſchweifungen zu verfallen, ſo hat ein Mann wenig Mittel, ſie abzuhalten, außer mit ihr zu prozeſſiren. Ein Hülfsmittel, welches faſt immer ärger, als das Uebel ſelbſt, iſt!

Die Römer waren ſehr dahin bedacht, die Weiber in Schranken zu halten. Sie hatten hiezu nicht nur vortreffliche Geſetze, ſondern die Geſetze räumten auch dem Manne alle erforderliche Gewalt über ſeine Frau ein. Er hatte das Recht, ſich ſofort von ihr zu ſcheiden, wenn ſie mit einer Mannsperſon allein geſpeiſet oder gebadet hatte, oder eine Nacht ohne ſeine Einwilligung aus dem Hauſe geblieben war. Dieſe Urſachen ſind ſehr vernünftig, weil ſie der Anfang der Ausſchweifungen ſind, einen großen Schein des unkeuſchen Wandels geben, und das Verderben der Sitten ſchon ſehr groß ſeyn muß, wenn man nichts daraus macht. Die Sitten der Römer waren auch unvergleichlich, ſo lange dieſe Geſetze aufrecht erhalten wurden. Es iſt merkwürdig, daß das Verderben der Sitten ſofort ſeinen Anfang nahm, als die Weiber es dahin brachten

ten, daß das Oppinianiſche Geſetz abgeſchafft wurde, und als ſie ebenfalls das Recht erhielten, ſich von ihren Männern zu ſcheiden.

Ferner muß der Hausvater auch die Gewalt haben, die Kinder zu ihrer künftigen Glückſeligkeit zu leiten, und man ſieht leicht, wie ſehr es dem gemeinſchaftlichen Beſten zuträglich iſt, daß die Gewalt des Hausvaters hierin nicht eingeſchränket werde. Denn die Kinder haben weder den Verſtand und die Einſicht, daß ſie ſich zu ihrer künftigen Glückſeligkeit ſelbſt leiten können, noch wiſſen ſie die Leidenſchaften, welche ſie auf Abwege und Ausſchweifungen führen, und ihre ganze Lebenszeit unglücklich machen können, zu beherrſchen. Solchemnach muß es dem Hausvater überlaſſen ſeyn, die künftige Lebensart und Handthierung ſeiner Kinder zu erwählen, und ihnen eine denſelben gemäße Erziehung zu geben. Hauptſächlich aber muß die Verheurathung der Kinder auf das Gutachten des Vaters ankommen, ſowohl weil dieſes der wichtigſte Punct der künftigen Glückſeligkeit der Kinder iſt, als auch weil die Güte der Sitten ſehr darauf beruht, indem die Verführung und das Verderben der Sitten allemal größer ſeyn werden, wenn die Kinder ſich nach eigener Wahl verheurathen können.

Die Geſetze der europäiſchen Völker ſind hierin ſehr unterſchieden. Einige erklären die Ehen der Kinder, welche ohne Einwilligung der Aeltern, und inſonderheit des Vaters, geſchloſſen ſind, für ungültig; und das ſind unſtreitig die vernünftigſten. Andere, und zwar inſonderheit die meiſten katholiſchen Länder, welche für die Heiligkeit und Unauflöslichkeit des Ehebandes, aus dem irrigen Begriff, daß die Ehe ein Sacrament ſey, allzuſehr eingenommen ſind, erkennen die ohne Einwilligung der Aeltern geſchloſſenen Ehen für gültig, ob ſie gleich den Aeltern frey laſſen, ſolchen Kindern die Erbſchaft ganz, oder bis auf ein Weniges, zu entziehen. Am ſchlechteſten waren ehedem hierin die engliſchen Geſetze beſchaffen, die einer Tochter, von dem ſiebenten Jahre an, erlaubten, ſich ohne Einwilligung der Aeltern zu verheurathen, und mithin, nach dem Ausdruck des Hrn. v. Montesquieu weder auf die Reiſe des Verſtandes, noch des Körpers, Rückſicht

nahmen. Jedoch ſind dieſe Geſetze ſeit einigen Jahren abgeändert worden.

Es laſſen ſich zwar wider die Gewalt des Vaters, ſeine Kinder zu verheurathen, oder daß ſie ſich wenigſtens nicht ohne ſeine Einwilligung verheurathen dürfen, ſtarke Einwürfe machen. Man kann ſagen, daß dieſes die wichtigſte Handlung unſers Lebens iſt, worauf das Wohl und Weh unſerer Tage beruht; daß hiezu Liebe und Uebereinſtimmung der Gemüther erfordert werde, wenn wir glücklich ſeyn wollen; und, daß, wenn die Kinder in dem Rauſche der Leidenſchaften öfters den rechten Weg verfehlen, die Aeltern nicht ſelten andern Leidenſchaften folgen, und inſonderheit als Bewegungsgründe des Geizes und des zeitlichen Vermögens vor Augen haben, worauf doch das Glück unſers Lebens, und inſonderheit des Eheſtandes, nur zu einem geringen Theil beruhet. Es ſind auch Fälle möglich, wo die Aeltern bloß aus Geiz die Verheurathung ihrer Kinder ſo lange aufhalten, als möglich iſt, und bey ihrem Leben gar nicht geneigt ſind, ſolche geſchehen zu laſſen, entweder um das beſondere Vermögen ihrer Kinder in Händen zu behalten, oder damit ſie nicht nöthig haben, ihre Kindern auszuſteuern, ungeachtet ſie ſolches nach ihrem Vermögen gar wohl im Stande ſind. Es liegt aber dem Staate und der Bevölkerung allerdings daran, daß die Heurathen nicht gehindert oder verzögert werden.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Gründe ſo viel beweiſen, daß die Väter nicht das Recht haben könnten, ihre Kinder ohne ihre eigene Einwilligung zu verheurathen, oder daß ſie dieſe Einwilligung der Kinder durch harte Zwangsmittel zu erpreſſen befugt ſind. Die Einwilligung in die Ehe von Seiten derer, welche ſie ſchließen, iſt das weſentlichſte Stück bey allen Verträgen, und ohne beyderſeitige Einwilligung der Eheleute kann man ſich gar keine Ehe vorſtellen; wird aber ſo-

wohl

wohl die Einwilligung der Aeltern, als der zu verheurathenden Kinder zu einer geſetzmäßigen Ehe erfordert, ſo geſchieht den im Vorhergehenden angeführten beyderſeitigen Gründen die Genüge. Die Sache befindet ſich alsdann in einem vollkommenen Gleichgewichte, und die Aeltern können die Kinder von unglücklichen Heurathen zurück halten, ſo wie die Kinder alsdann von ihren Aeltern nicht zu unglücklichen Heurathen gezwungen werden können. Die römiſchen Geſetze waren hierin am beſten eingerichtet, ſowohl um die Gewalt des Hausvaters, als die guten Sitten, zu erhalten. Ein Vater konnte ſeinen Sohn nicht ohne deſſen ausdrückliche Einwilligung verheurathen; bey der Tochter aber war eine ſtillſchweigende Einwilligung genug. Die Geſetze ſchienen voraus zu ſetzen, daß die Schamhaftigkeit des weiblichen Geſchlechts keine ausdrückliche Einwilligung zuließe, und daß eine wohlgezogene Tochter keine andere Mannsperſon kennen ſollte, als die ihr von ihrem Vater bekannt gemacht würden. So war es auch in den Zeiten der Reinigkeit der römiſchen Sitten; und ſo ſollte es in jedem Staate ſeyn, wenn die Sitten nicht verdorben ſind. Wenn ſich eine Tochter weigert, den Mann anzunehmen, den ihr der Vater geben will: ſo iſt ihm zwar nicht anzurathen, daß er ſie mit Gewalt dazu zwinge, aber es iſt rathſam, daß er auf ihre Aufführung Acht habe, ob ſie nicht etwann andere Bekanntſchaften hat, als ſie haben ſollte. Der Einwand, daß ein Vater gefliſſentlich aus geizigen Abſichten die Heurath ſeiner Tochter verhindern oder verzögern möchte, kann zwar zuweilen gegründet ſeyn; allein, es liegt nur an dem Staate, demſelben abzuhelfen. Wer verbietet oder was hindert uns, die Römer nachzuahmen, die in den Juliſchen Pappia-Poppäiſchen Geſetzen denen Vätern Strafen auflegten, die ihre

Tochter nach ihren mannbaren Jahren nicht verheura-theten? Vermuthlich wird man einwenden, daß die Einführung dieſes Geſetzes in den meiſten Fällen unge-recht ſeyn möchte, weil es ſehr ſelten an dem Vater läge, daß ſeine Tochter nicht verheurathet würde, indem nach der Beſchaffenheit unſerer Zeiten nur diejenigen Mädchen zeitlich verheurathet würden, die eine reichliche Mitgabe erhielten; folglich würde dieſe Strafe haupt-ſächlich unbemittelte Aeltern treffen, die ſie weder ver-dienten, noch zu entrichten im Stande wären. Ich geſtehe gern, daß dieſer Einwurf vollkommen gegrün-det iſt, ſo lange man bey der Verheurathung haupt-ſächlich auf das Vermögen ſieht. Allein, ob dieſe Ge-wohnheit der geſunden Vernunft gemäß, auch der Be-völkerung und dem Beſten des gemeinen Weſens zu-träglich ſey, daran zweifle ich gar ſehr. Ich werde hievon im Art. Heuraths-Gut ein Mehreres zu ſagen Gelegenheit haben. Von verſchiedenen Mitteln, den Eheſtand in dieſer Abſicht zu befördern, ſ. Th. X, S. 155, fgg.

Keine Regierung kann ohne Zwangsmittel beſte-hen; und mithin kann auch die häusliche dieſelben nicht entbehren. Denn, ob ſich zwar dieſelbe auf die Liebe gründet, ſo können deshalb die Zwangsmittel nicht ausgeſchloſſen werden, indem derjenige, der ſein eigenes, mit der Familie vereinigtes Beſte nicht erkennt, und ſich demſelben nicht gemäß bezeigen will, eben aus Liebe zu ihm und ſeinem Beſten, dazu gezwungen wer-den muß. Da es mit den Kindern faſt allemal, und mit den Weibern nicht eben ſehr ſelten die Bewandtniß hat, daß ſie ihr eigenes Beſte nach dem Verhältniß mit der Wohlfahrt der Familie nicht erkennen: ſo kann die häusliche Gewalt die Zwangsmittel weder entbehren, noch können ſie ihr von dem Staate entzogen werden. Dieſe ſind nun zuvörderſt eine mäßige Züchtigung, wel-che, allgemein betrachtet, dem Hausvater ſo wenig in

Anſe-

Anſehung der Frau, als der Kinder, abgeſprochen werden kann; ſ. oben, S. 417; wiewohl ich wünſchte, daß er in Anſehung der Frau, ſich dieſes Rechtes nicht bediente, ſondern entweder die rechtliche Eheſcheidung ſuchte, oder lieber ſein Unglück in Geduld ertrüge, und kein einziges der gelindern und glimpflichern Mittel unverſucht und unwiederholt ließe. Was die Kinder betrifft, ſo wird ein vernünftiger Vater, welcher, an der Bildung ihres Herzens, von der erſten Kindheit an, gearbeitet hat, auch ſelten bey denſelben Schläge anzuwenden nöthig haben, wiewohl er andere Strafen, welche unangenehme Empfindungen in ſich enthalten, nach der Geneigtheit des menſchlichen Herzens zum Böſen, niemal wird entbehren können. Wenn aber die Kinder groß werden, ſo werden die in der Kindheit zureichenden Züchtigungen und Strafen eines Theils unſchicklich, und andern Theils unwirkſam. Folglich ergiebt die Natur der Sache und die geſunde Vrrnunft, daß auch alsdann noch der häuslichen Gewalt Zwangsmittel anderer Art zuſtehen müſſen. Die alten Republiken überließen dem Hausvater alle mögliche, und vielleicht allzu große Gewalt. Denn außer der Todesſtrafe, welche, oben erwähntermaßen, der väterlichen Liebe, und gewiß eben ſo ſehr der Natur, zuwider iſt, geſtatteten die Geſetze, die Kinder der Leibeigenen zu verkaufen, oder ſich von denſelben los zu ſagen, ſie aus dem Hauſe zu ſtoßen und ihrem Schickſale zu überlaſſen; ja, die römiſchen Geſetze verſtatteten einem Vater, ſein Kind dreymal zu verkaufen, wenn ſich daſſelbe von ſelbſt wieder frey machte. Wenn dergleichen geſetzliche Erlaubniß weder mit der Natur der häuslichen Gewalt, noch mit dem Zuſtande unſerer bürgerlichen Verfaſſungen übereinſtimmet, ſo würde es dagegen ein dienliches Mittel ſeyn, erwachſene Kinder in Schranken des Gehorſams, und in Aufmerkſamkeit gegen die Liebe ihres Vaters zu erhalten, wenn dem

Vater geſetzlich frey ſtünde, in ſeinem letzten Willen ſeine Güter unten ſeine Kinder zu vertheilen, wie er es für gut befindet, ohne daß er ſchuldig wäre, Urſachen davon anzuführen, oder ihnen den Pflichttheil zu verlaſſen. Die Geſetze können dieſes ſicher der Religion und dem Gewiſſen eines Vaters überlaſſen, welcher, vermöge der natürlichen Wirkung der väterlichen Liebe gegen die Kinder, gewiß ſehr große und wichtige, obgleich nicht allemal im Teſtament zu benennen ſchickliche, Urſachen gehabt haben muß, wenn er ſein Kind von der Erbſchaft ausſchließt. Die römiſchen Rechtsgelehrten, welche den Pflichttheil aufgebracht haben, ſind der Meynung geweſen, daß es natürlichen Rechtes ſey, daß die Kinder von den Aeltern erben müſſen. Allein, das iſt offenbar falſch. Das natürliche Geſetz befiehlt, die Kinder zu ernähren und vernünftig zu erziehen; aber es kann nicht vorſchreiben, ob wir ihnen unſer Vermögen hinterlaſſen ſollen. Das gehört bloß für die bürgerlichen Rechte.

Ob es nöthig iſt, daß die bürgerlichen Geſetze beſtimmen, daß die Kinder nothwendig Erben von dem Vermögen ihrer Aeltern seyn ſollen, kömmt hauptſächlich auf die Regierungsform an. In der Demokratie ſind dieſe Geſetze allerdings nöthig. Die Gleichheit am Stande, und ſo viel möglich an Vermögen, iſt hier die vornehmſte Grundregel und Triebfeder. Die Geſetze können alſo nicht geſchehen laſſen, daß die Aeltern gar zu willkührlich über ihr Vermögen Verfügungen machen, damit ein Theil der Bürger ohne alles Vermögen ſey, und ſich ſolches hingegen bey andern allzuſehr zuſammen häufe. Hier müſſen ſie alſo verordnen, daß die Kinder nicht ohne äußerſt wichtige und bewieſene Urſachen von der Erbſchaft ihrer Aeltern ausgeſchloſſen werden dürfen. Allein ſolche Geſetze ſind in der Monarchie, in der Ariſtokratie, und in den vermiſchten Regierungsformen, nichts weniger als nothwendig. Da es hier um keine Gleichheit der Bürger zu thun iſt, die auch nach der Natur dieſer Regierungsformen nicht Statt finden kann: ſo iſt es ganz gleichgültig, ob die Aeltern ihre Kinder zu Erben einſetzen. Alles, worauf man hier zu ſehen hat, iſt, daß der Reichthum des Staates nicht zu ſehr in die Hände einer einzigen Claſſe des

Volkes gerathe. Wenn alſo z. B. die katholiſchen Staaten die Aeltern, welche ihre Kinder von der Erbſchaft ausſchlößen, ſolche häufig den Geiſtlichen vermachen wollten, ſo würden die Geſeze, dieſes zu verbieten, Urſache haben.

Es giebt indeſſen Fälle, wo weder die Strafen der häuslichen Gewalt, noch die Furcht vor der zu entziehenden Erbſchaft zureichend ſeyn wollen, die Glieder der Famlie in gebührenden Schranken zu erhalten. Alsdann muß die Obrigkeit die häusliche Gewalt unterſtützen. In ſolchen Fällen, ſo lange es keine öffentliche Verbrechen, ſondern nur Widerſetzlichkeit, Müßiggang und Faulheit, Verſchwendung, Liederlichkeit und andere Ausſchweifungen betrifft, muß die Obrigkeit bloß die Strafe in Erfüllung bringen, welche der Hausvater wider die Glieder ſeiner Familie für Recht erkennt und ausſpricht, ohne daß die Obrigkeit ſich in Unterſuchung der Sache einlaſſen darf, weil dieſes nicht geſchehen kann, ohne die Angelegenheiten der Familie aufzudecken, welches, wie ich bereits einigemal erinnert habe, einer weiſen und gütigen Regierung nicht gemäß iſt. Dieſe Strafen können in gelindem Gefängniß, in Gefängniß bey Waſſer und Brod, in der Arbeits- oder Zuchthausſtrafe mit und ohne Schläge u. d. gl. beſtehen. Die Obrigkeit kann dieſes ſicher dem eigenen Gewiſſen und Erkenntniß des Vaters überlaſſen; weil es gewiß allemal ein harter Entſchluß iſt, ſowohl in Anſehung ſeiner Liebe, als wegen des Geredes, ſo deshalb entſteht, wenn er zu ſo öffentlichen Beſtrafungen ſchreiten muß, ſo, daß eher viele Väter den ärgſten Ausſchweifungen ihrer Familie nachſehen, ehe ſie ſich entſchließen. Wenn hierin eine Ausnahme Statt finden, und die Obrigkeit vor Vollziehung der Strafe eine Unterſuchung verhängen ſollte, ſo müßte der Hausvater als ein böſer, ausſchweifender, harter und grauſamer Mann bekannt ſeyn; außer dem kann vernünftiger Weiſe die Obrigkeit zu dergleichen Unterſuchungen kein Recht haben.

Wenn ſich die Väter ſchwer entſchließen, in Beſtrafung ihrer Söhne die Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen, ſo kömmt es ihnen weit härter an, in Anſehung der Perſonen ihrer Familie von weiblichem Geſchlechte einen ſolchen Entſchluß zu faſſen, weil dadurch ein unauslöſchlicher Flecken auf die Beſtrafte fällt, welcher ihr zeitliches Glück, ihre ganze Lebenszeit hindurch, hindern wird. Man muß geſtehen, daß die katholiſchen Staaten hierin vor den proteſtantiſchen einen gewiſſen Vorzug haben. Sie haben daſelbſt die Klöſter, wo der Hausvater eine geheime Sünderin auf Lebenszeit, oder eine Zeitlang einſchließen, ſie daſelbſt zur Beſſerung und Reue bringen, und die Schande von der Familie abwenden und verbergen kann. Vielleicht iſt auch dieſes eine Urſache, warum einige proteſtantiſche Fürſten bey Abſchaffung der Klöſter, inſonderheit für das weibliche Geſchlecht, nicht ſo voreilig verfahren, ſondern dieſe Wirkungen der Mildthätigkeit unſerer Vorfahren zu ähnlichen Endzwecken hätten anwenden, und nur den Mißbrauch und das Gelübde einer ewigen Keuſchheit davon hätten entfernen ſollen, worüber im Art. Kloſter ich mich näher erklären werde. Da indeſſen der Fehler einmal geſchehen iſt, ſo ſollte der Staat dafür ſorgen, daß den Familien hierin auf andere Art zu ſtatten gekommen, und die Schande von ihnen abgewendet würde. In dieſer Abſicht müßten die Zuchthäuſer, wenn darin ein beſonderes Zimmer bezahlt wird, in Anſehung der herein zu bringenden Perſonen weiblichen Geſchlechts, zu einer unverbrüchlichen Verſchwiegenheit eingerichtet ſeyn. Der Hausvater, welcher ſich zu einer ſolchen Entſchließung gezwungen ſieht, hätte Niemand, als dem Director oder Inſpector der Zuchthäuſer, ſeinen Namen zu ſagen, auf deſſen Befehl die dahin zu bringende Perſon in ein von dem Aufenthalte der Familie am weiteſten entferntes Zuchthaus einzunehmen wäre. In den Zucht-

häuſern ſelbſt aber müßten ſolche Anſtalten gemacht ſeyn, daß eine ſolche Perſon weder in dem Hauſe ſelbſt, außer ihrer Aufwärterin, mit Jemand ſprechen, noch außer dem Hauſe Jemanden von ſich Nachricht geben könnte.

Die häusliche Regierung findet endlich auch in Anſehung des Geſindes Statt. Ob gleich das Geſinde in der Familie iſt, ſo gehört es doch nicht zu derſelben, ſondern ſteht nur eine Zeitlang mit derſelben in Verhältniß. Der Unterſchied der häuslichen Regierung über die zur Familie gehörigen Perſonen, und über das Geſinde, iſt folgender. Ein rechtſchaffener Hausvater hat, bey der häuslichen Gewalt über ſeine Familie, ihre gemeinſchaftliche und dauerhafte Glückſeligkeit zur Abſicht; bey dem Geſinde hingegen iſt der Endzweck derſelben ihr zeitiger Unterhalt, und ein, nach Maßgebung der mit ihnen eingegangenen Verträge, beſtimmter Gewinſt. Wenn aber ein Geſinde ſehr lange in einem Hauſe treue Dienſte geleiſtet, und mithin ſein zeitliches Beſtes genauer mit der Familie vereinigt hat, als ſonſt eine kurze Dienſtzeit in ſich ſchließt: ſo iſt es einem billigen und vernünftigen Hausvater anſtändig, auch, ſo viel in ſeinem Vermögen ſteht, für deſſen beſtändige Glückſeligkeit zu ſorgen.

Ehedem waren alle Knechte und Mägde der Familie Leibeigene oder ſo genannte Sclaven, und ſind es zum Theil noch; doch beſteht der größte Theil des heutigen Geſindes aus freyen Leuten, und der Hausvater erlangt keine andere Gewalt über ſie, als zu Leiſtung der Dienſte, wozu ſie ſich auf eine beſtimmte Zeit durch den eingegangenen Vertrag verbindlich gemacht haben, nöthig iſt. Dieſer Vertrag hält zugleich die ſtillſchweigende Bedingung in ſich, daß ſich das angenommene Geſinde der häuslichen Regierung unterwirft, in ſo fern keine andere Verrichtungen von ihnen gefordert werden,

den, als welche dem Endzwecke ihres Dienſtes gemäß, ihrer Ehre, Tugend und Geſundheit nicht nachtheilig, auch den bürgerlichen Geſetzen nicht zuwider ſind. Jedoch ſind die Handelsbedienten, Kunſt- und Handwerksgeſellen, und dergleichen Leute, die ſich in dem Hauſe zwar aufhalten, ihre Arbeit aber bey gewiſſen beſtimmten Gewerben und Handthierungen verdinget haben, von dem Geſinde unterſchieden; denn, ob auch dieſe zwar keine Unordnungen und Ausſchweifungen begehen, ſondern ſich der im Hauſe eingeführten Ordnung gemäß bezeigen müſſen, ſo ſind ſie doch nicht der häuslichen Gewalt unterworfen, ſondern der Hausvater muß ſich wider ſie der obrigkeitlichen Hülfe bedienen, wenn ſie gütlichen Ermahnungen nicht folgen wollen.

Wenn nun alſo das Geſinde der häuslichen Regierung auf eine beſtimmte Zeit unterworfen iſt, ſo muß der Hausvater auch Zwangsmittel gegen ſie zu gebrauchen befugt ſeyn; denn er muß ſie zu denjenigen Endzwecken anhalten können, weshalb ſie in ſeine Dienſte getreten ſind, damit dieſe Endzwecke durch ihre Widerſpenſtigkeit, Untreue, Faulheit, Unordnung ꝛc. nicht vereitelt werden, worein ſich auch die Obrigkeit nicht miſchen kann, weil ſie die Angelegenheiten der Familien weder kennt, noch einzuſehen hat, ſondern bloß die Häupter der Familien regieren ſoll. Indeſſen können doch nur zweyerley Arten von Zwangsmitteln Statt finden. Entweder muß es dem Hausvater erlaubt ſeyn, das Geſinde mäßig zu züchtigen, oder es ſo fort aus ſeinem Dienſt zu jagen, ohne ihnen den Lohn weiter auszuzahlen, als bis auf den Tag ihrer Fortſchaffung. Denn Verweiſe ſind wohl ſchwerlich für zureichend zu achten, da es eine Menge Geſinde giebt, die ſich aus Verweiſen wenig machen, und wenn ſie zur Rede geſtellt werden, wohl gar übriges Recht und das letzte Wort haben wollen. Ich habe aber

mit

mit Bedacht geſagt, daß dem Hausvater entweder dieſes, oder jenes, erlaubt ſeyn müſſe. Denn beyde Zwangsmittel müſſen, der Regel nach, nicht zugleich Statt finden. In großen Städten, wo das Geſinde mehr geſittet iſt, hat der Hausvater Zwangsmittel genug in Händen, wenn er ſein ſchlechtes Geſinde ſofort ohne gerichtliche Unterſuchung fortjagen darf, und da muß mithin die Züchtigung nicht erlaubt ſeyn; wie er dann auch in großen Städten um anderes Geſinde nicht verlegen ſeyn darf, folglich die Züchtigung niemals eine Nothwendigkeit ſondern bloß eine Uebereilung der Leidenſchaften ſeyn würde, welche die Geſetze zu begünſtigen, keine Urſache haben. Ganz anders hingegen verhält es ſich in kleinen Städten und auf dem Lande. Das Geſinde iſt daſelbſt viel gröber und ungeſitteter; es iſt daſelbſt gemeiniglich ſeltener zu haben, und zu gewiſſen Zeiten bey den Feldarbeiten ſo nothwendig, daß ein Hausvater ſein Geſinde nicht ohne großen Nachtheil fortjagen kann. Daſelbſt iſt auch die Fortſchaffung keine Strafe für das Geſinde. Weil ſie daſelbſt bald andere Dienſte bekommen, oder in der Aerndte mehr verdienen können, als wenn ſie dieſe Zeit über dienen: ſo würden ſie gegen die Aerndtezeit, oder andere nothwendige Feldarbeiten, deſto trotziger und widerſpenſtiger ſeyn, um ihren Herrn dahin zu bringen, daß er ſie fortjagte. Auf dem Lande und in kleinen Städten alſo muß nothwendig die Züchtigung erlaubt ſeyn; jedoch daß es, wenn dieſes geſchieht, nicht erlaubt iſt, ſie fortzujagen.

So gewiß nun zwar dem Hausvater eines oder das andere dieſer Zwangsmittel gegen das Geſinde ſchlechterdings gebührt: ſo iſt doch das Geſinde nicht ohne Einſchränkung der Willkühr der Herrſchaften zu überlaſſen, zumal es nicht an Hausvätern fehlt, die noch ungezogener als ihr Geſinde ſind. Daher ſind gute Geſindeordnungen, welche ſowohl der Hausvater,

als

als das Geſinde, unumgänglich zu befolgen haben, höchſt nöthig. Dieſe Geſindeordnungen und deren Befolgung machen einen beträchtlichen Gegenſtand der Landespolizey aus, weil das Geſinde einen großen Theil der Menſchen im Staate ausmacht, und weil die gute Ordnung unter denſelben einen großen Einfluß in das gemeinſchaftliche Beſte hat. Man findet das dahin gehörige Weſentlichſte, in dem Art. Geſinde, im XVII. Th. S. 565—712, welcher Artikel auch, unter dem Titel: Das Geſindeweſen, nach Grundſätzen der Oekonomie und Polizeywiſſenſchaft abgehandelt, 1779, auf 10 Bogen beſonders abgedruckt iſt.

v. Juſti Policeywiſſ. 2. Band, S. 121, fgg.
(von Pfeifer) Natural. Polizeywiſſ. 1. Th. S. 440, fgg.

Haus-Verwalter, der Verwalter der häuslichen Ausgaben und Angelegenheiten eines großen Hauſes, im Namen des Herrn.

Haus-Vogt, hat mit dem vorigen einerley Bedeutung, wird aber doch in beſondern Fällen auf verſchiedene Art gebraucht. Der Hausvogt Abrahams kömmt 1. Moſ. 15, 2. vor. In einigen Aemtern und herrſchaftlichen Schlöſſern, beſonders Niederſachſens, hat der Hausvogt die Aufſicht über die herrſchaftlichen Schlöſſer und Gebäude.

In Berlin wird der in dem königl. Hofgerichtshauſe wohnende Kammergerichtsrath, welcher bey dieſem Gerichte die Juſtiz hauptſächlich verwaltet, und zugleich die oberſte Aufſicht über die in den Gefängniſſen bey dieſem Hauſe befindlichen Gefangenen eximirter Condition führt, der Hausvogt, ſo wie das Hofgericht ſelbſt, die Hausvogtey, genannt. Siehe Hof-Gericht.

Reglement für die Hausvogteybediente, d. d. Berl. d. 22. Feb. 1776, ſt. in der Edictenſamml. v. J. 1776, No. 13.

An andern Orten hingegen iſt der Hausvogt der Stockmeiſter, der die Aufſicht über das öffentliche Gefängniß und die darin befindlichen Gefangenen hat.

Haus-Vogtey, ſ. im vorhergeh. Artikel.

Haus-Wäſche, ſiehe Wäſche.

Haus-Wanze, ſiehe Wanze.

Haus-Weſen 1. Als ein Collectivum und ohne Plural, alle Angelegenheiten der häuslichen Geſellſchaft, und dahin gehörigen Dinge. Sich um das Hausweſen bekümmern.

2. Im Oberdeutſchen wird es auch von einer Haushaltung im Concreto gebraucht. Es ſind drey Hausweſen in dieſem Hauſe.

Haus-Wieſel, ſiehe Wieſel.

Haus-Wirth, wird nach den verſchiedenen Bedeutungen des Wortes Wirth auch auf verſchiedene Art gebraucht.

1. Ein Ehemann, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. Und da Urias Weib hörte, daß ihr Mann Uria todt war, trug ſie leid um ihren Hauswirth, 2. Sam. 11, 26.

2. Das Haupt der häuslichen Geſellſchaft, der Hausvater, oder Hausherr, wo dieſes Wort nur von Hausherrn geringern Standes gebraucht wird. Da er herzubrachte einen Hauswirth nach dem andern, Joſ. 7, 17. Wo ihr eingehet, da ſprecht zum Hauswirthe u. ſ. f. Marc. 14, 14. In weiterer Bedeutung auch in Beziehung auf die Art und Weiſe, wie er ſeiner Haushaltung vorſteht. Ein guter, ein ſchlechter Hauswirth, wo auch nur das einfache Wirth üblich iſt.

3. Der Herr oder Eigenthümer des Hauſes, der Hausherr, im Gegenſatze der Hausgenoſſen, Hausleute oder Miethleute; wo es nur im g. L. von Hausbeſitzern geringern Standes gebraucht wird.

Haus-Wirthin, das weibliche Geſchlecht des vorigen, welches in eben ſo vielen verſchiedenen Bedeutungen vorkömmt.

1. Einer Ehefrau, ein gleichfalls veralteter Gebrauch.

2. Der Hausfrau oder Hausmutter, der Gebieterin in der häuslichen Geſellſchaft, in Beziehung auf die Führung der Haushaltung, ſo wie ſie in Betrachtung der Kinder Hausmutter, und in Verhältniß auf das Geſinde Hausfrau heißt.

3. Die Eigenthümerin eines Hauſes, im Gegenſatze der Miethleute.

Haus-Wirthſchaft, die Verwaltung des Hausweſens, die Haushaltung; zum Unterſchiede von der Gaſtwirthſchaft, Schenkwirthſchaft u. ſ. f. Siehe Oekonomie.

Haus-Wurz, Hauswurzel, ſiehe Haus-Laub.

Haus-Zehend, ſiehe Zehend.

Haus-Zins, ein Zins für den Gebrauch eines Wohnhauſes oder eines Theiles deſſelben; der Miethzins, die Hausmiethe.

Hauſen. Dieſes Wort ſtammet von Haus ab; und iſt in doppelter Geſtalt üblich, wird aber im Hochdeutſchen wenig mehr gebraucht.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. 1) Wohnen, Aufenthalt an einem Orte haben, in welchem Verſtande huſon ſchon bey dem Notker und Winsbeck vorkömmt. Gerechtigkeit wird auf dem Acker hauſen, Eſ. 33, 16. Im Hochdeutſchen wird es in dieſem Verſtande wenig mehr gebraucht. Im Niederſ. huſen. Daher Behauſung. 2) In engerer Bedeutung, gemeinſchaftlich wohnen, in welchem Verſtande es nur noch im g. L. Oberdeutſchlandes üblich iſt. Ein Ehepaar hauſet nicht mit einander, wenn es nicht bey einander wohnet. 3) Haus halten, die Haushaltung führen, auch nur im g. L. beſonders Oberdeutſchlandes. Ich hauſe ſchon lange, habe ſchon lange meine eigene Haushaltung. Er weiß nicht recht zu hauſen. 4) Poltern, lärmen, im g. L., wofür auch Haus halten üblich iſt. Wer hauſet ſo auf dem Boden? Der Wind hauſet gewaltig. 5)

5) Nach einer noch weitern Figur, übel behandeln, ſchlecht, hart mit etwas umgehen, gleichfalls nur in den niedrigen Sprecharten. Schlecht mit etwas hauſen, es ſchlecht verwalten, ſchlecht damit haushalten.

2. Als ein Activum, in ſeinem Hauſe Aufenthalt geben, beherbergen, behauſen, im Niederſ. huſen, im Dän. huſe, im Schwed. huſa; in welcher Bedeutung es nur noch hin und wieder im g. L. üblich iſt. Jemanden hauſen.

Hauſen, L. Huſo, (*) ein großer eßbarer Fiſch, welchen **Linné**, **Klein** und **Artedi** zu dem Geſchlechte der Acipenſerum zählen, und wovon folgende 4 Gattungen die merkwürdigſten ſind: der eigentlich ſo genannte Hauſen, der Stör, die Sewruga, und der Sterlet.

Der eigentlich ſo genannte Hauſen, Hauſenſtör, oder der große Stör, Acipenſer Huſo, cirris 4 ſquamis dorſalibus 13, caudalibus 43 *Linn.* Acipenſer tuberculis carens *Artedi.* Ανλακαιος, Antacaeus *Aelian & Herod.* Antaceus Danubii *Geſn. Jonſt.* Eſox quorundam, Mario *Plin.* Fr. le grand Eſturgeon, unterſcheidet ſich von allen andern Fiſchen dieſes Geſchlechtes durch ſeine weiße Haut und durch ſein weißes Fleiſch; daher er im Ruſſiſchen auch Beluga, Belouga oder Bieluga, genannt wird, von bel, biel, weiß. Bey allen andern Arten iſt die Haut theils ſchwärzlich, theils Haut und Fleiſch gelblich. Die weiße Haut des Hauſens iſt rauh, aber ohne Stacheln und

(*) der lat. Name Huſo iſt nach dem deutſchen gebildet, und durch Gesner'n, Aldrovand u. a. eingeführt worden. Der deutſche Name ſoll von dem türkiſchen Worte uſun, lang, herſtammen, und dieſem Fiſche wegen ſeiner beträchtlichen Länge gegeben worden ſeyn, ſo wie das Griech. αντακαιος auf die ſpitzige Geſtalt ſeines Kopfes zielt, von welcher auch der geſchlechtsverwandte Stör in Lat. Acipenſer heißt. Die Ungarn nennen den Hauſen Wyſahal, Raſcian und Moruna, welches letztere mit dem Mario des Plinius überein zu kommen ſcheint.

und Schuppen. Sein Rückgrath beſteht aus einem Knorpel, welcher vom Kopfe bis an den Schwanz ausgehöhlt und leer iſt. Am Kopfe, welcher groß, breit und ſchwer iſt, hängen 4 Bartfaſern herab. Er iſt dem Stör faſt in allem gleich, doch iſt der Rüſſel ſtumpfer.

Aloysii Ferd. Comit. Marsigli obſervationes anatomicae in Huſone, ſt. in Deſſen Danubio Pannonico-Myſico, To. VI, S. 13—16, tab. aen. 9—21.

Er iſt gleichſam der Flußwallfiſch; denn er hat eine ungemeine Größe. Er wird oft 24 Fuß lang, und ſein Gewicht beträgt manchmal 2 bis 400 Pfund. Er iſt ſo furchtſam, daß ihn der kleinſte Fiſch in die Flucht jagen und verſcheuchen kann. Im Waſſer hat er eine ſo nachdrückliche Stärke, daß es ihm eine Kleinigkeit iſt, einen Fiſcher mit einem Schlage des Schwanzes aus dem Kahne zu werfen. Man findet ihn nicht nur in der Donau bey Komorn, ſondern auch in allen großen Flüſſen, welche ſich in das kaſpiſche und ſchwarze Meer ergießen, wenigſtens in ihren Mündungen, doch in einigen Flüſſen häufiger, und in andern ſeltener. Zuweilen findet man ihn auch in der Elbe, und in Italien im Pofluß. Im Dnepr und Don ſind ihrer nicht ſo viele, wie in der Wolga; im uralſchen Strome aber (ehedem Jaik genannt,) welcher überhaupt der fiſchreichſte Strom in ganz Rußland iſt, ſind auch die meiſten Beluzen, welche zugleich unter allen die ſchmackhafteſten ſind. Von dieſer großen Menge der jaikiſchen Belugen kömmt es auch, daß bloß von den Jaiker Koſaken in Jaitzkoi gorodok, 475 Werſte von der Mündung des Jaiks, mehr Hauſenblaſe gemacht wird, als in allen übrigen Gegenden von Rußland zuſammen. Auch im Amurfluſſe giebt es Belugen; in deſſen obern Gegenden, wohin ſie nur ſelten hinauf ſteigen, werden ſie Kaluſchka genannt. Unten an der Schilka fangen ſie die Einwohner der Stadt Nertſchinsk.

Merk-

Merkwürdig iſt, daß die Belugen oder Hauſen nie aus dem ſchwarzen Meere in das mittelándiſche gehen. Die warmen Gegenden ſcheinen alſo nicht für ſie zu ſeyn; und eben ſo meiden ſie das kalte Klima, denn man trifft ſie nie in den ins Eismeer fallenden Strömen an. Zwar nennen die Ruſſen einen gewiſſen weißen Fiſch im Grönländiſchen oder im ganzen Eismeere auch Beluga, welcher manchmal, wiewohl ſelten, in die Flüſſe, die ſich in dieſes Meer ergießen, hinaufſteigt; bey genauerer Unterſuchung aber hat dieſe grönländiſche Beluga nichts als den Namen gemein, und iſt eine Art von Wallfiſchen, albus piſcis cetaceus *Raji.*

Den gemeinen Stör, Ruſſ. Oſetr, Acipenſer Sturio, cirris 4. ſquamis dorſalibus 11 *Linn.* von welchem ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde, fängt man nicht nur in allen denen Flüſſen, worin ſich die Beluga aufhält, ſondern auch in vielen andern, bloß die Flüſſe des archangelſchen Gouvernements ausgenommen, welche in das weiße und in das Eismeer fallen; da er ſich doch in allen übrigen Flüſſen Sibiriens, welche gleichfalls in das Eismeer fallen, findet. Seine Länge beträgt ſelten über 6 oder 7 Fuß. Im Jaik findet ſich eine Art von Stören, Schip genannt, die eine ſpitzigere Schnauze, und kein ſo wohlſchmeckendes Fleiſch, wie die rechten Störe, haben.

Die Sewruga, Acipenſer ſtellatus *Pall.* iſt gemeiniglich kleiner als der Stör. Ihre Schnauze iſt auch ſpitziger, und das Fleiſch etwas weißer. Sie wird in denen Flüſſen, die ſich in das kaſpiſche Meer ergießen, angetroffen.

Der Sterlet, Strelet, Ruſſ. Sterlad', Acipenſer ruthenus, cirris 4, ſquamis dorſalibus 15 *Linn.* iſt im Geſchmack der allerleckerſte in ganz Rußland. Einige haben 3, andere 5 Reihen Schuppen. Leztere haben außerdem eine ſehr rauhe Haut; daher ſie auch mit einem beſondern Namen Koſteri genannt werden. Die größten Sterlete ſind nicht über 2 Fuß lang. Urſprünglich halten ſie ſich nur in denen Flüſſen, die in

das ſchwarze und kaſpiſche Meer fallen, auf; und in Sibirien in denjenigen, die ſich in das Eismeer ergieſſen. In den Flüſſen des archangelſchen Gouvernements, z. B. im See Onega, der Dwina, dem Mezen, und der Peczora, ſind ſie gar nicht. Zuweilen aber trifft man ſie in dem See Ladoga und dem Newaſtrome bey St. Petersburg an; welches von einigen vormals auf dieſem See verunglückten Fahrzeugen herrührt, welche dieſen Fiſch lebendig nach Petersburg führten. Denn da vor Erbauung des ladogaiſchen Canales, viele von dieſen Fahrzeugen auf dieſem See bey Stürmen an den Klippen ſcheiterten: ſo geriethen hiedurch die Fiſche, welche ſie führten, in den freyen See, vermehrten ſich hernach, und halfen die neue Reſidenz ernähren.

Der König von Schweden Friedrich ließ, wie der Ritter Linné erzählt, eine ziemliche Menge Sterlete nach Schweden bringen, und ſolche in den Mälarſee ſetzen. Vermuthlich haben ſie ſich auch daſelbſt vermehrt; denn jedes Waſſer, ſowohl helles als trübes, ſcheint für ſie zu ſeyn; doch haben diejenigen, welche in hellem Waſſer leben, einen beſſern Geſchmack. Man führt daher bisweilen im Winter gefrorne Sterlete von dem Lenafluſſe bis nach Moskau, über 5000 Werſte weit.

Obſervationes ſplanchnologicae, ad Acipenſeris rutheni *Linn.* anatomen ſpectantes, Auct. *I. T. Koelreuter*. ſt. im 16 Th. der Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petropolit. pro A. 1771, Petrop. 1772, 4. S. 511—524 u. 5 Figg.

Eb. Deſſ. Obſervationum ſplanchnologicarum ad Acipenſeris ruſſici & Huſonis anatomen, ſpeciatim vero ad ipſorum auditus organum, ſpectantium continuatio ſt. im 17 Th. derſ. pro A. 1772, Petrop. 1773, 4. S. 521—539, u. 21 Figg.

Die jetzt beſchriebenen Fiſcharten halten ihre Züge in einer beſtimmten Ordnung. So bald die Wolga vom Eiſe befreyet zu werden anfängt, welches entweder zu Anfange des Februars, oder gegen den Ausgang dieſes Monates, und ſpäteſtens zu Anfange des Märzes geſchieht, begeben ſich die Hauſen oder Belugen aus der kaſpiſchen See in die Wolga, und ziehen 14 Tage lang ganz allein herauf. Auf dieſe folgen die

Sewru-

Sewrugen, einen ganzen Monat hindurch, in erſtaunend zahlreichen Schaaren. Gegen die Mitte des Aprils ziehen die gemeinen Störe, denen die Sterlete nebſt den Welſen Geſellſchaft leiſten. Wenn das Waſſer am höchſten iſt, kommen nur Sewrungen in die Netze; nimmt es hingegen ab, ſo kehren die Störe und Sewrugen nach der See zurück; die Hauſen erſcheinen alsdann ſehr ſelten. Iſt die Wolga wieder in ihre Ufer völlig zurück getreten, ſo fiſcht man Sewrugen und Sterlete allein. Zu Anfange des Septembers kommen die Hauſen wieder zum Vorſchein; Störe und Sewrugen aber werden mit ihnen zu gleicher Zeit gefangen, da ſich hingegen dieſe beyden letztern Fiſche mit Ausgange des Herbſtes ganz verbergen, und die Hauſen allein nachbleiben, welche nun auf ihr Winterquartier bedacht ſind, wozu ſie ſich die tiefen Stellen des Stromes erwählen, (dergleichen bey der Vereinigung von 2 oder 3 Flüſſen nahe an der See gefunden werden,) und daſelbſt, mit ihrem Schleim umhüllt, ruhig bleiben.

Die ſtärkſte Hauſenfiſcherey iſt in der Wallachey, an den Mündungen der Donau, und in den moscovitiſchen Gewäſſern. Sie ſtreichen beſtändig in großen Zügen, und die Italiäner locken ſie mit muſikaliſchen Inſtrumenten an das Ufer des Po. Die Inſtrumente, vermittelſt deren man ſich vornämlich in Aſtrachan dieſer Arten Fiſche bemächtiget, beſtehen in Fiſchwehren, Angeln und Netzen. Die Fiſchwehre (Fiſchzäune) haben entweder den Namen Saboika, oder ſie heißen Pereboika und Kolowa.

Eins der merkwürdigſten Gerüſte hiezu, iſt die Saboika Fig. 1282. Quer durch den Strom befeſtiget man zuvörderſt dicke Pfähle in der Entfernung einer halben Elle von einander. Wenn das Waſſer einen ſchnellen Lauf hat, wird die Saboika in ſchlangenförmiger Richtung, wenn es aber ſtille iſt, in einer

geraden Linie gebauet. Sind dieſe fertig, ſo richtet man gegen den Strom gleichfalls aus dicken und in einer faſt herzförmigen Geſtalt mit einander verbundenen Pfählen zuſammen geſetzte Kammern auf, in deren Mitte verſchiedene Höhlen angebracht, und deren Pfähle bey der Eingangsöffnung weit lockerer befeſtigt ſind damit ſie, bey Annäherung eines größern Fiſches der Größe deſſelben nachgeben können. Die Mündung dieſer Kammern iſt 2 Ellen groß; der bey den Winkeln befindliche Raum aber beträgt kaum 1½. Der ganze Umfang einer ſolchen Kammer iſt ungefähr von 6 Faden. Ihre Anzahl iſt, nach der Größe der Flüſſe, verſchieden. Es giebt zu 13, zu 11 und zu 10. Die mittlere unter allen hat den Namen Materaja; weil der volle Lauf des Waſſers auf ſie los dringt, ſo findet man in ihr gemeiniglich den großen Hauſen (Beluga Materaja.) Der Zwiſchenraum der Pfähle, ſowohl derjenigen, welche die Kammern bilden, als derer, welche vorbeſchriebene Querreihe ausmachen, wird durch eine an einander hängende Kette hölzerner Stöcke, welche man Kaſchak nennt, und die in der höchſten Tiefe 4 Faden lang, und beynahe 3 Daumen dick ſind, ausgefüllet, und welche mit einander durch 3 oder 4 in die Quere gehende, aus Weiden zuſammen geflochtene Stricke verbunden werden. Wenn alsdann die Fiſche den Strom herauf kommen, ſich in den Eingang der Kammern begeben, und ferner entweder auf der rechten oder linlinken Seite die Winkel erreichen, ſo iſt es, wegen des ſchmalen Raumes der letztern, nicht möglich, daß ſie ſich wieder dahin zurück wenden könnten, wo ſie herkommen ſind; vielmehr ſind ſie genöthigt in demjenigen Zuſtande zu verbleiben, in den ſie durch die Beſchaffenheit der Seitentheile und Winkel ihres Gefängniſſes verſetzt worden ſind; wenigſtens findet dieſes in Anſehung der großen Fiſche Statt; denn kleinere, wie die Sewrugen und Störe ſind, möchten doch

doch wohl den Rückweg ſuchen. Es ſteht ihnen aber ein anderes Hinderniß im Wege, nämlich die Heftigkeit des Stromes, da ſie mit demſelben ziehen müßten, und da der ſchnelle Lauf durch die Verdämmung, welche die Querreihe von Pfählen verurſachet, einen merklichen Zuwachs bekömmt. Hieraus erhellt, warum dieſe Kammern nur bey Nord- und Nordweſtwinden den Fiſchern Nutzen bringen, da ſie hingegen beym Südwinde ganz leer bleiben; denn dieſer verwandelt die ſonſt ſo reißende Wolga gleichſam in einen Teich; und wenn daher gleich die Fiſche in die Gefängnißkammern hinein müßten, da ihnen, wegen der den Strom der Quere noch verdämmenden Balken, kein anderer Weg übrig bleit, ſo iſt es ihnen, und beſonders den kleinern, ein leichtes, wieder zurück zu gehen, weil der Lauf des Waſſers ſie begünſtiget.

Zweymal im Jahre, nämlich im Frühlinge und Herbſte, muß man auf die Verbeſſerung dieſer Fiſchwehre bedacht ſeyn, welches auch öfters nach dem Ablauf des hohen Waſſers nöthig iſt. Hiebey müſſen ſich vornämlich die Taucher gebrauchen laſſen, von denen man auf jedem Utſchug (*) zween unterhält. Dieſe Leute begeben ſich in die Tiefe des Waſſers, und unterſuchen daſelbſt alle Theile der Fiſchwehre auf das genaueſte. Sie erforſchen die Beſchaffenheit der Pfähle; und wenn ſie einen verdorbenen oder ſchadhaften antreffen, ſo ziehen ſie ſolchen heraus, und zeigen den Umſtand dem bey der Unterſuchung gegenwärtigen und auf einem Bothe befindlichen Prikaſchtſchik an. Iſt das Schadhafte wieder hergeſtellt, ſo prüfen die Taucher den Zuſtand der Verdämmung auf die nämliche Weiſe abermal; und damit kein Fehler vorgehen möge, wird durch einen Taucher von einem fremden Utſchug die Angabe ſeines Cameraden beurtheilt. Ins beſondere erfordert die Pflicht der Taucher, nachzuſehen, ob die Pfähle der Verdämmungen den Grund gut erreichen; und

(*) Dieſes tatariſche Wort bedeutet einen beträchtlichen Platz, wo große Verdämmungen ſich befinden. Jeder Utſchug hat ſeine Kirche, iſt auf einem Hügel in einem Arme der Wolga erbauet, und wird von 50 Arbeitern bewohnt, welche ihren gewiſſen Gehalt bekommen.

falls ſich dieſes nicht ſo verhält, müſſen ſie die leeren Stellen mit Säcken, worin ſich Erde befindet, und die man Nemez nennt, ausfüllen. Man kann ſich die Beſchwerlichkeit, welche die Taucher bey dieſer Arbeit ausſtehen müſſen, kaum vorſtellen. Ehe ſie zu derſelben ſchreiten, nehmen ſie ein Glas Branntwein, von ungefähr 8 Loth, zu ſich, begeben ſich hierauf in eine äußerſt erhitzte Badſtube, welche dicht an der Verdämmung befindlich iſt, bleiben daſelbſt eine halbe Stunde, umhüllen ſich alsdann mit einem Pelz, ſteigen in das für ſie beſtimmte Both, entkleiden ſich an dem Orte, wo ſie ihre Unterſuchungen anzuſtellen haben, ſegnen ſich dreymal mit dem heil. Kreuz an der Stirn, und ſteigen endlich nach und nach bis auf den Grund des Waſſers hinab. In dieſer Verfaſſung werden ſie bald oberwärts, und bald nach unten zu, gezogen, damit ſie eine vollkommene Kenntniß von der Beſchaffenheit der Verdämmung erhalten, bis ſie endlich, um Luft zu ſchöpfen, ſich wieder in die Höhe begeben müſſen, da ſie denn ihre Häupter aus dem Waſſer empor heben, und nach dieſer Erfriſchung ſich wieder in die Tiefe begeben, welche Operation ſie ſo lange wiederholen, bis ſie am ganzen Leibe ſtarren und zittern. Darauf eilen ſie abermal nach der Badſtube, trinken wieder ein wenig Branntwein, ſteigen abermal in das Waſſer, und wiederholen dieſe Abwechſelungen von Wärme und Kälte ſo lange, bis endlich das Blut aus Naſe und Ohren ſtrömt, und ſie halb todt in das ihnen beſtändig nachfolgende Both geworfen werden müſſen. Der ſtärkſte Taucher kann auf einmal nicht über 7 Minuten im Waſſer bleiben, und nicht über 5mal des Tages die Veränderungen, welche die heiße Badſtube, das kalte Waſſer und der Mangel der Luft mit ſich bringen, aushalten. Sowohl er aber, als ein ſchwächerer, leidet in Anſehung ſeiner Geſundheit gar ſehr. Da insgemein 7 Tage zur Ausbeſſerung dieſer Dämme erfordert werden, ſo muß ein ſolcher Taucher, dieſen ganzen Zeitraum hindurch, täglich die Folgen der außerordentlichſten Betäubung erfahren. Ihre Geſundheit wird dadurch dermaßen geſchwächt, daß keiner das gewöhnliche Ziel des menſchlichen Lebens erreicht. Keiner iſt im Stande, dieſes Geſchäft über 10 Jahre zu treiben; ja viele müſſen ſchon nach 3 oder 4 Jahren unterliegen, werden waſſerſüchtig und arthritiſch.

Derjenige, welcher täglich zweymal, Morgens und Abends, die Fiſchwehre unterſucht, ob und was in

in denſelben enthalten iſt, hat den Namen Bagratſchey, und zwar von dem Haken, mit welchem er verſehen ſeyn muß, bekommen. Der Haken iſt ungemein ſpitzig, und an einen ſehr langen Stecken befeſtigt. Mit dieſem Haken unterſucht der Bagratſchey mitten in den Fiſchkammern, was in ihnen enthalten iſt. Ihm ſind zween Podbagorſchiki beygeſellt, welche ſich in dem Bothe bey dem Eingange der Kammern befinden, und mit kleinern an einer Handhabe befeſtigten Angeln, und mit hölzernen Hammern oder Keulen, die man Tſchekuſcha nennt, verſehen ſind. Wenn der Bagratſchey vermittelſt ſeines großen Hakens einen Fiſch entdeckt hat, ergreifen ihn dieſe mit ihren kleinern, ſchlagen ihn mit den Hämmern auf die Stirn, und bringen ihn in das Both.

Der jetzt beſchriebene Fiſchfang iſt bey den vier Armen der Wolga, nämlich den Flüſſen Iwantſchug, Tſchagan, Uwari und Kumuſik gebräuchlich. Von dieſen 4 Flüſſen haben auch die 4 Utſchugen ihren Namen. Da die Störarten, wenn ſie ſich von der See in die Wolga begeben, beſtimmte Plätze zu ihrem Zug wählen, ſo nehmen ſie beſonders im Frühlinge nach gedachten 4 Flüſſen ihren Lauf, welches daraus erweislich iſt, weil die Ruder vorbeygehender Fahrzeuge unterhalb der Saboika öfters an ſie anſtoßen.

Die Verdämmung, welche Pereboika oder Kolowa genannt wird, iſt von der Saboika ſowohl in Anſehung der Kammern, als der ganzen Bauart, unterſchieden. Die Pfähle werden allezeit in einer geraden Linie längs der Breite des Fluſſes in dem Waſſer befeſtiget, und mit Balken unter einander verbunden. Sie ſtehen 1 Faden von einander entfernt. In dem Strome, welcher verdämmet wird, läßt man, wie bey der Saboika, einen Raum von 1½ Faden zum Durchgange der Schiffe frey. An dem Orte, wo die Kammer angebracht werden ſoll, befinden ſich zwey Paar der gedachten Pfähle in einem Viereck zuſammen verbunden. Jeden Pfahl unterſtützt ein anderer von gleicher

 Dicke,

Dicke, damit die Gewalt des Waſſers keinen Schaden verurſache; den Zwiſchenraum aber füllt ein aus Tannenſtöcken verfertigter Zaun aus, welche ungefähr 3 Finger dick, in ihrer Länge mit der Tiefe des Waſſers überein kommen, in ihrer Mitte aber und unten mit dünnern Querſtöcken, welche durch Weidenruthen zuſammen gebunden worden, verſehen ſind. Der Zaun iſt an den Balken vermittelſt eines beſondern Querbalkens, welcher auf die andern beyde ſchief zu liegen kömmt, befeſtigt. Die Kammern, welche man Jsbi nennt, ſind nach dem Raum des verdämmten Fluſſes, der Anzahl nach, verſchieden; drey Seiten derſelben ſind, gleich dem ganzen Damme, von dem Zaune umgeben, und auch die vierte, wenn man ſich die Kammern mit dem Laufe des Stromes in einer Lage vorſtellt, aber ſo, daß ſie aufgehoben und wieder niedergelaſſen werden kann. Jenes geſchieht vermittelſt eines Strickes, der an einer Winde befeſtigt iſt, die an dem mittlern Balken der Kammer angebracht wird; dieſes aber, vermittelſt ihrer eigenen Schwere, welche angehängte Steine unterſtützen. Man läßt ferner ein, aus 2 oder 3 Zoll dicken, kreuzweiſe einander berührenden Stöcken beſtehendes, Gitter auf den Grund der Kammern ſinken, an deſſen Winkeln ſich lange, zum ausziehen beſtimmte Stangen befinden. An den Stöcken ſind, längſt ihrer mittlern Breite, Faden, dergleichen die Schuſter ſich bedienen, die von dem Grunde, wie ausgedehnte Saiten ſich in einen Büſchel verſammeln, und in dieſem Zuſtande an einen auf die Balken geworfenen Stock gebunden werden. Damit ſie ſich nicht verwickeln, iſt an dem Büſchel zwiſchen ihnen ein Kämmchen, welches die Fiſcher Grebenka nennen, befindlich. Der ſolchergeſtalt mit dem Saitenbüchſel in Verbindung ſtehende Strick iſt ungefähr 1 Elle lang, und endiget ſich mit einem kleinen hölzernen Haken.

Die

Die Verfertigung dieſer Art von Kammern beruhet auf folgenden Gründen. Wenn die Thür derſelben vermittelſt der Winde in die Höhe gehoben worden iſt, wird ſie unterhalb ihres unterſten Verbandes, welcher aus einem in die Quere mit Weidenruthen umflochtenen Stecken beſteht, in der Mitte von einem Balken geſtützt, der die Dicke einer Mannshand hat, etwann 1 Elle lang iſt, und deſſen eine Endung von einem andern Balken gleicher Länge gedrückt wird. Dieſe beyde Balken welche bey den Fiſchern Walki heißen, werden alſo geordnet, daß der untere die Eingangsthür offen haltende in die Quere, der obere aber jenen drückende, in die Länge auf beſondern Balken, die ſich unterhalb derjenigen befinden, welche die Pfähle verbinden, zu liegen kömmt. Der untere Balken iſt mit ſeinem Bret vermittelſt eines lockern Strickes verbunden; das eine Ende des obern hängt mit demſelben vermittelſt eines feſten zuſammen, auf das andere aber paßt in der Quere ein kleiner Keil, welcher, damit er nicht herunter ſpringe, an beyden Enden von einem unterhalb des Bretes laufenden Stricke aufgehalten wird, bey der Thür zwar nur mit einem Knoten, an den Seiten aber wird er locker zugeknüpft. In dieſen den Keil vom Herunterſpringen abhaltenden Strick bringt man jenen hölzernen Haken, der ſich an dem obern Ende des Saitenbundes befindet, und zwar ſo, daß, wenn die Saiten nur im geringſten rückwärts in Bewegung gebracht werden, ſogleich auch der Strick, welcher den auf den Balken angebrachten Keil unterſtützt, herunter gezogen wird, die ganze Maſchine fällt, und die Wirkung davon folgendergeſtalt erhellet. Wenn der Fiſch den Strom herauf an die Verdämmung gelangt mit ſeiner Schnauze die Möglichkeit durchzudringen verſucht, und ſolche nicht erreicht, ſo geht er auf den Zaun los, und fällt alſo natürlicherweiſe in die Kammer, wo er die in die Quere ausgebreiteten

Haar-

Haarſaiten berührt. Indem dieſes geſchieht, zieht der von dem Drucke des Fiſches hinter ſich zurück gezogene Haken den Strick, welcher bisher den Keil an Ort und Stelle erhielt, herunter. Der obere drückende Querbalken wird alſo los; der untere aber, welcher die Thür hält, und von dem obern kein Hinderniß mehr erfährt, ſpringt nun, von der Schwere der Thür genöthigt, in die Höhe. Dieſe, da ſie nun ihre Freyheit wieder erhalten hat, fällt ſogleich nieder, und ſchließt den Fiſch wie in einer Höhle ein. Das auf dem Grunde befindliche Gitter wird, nebſt den 4 an ſeinen Ecken befindlichen Haken, und mit ihm alſo der Fiſch heraus gezogen.

Bey dieſer Art der Verdämmung wird der mittlere Raum, wegen des allzu ſchnellen Stromes, bis zu 1 Faden leer gelaſſen. Damit ſich nun die Fiſche, weder diejenigen, die auf = noch die, welche niederwärts wandern, deſſelben nicht bedienen können, wird ein aus hänfenen Stricken zuſammen geſetzter Sack angebracht. Es ſind dieſelben im Anfange 1 Finger dick, bey dem Ende aber um die Hälfte dünner. Der Sack iſt ungefähr 4 Faden lang, und hat beynahe die Geſtalt einer Mütze, mit einer vierkantigen Endung; übrigens ſieht er rund aus, und verengert ſich nach vorn an den Seiten der Endung. Wo ſich der Sack öffnet, ſind aus Weidenruthen verfertigte Ringe, die 1 Spanne von einander ab ſtehen, vermittelſt dünner Stricke angebracht, und an lange bey den Pfählen dieſes Zwiſchenraumes befindliche Haken gebunden, von welchen der erſte an die Haken feſt angeknüpft iſt, die übrigen aber frey ſind, und ſich in dem Waſſer frey bewegen können. Die lezten Ringe, welche mit einem daran gehängten Steine auf den Grund des Stromes dringen müſſen, verrichten dieſes vermittelſt langer daran gebundener Stricke, damit, wenn ſich ein Fiſch in den Sack begeben hat, durch ſie die übrigen mit dem Haken

ken heraus gezogen werden können. Um nun zu erfahren, ob man auf eine gemachte Beute Rechnung machen könne, legt man auf die Oberfläche des Waſſers, welches in den Sack fließt, in der Quere ein Bret, welches vermittelſt eigener Keile auf die Pfähle paßt. In der Mitte deſſelben befeſtiget man einen eichenen Reif, dergleichen man ſich zum Binden kleiner Fäſſer bedient, ſo, daß das eine Ende deſſelben ſeine Richtung nach dem Brete, die andere kürzere und dünnere aber nach dem Sacke zu, hat; an dieſe bindet man eben ſolche Haarſaiten, wie bey den Kammern beſchrieben worden, welche bereits vorher mit der mittlern Breite des Sackes verbunden ſeyn müſſen, und hängt darein eine kleine hellklingende Schelle. Wenn alſo ein Fiſch in dem Sacke iſt, ſo bewegt er die Saiten, der Reif wird abgebogen, die tönnende Glocke zeugt von der Gegenwart einer Beute, die Arbeitsleute ergreifen die an den letzten Ringen des Sackes befeſtigten Stricke, und wenn ſie alle bey einander haben, ſo ziehen ſie den Sack mit dem gefangenen Fiſche aus dem Waſſer.

Die Pereboika iſt nicht ſo dauerhaft, als die Saboika; denn ſie muß alle Jahre von neuem verfertiget werden. Man kann ſich ihrer nur 3 Monate lang, nämlich im Sept. Oct. und November, bedienen. So bald die Wolga mit Eis belegt iſt, wird ſie hinweg genommen, und es geht dabey die Hälfte der Baumaterialien verloren. Sehr oft aber wird auch gar nichts gerettet.

Sechs Arbeitsleute ſind zur Zeit dieſer Fiſcherey nöthig, welche abwechſelnd Tag und Nacht Wache halten den gefangenen Fiſch heraus nehmen, und die Fiſchfalle wieder ſtellen. Es ſchiffen dieſelben nicht in Nachen zur Verdämmung, ſondern in einem langen Floße; ſie haben auch keine Ruder und Stangen, ſondern ſie ergreifen mit den Händen die Pfähle und Breter, und ſchieben auf dieſe Weiſe das Floß wohin ſie

wollen. Wenn ſie bey einer Kammer angelangt ſind, ſteigen ſie die Balken hinauf; und da ſich über denſelben Breter befinden, können ſie ſich, ohne viele Mühe, ſowohl der Fiſche bemächtigen, als die Thüren der Kammern wieder öffnen, und die Keile und Saiten, nebſt den übrigen Theilen der Maſchine, wieder in Ordnung bringen. Die ſolcher Geſtalt lebendig gefangenen Fiſche werden nun in die Fahrzeuge gebracht, welche, zu dieſem Behuf, in ihrer Mitte mit Fleiß durchlöchert ſind, und daher in der Landesſprache Proreß heißen. Von hier aus bringt man ſie entweder auf die Watagen (*) zum Einſalzen, oder erhält ſie in eigenen Seen bis zum Winter lebendig. Die Stelle ſolcher Seen vertreten auch zuweilen blinde Arme der Wolga, welche man in dieſer Abſicht verdämmet.

Dergleichen Arme der Wolga, welche vor andern eine beträchtliche Tiefe beſitzen, und vermittelſt eigener Mündungen mit der See verbunden ſind, werden zu der erſten Art der Verdämmung, der Saboika, ausgeſucht. Man gewinnt vermittelſt derſelben eine ſo große Anzahl Fiſche, daß man faſt nicht Leute genug auftreiben kann, um den Gewinſt gehörig zu nutzen. Man rechnet auch wirklich die Einkünfte der Utſchugen auf 50 bis 80000 Rubel, welche das Fiſch-Contoir berechnet. Schmale Flüſſe hingegen, welche durch eine Tiefe Mündung mit der Wolga ſelbſt verbunden ſind, die einen nicht ſchnellen Lauf haben, und deren eine Seite tiefer als die andere iſt, liebt man zu derjenigen Verdämmung, welche Pereboika heißt. Der Grund in derſelben muß rein, ſandig, nicht lehmig, und mit keinen verſunkenen Bäumen, welche die Fiſcher Kartſchi nennen, angefüllt ſeyn. Inſonderheit muß die Beſchaffenheit der Mündungen der Flüſſe in genaue Betrachtung gezogen, und wohl unterſucht werden, ob ihre Tiefe mit der Tiefe der anſtrömenden Wolga überein ſtimme; widrigen Falls, oder wenn es durch einen Zufall geſchieht, daß nach der bereits veranſtal-

(*) Wataga iſt ein Hafen an der Wolga, in welchem die von den Fiſchern gefangenen Fiſche an den Eigenthumsherrn abgegeben und eingeſalzen werden, wo man den Caviar und Fiſchleim zubereitet, und alle zum Einſalzen gehörige Geſchäfte verrichtet. Ich werde weiter unten ein Mehreres davon ſagen.

teten Verdämmung die Mündung mit Sand überſchüttet wird, ſind die darauf verwendeten Koſten allemal für verloren anzuſehen.

Die jetzt beſchriebene Art von Fiſchereyen iſt in dem Fluſſe Kama zuerſt gebräuchlich geweſen, und man hält einen kaſanſchen Biſchof für den Erfinder davon. Zwiſchen Aſtrachan und Zarizin trifft man nur zwey Beyſpiele davon an. Das eine, in dem Fluſſe Jenotawka hinter Tſchernaja Griada; und das andere, in dem Fluſſe Satkowka, bey der Poſtierung Kaminskaja. Zur Anlegung einer ſolchen Fiſchwehr, werden wohl 2 Monate erfordert. Sie kömmt in allem auf 100 Rubel zu ſtehen. Die dazu nöthigen Holzmaterialien bringt man aus Rußland. Dieſen Fiſchfang mit allen dazu erforderlichen Umſtänden, findet man Fig. 1283 a) und b) vorgeſtellt.

Fig. 1283. a) A, die Oeffnung für das Fahrzeug. B, der große Sack in der Mitte des Stromes. C, die 3 Seiten der Kammer. D, die Fallthür, welche aufgeſtellt iſt. E, die Winde, zum Aufwinden der Fallthür. F, der Boden der Kammer. G, der ſo genannte Kamm, zum Auseinanderhalten der Fäden. H, der Ort, wo die Fäden zuſammen gebunden ſind. I, Vorſtellung der Fäden von dem Boden an, bis an den Ort, wo ſie gebunden ſind. K, die Aufſtellung der Fallthür, vermöge 2 über einander klemmenden Keile.

Ich komme zu den verſchiedenen Gattungen von Angeln, als der zweiten Claſſe der zu Aſtrachan gebräuchlichen Fiſchereyinſtrumente. Dahin gehört zuerſt der Snaſt. Man verſteht hierunter eine gewiſſe Anzahl mit Angeln verſehener Stricke, welche zuſammen an einem gemeinſchaftlichen Seile verbunden ſind. Man nimmt, in dieſer Abſicht, ein 7 bis 8 Faden langes, und 1 Finger dickes Tau von Hanf, welches die Fiſcher Chreptina nennen, knüpft an daſſelbe andere kleinere, welche die Dicke einer Gänſeſpule haben, die nicht völlig 2 Spannen lang, und $1\frac{1}{2}$ von einander entfernt ſind. An die Enden dieſer letztern werden, vermittelſt dünner Zwirnfäden, eiſerne Haken, welche nach der

Spitze zu ſehr gekrümmt ſind, befeſtiget. In die Mitte der Krümmung bringt man einen aus Pferdehaaren geflochtenen Strick, an deſſen Ende ein Pfropfen befeſtigt iſt, welcher entweder aus Rinde von Weiden, oder Rinde von ſchwärzen Pappeln beſteht, 1 Werſchock lang und dick, und entweder viereckig oder rund geſtaltet iſt, und bey den Fiſchern Balbirka heißt. Ein ſolcher in die Quere des Waſſers gelegter Strick, an welchem ſich 60 Haken befinden, wird Dlinnik genannt; 2 oder 3 Dlinniki aber, wenn ſie zuſammen gebunden werden, heißen Stſchall. Damit leztere, wenn ſie in dem Waſſer ſind, durch die Gewalt deſſelben nicht aus ihrer Lage verrückt werden, beſchwert man die beyden Enden des Querſeiles mit Steinhaufen, und von dieſen bringt man, zum Zeichen, daß ein Snaſt vorhanden iſt, 2 andere Stricke in die Höhe, welche 2 auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmende Stangen unterſtützen. Die Lage der Angeln im Waſſer iſt folgende. Das Querſeil geht bis auf den Grund, und berührt den Sand daſelbſt; die Pfropfen aber, welche ſich in dem Waſſer hin und her bewegen, erhalten die kleinen Stricke mit ihren Angeln in die Höhe. Wenn alsdann die auf dem Grunde wandernden Fiſche durch ihre Krümmungen das Waſſer in Bewegung ſetzen, ſo geſchieht es, daß der leichte ſchwammige Pfropfen, indem er dem bewegten Waſſer folgt, die Angel dem Leibe des Fiſches nähert, welcher nun, weil er ſich verletzt fühlt, ſeine Bewegungen verdoppelt, und den Grund zu erreichen ſucht; wodurch aber auch die nächſten Angeln vermittelſt ihrer Pfropfen in Bewegung gerathen, und der Fiſch daher nur noch mehr verwundet wird.

Es giebt dreyerley Arten von Snaſt. Die jetzt beſchriebene, und Fig. 1284 abgebildete, wird von den Pfropfen Balbiroſchnaja, oder Samalownaja, genannt. Bey der zweyten Art, welche Kuſkawaja heißt,

heißt, werden, ſtatt der Pfropfen, in die Angeln kleine Stücke vom Hauſen oder Wels zur Lockſpeiſe geſteckt; das Querſeil aber geht nicht bis auf den Grund, ſondern iſt in der Mitte des Waſſers befeſtigt, und mit andern ſenkrechten Stricken, ſtatt gedachter Stangen, verſehen. Man bedient ſich ihrer gemeiniglich nur auf den Watagen. Man fängt auch damit nur Hauſen und Welſe. Die dritte Gattung führt den Namen Naſchiwnaja, weil man nämlich einen kleinen lebendigen Fiſch zur Lockſpeiſe an die Angel ſteckt; wovon ich weiter unten ſprechen werde. Auf dieſe Art werden nur allein Hauſen gefangen. Dieſe Methode iſt nur nach dem Meere zu, in den Mündungen der Flüſſe vor dem Eisgange üblich. Zwey oder dreymal des Tages, auch, wenn die Fiſche nicht häufig ſind, nur einmal, wird der Snaſt unterſucht. Man wirft nämlich aus einem Fiſcherbothe einen mit gekrümmten Zähnen verſehenen Anker alſo in das Waſſer, daß ſolcher das Ende des Stſchalls zu faſſen bekömmt. So bald dieſes heraus gezogen iſt, befeſtiget man es an einen an dem Bothe befindlichen eiſernen Haken, damit es nicht wieder ausglitſchen könne. Der Fiſcher hebt hierauf das Querſeil mit den Angeln in die Höhe, und ſammelt daſſelbe, gleichſam als wenn er es ausmeſſen wollte, der ganzen Länge nach, mit den Händen zuſammen. Wenn er einen Fiſch darin wahrnimmt, ſchlägt er ihn mit einem Kolben auf die Stirn, und bringt ihn, wenn er klein iſt, allein; iſt er aber größer, in Geſellſchaft eines andern Arbeiters, der ſich bey den Rudern befindet, in das Both. Hat er keinen Fiſch angetroffen, ſo wirft er den Strick in das Waſſer, ergreift ihn wieder, und fährt alſo fort, bis der ganze Stſchall unterſucht iſt. Wenn er mit einem fertig iſt, ſo begiebt er ſich mit ſeinem Bothe zu dem nächſten. Sind alle beſichtigt, ſo kehrt er mit den Fiſchen zu der Priſtan (*) zurück,

(*) Priſtan ſind Oerter, welche mit Niederlag. u. Magaz. verſehen ſind.

zurück, und legt ſie in eine mit Weidenbänden umflochtene Waſſergrube, welche Tſchetſchna genannt wird. Sollte der Fiſch, ſeiner Größe wegen, in der Grube keinen Raum haben, ſo bindet er ihn mit einem Stricke unter den Kiemen, und wirft ihn alsdann in das Waſſer. Sind 10 oder mehr Fiſche an einem Tage zuſammen gekommen, ſo bringt er ſie nach der Wataga, und überliefert ſie ſeinem Herrn.

Man bedient ſich dieſer Art zu fiſchen von der Zeit an, da die Wolga vom Eiſe befreyet wird, bis zur Zeit des hohen Waſſers, und nach derſelben, bis zum Anfange des Herbſtes. Man legt auch im Winter, wenn die Wolga mit Eis bedeckt iſt, Snaſte aus; doch geſchieht dieſes nur in den Mündungen derjenigen Flüſſe, welche ſich in See ergießen, oder auch in der See ſelbſt.

Die zweyte Hauptart der Fiſchangeln, ſind die ſo genannten Bogen, die in der tatariſchen Sprache Karmak heißen, und welche ich, da man vermittelſt derſelben nur den Weißfiſch (Delphinus Leucas *Pall.*) fängt, an ſeinem Orte beſchreiben werde.

Was die dritte Hauptclaſſe der Fiſchereywerkzeuge, nämlich die zum Hauſen- und Störfange gebräuchlichen Arten von Netzen betrifft: ſo gehört dahin zuvörderſt das Netz, welches Pogonoi genannt wird. Es iſt daſſelbe mit Löchern verſehen, die wohl 1 Spanne von einander entfernt ſind, und von Stricken zuſammen geflochten, welche die Dicke einer Federpoſe haben. Es iſt 120 Faden breit, und 4 tief. Es hat keinen Sack, und wird weder an ſeinem Untertheile, noch an dem Stricke, mit einem Gewichte beſchweret. Oberhalb wird es längs der Breite an ein Seil befeſtiget, und an dieſes hängt man $1\frac{1}{2}$ Spannen lange, 3 Daumen dicke, und, gegen die Enden zu, dünn auslaufende Stöcke, vermittelſt kleiner Stricke, die zum Kennzeichen dienen, ob ſich in dem Netze Fiſche befinden, oder nicht. Sie ſind 2 Spannen von einander ent=

entfernt. Die Fiſcher nennen ſie Tſchelzi, und den kleinen Strick, woran ſie befeſtigt ſind, Toniok. Man bedient ſich dieſer Netze, ſo bald die Wolga vom Eiſe befreyt iſt, und im Herbſte, wenn die Hauſen, der Winterwohnungen wegen, zu ziehen anfangen. Wenn es ausgeworfen iſt, ſo heben ſich die Stecken in die Höhe; ſinken ſie aber bald hier und bald da hin, ſo ſchließt der Fiſcher daraus, daß ſich ein Fiſch in dem Netze befinde. Er wirft daher ſogleich ein Seil aus, welches er, in dem Bothe ſchiffend, an einem Flügel des Netzes befeſtigt hat, ergreift damit das Netz, bemächtiget ſich der Beute, wirft jenes abermal aus, und durchwühlt mit dem Stricke in der Hand, die ganze Gegend, welche er ſich zum Fiſchen erſehen hat. Wenn er damit fertig iſt, fängt er wieder von vorn an, und wiederholt dieſe Arbeit wohl zehnmal an einem Tage auf derſelben Stelle. Inſonderheit begünſtiget die Nacht dieſen Fiſchfang. Man fiſcht auch des Morgens früh, und des Abends ſpät.

Eine andere Art von Netzen beſteht aus zwey verſchiedenen, einem weitläuftigen und einem dichten, an den Enden mit einander verbundenen, und wird Sſwintſchatki, oder Sſietki, genannt. Die erſte Benennung hat es von dem Bley, welches deſſen unterm Theile, wenn es im Waſſer liegt, angehängt wird. Das weitläuftige Netz iſt für die großen, und das dichte für die kleinen Fiſche beſtimmt. Jenes heißt in der Fiſcherſprache Rieſch, und hat in der Tiefe 8 Löcher, welche Itſchai heißen, da dieſes mit 24, Tſchaſtik genannt, verſehen iſt. Die Länge beläuft ſich auf 200, die Breite aber nur auf einen Faden. Das die Schwere vermehrende Bley wird an dem untern Stricke in ziemlich dünn geſchlagenen Blättchen, bey einem ſchnell laufenden Waſſer häufiger, bey einem ſanft fließenden hingegen in geringerer Anzahl, befeſtiget. An dem obern Stricke befinden ſich eben ſolche Pfropfen, wie

bey den oben beſchriebenen Snaſt, und an beyden Flügeln des Netzes zween andere verlängerte Stricke, davon der eine einen Balken, oder aus Schilfrohr zuſammen geflochtenen Büſchel feſt hält, welcher, wenn das Netz ausgeſpannt iſt, im Waſſer ſchwimmt, und daſſelbe aufrecht erhält; der andere wird, in eben dieſer Abſicht, beym Fiſchen an das Hintertheil des Bothes angebunden. Wenn nun dieſe Netze in den Fluß ausgeworfen ſind, ergreift der im Bothe ſitzende Fiſcher das letztere Seil mit ſeiner Hand; und wenn er merkt, daß die Netze zu zittern anfangen, ſo verfährt er eben ſo, wie bey den Pogonoi geſagt worden iſt, und erreicht auf dieſe Weiſe ſeine Abſicht. Die Netze leiſten zur Zeit der Ueberſchwemmung und im Sommer Dienſte. Man wählt ſolche Flüſſe, welche rein ſind, und auf deren Grunde keine Baumwurzeln befindlich ſind; daher die Fiſcher im Frühlinge ſolche zuvor mit alten Netzen genau unterſuchen, das ihnen daſelbſt hinderliche wegräumen, und alsdann erſt die neuen Netze auswerfen. Wenn man von dem Netze Sſwintſchatki das weitläuftige hinweg nimmt, oder auch die Theile des Pogonoi verringert, ſo entſteht daraus ein anderes Netz, welches im eigentlichen Verſtande Sſietka heißt. Mit demſelben werden nur einige Flüſſe in der Quere unterbrochen, in der Nachbarſchaft der See, der Hauſen wegen, wenn die Wolga noch nicht völlig von Eiſe befreyt iſt; da es hingegen ihre Arme bey der See ſind.

Die Gattung von Netzen, welche Achan genannt wird, iſt inſonderheit wegen der Feyerlichkeit, mit welcher der Fiſchfang dieſer Art angeſtellt wird, merkwürdig. Dieſes in Geſtalt eines Sackes verfertigte Netz, iſt länger, als breit; denn es hat 2 Faden in der Länge, und nur 2 Ellen in der Breite. Es iſt aus Stricken, die 1 Daumen dick ſind, und aus der Rinde des Lindenbaumes verfertiget werden, zuſammen geflochten.

Die

Die Mündung ſeiner Oeffnung iſt viereckig, der Boden bauchrund, und an allen Seiten ſind lange und dicke Seile. Indem der Sack in die Tiefe des Waſſers geſenkt wird, werden die zwey der Länge nach einander entgegen geſetzte Seile locker, damit der Sack mit der einen Seite ſeiner Mündung, woran auch kleine Gewichte befeſtigt ſind, den Boden vollkommen berühre, die andern beyde aber werden angeſpannt. Zwey Bothe gehören zuſammen, und machen gleichſam nur eins aus. Auf einem jeden rudert der eine Fiſcher, und der andere wirft auf einem jeden das Netz aus, ſo, daß ſolches zwiſchen den beyden Bothen zu liegen kömmt. Iſt ſolches in der Tiefe, ſo faſſen die Fiſcher auf beyden Bothen die angeſpannten Seile mit den Händen. Wenn ſie nun merken, daß ſich ein Fiſch in dem Netze verwickelt hat, ſo ergreifen ſie auch die lockern; und indem ſie beyde mit einander ziehen, dadurch aber natürlicherweiſe die beyden Bothe ſich einander nähern müſſen, wird die Beute in dem Sack eingeſchloſſen, mit Haken aus demſelben heraus gezogen, und in das Both geſchleppt. Man bedient ſich dieſer Netze nur zu einer Zeit, nur an beſtimmten Stellen, und nur allein, um ſich der Hauſen zu bemächtigen, wenn ſich nämlich dieſe Fiſche bey herannahender Kälte in ihre Gruben begeben, oder ſich ſchon wirklich in denſelben befinden. Wenn nun die Kälte einzubrechen anfängt, ſchickt der Befehlshaber des Fiſchcomptoirs an die Aufſeher der Utſchugen Befehle aus, an allen denen Stellen, wo man Hauſengruben bemerkt hat, ſowohl ihren eigenen als den gemietheten Fiſchern zu verbieten, daſelbſt zu fiſchen, und die vorbeyſchiffenden zu erinnern, daß ſie kein Geſchrey erheben, am wenigſten aber ein Schießgewehr losbrennen. Nachdem die Aufſeher dieſen Befehl erhalten haben, entfernen ſich die Fiſcher, und es werden Wachten ausgeſtellt, welche verhüten müſſen, daß die Fiſche, welche ſich zum Ueber-

wintern daſelbſt niedergelaſſen haben, nicht beunruhiget werden. An dem Tage, den man dazu beſtimmt hat, ſich ihrer zu bemächtigen, (wenn man nämlich ſieht, daß der Fiſch ſich öfters in die Höhe gehoben hat und wieder in die Tiefe gefallen iſt, welche Zeit gemeiniglich in den Anfang des Novembers fällt,) wird allen Fiſchern angekündiget, mit ihrem erforderlichen Geräthe auf dieſen oder jenen Utſchugen zu einer feſtgeſetzten Stunde zu erſcheinen. Der Befehlshaber ladet den Tag zuvor viele Gäſte, und ins beſondere Vornehme von Aſtrachan, ein, und begibt ſich mit denſelben nach den Utſchugen, wo ſowohl ſie ſtattlich bewirthet, als auch die Fiſcher mit einer Portion Branntwein beſchenkt werden, welche, wenn ſie einmal zu Leibe iſt, der Anlaß einer größern wird, welche dieſe Leute ſich für ihr eigenes Geld zueignen. Am andern Morgen früh begiebt ſich der Befehlshaber mit den Zuſchauern, und in Begleitung der Hälfte von Fiſchern, an eine Stelle gedachter Gruben; zu andern fertiget er die andere Hälfte mit Aufſehern über die Utſchugen ab. So bald man ſich dem beſtimmten Orte nähert, wird die Beobachtung einer allgemeinen Stille auferlegt. Iſt man nun wirklich dabey, ſo werden die Bothe mit den Achannetzen eiligſt in Ordnung gebracht; man giebt mit einem Flintenſchuß das Signal zum Aufbruch, und alsdann gehen alle Bothe, deren gemeiniglich an 300 ſind, auf einmal aus. Kaum ſind die Netze ausgeworfen, und alle Plätze im Waſſer verſperrt, ſo verwandeln die Fiſcher ihre bisherige Stille in ein allgemeines jämmerliches Geſchrey. Die dadurch in Furcht gejagten Fiſche wollen ſich nun bald auf dieſe und bald auf jene Art retten. Einige begeben ſich auf die Oberfläche des Waſſers; andere wagen ſich nur in die Mitte; noch andere ſuchen durch die unordentlichſten Bewegungen ihrer Gefahr auszuweichen; alle aber verfehlen das Ziel, und werden von einer Menge

Fiſcher

Fiſcher umgeben, welche alle darauf bedacht ſind, ihnen den Weg zum Entfliehen abzuſchneiden. Nun ſieht man ungeheure Maſchinen bald ſich auf der Oberfläche des Waſſers herum wälzen, bald die Bothe der Fiſcher herum drehen. Hier erblickt man Fiſcher, die vom Kopf bis an die Füße naß ſind, und betrunken ein lärmendes Geſchrey erheben. Dort hört man Zank und Läſterworte, die ein Fiſcher über den andern ausſtößt, wenn ein benachbartes Both auf das andere entweder von ungefähr oder mit Fleiß zurennt. Oft bemerkt man auch den Neid, wenn das Glück dem einen größere oder mehrere Fiſche gegönnt hat, als einem andern. Wenn endlich die Hauſen genug beunruhiget und aus ihren Gruben heraus gezogen worden ſind, werfen die Fiſcher die Achane auf die Seite, nehmen die Pogonoi zur Hand, und bemächtigen ſich der mit dem Strohme zu entrinnen ſuchenden Fiſche. Da wird denn wieder keine Ordnung beobachtet; da rudert ein jeder hin, wo er kann, und ſo entſtehen wieder tauſend Zänkereyen, wenn einer dem andern zu nahe kömmt, oder ſich gar ihre Netze in einander verwickeln, welches doch unvermeidlich iſt, weil eine Stelle ſolcher bey einander befindlichen Gruben kaum 200 Faden in der Länge beträgt. Die Hauſen, welche in einer andern Jahrszeit ſo ſtark ſind, daß die Kräfte zehn ſtarker Männer erfordert werden, ſich nur eines einzigen zu bemächtigen, ſind zu dieſer Zeit ſo entkräftet, daß zwey Fiſcher allein im Stande ſind, einen derſelben zu bezwingen. Man giebt nicht ohne Grund, als die Urſachen des ſo ſtillen Betragens der Hauſen dieſes an, daß ihre Haut bey angehendem Winter, und während dieſer ganzen Jahrszeit, mit einem dicken und zähen Schleim umgeben ſey, welchen ſie als ein von der Natur ihnen mitgetheiltes, aus ihren eigenen Säften verfertigtes Kleid, welches ihnen in den Wintertagen zur Decke dienen ſollte, durchaus nicht verlieren wollen, ſo

daß ſie auch ſchon als Gefangene ſich zu ergeben weigern. Die Ruſſen nennen deswegen dieſen Schleim ſehr eigentlich einen Pelz. Dieſer Fiſchfang dauert ungefähr 2 Stunden lang. So bald er vorbey iſt, begeben ſich die Fiſcher nach der Priſtan, laden in Gegenwart ihres Aufſehers ihre Beute aus, und empfangen die verdiente Belohnung. Auch hier geht es ohne Neid, Zank und entſetzlichen Lärm nicht ab. Eine jede Geſellſchaft ſucht, daß ihr die gemachte Beute zuerſt abgenommen werde. Wenn nun einer des andern Both von dem langen Sawosniaſchiff, in welches die gefangenen Fiſche zuerſt gelegt werden, abſtößt, ſo fährt der Beleidigte auf ſeinen Camerad nicht anders als auf ſeinen grimmigſten Widerſacher los, bis es endlich zu Schlägereyen kömmt, die Ruder zerbrochen und die Bothe beſchädiget werden, und einer den andern in das Waſſer ſtürzt. An ſtatt daß die nächſt dabey befindlichen Fiſcher dieſen Zwiſtigkeiten wehren ſollten, bedienen ſie ſich vielmehr dieſer Gelegenheit zu ihrem Beſten, hetzen beyde Parteyen noch mehr zuſammen, und ſchieben ſich auf dieſe Weiſe mit ihren Bothen weiter. Diejenigen, welche ſo unglücklich ſind, die letzten zu ſeyn, müſſen ſich manchmal gefallen laſſen, den ganzen Tag über zu warten, bis ſie von dem Aufſeher abgefertiget werden können.

So bald nun alle Gruben durchgeſucht und die darin befindlichen Fiſche heraus genommen ſind, verſammeln ſich bey denſelben abermal Wächter; nnd nach einigen Tagen, wenn von dieſen die Anzeige geſchieht, daß neu angekommene Fiſche wieder zu wüthen anfangen, wird der zweyte Fang verordnet, und derſelbe zuweilen zum dritten und viertenmal an der nämlichen Stelle wiederholt. Doch geſchieht dieſes nur alsdann, wenn man einen ſtarken Vorrath von Fiſchen bemerkt, welches ſich nach der Beobachtung der aſtra-

chani-

chaniſchen Fiſcher alle vier Jahr zuträgt; ſonſt begnügt man ſich mit einem zweymal geſchehenen Fange.

Hr. Gmelin hat den 3. Nov. 1769 einem ſolchen Fiſchfange zugeſehen, und verſichert, man habe, binnen nicht vollkommen 2 Stunden über 500 Hauſen von verſchiedener Größe, die meiſtens von 40 und 50, und einige von 70 Pud, worunter ſich aber nur ein Sewruga und ein Stör gemiſcht hatten, gefangen. Er verwunderte ſich über dieſe entſetzliche Menge ſowohl, als über die Andacht des damaligen Directors, welcher dieſe Beute einer Meſſe zuſchrieb, die er zuvor in der Kirche deſſelben Utſchuges hatte leſen laſſen.

Auf einer jeden Watage, oder in jedem Hafen, wo das Einſalzen der Fiſche geſchieht, muß ein großes Floß vorhanden ſeyn, auf welchem die herbey gebrachten Fiſche aufgeſchnitten und ausgeweidet werden. Dieſes Floß wird auf Pfähle geſetzt, die im Waſſer ſtehen, mit einem Dache und mit Wänden bedeckt, die aus Holz oder aus Schilf verfertigt ſind, ſo, daß vermittelſt leer gelaſſener Zwiſchenräume das Waſſer überall durchdringen kann. Wo man ſparſamer zu Werke geht, vertritt ein großes Schiff, oder auch nur ein Boden deſſelben, die Stelle des Floßes. Nicht weit von demſelben befindet ſich ein unterirdiſcher Keller, in welchen man die zerſchnittenen und zum Einſalzen beſtimmten Fiſche legt. Man erwählt dazu allemal einen erhabenen, abhängigen Platz, dergleichen es gemeiniglich auf den Watagen giebt. Nachdem die Erde in die gehörige Länge, Breite und Tiefe abgeſchnitten und eben gemacht worden, verfertiget man die Wände entweder von tannenen oder andern Balken. Ueber dieſelben legt man, reihenweiſe, in die Länge und Quere, andere Balken, welche hin und wieder von Pfeilern unterſtützt werden, und über dieſe kommen Breter. Bey dem Eingange in den Keller werden, auf einer oder beyden Seiten, Fächer angebracht, worin man Salz u. d. gl. verwahren kann; in der Mitte der Watagen aber Gruben, von verſchiedener Tiefe, doch ge-

meiniglich von 2 Faden in der Länge, und 1 in der Breite, welche man an beyden Seiten mit feſt an einander gebundenen Bretern bedeckt. In denſelben wird das Salz aufgelöſet, und darein die zerſchnittenen Fiſche getaucht. Solcher Gruben giebt es 2 oder 3 in den Kellern. Der Boden der Keller iſt mit Bretern verſehen, die auf beyden Seiten, nach der Mitte zu, abhängig ſind, damit die Salzſohle von den aus den Gruben wieder heraus genommenen, und auf die Breter gelegten Fiſchen ab=, und wieder in die Sohle zurück laufe. An den Wänden befinden ſich auf beyden Seiten Fadenlange Gitter, oder auch längs denſelben ein bloßer Zaun, hinter welchen von dem unterſten Theile des Kellers an, bis an den oberſten, Eis geleget wird. Damit keine Sonnenhitze dieſes Gemach berühren könne, wird es rings herum mit Sand überſchüttet, und nur ein Raum zum Ein= und Ausgehen übrig gelaſſen.

Die Arbeiten, welche auf den Utſchugen vorkommen, laſſen ſich in zwey Claſſen eintheilen. Die eine begreift diejenigen unter ſich, welche zu der Verbeſſerung der Verdämmungen, der Herbeyſchaffung der dazu erforderlichen Materialien, der Verfertigung der Zäune, und zu demjenigen, was beobachtet werden muß, wenn die Fiſche gefangen ſind, gehören; die andere aber diejenigen, da Perſonen nur gewiſſe Arbeiten übernehmen. Die Taucher, deren oben Erwähnung geſchehen iſt, haben ſich weiter um nichts, als um die Beſchaffenheit der Verdämmungen im Waſſer zu bekümmern. Die Bagorſchiki und Podbagorſchiki bemächtigen ſich der in die Kammern gerathenen Fiſche. Die Solilſchiki ſalzen die Fiſche ein, und werden von einigen Arbeitsleuten, welche die Fiſche zu dieſem Behuf herbey bringen, bedienet. Die Fiſchfleiſcher ſchneiden die Fiſche auf, nehmen den Rogen heraus, und bringen den Leim auf die Seite. Derjenige, welcher den

Rogen

Rogen einſalzt, wird Ikrianik, und derjenige, welcher den Leim zubereitet, Kliſchik genannt. Letzterer bekömmt einige Knaben, die Sborſchiki genannt werden, zu Handlangern, deren Verrichtung darin beſteht, daß ſie den aus dem Fiſche geſchnittenen Leim waſchen, aufſpannen und reinigen.

Die Fiſche werden, nach Beſchaffenheit ihrer Größe, verſchiedentlich zerſchnitten. Von einem Hauſen, welcher das gehörige Maß hat, d. h. von den Augen bis zu dem Ende der Floßfedern des Afters 12 Spannen lang iſt, macht man 5 Theile. Den Anfang macht man mit dem Bauche, welchen man Tioſchka nennt; alsdann nimmt man den Leim, den Rogen und die Rückenſehnen heraus, ſondert die dem Bauche anhangenden Seitentheile ab, und giebt ihnen den Namen Miakotnie; hierauf wird der Rücken von dem Schwanze in die Quere getrennt, und von dem Knorpel Chriaſtſchowik genannt. Der Schwanz, welchen man für den fünften Theil hält, heißt Meſchalka, weil der Fiſch, wenn er ſchwimmt, denſelben beſtändig bewegt. Ein auf dieſe Weiſe in fünf Theile zerſchnittener Hauſen wird von den Fiſchern für fünf Fiſche, welche das gehörige Maß haben, gerechnet. Der Hauſen Kopf, Baſchka genannt, wird nicht mit gerechnet; man ſondert aber von demſelben den Gaumen ab, ſalzt ihn ein, und giebt ihm den Namen Tinnak. Kleinere Hauſen werden mit dem Kopfe zerſchnitten, und in das Salz gelegt. Man ſchneidet ſie aber von der untern Kinnlade, in die Länge bis an das Ende des Schwanzes, ſo, daß die Stirn etwas ganz bleibt, oder nur wenig verletzt wird. Auf gleiche Weiſe verfährt man auch mit den Stören und Sewrugen, wenn ſie gleich ihr gehöriges Maß (6 bis 8 Spannen) haben; doch wird allemal der Bauch dieſer Fiſche abgeſchnitten, und beſonders eingeſalzen. Von dem Sſan gebraucht man nur die Hälfte des Leibes;

des; der Bauch und Kopf werden den Hunden und Krähen zur Speiſe überlaſſen. Die Welſe werden nur alsdann, wenn ſie ſich in großer Menge einfinden, auf dieſe Art erhalten. Man zerſchneidet auch die Sſaſane; alle übrige kleine Fiſche aber werden nur ausgeweidet, an der Seite mit 3 oder 4 ſchiefen, nicht allzu tiefen Einſchnitten geöffnet, und alſo in das Salz gelegt. So bald die Fiſche zerſchnitten ſind, bringt man ſie in gedachten Eiskeller, und legt ſie in die Salzſohle, wo ſie im Sommer 2 Tage, im Winter aber nur 1 Tag bleiben. Man nimmt ſie alsdann heraus, und legt ſie auf den Boden des Kellers, damit die Sohle abfließen könne. Hernach legt man ſie in Haufen, und beſtreuet ſie mit Salz. Die Störe und Sewrugen erfordern alsdann keine weitere Aufſicht. Die Hauſen aber bringt man zuerſt in kleine Haufen, verſieht ſie einige Tage lang mit Salz, macht alsdann größere Haufen daraus, und ſchüttet abermal Salz darauf. Kleine Fiſche werden eben ſo eingeſalzen, wie die großen, nur mit dem Unterſchiede, daß letztere auf dem Boden des Kellers aufgehäuft beſtändig liegen bleiben, jene aber, nachdem ſie genug Salz bekommen haben, in der Luft getrocknet werden; zu welcher Abſicht man auf den Watagen eigene Stellagen antrifft, an deren Pfoſten und Breter man die Fiſche büſchelweiſe vermittelſt Baſtſtricke befeſtiget. Auf einen Hauſen rechnet man 25, auf einen Stör $7\frac{1}{2}$, und auf eine Sewruga 4 Pfund Salz.

Bey dem Zerſchneiden der Hauſen, findet man in den größten derſelben einen Stein, den ſo genannten Hauſen= oder Belugenſtein, den man aber nicht eher bemerkt, als bis man die Rückenknorpel der Länge nach aufſchneidet, da denn das Meſſer daran ſtocken bleibt. Es liegt derſelbe in demjenigen rothen drüſenhaften Fleiſche verborgen, welches auf dem hintern Theile des Rückgrathes befindlich iſt, und bey den Fi-

ſchen

ſchen die Stelle der Nieren vertritt, in einem beſondern Häutchen, welches das Innere des gedachten drüſigen Theiles einnimmt. Dieſes iſt, nach Hrn. Pallas Verſicherung, deſſen wahre Lage; denn einige behaupten, er werde nahe bey dem After, folglich in der Harnblaſe, gefunden. Auswendig iſt derſelbe, wenn man ihn friſch heraus nimmt, etwas weich und feucht, wird aber bald an der Luft hart. Auf den Fiſchereyen bey Aſtrachan ſoll derſelbe am häufigſten, aber nie größer als ein Hühnerey, vorkommen. Seine Geſtalt iſt bald oval, bald ziemlich platt, und etwas eingebogen, oder mit einer umgebogenen Ecke, worin er um den Rückenknorpel gelegen hat. Er wird nicht ſelten gefunden, und gemeiniglich für einen Rubel verkauft. Man hat auch in den größten Stören zuweilen Steine gefunden, welche mit dem Hauſenſteine einerley Beſchaffenheit haben; ja, es ſollen dergleichen auch in den großen Barben angetroffen werden. Allem Anſehen nach gehören dieſe Steine, wegen ihrer knochenartigen Farbe und einförmigen Textur, zu den natürlichen Theilen dieſes Thieres. Sie ſind, im Verhältniß ihrer Größe, nur von mittelmäßigem Gewicht, laſſen ſich mit dem Meſſer, jedoch nicht gar leicht, ſchaben, brauſen aber mit ſauern Geiſtern im geringſten nicht. Unter den ruſſiſchen Hausmitteln haben ſie ein großes, wiewohl unverdientes, Anſehen, und werden zu Beförderung ſchwerer Geburten, in Kinderkrankheiten und Zufällen der Harngänge, in geringer Quantität geſchabt, mit Waſſer eingegeben.

Some obſervations of the Belluga-Stone, by Mr. *Pet. Collinſon*, ſt. n. 6. Figg. im 2. Th. des XLIV. B. der Philoſ. Transact. for the months of March-May 1747, S. 451—454.

Von den Fiſchern auf den Watagen arbeiten einige nur des Sommers über, und fiſchen vermöge eines feſtgeſetzten Contractes, da ſie die Bezahlung nach der Anzahl der gefangenen Fiſche erhalten. Andere hingegen ſtehen bey dem Eigenthumsherrn der Watagen, ein

ein ganzes Jahr lang, für einen gewiſſen Lohn in Dienſten. Die erſte Art von Fiſchern trifft man ſowohl in den obern Gegenden der Wolga, als zu Aſtrachan, an; die zweyte hingegen, auf den Watagen nach der See zu. Jene nennt man Pächter, dieſe aber jährliche Fiſcher. Die Pächter kommen gemeiniglich aus den ruſſiſchen Städten nach der Wolga, bringen alles, was zur Fiſcherey gehört, mit ſich, begeben ſich, wenn ſie mit ihrem Herrn eins geworden ſind, zu den ihnen angewieſenen Wäſſern, errichten ſich auf dem Ufer der Wolga, oder auf den Inſeln, Fiſcherwohnungen, bleiben in denſelben vom erſten Frühlinge bis in den ſpäteſten Herbſt, treiben auf oben beſchriebene Art die Fiſcherey, und bringen die Fiſche von Zeit zu Zeit auf die Watagen. Wenn die Zeit der Fiſcherey vorbey iſt, und ſie die ihnen zukommende Belohnung erhalten haben, nehmen ſie von dem Herrn auf das zukünftige Jahr Handgeld, reiſen mit demſelben nach Hauſe, überwintern daſelbſt, ſtellen ſich beym Aufbruch des Eiſes wieder ein, und fiſchen wieder contractmäßig. Beliebt es einem oder dem andern, nicht länger zu dienen, ſo hat er die Freyheit zu gehen, wohin er will, nur muß er kein Handgeld genommen, noch bereits einen neuen Accord eingegangen haben; denn in dieſem Falle iſt er verpflichtet, ſein Wort zu halten; und es kann nicht leicht eine Gelegenheit Statt finden, wo einer heimlich durchginge, und vielleicht gar das empfangene Handgeld verſchleuderte, weil einer für den andern haften muß. Sie drücken dieſe Verbindung mit den Worten Krugowaja Poruka aus, welches einen im Kreiſe ſtehenden Bürgen bedeutet, und unterſchreiben den Contract mit der Formel: daß, wenn einer von ihnen dieſem geſchloſſenen Accord zuwider leben würde, alle verbunden ſeyn, für ſein Vergehen zu haften, und ſtatt ſeiner den Herrn ſchadlos zu halten. Wenn daher einer krank wird, bringen die übrigen einen

nen

nen andern an deſſen Stelle. Es bekommen dieſe Fiſcher an 100 Rubel Handgeld; und ſie ſind deſſen ſehr benöthigt, weil ihnen ihre Fiſchereyinſtrumente alle Jahr wenigſtens 30 Rubel zu ſtehen kommen, und weil ſie bey dem Fiſchen ſelbſt ſich einen Gehülfen halten müßen, welcher die Angeln ſchärft, die Snaſte aufnimmt, rudert u. ſ. w.

Das Geräth, mit welchem dieſe Fiſcher verſehen ſeyn müſſen, beſteht zuvörderſt in einem Bothe, welches ziemlich leicht eingerichtet wird, damit das Rudern nicht ſo ſehr ermüde. Die Mitte derſelben wird mit Lindenrinde bedeckt, worauf der Fiſcher mit ſeinem Knechte übernachtet. An dem Vordertheile des Bothes iſt bey einigen eine Hauskirche im Kleinen, in Geſtalt eines Kreuzes, angebracht. In derſelben verwahren ſie verſchiedene Bilder, welche den Erlöſer, die Mutter Gottes, oder andere Heilige vorſtellen, und vor welchen ſie an Feſttagen Wachskerzen anzünden, und ihre Andacht verrichten. Inſonderheit verehren ſie die Apoſtel, Petrus und Paulus, als ihre Schutzpatrone, weil dieſe ehemals Fiſcher geweſen ſind. Ferner haben die Fiſcher wenigſtens 50 bis 60 Stſchalle, wie auch einen großen und kleinen Keſſel, nöthig; in dieſem kochen ſie ihre Speiſen, in jenem aber die Eichenrinde, in deren Lauge ſie die aus dem Waſſer genommenen Snaſte, damit die Stricke vor der Fäulniß bewahrt werden, kochen. Ihre übrigen Werkzeuge ſind: das Netz Pogonnyje und Swintſchatki, von welchen beyden Gattungen ſie ein altes und neues haben; eine Feile, die Angel einzubiegen, und ein, einen kleinen Finger dicker, an ſeinem Ende durchlöcherter, an eine Handhebe befeſtigter Nagel, Mtſchila genannt, deſſen ſie ſich bedienen, wenn es den Haken an der gehörigen Krümmung fehlt; denn alsdann bringen ſie die Spitze der Angel in das Loch des Nagels, und geben ihm auf dieſe Weiſe die gehörige Geſtalt. Endlich

lich muß jeder Fiſcher auch Handſchuhe und ein Leder haben, welches, vom Halſe bis auf die Knie herab hängend, den Leib bedeckt, und Sapun heißt, womit ſie ſich, wenn ſie auf den Fiſchfang ausgehen, bekleiden.

Was die Stane der Fiſcher betrifft, ſo beobachtet man in denſelben folgende Ordnung. Jeder Stan begreift einige Geſellſchaften, die den Namen Artel haben, in ſich. Eine Geſellſchaft beſteht aus 2, 4 oder 6 Bothen. Aus allen Geſellſchaften wird einer erwählt, den man den Aeltern nennt, und nach deſſen Zunamen die Stane ihren Namen erhalten. Dieſer Aeltere ſchlichtet die etwa vorfallenden Streitigkeiten, beſtraft die Schuldigen, ſpricht wegen Diebſtähle das Recht, und giebt von dem Zuſtande des ganzen Stans dem Herrn der Wataga Rechenſchaft.

Ein Dieb wird ohne Ausnahme von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Wer mit Vorbedacht die ausgeworfenen Snaſte eines andern als die ſeinigen unterſucht, verliert nicht nur alle diejenigen Fiſche, die er an demſelben Tage ſelbſt gefangen hat, ſondern iſt noch überdies verbunden, einmal die Snaſte ſeiner Cameraden zu beſichtigen, und dieſelben ihm, der alſo dieſen Tag auf dem Stan ruhig bleiben kann, als ſein Eigenthum zu übergeben. Wird mit Netzen gefiſcht, und es kömmt einer dem andern außer der feſtgeſetzten Ordnung vor, ſo zahlt er dem beleidigten Theile für das erſtemal 120, für das zweytemal 240, und für das drittemal 480 Kopeken.

Der Preis, welchen die Fiſcher von den Eigenthümern der Watagen bekommen, iſt folgender. Unterhalb Aſtrachan werden im Frühlinge für einen Hauſen von gehöriger Größe 35, für einen Stör 25, für einen Sewrugen 6 Kopeken bezahlt; im Herbſte koſtet ein Hauſen 45, ein Stör 35, und ein Sewruga 8 Kopeken. Oberhalb Aſtrachan bey Tſchernoi-Jar koſten im Frühlinge die Hauſen und Störe 40, ein Sewruga aber 12 Kopeken; im Herbſte iſt der Preis eines Hauſen 110, eines Störes 70, und eines Sewrugen 15 Kopeken. Die im Sommer gefangenen Fiſche ſind den Frühlingsfiſchen gleich. Die Beſitzer der Watagen bey Aſtrachan laſſen für einen eingeſalzenen Hauſen, der das gehörige Maß hat, 1 Rubel und 30 Kopeken bezahlen; hat er es nicht, ſo werden 2 kleine für 1 großen gerechnet. Handelt man im Großen, ſo koſten 100 Hauſen 80 bis 100 Rubel. Ein eingeſalzener Stör vom gehörigen

hörigen Maße koſtet 70 Kopeken, und ein eingeſalzener Sewruga 13. Im Großen werden 100 Store für 65 bis 70 Rubel verkauft; 1000 Sewrügen aber für 140 bis 170 Rubel. Ein friſcher Hauſen wird im Winter für 120, ein Stör für 25 Kopeken verkauft.

Wenn im Winter das Ufer der See mit Eis belegt iſt, daß man es wagen kann, ſich auf dieſelbe mit Frachtſchlitten zu begeben, ſo verlaſſen die Fiſcher die Watagen und eilen dahin. Man rechnet auf 2 Fiſcher, nebſt dem Inſtrument, welches ſie bey ſich haben, und den Fiſchen die ſie zurück bringen, 1 Pferd; iſt aber an Pferden ein Mangel, ſo muß 1 Pferd auch wohl 2 Schlitten ziehen. Der ganzen Geſellſchaft von Fiſchern wird ein Attaman vorgeſetzt, und zwar ein ſolcher, der in dieſer Art zu fiſchen einen beſondern Ruhm erlangt hat. Dieſer ordnet die gehörige Vertheilung der Arbeiten an, beſtimmt die Oerter, wo man fiſchen ſoll, und dirigirt dieſe ganze Fiſcherey, wofür er auch eine größere Beſoldung zieht, als die übrigen Fiſcher, die nur 20 bis 30 Rubel haben, dahingegen er 50 bis 70 bekömmt. Mit dieſem Anführer verfügen ſich alſo alle Fiſcher nach der See, und gehen ſo tief in dieſelbe hinein, als der Raum von drey Horizonten, welche ſie folgendermaßen beſtimmen, beträgt. Wenn ſie von dem Ufer ſo weit entfernt ſind, daß ſie nicht das geringſte mehr von ihren Watagen, und nichts mehr vom Schilf entdecken können, nehmen ſie einen Horizont, den ſie Sakroi nennen, an, befeſtigen daſelbſt eine hohe Stange in das Eis, und binden oben ein Büſchel Heu daran. Von dieſer Stange, welche Majak heißt, fahren ſie tiefer in die See, bis ſie den erſten Majak aus dem Geſichte verloren haben. Sie gehen hierauf abermal weiter, und wenn die zweyte Majakſtange, die ſie vorher geſetzt hatten, ihren Augen ebenfalls entflieht, bleiben ſie ſtehen, machen ihre Inſtrumente, deren ſie ſich nun bedienen, nämlich die Snaſte, zu recht, und ſchicken ſich zur Fiſche-

rey an. Es geſchieht ſelten, daß ſie ſich noch weiter wagen, und ſelten wird auch daher die dritte Stange errichtet. So bald die zum Fiſchen tauglichen Stellen von dem Attaman angezeigt ſind, begiebt ſich jedes Fiſcher-Paar an ſeinen ihm angewieſenen Ort, durchbohrt das Eis an verſchiedenen, nicht weit von einander entfernten, Stellen, und bringt, vermittelſt einer Stange, den oben erwähnten Snaſt, Naſchiwnaja, unterhalb des Eiſes in das Waſſer. Jeder Haken iſt mit einem lebendigen Fiſche (Taran oder Wobla) verſehen, ſo daß er im Waſſer lebendig bleiben und ſich beſtändig bewegen kann. Indem ſich alſo die Hauſen dieſe kleine Fiſche zueignen wollen und auf dieſelben ſchnappen, werden ſie gefangen. Jeder Snaſt iſt 50 bis 60 Faden lang; und weil einer nach dem andern in einer gehörigen Ordnung in dem Waſſer angebracht wird, pflegt man dieſe Art des Fiſchfanges Porädka zu nennen. Jedes Fiſcher-Paar ſetzt 10 Snaſte aus. Es geſchieht zum öftern, daß ſich 5 bis 10 Hauſen eines einzigen Snaſtes bemächtigen; manchmal aber fängt ſich auch gar nichts daran. Bey dieſer Gelegenheit ſpannt man auch Netze aus, welche nichts anders, als in zween gleiche Theile getrennte Pogonoi-Netze ſind, und auf den See-Watagen den mit einem andern bereits angeführten nicht zu verwechſelnden Namen Achan führen. In der erſten Stunde nach Mitternacht verlaſſen die Fiſcher die Watagen, und begeben ſich in die See zu ihren Snaſten, ziehen die ihnen zu Theil gewordenen Fiſche aus dem Waſſer, zerſchneiden dieſelben, ehe ſie durch die Kälte allzu ſehr verhärtet werden, bringen die Eingeweide weg, laden die Fiſche auf die Bothe, und führen ſie nach den Watagen. Sie kommen aber nicht eher, als in der 9ten oder 10ten Nachmittagsſtunde zurück, ſo daß ihnen zum Ausruhen wenig Zeit übrig bleibt; doch wird allezeit der vierte oder fünfte Tag zu einem Raſttag gemacht.

Bey der Herbſtwanderung der Hauſen wird in der See auf eine ähnliche Art und mit den nämlichen Inſtrumenten gefiſcht, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich alsdann die Böthe tiefer in die See begeben, und daß ſich auf einem Bothe vier Fiſcher befinden. Jedes Both ſtellt 30 Reihen Snaſte aus, weil alsdann keine Kälte und kein Eis dem Ausziehen der Fiſche und der Beſichtigung der Snaſte mehr im Wege ſteht. Bey dieſem Herbſtfange der Hauſen in der See werden keine lebendige Fiſche, ſondern Stückchen von dem Fleiſche der Sſaſane oder Barbe an der Angel befeſtiget.

Dieſe Seefiſcherey iſt die allergefährlichſte und beſchwerlichſte. Denn im Herbſte überwältigen die Wellen die Fiſcherbothe nur gar zu oft, und ſie ſinken daher; oder es geſchieht auch, daß ſie genöthiget werden, in die offene See auszulaufen, und die Fiſcher werden alsdann eine Beute der räuberiſchen Truchmener. Im Winter ſieht es noch gefährlicher aus. Denn wenn ein Südwind entſteht, ſo dringen die Wellen der See insgeſamt auf die Mündung der Wolga los. Das Waſſer bekömmt an dem weſtlichen Strande die Oberhand, und das Eis wird dadurch in die Höhe gehoben. Wenn nun ſogleich darauf ein heftiger Nord- oder Nordweſt- und Oſtwind entſteht, ſo tritt das Waſſer von der Wolga auf einmal wieder zurück, das Eis ſinkt ein, und bricht öfters in ſo ungeheure Stücke, daß ein einziger in die See zurück tretender Eisgang dieſer Art einen Raum von 20 bis 50 Werſten einnimmt, und vermittelſt deſſelben die Fiſcher mit allem, was ſie bey ſich haben, entweder augenblicklich zu Grunde gehen, wenn ſie nämlich allzu tief in die See geſchleppt werden, wo das Eis geſchwinder als in der Nachbarſchaft des Ufers aufzugeben pflegt, oder daß dieſelben, wenn ſie äußerſt glücklich ſind, nach einem zwey- drey- und viertägigen Kampfe endlich noch das Ufer halb entſeelt erreichen. Daher die Fiſcher, wenn ſie, vermittelſt ihrer Snaſte und Achane, merken, daß ſie von dem Eiſe getrieben werden, nur Achtung zu geben pflegen, nach welcher Seite die Wellen mit ihrer Gewalt dringen. Werden ſie gewahr, daß es gerade nach der offenen See zu geſchieht, ſo bleiben ſie, wie unbewegliche Statuen, da ſtille liegen, wo ſie einmal ſind, und erwarten ihr Schickſal. Vermuthen ſie aber, daß ſie das

Ufer erreichen können, ſo ſchwingen ſie ſich auf die Pferde, die ſie gemeiniglich zur Abführung ihrer Beute bey ſich haben, und reiten in vollem Galopp nach derjenigen Seite zu, auf welche der Wind losdringt, in der Abſicht, daß, wenn ein Stück Eis, worauf ſie ihre Rettung geſucht haben, an das Ufer anprallt, ſie zu gleicher Zeit mit äußerſter Behendigkeit auf ſolches überſpringen können. Denn ſonſt würden ſie, da das Eis von dem Ufer zurück in die See geſtoßen wird, und daſelbſt nach und nach durch die Gewalt der Wellen zerſchmilzt, ihrem Untergange abermal nicht entfliehen. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe ſo gefährliche Lebensart, welche ſo vielen das Leben koſtet, nur von ſolchen Leuten angenommen wird, die in das äußerſte Elend gerathen, auch oft den Galgen und noch härtere Todesſtrafen verdient haben. Wenn ſie ſich nun einmal dazu haben gebrauchen laſſen, ſtürzen ſie ſich, weil ſie beſtändig des Vorſchuſſes ihres Herrn benöthigt ſind, in eine immerwährende Sclaverey, bey welcher oft die größten Ungerechtigkeiten ausgeübet werden, die nur den Herrn bereichern, den Arbeiter aber in ſtets noch größeres Elend verſenken.

Auf jetzt beſchriebene Weiſe pflegt man auch in dem erſten Frühlinge, wenn die Hauſen ziehen, zu fiſchen; und es iſt dieſe Winterfiſcherey auch an zwey tiefen und weitläuftigen Stellen oberhalb Aſtrachan in der Wolga üblich.

Sam. Gottl. Gmelins Reiſe durch Rußland, 2. Th. St. Petersb. 1774, 4. S. 202, fgg.

Allg. Geſchichte der neueſten Entdeckungen, welche von verſchied. gelehrten Reiſenden in vielen Gegenden des ruſſiſchen Reichs ſind gemacht worden, 2. Th. Bern, 1778, gr. 8. S. 149, fgg.

Man ſoll den Hauſen, wenn er gefangen iſt, mit Wein und Milch etliche Tage beym Leben erhalten können.

Friſch wird das Fleiſch des Hauſen nicht gegeſſen, weil es zu fett und zu ſüßlich iſt, daher wird es, wie im Vorhergehenden gemeldet worden, eingeſalzen. Das eingeſalzene Fleiſch, welches vom Salze ſo roth wie der Lachs wird, dem es auch an Geſchmacke nichts nachgiebt, iſt hart, derb und ſehr nahrhaft; es erfordert

zu ſeiner Verdauung einen guten Magen, und muß einige Tage in Waſſer eingeweicht werden, ehe man es ſieden und eſſen kann.

Der eingemachte Rogen des Hauſens, und anderer Fiſche ſeines Geſchlechtes, iſt unter dem Namen *Caviar* bekannt; doch iſt der von den Hauſen, wegen ſeines Schleimes, nicht ſo gut, als der aus den Stören, ins beſondere vom Sterlet. Von der Bereitung und dem Gebrauche des Caviars, habe ich bereits im VII. Th. S. 731, fgg. gehandelt.

Das Nutzbarſte an den Hauſen und den übrigen Fiſchen ihres Geſchlechtes, iſt der aus ihrer Luftblaſe zubereitete *Fiſchleim*, welcher *Hauſenblaſe*, im gem. Leben nur *Hausblaſe*, Schwed. Husbläs, Gr. und Lat. Ichthyocolla, Colla piſcium, Fr. Colle de poiſſon, Engl. Iſinglaſs, im Ruſſ. *Rybei Klej*, bey den Koſacken *Karluk*, genannt, und ſowohl in der Arzeneywiſſenſchaft, als in verſchiedenen Künſten, mit Nutzen angewendet wird. Der von den Stören und Sterleten iſt der beſte; nach dieſem folgt der Sewrugenleim. Der von Hauſen iſt ſchlechter, aber im Handel der häufigſte. Der allerſchlechteſte iſt der von Welſen. Die Blaſe, worin der Leim bey dieſen Fiſchen angetroffen wird, iſt eben diejenige, welche den andern Fiſchen zum Schwimmen dient. Eigentlich findet ſich dieſe Blaſe nur bey den Gräthenfiſchen, unter den Knorpelfiſchen aber bloß bey den Acipenſern. Hier liegt ſie, der Länge nach, unter dem Rücken, und iſt auf eine beſondere Art mit der Rückenſehne verbunden. Wenn der Fiſch aufgeſchnitten iſt, nimt man zuerſt den Rogen heraus, hernach aber die Blaſe, und zieht zuletzt die Sehne ab, wozu einige Gewalt gehört, weil ſie ſehr feſt an den Rücken angewachſen iſt. Die Seite der Blaſe, nach der Sehne zu, iſt weiß, nach dem Rogen zu aber ſchwärzlich. Außerdem iſt die Blaſe nicht, wie bey andern Fiſchen, in zween Theile getheilt,

ſondern einfach, und ſtellt einen abgeründeten Kegel vor, deſſen ſtumpfes Ende gegen den Kopf, das ſpitzige aber gegen den Schwanz zu gekehrt iſt. Wenn die Blaſe heraus genommen iſt, thut man ſie in Waſſer, und reiniget ſie vom Blute, ſchneidet ſie alsdann der Länge nach auf, und zieht die äußere Haut davon ab. Der weiße Theil dieſer Haut geht nicht ohne Schwierigkeit rein ab; mit der ſchwarzen aber geht es leichter, als welche dichter und feſter iſt. Hierauf wickelt man die Blaſe in Leinwand, und knetet ſie mit den Händen, bis ſie ſo weich wie ein Teig wird, woraus man hernach Täfelchen macht, mit einem Loch in der Mitte, um ſie an Schnüren zum Trocknen aufzuhängen. Bisweilen werden ſie auch ungeknetet bloß auf einander gelegt, mit einem naſſen Tuche bedeckt, und an die Sonne geſetzt; in dieſem Falle werden ſie von ſelbſt durch die Sonnenhitze weich. Hernach drückt man ſie mit den Händen auf Bretern in kleine Stangen zuſammen, verbindet ſie an den Enden mit einander, daß ſie wie kleine Bratwürſte ausſehen, und hängt ſie zuletzt zum Trocknen an Stricken auf. Dieſer Leim muß in einer gemäßigten Hitze getrocknet, und nicht an die Sonne geſetzt werden, ſonſt ſpringt er. Diejenigen, welche ihn zum Verkauf bereiten, trocknen ihn ſehr wenig, damit er nicht zu viel am Gewichte verliere. Allein, wenn er ſich lange gut erhalten ſoll, muß er noch weit mehr getrocknet werden; denn ſonſt fault er von der Näſſe, und wird von Würmern angefreſſen.

In ſo fern dieſer Fiſchleim die Eigenſchaften hat, das Fleiſch wachſen zu machen, auszutrocknen, den Schmerz zu mildern und die Faſern zu erweichen, bedient man ſich deſſen in der Arzneywiſſenſchaft mit Vortheil bey Hals- und Lungengeſchwüren, bey der Ruhr, und als ein Ingrediens zu erweichenden Pflaſtern. Außerdem gebraucht man ihn bey den Künſten und Handwerken auf unterſchiedene Weiſe. Die Seidenarbei-

arbeiter und Poſamentirer bedienen ſich deſſelben, um ihren Arbeiten, Zeugen, und beſonders Bändern, einen Glanz zu geben; die Sarſchweber, um die Kette ihrer Stoffe damit zu leimen; imgleichen die Schleyermacher, Flor und Gaze damit weiß zu machen. Die Buchbinder brauchen ihn, mit Alaun verſeꜩt, zum Planiren; die Hutmacher, zum Steifen der Hüte. Wenn man ihn mit Candelzucker ſchmelzen, und zu einem gelben durchſichtigen Leim kochen läßt, erhält man den ſo genannten Mundleim, Fr. Colle à bouche, deſſen ſich beſonders die Buchbinder zu bedienen pflegen, um die Riſſe in Büchern damit auszubeſſern; denn er darf nur mit Speichel beneꜩt, oder an die Zunge gehalten werden, um die ſtärkſte bindende Kraft zu bekommen; daher man auch Briefe damit zuzumachen pflegt, wozu man einen beſondern, mit Zinnober gefärbten, Mundleim hat: ſ. Th. VI, S. 688. Mit Branntwein giebt er einen ſehr feſt bindenden Leim, womit man Stücke Glas und Porzellan an einander kitten kann. In dieſer Abſicht ſchlägt man die Hauſenblaſe mit einem Hammer zu dünnen Blättchen, ſchneidet ſie in kleine Stücke, und zerläßt ſie über dem Feuer in gemeinem Branntwein. Andere laſſen ſie eine Nacht hindurch in reinem Waſſer weichen, ſchneiden ſie hernach in kleine Stücke, laſſen ſie in anderm Waſſer eine halbe Viertelſtunde lang kochen, und rühren den Leim währendem Kochen beſtändig um; alsdann ſeihen ſie ihn durch ein leinenes Tuch, und laſſen ihn eine Weile ruhig ſtehen, um ihn hernach abzuſchäumen. Wenn dieſer Schaum mit dem Saꜩe mit noch ein wenig Waſſer aufgekocht wird, erhält man einen Leim, welcher weit klärer iſt, als der erſte. Die auf ſolche Art mit Branntwein aufgelöſete Hauſenblaſe giebt einen ſo feinen und zugleich ſo ſtark bindenden Firniß, daß man die damit zuſammen geleimten Fugen zerbrochener Gläſer, Taſſen rc. kaum entdecken, und

dennoch die Getränke in dergleichen ergänzte Gefäße, ohne Nachtheil, ziemlich warm eingießen kann. Als ſolchen Kitt oder Leim brauchen ihn auch Orgelbauer, Tiſchler und andere Künſtler. Die Maler und Lackierer miſchen ihn ihren Leimfarben bey; auch hat man verſucht, künſtliche Perlen daraus zu verfertigen. Wie Abdrücke von Münzen vermittelſt der Hauſenblaſe zu machen, werde ich im Art. Münze beſchreiben.

Von Hauſenblaſe werden auch die deutſchen Kloſterbilderchen, oder die Heiligen-Bilder, welche ſich vom Hauche krümmen, und unter dem Namen der flandriſchen Bilder, Fr. Images de Flandre, bekannt ſind, verfertiget. Man nimmt nämlich Fiſchleim, zerſchlägt ihn mit einem Hammer, und wäſcht ihn zuerſt in kaltem, und hernach in laulichem Waſſer. Alsdann läßt man ihn in einem neuen Topfe eine Stunde gelinde ſieden, bis er ſo dick wird, daß er auf dem Nagel einen Tropfen macht. Hierauf nimmt man die Form oder Platte, deſſen Bild abgedruckt werden ſoll, reibt ſie mit Honig, und umgiebt ſie mit Baumwolle, oder bindet rings herum eine Schnur, oder faßt ſie mit Wachs ein, gießt den Leim darauf, bis die ganze Form oder Platte damit bedeckt iſt, und legt ſie an die Sonne. Wenn der Leim trocken geworden, wird das Bild aus der Höhlung von ſelbſt abgehen, und dünn wie Papier ſeyn. Die feinſten Züge werden abgedruckt, und das Bild glänzend ſeyn. Will man es gefärbt haben, ſo färbet man das Waſſer, worin der Leim gekocht wird, mit Saffran, Braſilienholze, Fernambuck, indianiſchem Holze, oder Gelbbeere (Graine d'Avignon), und thut ein wenig Alaun hinzu. Das Waſſer darf nur eine leichte Farbe haben, und der Leim nicht zu dick ſeyn, ſo wird das Bild deſto ſchöner werden. Soll das Bild golden oder ſilbern werden, ſo thut man Muſchelgold oder Muſchelſilber unter die Hauſenblaſe.

Wie Kupferſtiche, vermittelſt Hauſenblaſe, ſo durchſichtig wie Horn zu machen, ſiehe im Art. Kupferſtich.

Von nicht geringerer Wichtigkeit, iſt der ökonomiſche Gebrauch der Hauſenblaſe, da die Köche die meiſten Geleen damit verfertigen; ſ. Th. XVII, S. 71, fgg. auch einige damit den Kaffee, ſo wie die Weinhändler damit den trüben Wein klar machen, und ihm eine Schärfe im Geſchmacke geben. Es wird nämlich die Hauſenblaſe in Wein aufgelöſet, und dieſe Solution in das Weinfaß gegoſſen. Anfänglich ſchwimmt ſie, wie eine Haut, auf der Oberfläche, nach und nach aber ſenkt ſie ſich zu Boden, und nimmt alle grobe Theile mit ſich auf den Grund, wodurch der Wein vorzüglich klar und hell wird. Auf gleiche Weiſe pflegt man auch das Bier damit zu klären.

Man beſchuldiget die Hauſenblaſe, daß die damit klar gemachten und genoſſenen Getränke Blähungen und Grimmen im Leibe verurſachen. Dieſe Beſchuldigung hat auch ihren gewiſſen Grund, ſo lange das Getränk ſich noch nicht völlig geſetzt hat. Allein, wenn es erſt klar und hell geworden iſt, ſo ſchadet die Hauſenblaſe darum nicht mehr, weil ſie mit den trüben Theilen des Getränkes bereits zu Boden geſunken iſt, und daſelbſt wie ein dicker Leim liegt.

Der weiße, klare und reine Fiſchleim, den man in dünnem Kalkwaſſer erweicht und alsdann gekocht hat, und den man warm gebraucht, wird Orleaner Hauſenblaſe, Fr. Colle d' Orléans, genannt.

Da der Nutzen und Gebrauch der Hauſenblaſe ſo groß iſt, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß der Handel damit nicht geringe ſeyn müſſe. Vor Zeiten waren es die Engländer allein, welche dieſelbe aus Rußland holten, und den Handel damit trieben. Seit ungefähr 100 Jahren aber haben ſich die Holländer größtentheils dieſes Handlungszweiges bemächtigt, indem ſie ſolche von Archangel holen, und weiter, als nach Frankreich, Deutſchland ꝛc. verführen. Wenn

die Hauſenblaſe gut ſeyn ſoll, muß ſie durchſichtig und weiß, ohne Geruch, ſeyn, und ſich leicht brechen laſſen, auch, wenn man ſie zerbricht, durchgängig einerley ausſehen. Auf die Größe und Kleinheit, oder Dicke und Dünnheit der Stücke kömmt es hiebey gar nicht an, indem oft die großen und dicken Stücke eben ſo ſchön und beſſer ſind, als die kleinen und dünnen, und hingegen dieſe leztern manchmal eben ſo leicht verfälſcht ſind, als die erſten. Beym Einkauf im Ganzen muß man die Fäſſer ſtürzen, indem oft obenauf gute Hauſenblaſe, in der Mitte oder unten aber ſchlechte und verdorbene gepackt iſt, wie ſie denn überhaupt von der Luft leicht Schaden leidet, und daher wohl verwahret werden muß. In Holland wird ſie pfundweiſe verkauft, und für gut Gewicht und promte Bezahlung, 1 pro Cent gut gethan.

Seit einigen Jahren iſt der Preis der Hauſenblaſe ſehr geſtiegen. Ehedem konnte man das Pud zu Jaitzkoi-gorodock für 7 bis 12 Rubel kaufen; hernach ſtieg er auf 20 Rubel; und jezt muß man 30 und mehr Rubel dafür bezahlen.

Wie die Hauſenblaſe zu machen, ſt. im 76. St. der Hannov. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1759.

Maniere de faire la colle de poiſſon, ſt. im Journ. œconom. Nov. 1763, S. 498, f.

Von der Hausblaſe, vom Hrn. Collegienrath Müller in Petersburg, ſt. im 58 und 59. St. der gel. Beytr. zu den Braunſchw. Anz. v. J. 1770.

Vom Hauſen oder großen Stör, und der Hauſenblaſe, ſ. den 3ten Jahrg. der Mannigfaltigkeiten, Berl. 1772, 8. S. 81—86 und im 2. Jahrg. der neueſten Mannigfaltigk. 1775, S. 772, f.

Außer den Hauſen und den übrigen Fiſchen ihres Geſchlechts, oder den Acipenſern, giebt es noch andere Fiſche, deren Blaſe voll Leim iſt; dieſer Leim aber iſt bey weitem nicht ſo gut, wie der vorgedachte, und wird nur zur Verfälſchung des ächten gebraucht. Die Fiſcherey im nördlichen Amerika ſoll bereits die ſchönſte Art Hauſenblaſe liefern, und zwar in ſolcher Menge, daß ganz Europa damit verſorget werden könnte. Wenn dieſes iſt, ſo kann man für die Zukunft wohlfeilere Preiſe hoffen. Die Engländer nuzen dazu die Schwimmblaſe von

den

den Dorſchen oder Pomucheln (Gadus Callarias *L.*), und von den Fiſchen, welche an einigen Orten Lengen (Gadus Molua *L.*) genannt werden.

An eſſay of britiſh Jſinglaſs by *H. Iackſon*, Lond. 1765.
An account of the diſcovery of the manner of making Jſinglaſs in Ruſſia, with a particular deſcription of its manufacture in England, from the produce of britiſh Fiſheries. In a letter from *Humphr. Iackſon* to Will. Watſon. ſt. n. 5. Figg. auf 1 K. T. im 63. B. der Philoſ. Transact. a. d. J. 1773. Lond. 1774. 4. Art. 1. S. 1 — 15.

Es giebt auch gekochte Hauſenblaſe, welche, wenn ſie gut iſt, dem Bernſtein gleicht. Sie kömmt aus Gurjev-gorodok, welche Stadt am Jaik, 10 Werſte über ſeiner Mündung liegt. Doch wird nur wenig gemacht, und daher hört man auch von dieſer Art wenig im Handel ſprechen. Weil ſie ſehr feſt iſt, ſo verdirbt ſie nie. Ihre Zubereitung geſchieht auf folgende Art. Das obere oder ſtumpfe Ende der Blaſe, woran gewöhnlich die Oeffnung iſt, wird mit einem Faden feſt zugebunden; alsdann kocht man ſie in Waſſer, bis der Leim darin völlig aufgelöſet iſt. Währendem Kochen treibt der Leim die Blaſe auf, ſo daß ſie nunmehr rundlich wird, da ſie vorher länglich war. Den ſolchergeſtalt geſammelten Leim gießen einige aus der Blaſe in hölzerne oder ſteinerne Formen von verſchiedener Figur; andere aber laſſen ihn in der Blaſe ſelbſt, von der ſie hernach die Haut abziehen, kalt werden. Dieſer Leim gleicht alsdann dem Mundleim, wie er denn auch auf gleiche Art gebraucht werden kann, da man ihn nämlich nicht zum zweytenmal ſchmelzen darf, ſondern nur mit der Zunge anfeuchtet. Die Tiſchler können zum Holzleimen beyde Arten gebrauchen; zum Klären der Getränke aber iſt der ungekochte beſſer.

Hr. v. Linné meldet, daß die Haut der Hauſen die vortrefflichſten Kutſchenriemen gebe. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß dieſelbe wohl zu irgend einem Gebrauche zubereitet werden könnte; denn in Sibi-

Sibirien ſieht man öfters die Oſtiaken zur Sommerszeit in Kleidern, die von Störfellen zuſammen genähet ſind, gehen. Allein in Rußland iſt es, wie Hr. Collegienrath **Müller** verſichert, nicht Mode, den Hauſen die Haut abzuziehen. Die Haut des Hauſens im Eismeere, welche weit ſtärker und dichter als die Haut des Flußhauſens iſt, ſcheint den Hrn. v. Linné zu ſolcher Meinung veranlaßt zu haben. Gewöhnlicher Weiſe bedient man ſich in Rußland der Wallroßfelle zu Wagenriemen.

Hauſen=Blaſe, ſiehe oben, S. 469, fgg.

Hauſen=Rogen, ſiehe oben, S. 469.

Hauſen=Stein, ſiehe oben, S. 460.

Hauſiren. 1. Waaren von Haus zu Hauſe feil bieten; in Baiern hoſſen gehen; Fr. colporter, contre-porter. Hauſiren gehen, auf ſolche Art handeln.

2. Toben, lärmen, poltern; wofür man auch hauſen und Haus halten braucht. Im Hauſe herum hauſiren. Der Poltergeiſt hat entſetzlich hauſiret. In Niederſachſen auch in mehr eigentlicher Bedeutung, übel haushalten. Herum hauſiren, herum ſchwärmen.

In beyden Bedeutungen im Niederſ. huſeeren, im Dän. huſere. Es iſt vermittelſt der ausländiſchen Endung — iren wie mehrere ähnliche Wörter, von hauſen gebildet.

Die Krämer, welche mit ihren Waaren von Haus zu Hauſe gehen, und dieſelben zum Verkauf anbieten, ſind unter dem Namen der Hauſirer, wenigſtens in Deutſchland, faſt überall bekannt. An einigen Orten, wie im Weſtphäliſchen, heißen ſie Bund= oder Packenträger, Buttenträger. Weil ſie gemeiniglich ihre Waaren in einem Tabulet, d. i. einem aus leichten Bretern gemachten Kaſten, oder einem ähnlichen Behältniß, an einem Gurt oder ledernen Riemen am Halſe hängen haben, und auf ſolche Art mit ſich herum tragen, heißen ſie daher Tabuletkrämer; und wenn ſie dieſelben in einem Reff, d. i. ei=

nem aus dünnen ſchmalen Hölzern beſtehenden Geſtelle, auf dem Rücken herum tragen, Reffträger; L. Mercator circumforaneus, Fr. Colporteur, Contreporteur, Haut-à-bas, Porte-balle, Engl. Hawkin, Pedlar oder Pedler. Es gehören dahin: die herum wandernden Italiäner oder Wälſchen, welche alle nur erdenkliche Waaren, die an Werthe etwas namhaftes betragen, führen; die Wettergläſer- und Raritätenhändler, Murmelthier- Hechel- und Mäuſefallenträger, welche gemeiniglich unter den erſtern ſtecken, und Knechte von ihnen ſind; die Tyroler, welche mit Citronen, Pomeranzen, Kaſtanien, allerley Olitäten, Mithridat, Wurzeln u. d. gl. handeln; noch andere, welche Landkarten, Bilder, Kupferſtiche, vergoldete Rähmchen ꝛc.; die Tyrolerinnen, welche allerley ſo genannte kurze, auch koſtbare Galanterie-Waaren, ſilberne Uhren, goldene und ſilberne Tobaksdoſen, allerhand Schwäbiſch Gemünd-Silberwaaren ꝛc. hauſiren tragen; die Schnee- und Annaberger, welche allerley gebrannte Wäſſer, öfters auch zugleich allerhand Spitzen, Halstücher, reiche Bänder ꝛc. bringen; die Thüringer, mit allerley Blechwaaren; die Suhler, mit Eiſen- und die Sonneberger, mit Steinwaaren; die Schwaben mit allerley Barchetwaaren, Leinwand, Zwillich, baumwollenen Strümpfen, von Weiden geflochtenen Körbchen, und allerley Stroharbeiten; die Böhmen und Pfälzer, mit Glaswaaren; die aus den Pfalz-Neuburgiſch- und Eichſtädtiſchen Landen, mit allerhand Bändelwaaren, Schnüren, Spitzen, Borten ꝛc. auch die mit auswärtigem Wein, Branntwein, Gewürze und andern Spezereyen hauſirenden, u. a. m. Alle dieſe Leute, ob ſie gleich die Bequemlichkeit der Einwohner in Städten und auf dem Lande zu befördern ſcheinen, ſind zwar weit weniger ſchädlich, als die Monopoliſten, jedoch eine Zunft, welche eine wohleingerichtete Polizey entweder gar nicht, oder nur in

ſehr

ſehr wenigen und beſtimmten Fällen, dulden darf, weil das Hauſiren der Wohlfart des gemeinen Weſens, und ins beſondere der Aufnahme der Commerzien, oder der Handlung, ſchädlich iſt.

Wenn die Commerzien in Aufnahme kommen ſollen, ſo muß die Regierung nicht allein über die Güte und Tüchtigkeit der zu verfertigenden und zu verkaufenden Waaren Geſetze, Reglements und Vorſchriften geben, ſondern auch ernſtlich darüber halten, daß ſolchen Verordnungen genau nachgelebet werde. Dieſes erfordert nicht allein der gute Ruf und der Debit der Landeswaaren in auswärtigen Ländern, ſondern es müſſen auch die Unterthanen mit guten Waaren verſorget werden, weil ſie ſonſt entweder viele Bequemlichkeiten des Lebens nicht genießen können, oder, zum Nachtheil des Staates, eine Menge Geld für beſſere Waaren aus dem Lande führen. Die Hauſirer aber kaufen gemeiniglich die wohlfeilſten, und mithin auch die ſchlechteſten, Waaren auf. Daraus entſtehen die ſchädlichen Folgen, daß die Unterthanen, die ſolche nicht zu beurtheilen wiſſen, damit betrogen werden. Sie haben hier keinen Gewährsmann, auf den ſie ſich bey ihrer Unwiſſenheit verlaſſen könnten. Denn bey den Hauſirern ſind alle Geſetze und Reglements, welche über die Güte und Tüchtigkeit der zu verfertigenden und zu verkaufenden Waaren gegeben werden, vergeblich und ohne Wirkung, weil die Polizey die Hauſirer, da ſie nicht in Läden und Buden (Boutiquen) ihre Waaren auf dem Markte verkaufen, nicht überſehen, und alſo bey ihnen ſolche Geſetze und Reglements durch eine gute Aufſicht nicht aufrecht erhalten kann. Und wenn auch ſolche Waaren im Lande ſelbſt verfertiget werden, ſo ſollten ſie doch nur zur innerlichen Conſumtion bleiben, nicht aber in auswärtige Commerzien gehen. Allein, die Hauſirer kaufen dergleichen ſchlechte Waaren im Lande auf; und was ſie davon im Lande

nicht wieder abſetzen, verführen ſie in fremde Länder, und dadurch verderben ſie den guten Ruf der guten und richtigen Landeswaaren, welches denn nothwendig den Commerzien des Landes Schaden thun muß. Dieſer Nachtheil wird dadurch noch mehr befördert, daß die Hauſirer ihre ſchlechte Waaren allemal für geringern Preis geben können, als die Kaufleute, weil ſie, da ſie ſelbſt Leute von geringer Beſchaffenheit ſind, auf ihre Haushaltung nicht ſo viele Koſten zu wenden haben, als ein ordentlicher Kaufmann. Wenn alſo das hauſiren gehen erlaubt iſt, werden die ordentlichen Kaufleute in ihrer Nahrung ſehr gehindert, und ſie können ſelten recht aufkommen. Der gute Zuſtand der Commerzien eines Landes aber beruhet gar ſehr darauf, daß viele vermögende Leute in einem Lande vorhanden ſind, die ſich mit dem Kaufhandel beſchäftigen. Alle Unternehmungen, wodurch die Commerzien blühend werden, erfordern Vermögen, und wo dieſes die Kaufleute nicht in Händen haben, können ſie unmöglich etwas anfangen, wodurch die Commerzien des Landes vergrößert werden; von dem guten Zuſtande des Handlungsweſens aber hängt die geſegnete Beſchaffenheit des Nahrungsſtandes lediglich ab.

Viele Käufer, beſonders junge Leute und ſolche, die mit dem Gelde noch nicht recht umzugehen wiſſen, und nicht die beſten Haushälter ſind, können den liſtigen und ſchmeichleriſchen Zuredungen der Hauſirer nicht genug widerſtehen, ſondern laſſen ſich gar leicht bereden, entweder ihr Geld, welches ſie zu vielen andern nöthigen Endzwecken gebraucht hätten, unnütz zu verwenden; oder wenn ſie dergleichen Waaren auf Credit nehmen, ſo gerathen ſie in Schulden, die ihnen hernach zu ſchwer fallen; zu geſchweigen, daß dieſelben öfters zum Tauſch, oder anderm dergleichen Handel, wobey ſie abermal großen Schaden leiden, beredet

det werden. Dieſes ereignet ſich inſonderheit auf Univerſitäten, wo viele Studenten durch die luſtigen Tyrolerinnen um das Geld gebracht, und dabey noch zu andern Ausſchweifungen verleitet werden. Und wie mancher gutwillige Ehemann hat nicht die Abnahme ſeines Vermögens und den Verfall ſeiner Haushaltung bloß der allzu vielen Bekanntſchaft ſeiner eiteln Frau mit den herum laufenden Galanteriekrämern zuzuſchreiben!

Der größte Nachtheil, den das hauſiren gehen dem Staate zuzieht, beſteht darin, daß viel Geld dadurch aus dem Lande geſchleppet wird. Alle Hauſirer, die mit Galanterie= oder ſo genannten kurzen, und andern Kaufmanns=Waaren handeln, ſind gemeiniglich Fremde, und ihre Waaren ausländiſch. Sie entziehen alſo denjenigen, welche eben dergleichen Waaren im Lande verfertigen, die Nahrung, und dem Lande das Geld. Wenn aber auch ſolche Waaren, dergleichen die Hauſirer führen, nicht im Lande verfertiget würden, und ſonſt deren Einführung erlaubt wäre, ſo iſt doch ein großer Unterſchied, ob derjenige, welcher mit ſolchen Waaren handelt, ſeine weſentliche Wohnung im Lande hat, oder nicht. Wohnt er im Lande, ſo bringt er durch ſeine Conſumtion dem Nahrungsſtande wieder Vortheil; ſein Gewinſt bleibt im Lande, und wenn er Vermögen erwirbt, ſo gereicht dieſes zur Aufnahme der Commerzien. Alles dieſes aber fällt bey den ausländiſchen Hauſirern gänzlich weg.

Das Geld, welches die fremden Hauſirer aus dem Lande ſchleppen, trägt das Jahr über nicht wenig aus, zumal, da größtentheils, inſonderheit bey den wälſchen Galanteriekrämern, ihr Gewinſt anſehnlich iſt, da der Abſatz ihrer Waaren geſchwinde geſchieht, und ſie mithin, durch den vielmahligen Umſatz eines Capitales, auch eben ſo vielmal die Zinſen davon gewinnen. Viele dieſer Leute fangen den Handel mit einem Tabuletkram auf dem Rücken an, und ſetzen ihn, nach Verlauf weniger Jahre, in einem reichen Galanterieladen fort. Den

beträcht-

beträchtlichen Gewinſt, der in baarem Gelde beſteht, (da unterdeſſen die einheimiſchen Kaufleute gemeiniglich ins Buch ſchreiben müſſen,) bringen ſie in ihr Vaterland; ſie ernähren davon die Ihrigen ganz bequem, laſſen ſich endlich, als wohlhabende Leute, in ihrem Vaterlande zur Ruhe nieder, bauen oder kaufen ſich auch wohl gar die prächtigſten Häuſer. Selten wird es ſich zutragen, daß ein ſolcher in Deutſchland ſtirbt, und wenn es ja geſchieht, ſo iſt ſein Geld doch ſchon hinweg. Sie haben die Art, alle 2 oder 3 Jahre das eroberte Geld nach ihrer Heimath zu bringen, in der übrigen Zeit aber ſich beſtändig ganz armſelig zu ſtellen, und zu leben.

Uiberhaupt iſt es ſchon Schade genug, wenn alle ſolche Waaren auswärts, und nicht im Lande ſelbſt, verfertiget werden; man hat daher gar nicht Urſache, ihn dadurch zu vergrößern, daß man auch ſo gar den Gewinn, welcher aus der Handlung entſpringt, an Fremde überläßt, da ſich mancher Einwohner im Lande ſelbſt reichlich davon ernähren könnte. Ueberdieß hat weder eine Herrſchaft, noch die Unterthanen in dem Lande, in welchem ein ſolcher Krämer handelt, einen Vortheil von demſelben. Der Zoll iſt geringe, und das Hauſirgeld beträgt auch nicht viel. Dieſes iſt alles, was ſie zu entrichten haben; denn an Steuern und andern Gefällen tragen ſie nicht das mindeſte bey; dafür hauſiren ſie das Land durch, und tragen das baare Geld davon. Dasjenige, was ſie übrigens in dem Lande verzehren, bedeutet ſo viel als nichts, und kann mit ihrem Gewinſte in keine Vergleichung gebracht werden. Ja, öfters wird ſolchen Galanteriekrämern noch das Bürgerrecht, mit der Bedingung, verſtattet, daß ſie jährlich etwas gewiſſes pro conceſſione erlegen ſollen; dieſes aber heißt den Hauſirzettel auf ein ganzes Jahr bezahlen, und die Gebühr davon auf einmal nehmen. Denn dieſe neue Bürger tragen ſonſt weiter gar keine bürgerliche Laſten, ſie laſſen ſich nicht häuslich nieder, ſondern bleiben, nach wie vor, in der Miethe, und reiſen endlich, des Bürgerrechtes ungeachtet, mit ihrem erworbenen Vermögen wieder in ihr Vaterland.

Nächſt dem Verluſte des ſolchergeſtalt aus dem Lande gehenden Geldes wird auch auf der einen Seite der Anwachs der Städte dadurch zugleich gar ſehr gehindert, und auf der andern Seite wird verurſachet, daß die mit gutem Vorbedacht angelegten Jahrmärkte in Abnahme und Verfall gerathen. So lange ein jeder

voraus ſieht, daß er in ſeiner Bude müßig ſitzen wird, indem ein Fremder dem Nebenbürger dieſe und jene Waaren zu allen Zeiten und an allen Orten ungehindert anzuſchwatzen, und gewiſſermaßen aufzudringen, die Freyheit hat, wird es wohl Niemand leicht wagen, mit ſolchen Waaren einen Handel zu unternehmen. Dieſes iſt die Urſache, warum es in vielen Städten an dergleichen Waarenlagern fehlt, obgleich mancher dabey ſein gutes Auskommen finden würde. Wie weit vortheilhafter aber würde dieſes einem Lande ſeyn! Der einheimiſche Kaufmann muß die Erlaubniß, mit gewiſſen Sorten von Waaren handeln zu dürfen, gegen Erlegung eines gewiſſen Conceſſionsgeldes auswirken, er kauft oder miethet ein Haus, er führt eine Haushaltung, er verſchaffet ſeinen Nebenbürgern in verſchiedenen Stücken Nahrung, er bezahlt alle Abgaben, und ſein Geld bleibt im Lande. Der Galanteriekrämer hingegen bezahlt etwa alle 4 Wochen etwas weniges für Zoll und für den Hauſirzettel, handelt hernach, wo und mit welchen Waaren er will, und trägt das Geld davon. Ja, andere Kaufleute und Profeſſioniſten im Lande dürfen ihre Waaren nur zu Jahrmarktszeiten auf gewiſſe Tage in andere Städte des nämlichen Landes zum Verkauf bringen; der Galanteriekrämer aber hat für weniges Geld die Freyheit, aller Orten und zu allen Zeiten einen immerwährenden Jahrmarkt halten zu dürfen.

Wie ſchlecht ſieht es nunmehr größtentheils auf den Jahrmärkten aus, und wie weit ſind dieſelben von der wahren Abſicht abgekommen! Ihre Anlegung hatte zum Grunde, daß, weil ſowohl Einheimiſche als Auswärtige auf denſelben verkaufen können, dadurch die Waaren wohlfeiler gemacht werden. Denn je mehr Sachen auf den Markt zum Verkauf gebracht werden, deſto wohlfeiler werden ſie verkauft. Dieſer Vortheil war noch mit einem andern begleitet. Der

Land=

Landmann verſparte bis dahin den Ankauf ſeiner Bedürfniſſe, weil er wußte, daß er ſie wohlfeiler, als ſonſt, bekommen würde, und damit er das hiezu nöthige Geld aufbringen könnte, brachte er ſeine Producte zum Verkauf mit. Hieraus entſtand ein zweyter Jahrmarkt. Die Menge der zum Verkauf gebrachten Dinge, die Vielheit der Verkäufer, und weil ſie theils ſelbſt verkaufen mußten, um andere Sachen wieder dagegen einkaufen zu können, machte auch da einen wohlfeilen Preis, welcher hernach nicht leicht wieder erhöhet weden konnte, indem ein Jeder ſich aufgegewiſſe Zeit zur Nothdurft verſorgt hatte. Was für einen anſehnlichen Nutzen hatte nicht eine Stadt von den Jahrmärkten. Die Wirthe, Weinhändler, Bierbrauer, Bäcker, bis auf die Tagelöhner, hatten bey dem Verkehr Nahrung und Verdienſt, ſo wie die übrigen Einwohner an den Preiſen nicht geringen Vortheil hatten. In ſolchen Ländern aber, wo den Hauſirern frey ſteht, Städte und Dörfer mit ihren Bedürfniſſen von Zeit zu Zeit zu verſehen, wird es allemal auf den Jahrmärkten an Käufern fehlen.

Die Gründe, welche man zur Vertheidigung des Hauſirengehens vorbringt, ſind hauptſächlich: die Bequemlichkeit der Käufer; der wohlfeilere Einkauf; die Erhaltung der einheimiſchen Kaufleute in den Gränzen der Billigkeit und der Mangel an ſolchen Waaren bey den Kaufleuten des Ortes. Wir wollen ſie näher beleuchten.

Die Bequemlichkeit der Käufer, welche man zum Vortheile der Hauſirer anführt, verdient vielleicht kaum dieſen Namen. Es iſt auf der andern Seite eben ſo viel Unbequemlichkeit dabey, ſich von allerley Leuten überlaufen zu ſehen, deren Waaren man gar ſelten nöthig hat; und die Unbequemlichkeit wird vergrößert, weil die Sicherheit des Hauſes dabey leidet.

Da die Hauſirer gröſstentheils aus liederlichem Geſindel beſtehen, welche dadurch einen bequemen Vorwand bekommen, frey in alle Häuſer herein zu gehen, ſo ſind ſie nicht ſelten geneigt, Waaren aus den Häuſern mit zu nehmen, welche ſie nicht hinein gebracht hatten, worin man der Kinder Iſrael vorzügliche Geſchicklichkeit rühmt. Man kann aber in einer Haushaltung unmöglich alles in Beſchluſſe haben.

So leicht der zweyte Einwand, daß man bey dem Hauſirer wohlfeiler einkauft, als bey einheimiſchen Kaufleuten, dadurch gehoben werden könnte, daß man vielleicht noch wohlfeiler auf ordentlichen Jahrmärkten einkaufen würde: ſo ungegründet iſt derſelbe an ſich ſchon, indem ſich faſt allemal das Gegentheil finden wird. Man wird mehrentheils alles theuer genug bezahlen müſſen; und wenn man auch glaubt, etwas wohlfeiler, als ſonſt der Preis iſt, bekommen zu haben, ſo wird dieſes gewiß von dem Unterſchiede in der Güte der Waaren herrühren. Zuweilen geſchieht es auch, daß ein Galanteriekrämer etwas von ſeinen Waaren unter dem Preis läßt; allein man bedenkt nicht, wie hoch man von ihm andere Waaren angenommen, und daß er von dieſen ſchon einen ſolchen Profit gezogen habe, daß er ganz wohl mit einem Stücke weit herunter gehen könne. Bey einheimiſchen Kaufleuten hingegen hat man den Vortheil, daß ſie einen ſo leicht nicht übervortheilen, und daß man, wie ich bereits erwähnt habe, für die Güte der Waare doch einigermaßen noch einen Bürgen hat. Was für ein großer Unterſchied iſt nicht öfters überdieß in der Bezahlung der einheimiſchen Kaufleute und der Galanteriekrämer, da dieſen das Geld ſogleich baar bezahlt wird, jene aber öfters lange nachborgen müſſen; ſo daß ſie genöthigt ſind, bei dem Verkauf die Zinſen mit in Anſchlag zu bringen, und daher nothwendig die Waare etwas über den gewöhnlichen Preis ſteigen muß!

Drittens iſt es nichts weniger, als daß die einheimiſchen Kaufleute durch das Hauſiren der Fremden in den Gränzen der Billigkeit gehalten werden ſollten. Wenn man aber auch ſolches zugeben will, ſo folgt ja von ſelbſt, daß man dieſen Endzweck weit vollkommener durch die Jahrmärkte erreichen könnte, auf welchen ſich eine Menge dieſer Leute alsdann gewiß einfinden würde. Denn wollte der einheimiſche Kaufmann weder vorher, noch zur Zeit des Jahrmarktes in ſeinen Preiſen billig ſeyn, ſo würde nicht er, ſondern der Fremde verkaufen; da er aber hievon leben muß, ſo würde er ſich gewiß bequemen müſſen.

Eben ſo leicht iſt auch der vierte Einwand, da man ſagt: „Bey der Kaufmannſchaft in einem Orte kann man nicht allemal dieſe und jene Waaren haben, daher muß man ſich an die Hauſirer wenden,“ zu widerlegen. Sobald eine Kaufmannſchaft in dem Lande weiß, daß das Hauſiren verboten iſt, und ſie alſo vor dergleichen Leuten auf eine ſichere Art etwas unternehmen kann, wird ſie nicht den geringſten Anſtand nehmen, das benöthigte Geld darein zu ſtecken, ſondern von Zeit zu Zeit dafür zu ſorgen, alle dieſe Arten von Waaren in beſtändiger Bereitſchaft zu haben; und wenn ja einmal etwas fehlen ſollte, ſo wird es gewiß nur in Kleinigkeiten beſtehen. Indeſſen aber könnte mit ſolchen Stücken, welche etwa bey den Kaufleuten im Lande nicht ſonderlich zu haben ſind, das Hauſiren noch wohl verſtattet werden; nur müßte es nicht gar zu häufig geſchehen.

So gewiß es iſt, daß, wie bisher gezeigt worden, das Hauſirengehen einen ſchädlichen Einfluß in die Bevölkerung des Landes, in Anlegung der Manufacturen und Fabriken, in Emporbringung der Commerzien, in Aufnahme der Jahrmärkte, ja ſelbſt in Anſehung der herrſchaftlichen Landesintraden hat: ſo kommen doch

verſchiedene Umſtände vor, welche verurſachen, daß man das Hauſirengehen nicht wohl überhaupt und ohne alle Ausnahme verbieten kann. Es kömmt hier vieles auf die Beſchaffenheit des Landes an, ob daſſelbe ein großer oder mittelmäßiger, oder aber ein kleiner und in enge Gränzen eingeſchloſſener Staat iſt; ob die Hauſirer Fremde oder Einheimiſche, und ihre Waaren ein= oder ausländiſch, ob ſie nothwendig und nützlich, oder entbehrlich oder gar ſchädlich ſind; ob das Hauſiren in den Meſſen und Märkten, oder auch außer dieſen Zeiten, und ob es bloß in den Städten oder auch auf dem Lande geſchieht. Dieſe und andere dergleichen Umſtände ſind es, welche die Polizey zu unterſuchen hat, wenn ſie das Hauſiren nach guten Gründen entweder verſtatten, oder verbieten und einſchränken will. Ich muß dieſes etwas näher und umſtändlicher ausführen. Da die Polizeyanſtalten und Geſetze wegen des Hauſirens ſowohl in den königl. preußiſchen Staaten als in den Churfürſtenthümern Hannover und Sachſen gar vortrefflich ſind, ſo trage ich kein Bedenken, ſolche als Muſter anzuführen, und ſie hier zum Grunde zu legen.

1. Es muß der Hauptgrundſatz feſt ſtehen, daß das Hauſirengehen ſo wenig den einheimiſchen als auswärtigen Handelsleuten, von was für Art dieſelben ſeyn mögen, weder in den Meſſen und Jahrmärkten, noch außer dieſer Zeit, und weder in den Städten noch auf dem Lande ordentlicher Weiſe zu erlauben iſt. Dieſes iſt der allgemeine Grundſatz, von welchem die nachfolgenden beſondern Grundſätze als bloße Ausnahmen zu betrachten ſind. Dieſen Hauptgrundſatz muß die Polizey allemal vor Augen haben, wenn ſie die Ausnahmen davon beſtimmen will.

2. Alle Handelsleute und Krämer, fremde und einländiſche, Chriſten oder Juden, müſſen in den Meſſen und Jahrmärkten, die ſie beſuchen dürfen, ihre Waaren

ren nur allein auf öffentlichen Marktplätzen, in den dazu aufgeſchlagenen Boutiquen und Läden, mit Beobachtung der an jedem Orte eingeführten Meß- und Marktordnung, und der zum Verkauf ausgeſetzten Stunden verkaufen, und dürfen neben ihren Boutiquen und Läden mit ihren Waaren nicht in den Städten herum gehen, und ſie von Hauſe zu Hauſe feil bieten.

Zuweilen findet man nöthig, ein und andere fremde Krämer, wenn ſie den einländiſchen keinen Abbruch thun, von dieſer Regel auszunehmen. Alſo wird in Schleſien den Augsburger Bilderkrämern mit Landkarten und ihren gewöhnlichen Bilder- und Bücherwaaren, imgleichen den Hechelträgern mit Hecheln, Mäuſefallen und dergleichen Waaren, wie auch den Verkäufern der optiſchen und Wettergläſer, das Hauſiren zur Zeit der Jahrmärkte der ſchleſiſchen Städte verſtattet. es dürfen ſich aber dieſe Leut nicht unterſtehen, einige andere Arten von Waaren, als welche ihnen nach ihrer Art eigen ſind, und zu vorgenannten Klaſſen gehören, bey Confiscation derſelben, herum zu tragen. Und damit ſie wegen der erhaltenen Erlaubniß ſich gegen die Polizeybedienten legitimiren können, müſſen ſie bey derjenigen Kammer, unter deren Diſtrict ſie ihr Waarenlager haben, jährlich einen Erlaubniß- (Licenz-Zettel,) oder ſo genannten Hauſirzettel, gegen Erlegung der verordneten Gebühren für die Landesherrliche Kaſſe und Kanzeley, ſich ertheilen laſſen, und außerdem ſolche Waaren gehörig verzollen und veracciſen.

Auch verſtattet man den einländiſchen Krämern, Marktziehern und Handelsleuten, die im Lande angeſeſſen ſind, oder doch einen beſtändigen Wohnſitz darin haben, das Hauſiren zu Jahrmarktszeiten in dem Falle, wenn an dem Orte des Jahr-Marktes kein Negociant vorhanden iſt, der dergleichen Waaren zum Verkauf führt. Sie müſſen ſich aber in Schleſien wegen ihres Domicilii innerhalb Landes bey dem Magiſtrat und der Acciſecaſſe des Ortes gebührend legitimiren; da ſie denn außer ihren Standplätzen die bey ſich führenden, in loco nicht zu bekommenden, richtig verzollten und veraceiſeten, mithin zu deſſen Beweis gehörig beſiegelten, Waaren daſelbſt in den Jahr-Märkten, außerdem aber nicht, den Einwohnern in ihren Häuſern verkaufen können, ohne dieſerhalb einen Hauſirzettel löſen zu dürfen. Dabey iſt aber den Zoll- und Acciſebedienten ernſtlich

lich aufgegeben, dahin zu ſehen, daß ſolche Verkäufer wirklich im Lande domiciliiret ſeyn, und Niemanden in loco durch den Hausverkauf Nachtheil zugefüget werde. In dieſer Abſicht müſſen auch die zum Hauſiren in obgedachtem Falle frey bleibenden Waaren gleich Anfangs bey der Eröffnung ihnen auf dem Thor- und Zollzettel beſonders notiret werden, mit der Warnung, daß, wenn ſie ſich deſſen auch mit andern in loco zu bekommenden Waaren gleichfalls unterfangen würden, ſie dafür mit deren Confiscation ohne Nachſicht beſtrafet werden ſollten.

3. Es muß jedoch für kein verbotenes Hauſiren gehalten werden, wenn fremde oder einheimiſche, die Meſſe oder den Jahrmarkt beſuchende Herrſchaften einen Meß- oder Marktfieranten, fremden oder einheimiſchen, mit einigen Waaren zu ſich in das Haus rufen laſſen, um dieſelben vor dem Einkaufe beſſer beſehen zu können. Dieſes iſt eine Freyheit, welche nicht wohl zu verſagen iſt. Nur muß der gerufene Verkäufer, ſobald er von dem Käufer dimittirt iſt, wieder zu ſeiner Boutique gehen, keineswegs aber mit ſolchen Waaren bey andern Häuſern anſprechen. Letzteres iſt für ein verbotenes Hauſiren anzuſehen, und mit der Confiscation der Waaren zu beſtrafen.

4. Außer den Meſſen und Märkten muß zwar ordentlicher Weiſe das Hauſiren den Kauf- und Handelsleuten, einheimiſchen oder fremden, Chriſten oder Juden, nicht verſtattet werden; es giebt aber zuweilen Fälle, wo man von dieſer Regel abgehen muß. Wenn z. B. wie ich bereits oben erwähnt habe, ein und andere Profeſſionen, oder Sorten von Waaren, dem Lande, und inſonderheit dem Landmanne unentbehrlich, ſelbſt aber dergleichen Profeſſioniſten oder Waaren im Lande entweder gar nicht, oder nicht in zureichender Anzahl vorhanden ſind: ſo ſind ſolches Umſtände, wo obige Regel eine Ausnahme leidet.

Man geſtattet aus dieſen Gründen in Schleſien, daß die Scheerenſchleifer, die Pferdeleger und Viehſchneider, und die Siebmacher mit Sieben und Siebwaaren, in Städten und

auf

auf dem Lande, in und außer den Jahrmarktszeiten hauſiren dürfen. Sie müſſen ſich aber zuvörderſt bey der Kammer mit gültigen Atteſtaten der Grundobrigkeiten ihres Geburtsortes oder Domicilii, wegen ihres Wohlverhaltens und unverdächtigen Betragens, ſo wie alle andere befreyte Hauſirer, gehörig legitimiren, und darauf mit einem Licenzzettel, gegen Entrichtung der Gebühren, verſehen laſſen. Sind aber in ein oder andern Städten einige Schleifer ſelbſt wohnhaft, ſo wird den fremden das Hauſiren nicht uneingeſchränkt und zu aller Zeit, ſondern in ſolchen Fällen nur in den Jahrmarktszeiten verſtattet; wo ſie denn auch das im Tariff beſtimmte Tagegeld, imgleichen die Acciſe von den bey ſich führenden Meſſern und Scheeren, beſonders entrichten müſſen; dagegen wird bey Ertheilung des Licenzzettels jedem ein Junge zum Verſchicken frey gegeben. Ferner werd den Augsburger Bilderkrämern ebenfalls erlaubt, mit katholiſchen geiſtlichen Büchern, Bildern, Crucifixen, Agnis Dei und Roſenkränzen, die Geiſtlichen und Klöſter auf dem Lande zu beſuchen, und daſelbſt ſolche Waaren, keinesweges aber einige andere, unter obige Sorten nicht gehörigen, zu verkaufen. Die ihnen zu ertheilenden Licenzzettel müſſen auf ſolche Freyheit beſonders eingerichtet, und die Gebühren nach der Taxe entrichtet werden. Dieſe und übrige vorgenannte Hauſirer ſind überdem verpflichtet, ihre Waarenlager in einer acciſebaren ſchleſiſchen Stadt zu halten, und ſämtliche Waaren gehörig zu veracciſen und zu verzollen. Wenn einige von ſolchen Profeſſioniſten darthun, daß ſie wirkliche Landes-ingeſeſſene ſind, und mit ihren Familien wirklich im Lande wohnen, werden ihnen die Hauſirzettel unentgeldlich ertheilt. Wofern aber einige von vorgedachten vier Arten der Profeſſioniſten und Hauſirer ſich aus der Fremde mit ihren Familien in Schleſien und der Grafſchaft Glatz niederlaſſen, mithin ſich entweder gleich poſſeſſionirt machen, oder zulängliche Sicherheit, daß ſie nach erſpirirten Freyjahren nicht wieder davon gehen werden, ſtellen: ſo werden ihnen nicht allein die freyen Licenzzettel, ſondern auch auf dem Lande die Freyheit vom Nahrungsgelde auf 5 Jahr, in den Städten aber die andern Künſtlern und nützlichen Profeſſioniſten verſprochenen Beneficia zugeſtanden.

Weil im Hannöveriſchen verſchiedene Krämer und Hauſirer durch Nachſicht der Obrigkeit Gelegenheit gefunden, durch Erkaufung des Bürgerrechtes den Schleichhandel ungeſcheut zu treiben: ſo wird nunmehr, nach dem hannöver. Hauſir-

edict, Art. 3. die Beſetzung in den hannöveriſchen Landen ohne der Landesregierung ausdrückliches Genehmhalten von keiner Obrigkeit geſtattet, auch dieſelbe unter keiner andern Bedingung zugelaſſen und erlaubet, es wäre denn, daß ein ſolcher Handelsmann ein eigenthümliches Haus ankaufte, darauf wenigſtens die Hälfte erweislich ſofort bezahlte, ferner die gewöhnlichen Abgaben für Gewinnung des Büngerrechtes ꝛc. bey ſeinem Antitt in einer Summe völlig berichtigte, auch ſich überdem gerichtlich anheiſchig machte, mit den Seinigen im Lande zu bleiben, und wie überhaupt allen Landesgeſetzen, alſo auch ins beſondere den wegen des Schleichhandels und Hauſirengegehens publicirten Verordnungen in allen Sücken auf das genaueſte nachzuleben.

Wenn alſo diejenigen Waaren weder im Lande fabriciret werden, noch bei den Kaufleuten des Ortes für Geld zu haben ſind, welche die Hauſirer führen, ſo iſt das Hauſiren allerdings zu erlauben. Denn in ſolchem Falle haben es ſich die Kaufleute ſelbſt beyzumeſſen; und es iſt billig, daß man den Einwohnern die Gelegenheit gönne, daß ſie ſich mit Bequemlichkeit damit verſorgen können, damit ſie nicht nöthig haben, ſolche mit Koſten von andern Orten kommen zu laſſen. Unterdeſſen muß das Polizeydirectorium von dieſem Umſtande vollkommen verſichert ſeyn, ehe es die Erlaubniß zu dem Hauſirengehen ertheilt. Dieſe Erlaubniß muß auch allemal von der Polizey abhängen, keinesweges aber von den Acciſebedienten. Denn ob gleich die Acciſe auf dergleichen Leute nicht unbillig iſt, ſo muß doch die Erlaubniß darauf nicht ankommen. Die Acciſebedienten aber ſind unfähig die Erlaubniß zu ertheilen, weil es hiebey auf die Einſicht in den Zuſammenhang des Nahrungsſtandes, und auf die Polizeygrundſätze ankömmt, worin ſie große Fremdlinge ſind; daher können die Acciſebedienten die Abgabe nicht eher annehmen, als bis die Erlaubniß von der Polizey vorgezeiget wird.

Zweytens iſt daß Hauſiren auch in Anſehung derjenigen Lebensmittel zu erlauben, welche die Landleute zu

Markte

Markte bringen, und die ſie freylich ohne ihrem Nachtheil nicht wieder mit zurück nehmen können. Allein auch hier erfordert die gute Ordnung, daß dieſes nicht eher, als nach einem gewiſſen Glockenſchlage, z. B. nach 11 oder 12 Uhr Mittags geſchehe. In einigen Städten wird der Markt zu einer geſetzten Stunde ordentlich ausgeläutet, oder man ſteckt vor dem Rathhauſe oder an einen Pfahl auf dem Markte eine auf einer langen Stange befeſtigte kleine Fahne, oder anſtatt derſelben das aus Blech geſchnittene Stadtwappen aus, und ſobald dieſe Zeichen weggenommen werden, hat der Markt ein Ende, und die Landleute dürfen alsdann, was ſie noch nicht verkauft haben, in der Stadt herum tragen. Wenn die Landleute, anſtatt ſich auf dem Markte zu ſetzen, ſich ſogleich zum Hauſirengehen vertheilen, ſo kann niemals ein rechter Marktpreis entſtehen. In manchen Häuſern ſieht man einen Groſchen nicht an, die Verkäufer berufen ſich auf dieſen Preis; und man giebt alſo von Seiten der Einwohner ſelbſt zu einer Vertheuerung Anlaß. Es würde auch aus ſolchem Hauſiren ein ſchädlicher Vorkauf entſtehen. Diejenigen Einwohner, welche nahe an den Thoren wohnen, würden den Landleuten aufpaſſen, und alles vorweg kaufen; andere würden dieſelben durch kleine Gefälligkeiten an ſich locken, ſo daß ſie allemal zuerſt bey ihnen anfangen, ihnen ihre Waaren anbieten, und vorzüglich vor andern verkaufen müßten, welches vielen andern Einwohnern nothwendig zum Nachtheil gereichen würde. Jedoch die Umſtände des Ortes ſind bisweilen ſo beſchaffen, daß man ſolchen Verordnungen nicht ſogleich Einhalt thun kann, ſondern es werden allerhand Vorbereitungen und Umwege erfordert, um die Sache zu ihrem abgezielten Endzweck einzuleiten. Ueberhaupt kann man es als eine Regel anſehen, daß das Hauſirengehen mit Victualien, außer beſondern Umſtänden, nicht zu verbieten

bieten iſt. Denn hier fallen die meiſten Gründe, in Anſehung der Commerzien, der Kaufleute, und des Ausfluſſes des Geldes hinweg. Doch müßten alle diejenigen, die damit hauſiren gehen wollten, ihren Namen und die Art der Lebensmittel aufſchreiben laſſen, und einen Hauſirzettel löſen; dieſes würde ſehr dienen, ſie von den Betrügereyen abzuſchrecken; weil diejenigen, welche ſie betrogen hätten, alsdenn ihren Namen ſofort bei der Polizey erfahren können. Und daß die Hauſirer nicht ferner betrügeriſche und verfälſchte Victualien verkauften; könnte die Polizey leicht durch ein Paar ſchreckende Strafbeyſpiele vermitteln.

Außer denen Lebensmitteln, welche die Bauern zu Markte zu bringen pflegen, giebt es noch andere Victualien, welche von andern Leuten verkauft werden. Wenn dieſe in gewiſſe Handwerke oder Profeſſionen einſchlagen, ſo iſt das Hauſiren mit denſelben ordentlicherweiſe nicht zu geſtatten; nur beſondere Umſtände können ſolches zulaſſen. Die Fiſcher dürfen alſo mit ihren Fiſchen, die Bäcker mit ihrem Brod, und die Fleiſcher mit Fleiſch, eigentlich nicht hauſiren gehen; noch weniger iſt ſolches andern, die nicht von dieſen Handwerken ſind, zu geſtatten. Doch kann wegen der Bequemlichkeit der Einwohner, wegen des geſchwindern Abſatzes der Waaren, und wegen der beſondern Beſchaffenheit derſeben, zuweilen ein Ausnahme von der Regel Statt finden.

So iſt z. B. in der Mark Brandenburg erlaubt, mit friſchen Fiſchen, welche die von Adel und die Beamten bey den Seen oder Teichen ſelbſt nicht los werden können, ingleichen mit trockuen und eingebökelten Fiſchen zu hauſiren. Den in den Acciſeſtädten wohnenden Bäckern iſt erlaubt, ihre aus verſteuerten Mehl gebackene Semmeln und Franzbrod, auch geſottene Bretzeln in und außer den Städten, wenn diejenigen, die ſolche herum tragen und verkaufen, mit Acciſepaſſierzetteln verſehen ſind, ſo gut ſie können, zu verkaufen. Eben ſo iſt auch das Herumtragen des Wildbretes, Federviehes ꝛc. wohl zu geſtatten.

Da

Da die Aufnahme der Manufacturen und Fabriken, inſonderheit derjenigen, welche erſt neu angelegt worden, großen Theils auf den baldigen und ſtarken Debit ihrer Waaren ankömmt: ſo pflegt man, zu Erreichung dieſes Endzweckes, das Hauſiren mit dergleichen Manufactur- und Fabrikwaaren zu verſtatten.

Alſo iſt in der Mark Brandenburg erlaubt, mit Kupfer- und Meſſingwaaren, auch mit den von neu angeſetzten Scheeren- und Meſſerſchmieden zu Neuſtadt-Eberswalde verfertigten und mit einem Adler gezeichneten Eiſenwaaren, in Städten und auf dem Lande zu hauſiren, wenn ſie das Meſſing von der Hegermühle und Neuſtadt-Eberswalde, die kupfernen Waaren aber aus einer märkiſchen oder magdeburgiſchen Sadt nehmen; jedoch müſſen alle ſolche Kupfer- und Meſſingwaaren mit dem verordneten doppelten Stämpel, bey Verluſt derſelben, gezeichnet ſeyn, die Keſſelführer auch ſelbſt dazu ſich bey der churmärkiſchen und magdeburgiſchen Krieges- und Domänenkammer gehörig verpflichten laſſen. Mit dem in der Grafſchaft Mark verfertigten Senſen und Futterklingen iſt hingegen das Hauſirengehen verboten.

Eben ſo wird in den hannöveriſchen Landen das Hauſirengehen oder fahren mit Salz von den einländiſchen Salzwerken, wie auch den von den einheimiſchen Glashütten beſtellten Glaskrämern, wenn jene ſowohl, als dieſe, ſich durch obrikeitliche Päſſe legitimiren, imgleichen mit den im Lande verfertigten Porzellan- und Töpferwaaren, veſtattet.

Selbſt denen auf dem Lande wohnenden Bauern und andern Leuten, welche gewiſſe, inſonderheit zur Landwirthſchaft gehörige, Waaren und Werkzeuge, als; eiſerne Nägel, Breitbeile (Barthen), Aexte, hölzerne Mulden, Kornſchaufeln und dergleichen hölzernes Geräth, verfertigen, wird das Hauſiren damit, wie auch mit dem ſelbſt verfertigen Linnen, gewonnen Flachs, von ihnen erweislich geſtrickten Strümpfen, Mützen ꝛc. in den hannöveriſchen Landen verſtattet, weil dieſe Leute ſolche Waaren ſonſt nicht würden in Handel bringen können. Im Brandenburgiſchen wird das Hauſiren mit Sieben, Mulden, Senſenbäumen, Kobern, Schachteln,

teln, hölzernen Schippen, Spaten, Kellen ꝛc. gleichfalls verſtattet. Es kann auch ſoches gar wohl erlaubt werden, weil dadurch den Handwerkern eben kein Nachtheil zugezogen wird, indem ſolche Waaren zu keinem beſondern Handwerk zu gehören ſcheinen; außer was die eiſernen Nägel, Barthen und Aexte betrifft, welche zu verfertigen vielleicht nur im Hannöveriſchen den Dorfhandwerkern erlaubt iſt, da ſonſt in andern Ländern ſolche Eiſenwaaren bloß den ſtädtiſchen Handwerkern zuſtehen, mithin auch dieſen zum Nachtheil das Hauſiren damit nicht wohl zugelaſſen werden kann.

5 Das Hauſirengehen auf dem Lande iſt allen Handelsleuten, Juden und Chriſten, auswärtigen und einheimiſchen, ſchlechterdings zu verbieten.

Doch iſt in Schleſien den einheimiſchen erlaubt, auf Verlangen einer auf dem Lande wohnenden Herrſchaft, oder der Einwohner andrer Städte, wenn in denſelben Niemand dergleichen Waare führt ſich mit ihren verſchiedenen Waaren dahin zu begeben, und dieſelben zu verkaufen. Es müſſen aber dieſe in einer Acciſeſtadt etablirte Handelsleute, Chriſten oder Juden, das erhaltene Schreiben Certificat bey dem Acciſe-Amte des Ortes ihrer Wohnung produciren, und die mitzunehmenden Waaren ſpecificiren, worauf das Acciſeamt die Packete oder Behältniſſe verſiegelt, und der Thorſchreiber bei dem Ausgange das Acciſeſiegel recognosciret, welches auch unter Weges nicht abgenommen, ſondern allein von derjenigen Herrſchaft, welche die Waaren verſchrieben hat, entſiegelt werden darf; wogegen dieſelbe, wenn ſie von den Waaren das Nöthige gekauft hat, das zurückgehende wieder mit ihrem Petſchaft verſiegelt, welches, bey der Rückkunft in der Sadt, das Acciſeamt wieder recognosciret, und die zurück gebrachten Waaren, ob alles damit ſeine Richtigkeit habe, und nicht etwas neues neuveracciſetes mit herein gebracht werde, genau viſitiren läßt. Geſchieht der verkauf nicht auf dem Lande, ſondern in einer andern Acciſeſtadt, ſo werden die Waaren, bey dem Ausgange, von dem dortigen Acciſeamte revidiret und recognosciret.

6. Wenn Waaren ſo beſchaffen ſind, daß deren Verfertigung und Verkauf nicht allein eine beſondere

Po-

Polizeiaufſicht erfodert, ſondern dieſe Waaren auch mit ſtarken Auflagen beſchwert ſind, welche ohne eine genaue Aufſicht leicht unterſchlagen werden können: ſo iſt das Hauſiren mit dergleichen Waaren nicht zu geſtatten, weil dadurch nicht allein diejenigen beſondern Krämer und Profeſſioniſten, die ſolche Waaren verkaufen, in ihrer Nahrung gehindert werden, ſondern auch ſowohl das gemeine Weſen, wegen der dadurch ganz unwirkſam gemachten Polizeyaufſicht, als auch das landesherrliche Intereſſe, darunter leidet. Man verbietet daher mit gutem Grunde das Hauſiren mit allerley Kramwaaren, an Thee, Kaffe, Chocolate und ſo genannten kurzen Waaren, mit Canaſter oder anderm Rauch- und Schnupftobak, mit Branntwein, Wein u. d. gl.

7. Unter allen Arten des Hauſirens iſt diejenige, welche allerley Arzeneywaaren und andern Sachen, wodurch die Geſundheit und das Leben der Menſchen in Gefahr geſetzt werden kann, die ſchädlichſte. Man geſtattet daher in Ländern, wo eine gute Polizeyeinrichtung iſt, durchaus nicht, daß Quackſalber, Marktſchreyer, Wurzelkrämer, Oculiſten und Operateurs, wenn nicht beſonders dazu privilegirt ſind, in welchem Falle ſie gleichwohl ihre Waaren erweislich aus einländiſchen Apotheken genommen haben müſſen, weder auf den Jahrmärkten ausſtehen und feil haben, noch weniger aber hauſiren. Den Siebmachern Thüringer Waſſer- und Olitäten-Krämern wird das Hauſiren ſo wohl in Städten, als auf dem Lande, ſchlechterdings nicht erlaubt, ſondern ihnen von den Gränz- Zoll- und Acciſe-Aemtern ſogleich bey der erſten Station die Packete und Waarenbehältniſſe genau verſiegelt, und die Zollzettel darüber zum Tranſito ertheilet; da ſie alsdann mit ihren Waaren nur durch das Land paſſiren können, bey Strafe der Confiscation derſelben aber nichts davon verkaufen dürfen.

Königl. preußiſche General-Medicinalordnung für das Herzogth. Schleſien, v. 1744, §. 30 und 78.
Schleſiſches Hauſirpatent, v. 2. Dec. 1750, §. 4.
Circulare wegen des Hauſirens der fremden Olitätenkrämer, v. 16. Jul. 1753.

Ja, es wird ſolchen fremden Olitäten- und Arzeneykrämern auch wohl nicht einmal der Durchgang durch das Land verſtattet, es wäre denn, daß ſie, ſo wohl durch einen unverdächtigen Paß von ihrer Obrigkeit beweiſen, daß ſie eines ehrlichen und unbeſcholtenen Betragens ſeyn, als auch ſo viel Geld baar vorzeigen können, als zu ihrer Subſiſtenz bey dem Durchgange im Lande unumgänglich nöthig iſt. Vor allen Dingen iſt man darauf ſehr aufmerkſam, und verſtattet nicht, daß die Olitätenkrämer, Scheerenſchleifer, Siebmacher Mäuſe- und Ratzenfänger (Kammerjäger) und andere Herumläufer Giftwaaren bey ſich führen und verkauſen; es werden ihnen ſolche abgenommen, und zu weiterer Verfügung an die Acciſeämter verſiegelt abgegeben.

Soll das ſchädliche Hauſiren gehen im Lande abgeſchaffet und eingeſtellet werden, ſo wird dazu nicht allein eine gute Polizeyaufſicht erfodert, ſondern es müſſen auch die dieſerwegen gegebenen Polizeygeſetze durch ſcharfe Zwangs- und Strafmittel in Ausübung gebracht und aufrecht erhalten werden.

In den königl. preußiſchen Landen ſind die Acciſe- und Zollämter angewieſen, alle Kramwaaren, ſie mögen Fremden oder Einheimiſchen, Chriſten oder Juden, gehören, in ihren Packen, Bündeln, Kiſten, und wie ſie ſonſt eingepackt ſeyn mögen, feſt und wohl zu verſchnüren, und dergeſtalt zu verſiegeln, daß ſie unter Weges nicht aufgemacht, oder ohne Verletzung des Siegels etwas daraus genommen werden kann. Den Zoll- und Polizeyebreitern aber wie allen übrigen Acciſe- und Zollbedienten, iſt anbefohlen, wenn ſie einige Peſonen, außer den mit Licenzzetteln ausdrücklich dazu autoriſirten, mit unverſiegelten Waaren

auf

auf dem Lande antreffen, daß ſie dieſelben anhalten und nebſt den Waaren an das nächſte Acciſe= oder Zollamt bringen ſollen, damit ſolches die Urſachen, warum die Waaren nicht verſiegelt geweſen, unterſuchen, und das Protokoll davon zur Deciſion an den Commiſſarium loci einſenden könne, welcher alsdann, nach Beſchaffenheit der Sache, dieſelbe entweder abzuthun, oder an diejenige Kriegs= und Domänenkammer, unter deren Departement die Contravention vorgefallen iſt, zur fernern Verfügung zu berichten ſchuldig iſt. Inſonderheit wird in Anſehung der Olitäten= und Arzneykrämer ſolche genaue und vorſichtige Verſieglung ihrer Waaren beobachtet, und wenn von dieſen Leuten der feſtgeſetzte Tranſitozoll erleget worden, werden in dem darüber ertheilten Durchgangszettel, ſowohl auf was für Art die Verſieglung geſchehen, und das benachbarte Land, wohin die Perſon durch das Land zu reiſen gedenkt, namentlich ausgedrückt, als auch und vornämlich die Reiſeroute dahin auf der geraden Straße mit Benennung der Hauptörter, wie auch der Tage, wie lange die Perſon ſich höchſtens im Lande aufhalten kann, vorgeſchrieben, und dabey dieſelbe ernſtlich gewarnet, ſich im Lande länger nicht aufzuhalten, noch weniger die Waaren feil zu bieten und damit zu hauſiren.

Damit auch mit den Licenzzetteln, welche zum Hauſiren ertheilet werden, kein Unterſchleif vorgehe, werden dieſelben nicht allein gedruckt, ſondern dürfen auch bloß vou der Kammer, wo die Intereſſenten ſich deshalb melden müſſen, und ſonſt von Niemand, ausgefertiget werden. Die Zoll= und Polizeybereiter und Landdragoner müſſen auf die Contraventionen Acht haben, und die Contravenienten, wie bereits oben erwähnt worden, mit ihren Waaren zur Beſtrafung an das nächſte Acciſe= oder Zollamt abliefern, auch dahin ſehen, daß die Licenzzettel nicht auf andere Perſo-

nen oder Waaren, als darin benannt ſind, noch auch über die geſetzte Zeit, gemißbrauchet werden; in welcher Abſicht ſie nach Ablauf des Jahres ſofort ſolche Zettel den Producenten abnehmen, und an die Acciſeämter oder Steuerräthe abgeben, dieſe aber ſelbige wieder an die Kriegs- und Domänenkammer zur Caſſation einſenden müſſen. Den Acciſe- und Zollämtern, inſonderheit an der Gränze, iſt nicht erlaubt, den Hauſirern Interimsſcheine zum Hauſiren zu ertheilen, wenn ſie gleich die für den Licenzzettel zu erlegenden Jura bey dem Amte deponiren wollen; ſondern ſie müſſen dieſe Leute ſchlechterdings an die Kammer verweiſen. Damit man aber verſichert ſeyn möge, daß ſie ſich bey der Kammer melden werden, und damit das Hauſiren derſelben unter Weges verhindert werde, müſſen die Aemter ihnen zwar einen Schein, ohne dafür, bey Strafe der Caſſation, einige Gebühren zu nehmen, ertheilen, daß ſie ſich gemeldet, und an die Kammer, um von derſelben den Licenzzettel zu erbitten, verwieſen worden, jedoch in ſolchem Schein deutlich mit anführen, daß der Inhaber deſſelben unter Weges, ehe er von der Kammer den Licenzzettel erhalten, ſich nicht unterſtehen ſoll, ſeine Profeßion zu treiben, oder zu hauſiren, und daß, wofern er, wider die gegebene Warnung, dawider handeln würde, er von den Gerichten angehalten werden möchte.

Die churfürſtl. hannöveriſche Einrichtung zu Verhütung des Hauſirens, iſt ebenfalls ſehr gut. Es wird zwar den fremden Hauſirern der Durchgang durch das Land in ein benachbartes nicht verweigert; ſie ſind aber in dieſem Falle ſchlechterdings ſchuldig,

1. bey ihrem Eintritt in das Land, bey der Obrigkeit oder den dazu beſtellten herrſchaftlichen Bedienten, in einem von den in dem Verzeichniß benannten Gränzörtern ſich ſofort zu melden, ihre bey ſich führende Päſſe, mit Anzeigung der durch das Land zu nehmenden Route, wie auch alle ihre mitgebrachte Waaren zu produciren; worauf alsdann von den Gränzobrigkeiten ihre Päſſe mit Bemerkung der Route unter-

ſchrieben, die ſämtlichen Waaren gegen Erlegung von 12 Gr. verſiegelt, und ihnen hierüber beſondere obrigkeitliche Atteſtate, worin die Anzahl ihrer bey ſich führenden Ränzel, Kiſten und Packe mit anzuzeigen ſind, zu ihrer Legitimation ausgefertiget werden müſſen.

2. Müſſen ſie, wenn ſie die hannöveriſchen Lande wieder verlaſſen, gleichergeſtalt an dem lezten Gränzorte bey der Obrigkeit durch Producirung ihrer Päſſe und Vorzeigung der verſiegelten Waaren beſcheinigen, daß ſie die vorgeſchriebene Route auf das genaueſte beobachtet, und unter Weges keine Waaren debitiret haben.

3. Müſſen ſie bey ihrem Durchgange durch die hannöveriſchen Lande, außer den öffentlichen Poſtſtraßen, ſich keiner andern Wege und Heerſtraßen bedienen; immaßen

4. derjenige Hauſirer und Schleichhändler, welcher ſich diesſeits der benannten Gränzörter mit unverſiegelten Waaren betreten läßt, oder auch jenſeits derſelben Waaren verkauft zu haben überführt wird, ihrer ſofort und ohne weitere Umſtände unabbittlich verluſtig geht.

5. Iſt den Hauſirern verboten, ſich an einem oder dem andern Orte im Lande, bey ſeiner Durchreiſe länger, als eine Nacht, aufzuhalten; und derjenige Wirth, oder auch die Dorfſchaft, ſo einen Hauſirer länger beherberget, es wäre denn Krankheits halber, oder auch wohl gar demſelben ein Ablager ſeiner unverſiegelten Waaren geſtattet, wird im erſten Falle in 10 Rthlr. im leztern aber in 20 Rthlr. Strafe von der ordentlichen Obrigkeit des Ortes genommen, die niedergeſezten Waaren aber weiter ſofort confiſciret, und die Hälfte der Geldſtrafen dem Denuncianten zugebilliget.

Was die auswärtigen Kaufleute, welche die Jahrmärkte beziehen dürfen, betrifft: ſo müſſen dieſelben ſich ebenfalls ihre Waaren verſiegeln laſſen. Nur wird in Anſehung ihrer die Entſieglung der Waaren von derjenigen Ortsobrigkeit vorgenommen, wo der Jahrmarkt gehalten wird; worauf alsdann, nach Endigung deſſelben, von eben der Obrigkeit die anderweitige Verſieglung der nicht verkauften Waaren, ſobald ſich die Kaufleute gehörig melden, ſofort, und ohne ſie über die Gebühr aufzuhalten, bewerkſtelliget, auch ihnen zu ihrer Legitimation ein Schein ausgefertiget werden muß, worin die zu nehmende Route, und die Anzahl der Packe und Kiſten, genau beſchrieben wird. Damit jedoch die Marktfreyheit nicht gekränket, und den fremden Kaufleuten alle nur mögliche Erleich-

terung verſchaffet, der intendirte gemeinnützige Endzweck aber dennoch dabey erreichet werde, verſtattet man, daß diejenigen auswärtigen reputirlichen Kauf- und Handelsleute, welche die einheimiſchen Jahrmärkte beziehen, alsdann mit der verordneten Verſieglung ihrer Waaren verſchonet werden ſollen, wenn ſie ſich ein für allemal dahin eidlich reverſiren, daß ſie weder ſelbſt, noch ihre Handlungsbedienten und Knechte, außer den öffentlichen Jahrmärkten mit ihren Waaren in den hannöveriſchen Landen nicht hauſiren wollen; in welcher Abſicht ihnen ein obrigkeitliches Atteſtat zu ihrer Legitimation ertheilet wird.

Die einheimiſchen chriſtlichen Kauf- und Handelsleute dürfen zwar ihre Waaren nicht verſiegeln laſſen, ſie müſſen aber ein obrigkeitliches Atteſtat vorzeigen, daß ſie in den hannöveriſchen Landen wirklich anſäſſig ſeyn und die Conceſſion zur Handlung erhalten haben. Sie dürfen aber bey der verordneten Strafe ſich nicht unterſtehen, unter Weges von ihren Waaren etwas zu debitiren, oder damit zu hauſiren.

Die einländiſchen vergleiteten Juden, wenn ſie mit ihren Waaren den Ort ihres Aufenthaltes einige Zeit verlaſſen, und auf die ein- und ausländiſchen Jahrmärkte ziehen wollen, müſſen, ſo wie die auswärtigen Juden, bey Vermeidung gleicher Strafe, ihre mitgenommene Waaren von ihrer Ortsobrigkeit gegen Erlegung 6 Mgr. gleichfalls verſiegeln laſſen, und ſolche entweder an den Gränzörtern, oder wo der Jahrmarkt gehalter wird, zur Entſiegelung produciren, auch bey ihrer Rückkehr nach Hauſe dasjenige gleichfalls auf das genaueſte beobachten, was wegen der auswärtigen chriſtlichen Kaufleute verordnet worden.

Die Maßregeln, welche man im Hannöveriſchen bey Beſtellung der Aufſeher auf das Hauſiren genommen hat, ſind wohl überlegt, und verdienen Beyfall und Nachahmung.

Man hat nämlich den Kaufmannsinnungen im Lande verſtattet, auf ihre Koſten, nach Verhältniß einer jeden Provinz, einen oder mehrere Aufſeher zu beſtellen, und ſolche der Landesregierung zur Confirmation und Beeidigung zu präſentiren. Dieſe werden dann dahin angewieſen, auf die Hauſirer genau zu achten, und ihnen, falls ſie mit feilen Waaren, und nicht verſiegelten Ränzeln, Packen oder Kiſten, oder auch außer der ihnen, in dem auf Verlangen jedesmal vorzuzeigenden Atteſtat, vorgeſchriebene Poſtſtraße ertappet werden, ſolche ſofort, und allenfalls mit Hülfe der Obrigkeiten oder Amtsunterbedienten, abzunehmen, und an diejenige Obrigkeit, in deren Gerichts-

richtsbezirke ſolches geſchehen iſt, einzuliefern; wie denn dieſe Aufſeher von der Landesregierung ſowohl mit einer beſondern Inſtruction, welche den weſentlichen Inhalt der neuen Hauſirordnung in ſich enthält, als auch mit einem Paß verſehen worden. Beyde findet man im 19. St. der Hannöv. Anz. v. J. 1769.

Dieſes iſt aber noch nicht genug geweſen. Weil es ſich leicht zutragen kann, daß die Schleichhändler und Hauſirer, in Abweſenheit der Aufſeher, die landesherrliche Hauſirordnung zu vereiteln ſuchen dürften: ſo iſt, zu deſſen Verhütung, den im Lande anſäſſigen Kaufmannsinnungen auch verſtattet worden, ihres hergebrachten Pfändungsrechtes gegen dergleichen Leute, mit Zuziehung eines dazu beſtellten Amtsunterbedienten, ſowohl in den Städten, als auf dem platten Lande, zu aller Zeit, und ſo oft ſie ſolches für nöthig finden, ſich zu bedienen, auch ſolche Nachforſchung durch ihre Handlungsbedienten, in ſo fern ſie mit dem oben erwähnten obrigkeitlichen Zeugniß verſehen ſind, bewerkſtelligen, und die nicht verſiegelten Waaren den Contravenienten abnehmen und an die Obrigkeit einliefern zu laſſen. Sämtliche Obrigkeiten im Lande ſind angewieſen, ſofort nach Erhaltung der neuen Hauſirordnung, in jedem Dorfe eine dazu tüchtige und den Kaufmannsinnungen bekannt zu machende Perſon zu beſtellen, welche, auf Requiſition, gegen die ſonſt gewöhnlich geweſene Gebühr, dergleichen Viſitationen im Namen der Obrigkeit ſofort und ohne die geringſte Verzögerung mit bewerkſtelligen helfen muß. Und wofern dieſer beſtellte Amtsunterbediente, wegen ſeiner häuslichen Verrichtungen, zu einer Zeit abweſend ſeyn ſollte, wenn von den privilegirten Kaufleuten eine Viſitation anzuſtellen, oder ihr Pfändungsrecht zu exerciren nöthig gefunden wird, ſo iſt den Kaufleuten verſtattet, alsdann, in Gegenwart zweener auf ihre Koſten dazu zu adhibirender Zeugen, die Viſitation dem ungeachtet vornehmen zu können.

Auf dieſe Art iſt gar kein Zweifel, daß das ſchädliche Hauſiren nicht ſollte verhindert werden können. Der eigene Vortheil der einländiſchen Kauf- und Handelsleute erfordert es, daß ſie es hierunter an ihrer guten Aufſicht nicht ermangeln laſſen; und die Concurrenz der Obrigkeit verhindert alle Ausſchweifungen und Bedrückungen dabey; die Polizey aber erreicht ihren Endzweck, ohne nöthig zu haben, der Kammer durch die Unterhaltung und Beſoldung einer Menge von Unterbedienten beſchwerlich zu fallen.

In dem erſten Uebertretungsfalle pflegt der Hauſirer mit einer namhaften, und, nachdem derſelbe ſchädlicher iſt, als andere, oder wenn zu dem verbotenen Hauſiren das Erbrechen der Siegel hinzukömmt, mit einer anſehnlichen Geldſtrafe beleget zu werden. Bey dem zweyten Falle aber findet gemeiniglich die Confiscation der Waaren Statt. Man pflegt in den Hauſirordnungen die auf die verſchiedenen Fälle geſetzten Strafen genau zu bemerken. Damit aber die Obrigkeiten auch erfahren mögen, ob ein Hauſirer zum erſten oder zweytenmal betroffen worden, wird im Hannöveriſchen die erſtmalige Strafe nicht allein in dem Verſieglungsatteſtat angemerket, ſondern auch in den öffentlichen Anzeigen oder Intelligenzblättern bekannt gemacht, damit ſich andere Obrigkeiten in der Beſtrafung danach achten können.

In England ſind die meiſten Hauſirer Schotten und deutſche Juden. Um alle Umſchleife und Mißbräuche zu verhindern, iſt in London ein eigenes Collegium, Hawker-and Pedlars Office genannt, welches über die Hauſirer die Aufſicht führt, 10 reitende Vögte, und noch 4 andere für London und die benachbarte Gegend, unter ſich hat.

Chur-Brandenburiſches Patent, daß die fremden Kupferſchmiede und Rothgießer ſich des Hauſirens, auch Kupfer- und Meſſingaufkaufens enthalten ſollen, d. d. 18. Sept. 1654, ſt. in Mylii Corp. Conſtit. March. 4. Th. 2. Abth. 2. Cap. No. 5, S. 61.

Edict wegen verbotener Einfuhr und Verkauf fremder Kupfer- und Meſſingwaaren, und des Hauſirens, d. d. 21. Dec. 1654, eb. daſ. No. 6, S. 63.

Edict, daß denen von Adel rc. auch wider das Vor- und Aufkaufen, Hauſiren rc. d. d. 16. Oct. 1662, eb. daſ. 5. Th. 2. Abth. 1. Cap. No. 14, S. 23.

Edikt wider das Hauſiren mit allerhand Waaren. d. d. 21. Sept. 1663, eb. daſ. 7. Cap. No. 1, S. 507.

Edict, daß die Juden nicht im Lande hauſiren oder handeln ſollen, ohne Specialconceſſion d. d. 11. Apr. 1665, eb. daſ. No. 2, S. 507.

Verordnung wider das Hauſiren der Savoyarden, Italiener, und Tablettkrämer in den Reſidenzien, d. d. 18. Aug. 1687, eb. daſ. No. 3, S. 510.

Edict wider das Hauſiren der Juden, d. d. 17. Aug. 1692, eb. daſ. No. 4, S. 510.

Chur-Braunſchweigiſches Edikt gegen das Hauſiren mit Tuch oder Stoffen. d. d. 31. Oct. 1701, ſt. in den Braunſchweig. Calenb. Ordn. Cap. 4, S. 360.

Declaration deſſelben, d. d. 6. Mart. 1702, eb. daſ. S. 362.

It. wegen der Tablett- und Siebkrämer, d. d. 23. Mart. 1711, eb. daſ. S. 364.

Ausſchreiben wegen des Hauſirens, d. d. 6. Febr. 1719, eb. daſ. S. 65.
Beſonders mit Tobak, d. d. 19. Oct. 1719, eb. daſ. S. 366.
Und überhaupt d. d. 2. Apr. 1721, eb. daſ. S. 367.
It. mit Kram- Eiſen- und andern Waaren, d. d. 27. Jun. 1724, eb. daſ. S. 368.
Patent gegen das Hauſiren der Juden, d. d. 18. Apr. 1732, eb. daſ. S. 369.
Chur-Hannöveriſche Verordnung wider das Hauſiren, v. 6. Dec. 1768, ſt. im 7. und 8. St. der Hannöver. Anz. v. J. 1769.
Inſtruction für die von der Kaufmannſchaft über das verbotene Hauſirengehen beſtellte Aufſeher, ſt. im 19. St. derſ.
Chur-Maynziſches Verbot des Hauſirens der Gängler u. d. auſſer den Meſſen, v. 18. Dec. 1749, ſt. in den Maynz. Pol. und Commerc. Verordn. 1. Samml. S. 269.
Chur-Sächſiſches Mandat, das Verbot des Hauſirens betreffend, d. d. Dresd. d. 25. May 1765, ſt. in No. 27 des Lpz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 234.
Königl. Preußiſches Mandat, daß die Waſſerbrenner nicht mit eiſernen, meſſingenen und ſtählernen, auch Galanteriewaaren hauſiren ſollen, v. 21. Oct. 1702, ſt. in Mylii Corp. Conſt. March. 5. Th. 2. Abth. 7. Cap. No. 5, S. 510.
Patent wider das Hauſiren der fremden Siebmacher außer den Jahrmärkten, und daß ſie kein Fliegen- Ratzen- oder ander Gift führen ſollen, v. 12. Jan. 1708, eb. daſ. No. 6, S. 511.
Mandat wegen Verbot des Hauſirens, und daß die Waſſerbrenner und Siebmacher keine andere Waare führen ſollen, v. 25. Apr. 1712, eb. daſ. No. 7, S. 511.
Edict wegen Handlung mit Getreydig, Wolle, Victualien, und wider das Aufkaufen und Hauſiren, v. 24 Aug. 1713, eb. daſ. No. 22, S. 41.
Edict, daß die Schneider, Schnurmacher, Nadler, Knopfmacher ꝛc. in den Reſidenzien mit den zur Krämerey gehörigen Waaren nicht handeln ſollen, und wider das Hauſiren, v. 10 Aug. 1714, eb. daſ. No. 25, S. 47.
Mandat vom Verbot des Hauſirens in den Reſidenzien, v. 8. Mart 1715, eb. daſ. 7. Cap. No. 8. S. 514.
Verordnung, daß den Land- und Ausreitern, wenn ſie wider das Aufkaufen und Hauſiren, auch ſonſt ihr Amt thun, aſſiſtiret werden ſoll, v. 25. Dec. 1716, eb. daſ. No. 9, S. 514.
Mandat, daß die Schiffleute nicht mit allerhand Waaren handeln und hauſiren ſollen, v. 27. Mart. 1717, eb. daſ. No. 10, S. 515.
Patent, daß die fremden Siebmacher außer den Jahrmärkten mit ihren Waaren, bey 5 Rthlr. oder Gefängniß Strafe, nicht hauſiren gehen ſollen, v. 28. Jul. 1717, eb. daſ. 2. Abth. 3. Cap. No. 48. S. 194.
Neu-revidirtes Hauſiredict in der Chur- und Mark Brandenburg, v. 25. Apr. 1718. eb. daſ. 7. Cap. No. 11, S. 518.
Geſchärftes Edict wider das Hauſiren auf dem Lande, der Juden, auch Tablett- und Olitäten-Krämer. v. 24. Apr. 1720, eb. daſ. No. 12, S. 522.

Reſcript, daß den Siebmachern und Olitätenkrämern das Hauſiren auf dem Lande wieder zu verſtatten, v. 18. Sept. 1720, eb daſ. No. 13, S. 523.

Circularverordnung, daß nach Ablauf dieſes Jahres, alles Hauſiren mit Senſen und Futterklingen verboten ſeyn ſoll, v. 28. Jul. 1723, eb. daſ. No. 14, S. 523.

Patent wegen des Hauſirens mit märkiſchen Senſen und Futterklingen, v. 18. Mart. 1724, eb. daſ. No. 16, S. 523.

It. v. 12. Dec. 1727, eb daſ. 5. Abth. 3. Cap. No. 50, S. 190.

Reſcript, daß die ſogenannten Hexterbauern nicht mit Bieleſeldiſchen und andern Leinenwaaren hauſiren ſollen, v. 2. Apr. 1729, eb. daſ. 2. Abth. 7. Cap. No. 17, S. 526

Circularverordnung wegen verbotenen Hauſirens der Olitätenkrämer, v. 23. Apr. 1732, eb. daſ. No. 18, S. 427.

Reſcript wegen der Keſſelführer und Flicker, daß ſie in denen Städten, wo Kupferſchmiede wohnen, und eine halbe Meile herum, nicht hauſiren ſollen, v. 15. Sept. 1736, eb. daſ. No. 19. S. 527.

Erneuertes und geſchärftes Patent wider das Hauſiren auf dem platten Lande, d. d. Berlin den 27. Mart. 1737, in Mylii Cont. I. Corp. Conſt. March. Col. 27.

Erneuertes und geſchärftes Hauſiredict im Churfürſtenthum Brandenburg, im Herzogthum Magdeburg und der Grafſchaft Mansfeld, d. d. Berl. v. 7. Aug. 1743, in Corp. Conſt. March. Cont. II, Col. 141.

Formular eines Lizenzzettels zum Hauſiren, ſt. in der Samml. ſchleſ. Ordn. v. J. 1745, S. 92.

Erneuertes und geſchärftes Hauſiredict, worin das Herumlaufen mit einheimiſchen und fremden Waaren gänzlich verboten wird, d. d. Berl. v. 17. Nov. 1747, in Corp. Conſt. March. Contin. III. Col. 287.

Patent wider das Hauſiren, v. 2. Dec. 1750, in der Samml. ſchleſ. Ordn. v. J. 1750.

Formulare verſchiedener Lizenzpäſſe zum Hauſiren, eb. daſ. v. J. 1751, S. 482, fgg.

Reſcript wegen Nichtertheilung Interimslizenzſcheine für die Hauſirer, v. 25. May 1752, eb. daſ. v. J. 1752.

Circulare, das Herumlaufen mit Waaren, imgleichen die Betteljuden betreffend, d. d. Minden, d. 2. Aug. 1752, in der Edictenſamml. a. v. J. 1751 — 1755, Col. 349, f.

Circulare an die Meurſiſche Deputation und ſämtliche Richter in Cleve und Mark, wegen des Hauſiredicts und der muthwilligen Bettler, d. d. Cleve d. 5. Sept. 1752, eb. daſ. Col. 359, f.

Circulare an die Meurſiſche Deputation ꝛc. die Publication des Hauſiredictes betreffend, d. d. Cleve, d. 4. Dec. 1752, eb. daſ. Col. 401, f.

Circulare wegen des Hauſirens der fremden Olitätenkrämer, v. 16. Jul. 1753, in der Samml. ſchleſ. Ordn. v. J. 1753.

Circulare wegen der im Geldriſchen gewöhnlichen Einrichtungen mit den Hauſiredicten, d. d. Berl. d. 29. Nov. 1764, in der Edictenſamml. v. J. 1764, No. 84.

Mark-

Markgräfl. Brandenb. Bayreuthiſche Verordnung, daß die Hauſirer ſich außer den öffentlichen Jahrmärkten anzumelden, und nach Beſchaffenheit ihres Gewerbes Steuer zu geben, v. 20. Apr 1713, im 2. Th. des Corp. Conſt. Culmb. S. 125?.

Ausſchreiben, daß und wie viel die Hauſirer wegen ihres Gewerbes außer den öffentlichen Jahrmärkten Steuern zu geben, v. 20. Apr. 1713, eb. daſ. S. 1254.

Reſcript, daß den Hauſirern nicht anders, als an öffentlichen Jahrmärkten, außer denen aber mit keinen andern Waaren, als welche die Einheimiſchen nicht führen, jedoch nur auf etliche Tage gegen Erlegung täglich 15 Kreuzer zum Zollamte, herum zu gehen erlaubt ſeyn ſolle, v. 2. Mart. 1734, eb. daſ. S. 1255.

Göttingiſche Policeyamtsverordnung, wegen des Hauſirens, d. d. Gött. d. 3. Sept. 1755, ſt. in No. 19 der Gött. Policeyamtsnachr. v. J. 1755, S. 75.

* * *

Gedanken über das Hauſiren der auswärtigen Galanterie- und Tabuletkrämer, ſt. im 80. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1764.

Von der Schädlichkeit des Hauſirens der Galanteriehändler, Wälſchen, Savoyarden ꝛc. ſt. im 20. St. des 2. Jahrg. der geſammelten Nachr. der öcon. Geſellſch. in Franken, Anſpach, 1766, 4. S. 153—158.

Erfahrung von den Folgen, wenn man die Handlung den Städten entzieht, und den Landleuten oder auch Umläufern und Packenträgern überläſſet, ſt. in der Königl. Großbritt. Churfürſt. Braunſchw. Lüneb. Landwirthſchaftsgeſellſch. Nachrichten ꝛc. 2 Band, Zelle, 1772, 8. S. 102—105.

Hrn. H. K. R. Bergius Polizey- und Cameralmagaz 4. Band, Frf. M. 1769, 4. S 311—322.

Hrn. v. Juſti Abhandlung von der Schädlichkeit des Hauſirengehens, ſt. in No. 19 der Götting. Policeyamtsnachr. v. J. 1755, S. 73—75, und vermehrt, in Deſſen Policeywiſſenſchaft, 1. Band. Königsb. und Lpz 1760, 4. S. 589—594.

Klage über die Packenträger, Schutzrede derſelben, und Urtheil über dieſelben, ſt. in Juſt Möſers patriot. Phantaſien, 1 Th. Berl. 1778, 8. S 219—233.

(Hrn. g. R. von Pfeiffer) Natürliche aus dem Endzweck der Geſellſch. entſtehende allgemeine Policeiwiſſenſchaft, 1 Th. Frf. M. 1779, 8. S. 346, fgg.

Hauſir-Zettel, } ſ. den vorhergeh. Artikel.
Hauſirer, }

Hauſſe-col, *Hauſſe-cou*; ſ. Ring-Kragen.

Haut, (*) eine Benennung verſchiedener Arten natürli-

 cher

(*) Bey dem Ottfried Hut, bey dem Notker Hiute, für Leder, im Niederſ. Huud, im Angelſ. Hyd, im Engl. Hide, im Holländ.

cher biegſamer Decken, ſowohl flüßiger als feſter Körper.

1. Bey flüßigen mit fremdartigen feſtern Theilen vermiſchten Körpern bildet ſich auf der Oberfläche eine ſolche Decke oder Haut, wenn die feinern flüſſigen Theile abdampfen und die feſtern fremdartigen zurück laſſen; L. Pellicula.

2. Bey feſtern Körpern, beſonders aus dem Pflanzen- und Thierreiche, iſt die Haut,

1) Ueberhaupt ein aus Faſern verſchiedener Art beſtehendes biegſames Gewebe, die darunter liegenden Theile vor den Verletzungen von außen zu bewahren; welches auch die Membran, L. Membrana oder Tunica genannt wird. Von der Art iſt die Haut, womit manche Früchte, Kerne, Zwiebeln und andere Theile der Pflanzen umgeben ſind, und welche bey vielen noch eine Schale über ſich hat. In dem thieriſchen Körper werden ſehr viele Theile von einem ähnlichen aber feſtern und zähern Gewebe bedecket. Man verſteht hierunter einen mehr oder weniger dichten, nnd in eine breite Fläche verlängerten, nämlich in ein Stück Papier oder Leinwand ausgebreiteten Theil eines thieriſchen Körpers, welcher aus einem Gewebe verſchiedener, zarter, fleiſchiger oder auch wohl ſehniger Fibern und Faſern, die faden- oder ſchichtweiſe neben einander liegen, und ſich auf verſchiedene Art unter einan-

Holländ. Huid, im Schwed. Hud, im Lettiſchen Yda, im Lat. Cutis. Es wird gemeiniglich, und zwar mit vieler Wahrſcheinlichkeit, von dem Zeitworte hüten, bedecken, Angelſ. hydan, Engl. hide, Griech. κευθειν, hergeleitet, ſo daß es urſprünglich eine jede Decke bedeutet haben kann; welcher Begriff auch in dem Worte Fell zum Grunde liegt. Im Niederſ. bedeutet daher behüen auch mit Kleidungsſtücken bedecken. Das Niederſ. Schuut, Fell, Haut, Griech. κυτος, iſt nur durch den vorgeſetzten Ziſchlaut davon unterſchieden, ſo wie in dem Lat. Scutum, ein Schild, noch die erſte Bedeutung des Schutzes, der Bedeckung, übrig geblieben iſt.

einander verlaufen, auch allerhand Gefäße zwiſchen ihnen liegen haben, zuſammen geſetzt ſind, und durch ein dazwiſchen kommendes klebriges Weſen oder Leim in dieſer Verbindung und natürlichen Zuſammenhange erhalten werden. Ein ſolches weiches und doch feſtes Gewebe oder Blatt, L. Lamina, iſt bisweilen nur einfach, zuweilen beſteht es aber auch aus mehrern dergleichen Blättern, welche ſchichtweiſe über und auf einander liegen; daher denn auch eine ſolche Haut entweder dick, oder ſehr dünn und durchſichtig iſt, nachdem nämlich mehr oder weniger Schichten dazu kommen, oder auch die Faſern, woraus die Schichten beſtehen, gröber oder feiner ſind. Eine ſolche einfache, dünne, zarte und feine Haut, wenn ſie etwa noch dazu ſehr klein iſt, pflegt man ein Häutchen oder Häutlein, L. Pellicula, zu nennen. In den zuſammengeſetzten, größern und dicken Häuten laufen entweder die Faſern aller Schichten ohne Unterſchied durch einander, oder es laſſen ſich die Schichten von einander ablöſen und abſondern, weil ſie nämlich bloß durch ein dazwiſchen liegendes Zellgewebe (Subſtantia celluloſa), welches gleichſam die Scheidewand, und doch auch zugleich das Verbindungs- und Zuſammenhangsmittel ausmacht, unter einander vereinigt ſind. Wenn die Häute walzenförmig zuſammen gerollet ſind, und und in der Mitte einen hohlen Durchgang behalten: ſo entſtehen daraus Canäle (Canales), Gänge (Ductus), und Gefäße (Vaſa); wenn ſie ihre breite Fläche behalten, übrigens aber ſchmäler, als ſonſt gewöhnlich, und dabey ſehnig, feſt und ſtark ſind, ſo entſtehen daraus Bänder (Ligamenta). Es giebt ſehr viele dergleichen Häute in einem thieriſchen Körper; und es iſt faſt kein feſter, ſowohl weicher als harter Theil, an welchem man nicht wenigſtens äußerlich einen häutigen Ueberzug wahrnehmen könnte, wovon auch bisweilen eine und die andere Haut ihre beſondere Benen-

nennung führt. Dahin gehören die Beinhaut, die Hirn- oder Gehirnhaut, die Hornhaut des Auges, u. a. m.

2) In engerer Bedeutung, die äußere natürliche Bedeckung der thieriſchen und menſchlichen Körper, welche gemeiniglich aus weißlichen Faſern beſteht, oft mit Haaren bedeckt iſt, und in der niedrigen Sprechart auch das Fell genannt wird.

Man betrachtet ſie als drey beſondere Stücke, und rechnet dahin das Häutchen oder die Oberhaut, die netzförmige Haut, und die Haut im engſten Verſtande genommen, oder die eigentliche und wahre Haut. Das Häutchen, das Oberhäutchen, die Oberhaut, oder oberſte unempfindliche Haut, Gr. und L. Epidermis, Cuticula. Fr. Cuticule, E'piderme, iſt die erſte und äußerſte allgemeine Decke, welche nicht nur die auswendige Oberfläche des Körpers überzieht, ſondern ſich auch wirklich in die inneren Höhlungen zurück ſchlägt, und an den Augäpfeln ſich in die gemeinſchaftliche Augenhaut, an den Magen und Gedärmen in die zottige, und an andern Eingeweiden in die äuſſerſte Bekleidung verwandelt, zwar überaus dünn und durchſichtig, jedoch auch an manchen Stellen des Körpers, als: auf den Fußſohlen, in der hohlen Hand, und bisweilen ſonſt noch hin und wieder von verſchiedener Dicke, auch faſt überall, außer nur nicht an den Nägeln der Fingern und Zähen, anzutreffen iſt. Es hängt daſſelbe, vermittelſt der folgenden netzförmigen Schicht, mit der darunter liegenden Haut genau und feſt zuſammen, daß man es entweder an todten Körpern mit ſiedendem Waſſer, oder an lebendigen auch mit blaſenziehenden Mitteln davon erſt beſonders trennen muß. Durch Hülfe der Vergrößerungsgläſer nimmt man wahr, daß der Bau und das ganze Gewebe des Oberhäutchens aus genau unter einander verwickelten und feſt zuſammen hängenden kurzen Fäden

und

und Plättchen beſtehe. Ferner iſt daſſelbe nicht nur faſt überall mit allerhand kleinen Oeffnungen und Schweißlöchern verſehen, wodurch theils die Haare, der Schweiß und die unempfindliche Ausdünſtung hindurch gehen, theils auch von außen allerhand Dinge inwendig in den Körper hinein dringen können, ſondern es offenbaren ſich auch an demſelben verſchiedene, mehr oder weniger tiefe oder flache Einſchnitte, Linien und Furchen, welche beſonders daher rühren, weil an ſolchen Stellen das Oberhäutchen mit dem netzförmigen und der eigentlichen Haut außerordentlich feſt zuſammen hängt. Dieſe Furchen haben bald eine längliche, bald eine quere, bald, wie an den Fingerſpitzen, eine wendelförmige, bald ſonſt eine ungleiche Richtung, und müſſen den lächerlichen Wahrſagerthron in der Chiromantie abgeben; ſ. Th. XXI, S. 429, fgg. Wenn man es mit einem ſaubern Inſtrumente von einer Stelle ablöſet, oder wenn es ſonſt durch andere Unfälle zerſtöret worden, erſetzt es ſich von ſelbſt und ſehr leicht wieder. Dieſes unempfindliche Oberhäutchen ſcheint übrigens den darunter liegenden bloßen Nervenwärzchen gleichſam zu einem beſondern Ueberzuge zu dienen, ſie vor jählingen Reiben und andern Schmerzen, imgleichen vor unmittelbarer Austrocknung zu verwahren, und auf ſolche Art die feine Empfindung des Gefühls einigermaßen zu befördern, ſo wie es ebenfalls die unmerkliche Ausdünſtung in gehörigen Schranken erhält, indem es als ein dichteres Häutchen die Mündungen der ausdünſtenden Gefäße einigermaßen und gelinde zuſammen zieht. Weil die Oberhaut bey den meiſten vierfüßigen Thieren narbig iſt, wird ſie bey den Gärbern auch die Narbe genannt. Sie iſt allen Thieren ſo weſentlich eigen, daß man ſie ſo gar auch bey den kleinſten nicht vermiſſet. So findet man z. B. an den gewöhnlichen Schlangenbälgen, äußerlich einen Theil des Oberhäutchens ziemlich

lich deutlich anſitzen, und von den Spinnen, Raupen, Seidenwürmern und andern Inſecten, weiß man, daß ſie ſich öfters häuten, und ihren Balg abwerfen, welcher vielleicht nicht anders als eben dieſes Oberhäutchen iſt.

Die netzförmige Haut, oder das Hautnetz, Membrana reticularis, Reticulum cutaneum, Corpus reticulare Malpighii, iſt die zweyte von den allgemeinen Bedeckungen, und ſtellt ein überaus dünnes, zartes und überall durchlöchertes Häutchen vor, welches eben dadurch die Aehnlichkeit eines Netzes erhält. Es befindet ſich dieſelbe zwiſchen der Oberhaut und der eigentlichen Haut, und hängt mit der erſten ſo genau und feſt zuſammen, daß man ſie eher für ein zweytes Plättchen derſelben, als für eine eigene und ſelbſtſtändige Hautſchicht anſehen könnte. Je mehr einige Stellen am Körper vorzüglich empfindlich, oder ſonſt eines ſcharfen Gefühles fähig ſind, deſto deutlicher trifft man daſelbſt das zarte Hautnetzchen an; daher findet man es beſonders in der hohlen Hand, an den Fingerſpitzen, an den Fußſohlen, oder auch beſonders an der Zunge. Die Farbe deſſelben iſt bey den Europäern, und überhaupt den Bewohnern kalter Himmelsſtriche, ganz weiß, bey den Mohren hingegen, obſchon die darunter liegende wahre Haut ebenfalls weiß ausſieht, dunkelſchwarz, bey den Halbmohren ſchwärzlich oder dunkelbraun, bey andern gelb, olivengrün, u. d. gl. Hieraus läßt ſich denn mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß von dieſem Netzhäutchen eigentlich die ganze Hautfarbe herrühre, und daß, nachdem es mehr oder weniger gefärbt iſt, es ebenfalls entweder blaſſer oder dunkler durch das durchſichtige Oberhäutchen leuchte. Die Sonnenhitze, der die Mohren und andere Einwohner heißer Länder vorzüglich ausgeſetzt ſind, ſcheint indeſſen die Haupturſache dieſer beſondern Erſcheinung zu ſeyn, ungeachtet die beſtändige

Fort=

Fortpflanzung der Geſchlechter auch keinen geringen Antheil hieran hat. Wenigſtens kann man der Natur Gewalt anthun, und die natürliche weiße Farbe durch gefärbte Salben, womit man die Haut beſtändig einbalſamiret, oder durch dergleichen Pulver, womit man ſie zum öftern beſtreuet, oder auch durch Schmuz und Unreinigkeiten, welche man äußerlich darauf ſitzen läßt, ungemein verändern, und eben ſo ſehr verſtellen, als man durch vorgehängte Flöre, Schirme, oder andere Bedeckungen, die glänzende weiße Geſichtsfarbe vor den verderbenden Sonnenſtralen ſicher ſtellen und verwahren kann.

Zu denen Völkern, welche ihre Haut färben, gehören unter andern auch die auf der Inſel O-Tahiti im Südmeere. Sie bedienen ſich hiezu eines kleinen Inſtrumentes deſſen Vordertheil, welches die Klinge vorſtellt, aus Knochen oder Muſcheln verfertigt, und zu lauter Zähnen eingekerbt iſt. Dieſe Zähne werden in eine ſchwarze Farbe von Lampenruß getunkt, und auf die Haut geſezt; alsdann ſchlagen ſie mit einem dazu beſtimmten Stecken darauf, ſo daß die gefärbte Zähne in die Haut dringen, und unauslöſchliche Flecken in den Löchern zurück laſſen. An den Kindern pflegt man dieſe Ceremonie zu vollziehen, wenn ſie 12 bis 14 Jahr alt ſind; und dieſe Handlung nennen ſie tättowiren. Gemeiniglich ſtellen dieſe Zierrathen bey den Mädchen ein Z vor, und ſie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes angebracht. Es werden außerdem noch verſchiedene andere Zeichnungen beyden Geſchlechtern eingedruckt, als: Vierecke, Zirkel, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menſchen, Vögeln, Hunden ꝛc. deren einige Sinnbilder ſeyn ſollen. Am freygebigſten ſind ſie mit dieſen Zierrathen auf dem Hintern, welcher gemeiniglich mit einer dunkelſchwarzen Farbe überzogen iſt, über welcher bis an die kurzen Rippen, ein Bogen nach dem andern gezogen iſt. Männer und Weiber ſind auf dieſe Bogenlinien ſtolz, und laſſen ſie mit Vergnügen ſehen. Das Geſicht aber wird nicht gezeichnet.

Von der Art, wie andere wilde Völker ihre Haut aufzuritzen, und auf derſelben allerley Figuren einzubeizen pflegen, ſ. v. Büffon allgem. Naturgeſchichte, nach der Ueberſetz. des D. Martini, Berl. 1774, 8. S. 58, 73, 74, 76, 80, 118,

118, 124, 169 und 176. Eben daſelbſt, S. 268, fgg. findet man auch eine Nachricht und etliche Abbildungen von den alten gemalten Brittanniern oder Picten.

Bey den Thieren iſt die netzförmige Haut weit kennbarer und merklicher, als bey den Menſchen; daher man auch, um ſie zu zeigen, gemeiniglich eine Ochſenzunge zu Hülfe nimmt. Eben ſo deutlich findet ſie ſich auch an den breiten Füßen einiger Waſſervögel und anderer ſolcher Thiere, imgleichen an dem Delphin, bey welchem ſie ſich über den ganzen Körper deutlich ſehen läßt. Außer dem, daß dieſe Netzhaut durch ihre zarte Löcherchen, ſowohl die Haare, als die einſaugenden und ausdünſtenden kleinen Gänge, wie auch die Hautwärzchen durchläßt, ſcheint ſie beſonders die letztern in ihrer gehörigen Lage und Ordnung zu erhalten, auch ihnen die gehörige Geſchmeidigkeit, welche ihnen zu ihrer Verrichtung nöthig iſt, zu ertheilen.

Die Haut im engſten Verſtande genommen, oder die eigentliche und wahre Haut, L. Cutis, Fr. Peau, iſt die dritte allgemeine Decke. Sie iſt gleichſam die Grundlage aller übrigen, umgiebt den ganzen Körper, iſt dick und dicht wie ein Leder, und beſitzt eine außerordentliche Federkraft (Elaſticität), welche ſie mit dem Oberhäutchen gemein hat, daher ſie ſich bey widernatürlichen Zufällen ungemein ausdehnen läßt, dem ungeachtet aber ſich auch leicht wieder eben ſo ſtark zuſammen zieht und in ihren vorigen Raum begiebt. Oberwärts hängt ſie mit der untern Fläche des Netzhäutchens, unterwärts aber mit den darunter liegenden Fettſchichten zuſammen, und iſt an verſchiedenen Gegenden von verſchiedener Dicke. An den Augenliedern und den Lippen iſt ſie ziemlich dünn; weit dicker in der flachen Hand, an den Fußſohlen, am Rücken und Hintern; am dickſten aber an dem behaarten Theile des Hauptes. Eigentlich iſt ſie bey allen Nationen weiß, doch leuchtet auch eine etwas röthliche Farbe mit

mit hervor, welche von den häufigen Blutgefäßen, die ſie durchweben, herrührt, und bey Entzündungen oder gewiſſen heftigen Leidenſchaften oft ſtärker wird. Sie iſt nicht nur ebenfalls, wie die beyden vorigen, mit kleinen zarten Schweißlöchern verſehen, und ſonſt noch an den Warzen der Brüſte von den durchgehenden Milchgängen zart durchbohrt, ſondern man findet daran auch noch andere große Ausſchnitte, z. B. an den Augen, Ohren, Naſenlöchern, am Munde, am Nabel, an den Geburtstheilen und am Hintern. Unter den verſchiedenen Falten, welche die Haut machet, und welche mehr zufällig als beſtändig ſind, iſt beſonders diejenige zu merken, welche vorn an den leztern Gliedern der Finger und Zehen in einer halbmondförmigen Geſtalt erſcheint, die beſtändiger und natürlich iſt, und welche von dem einpaſſenden Rande des Nagels herrührt. Hienächſt finden ſich auch noch an der äußern Fläche der Haut allerhand kleine vertiefte Linien oder Furchen von verſchiedener Richtung, und an den Zwiſchenräumen derſelben die ſo genannten Hautwärzchen, auch an der innern Fläche hin und wieder kleine Vertiefungen, worin theils die anfangenden Haare, theils auch viele kleine Drüſen ſitzen. Sie iſt übrigens ein überaus künſtliches und unauflösliches Gewebe unendlich kleiner, ſehniger Fibern, Nerven und Blutgefäße, welche alle auf das genaueſte unter einander durchflochten ſind. Außer dem, daß die Haut die lezte allgemeine Bedeckung des Körpers abgiebt, und indem ſie alle darunter liegende Theile überzieht, dieſelben vor allerley Ungemächlichkeiten beſchützt, imgleigleichen das vornehmſte Werkzeug der allgemeinen und unmerklichen Ausdünſtung ausmacht, iſt ſie vornehmlich als der Sitz und das Werkzeug des Gefühles anzuſehen, wodurch wir in den Stand geſezt werden, alle Oberflächen der außer uns befindlichen Körper zu unterſcheiden und zu beurtheilen. Sie unterſcheidet

ſich an den übrigen Thieren darin, daß ſie nur bey einigen dicker, bey andern dünner ausfällt, ungeachtet ſie übrigens eben ſo beſchaffen iſt. Außer dieſen drey allgemeinen Decken, trifft man bey den meiſten Thiereu noch eine beſondere allgemeine Fleiſchhaut, oder einen Hautmuskel, Panniculus carnoſus, an, welche vornämlich aus vielen Muskelfaſern beſteht, und wodurch dieſe Thiere im Stande ſind die äußere Haut über den ganzen Körper auf einmal zuſammen zu ziehen und zu runzeln, und ſich über und über zu ſchütteln, wie man ſolches an den Pferden, Hunden und andern Thieren deutlich wahrnimmt. Vielleicht rührt es auch von einer ſolchen allgemeinen Fleiſchhaut her, daß die Würmer und verſchiedene Inſecten ſich auf einmal zuſammen rollen, und den ganzen Körper in eine kugelrunde Form bringen können.

Dieſe Schicht Muskelfaſern, welche unter der Haut der meiſten Thiere über den ganzen Leib ſich erſtreckt, iſt an manchen Orten ganz ſehnig. Bey dem Pferde und Rindvieh iſt dieſer Muskel beſonders ſtark, und man erkennt ihn auch äuſſerlich an der zitternden Bewegung, welche er macht, wenn eine Fliege auf dem Körper des Thieres ſitzt. Der Menſch hat dieſe Dicke nicht; doch wird ſeine Haut auch hie und da, wie z. B. im Geſichte, ebenfalls durch Muskeln bewegt.

Verſchiedene Mittel zur Verſchönerung und zum Glanze der Haut, inſonderheit des Geſichtes, habe ich im II Th. S. 127, fgg. angeführt. Dieſen füge hier die Beſchreibung eines Liquors bey, welcher dazu dient, ſich eine beſonders zarte und glatte Haut zu machen. Man nimmt eine beliebige Quantität Pottaſche, und ſetzt dieſelbe in einem Gefäß in den Keller: ſo wird dieſelbe von der Luft zerfließen, und ein helles Waſſer daraus werden. Dieſes läßt man durch ein reines zartes leinenes Tüchlein laufen, damit die etwann in der Pottaſche befindlich geweſene Unreinigkeit zurück bleibe. Alsdann nimmt man friſches Mandelоehl, und vorgedachten Pottaſchen-Liquor, zu glei-

chen

chen Theilen, und gießt beydes in ein Glas mit einem engen Halſe. Ferner gießt man Weingeiſt, dem Gewichte nach zweymal ſo viel, als das Mandelöhl und die zerfloſſene Pottaſche beträgt, hinzu, verbindet das Glas mit einer Blaſe, und ſtellt es, des Sommers, 10 bis 12 Tage an die Sonne, oder ſetzt es des Winters auf den Ofen, doch ſo, daß es nicht zum Sieden komme: ſo wird ſich das beſte oben auf ſetzen, welches in ein anderes Glas abgegoſſen und zum Gebrauche aufgehoben wird. Wenn man dieſen Liquor gegebrauchen will, wäſcht man vorher das Geſicht und die Hände mit Waſſer, befeuchtet alsdann ein reines leinenes Tüchlein mit dem abgegoſſenen Liquor, reibt und beſtreicht beydes damit. Soll der Liquor zugleich wohlriechend ſeyn, ſo wird der Weingeiſt vorher über wohlriechende Kräuter abgezogen.

Von verſchiedenen Zufällen und Mängel der Haut, als: den Finnen und Schwären; Hitzblattern, Aurſatz, Kupfer, Sonnenbrand, Sommer-Sproſſen, Leberflecken, linſenförmigen Flecken, Runzeln, und den mitteln dagegen, ſ. Th. II, S. 139, fgg.; der Rauhigkeit der Haut an Händen, Th. XXI, S. 439, f.; dem Aufſpringen, Aufreißen oder den Ritzen derſelben, oder ſo genannten Schrunden, Fr. Gerçeure, Gerçure, Gerſure, dergleichen ſich inſonderheit an den Lippen und Händen ereignet, Th. XIX S. 441, dem beſchwerlichen Jucken der Haut, die Artikel Jucken und Krätze.

Von der menſchlichen Haut ſind eine Menge figürlicher R. A. im Gange, welche aber größtentheils niedrig, wenigſtens nur im gem. Leben, und höchſtens in der vertraulichen Sprechart üblich ſind. Dahin gehören: Einem die Haut über die Ohren ziehen, ihn ſeines Vermögens berauben, welches Mich. 3, 2 3. heißt, die Haut ſchinden und abziehen. Mit ganzer Haut davon kommen, ohne Verwundung, ohne Schaden. Die Haut

juckt ihm, ſagt man von einem frevelhaften Kinde oder Menſchen, wenn beyde ſich nach Schlägen zu ſehnen ſcheinen. Jemanden die Haut voll ſchlagen. Jemanden die Haut voll lügen. Einen recht auf die Haut greifen, ihm mit Ernſt zuſetzen, ſcharf in ihn dringen. Sich ſeiner Haut wehren, ſich nachdrücklich vertheidigen. Seine Haut theuer verkaufen, nicht ungerochen ſterben, nicht ohne den Schaden eines andern zu Grunde gehen. Mit der Haut bezahlen, für ein Verbrechen am Leibe, oder mit dem Leben büßen. Es gilt ſeine Haut, ſein Leben. Auf der faulen Haut liegen, müſſig gehen; ſ. Bärenhäuter, Th, III, S. 433. Wieder in die alte Haut ſchliefen, wieder in ſeine vorigen Fehler oder Sünden verfallen. Vor Zorn, vor Freude aus der Haut ſpringen wollen. Ich möchte aus der Haut fahren, ſagt man in einer heftigen Leidenſchaft. Er iſt ein Schelm in der Haut, die Leichtfertigkeit iſt ihm angeboren. Seine Haut ſelbſt zu Markte tragen, etwas auf ſeine eigene Gefahr verſuchen. Er ſteckt in keiner guten Haut, hat keinen geſunden Körper. Ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken, möchte nicht an ſeiner Stelle ſeyn. Aus fremder Haut iſt gut Riemen ſchneiden, mit anderer Vermögen kann man leicht freygebig ſeyn. Eine gute ehrliche Haut, eine gute, ehrliche Perſon, ohne beſondere Gemüthsgaben, Fr. un bon Diable.

Im Franzöſiſchen werden die Wörter Cuir und Peau, außer der Kunſtſprache der verſchiedenen Handwerker und Kaufleute, welche dieſe natürliche Bedeckungen der thieriſchen Körper verarbeiten, oder damit Damit Handlung treiben, beſtändig verwechſelt. In der deutſchen Sprache wird zwiſchen den Wörtern Haut Fell, Balg, Leder, gemeiniglich folgender Unterſchied beobachtet. Haut ſagt man 1) von größern vierfüßigen Thieren, ſo lange die Haare noch darauf ſtehen, wie auch von Fiſchen und Amphibien, welche abgeſtreift werden können. Daher ſagt man z. B. eine Ochſenhaut, Pferdehaut, Kuhhaut; eine Fiſchhaut, Aalhaut, Seehundshaut, Schlangenhaut (doch ſagt der Jäger auch oft Schlangenbalg). 2) von Vögeln, denen nur die Federn abgerupft ſind, ſo daß die

Haut

Haut am Leibe bleibt. Daher ſagt man z. B. die Gänſehaut die Hühnerhaut. Fell ſagt man 1) von kleinern vierfüßigen Thieren, es mögen die Haare noch darauf ſtehen, oder nicht, und das Fell möge gegärbt ſeyn, oder nicht. Daher ſagt man z. B. ein Kalbfell, Schaffell, Lammfell, Bockfell, Hundefell; doch ſagt man auch eine Bockhaut, eine Hundshaut. 2) von Vögeln, denen die Haut mit den Federn abgezogen iſt; daher ſagt man z. B. ein Schwanenfell. Balg wird, beſonders in der Jägerſprache, von ſolchen wilden Thieren geſagt, denen das Fell ganz über die Ohren geſtreift wird. Daher ſagt man z. B. ein Fuchsbalg, Marderbalg, Iltisbalg, Wieſelbalg, Luchsbalg, Fiſchotterbalg, Katzenbalg. Von zerwirkten Thieren aber, d. i. von ſolchen, denen das Fell auf dem Bauche aufgeſchnitten worden iſt, ſagt man nicht Balg, ſondern Haut, z. B. eine Hirſchhaut, Schweinhaut, Bärenhaut ꝛc. Leder ſagt man von ganz abgehaarten Häuten und Fellen, die gegärbt, gewalkt, oder auf andere Art zum Gebrauche zugerichtet worden ſind. Einige Bedeckungen kleiner und zahmer Thiere, als: der Böcke und Hunde, ſind der Ausnahme unterworfen, daß ſie Häute, und nicht Felle, genannt werden.

Grüne oder rohe Häute, Fr. Cuir verd, Cuir cru, oder Cuir frais, nennt man ſolche Häute, welche ſo, wie ſie vom Fleiſche abgezogen ſind, gelaſſen und verkauft werden. Man pflegt die grünen Häute zu wägen, und das Gewicht durch Einſchnitte mit dem Meſſer an dem Schwanze zu bemerken, woraus Linien entſtehen, deren Bedeutung im Handel ſchon bekannt iſt. Dieſe rohe Häute, in ſo fern ſie nach dem Strich verkauft werden, heißen Fr. Cuir à la raie. *

* Z. B. Eine einzige Perpendikulär-Linie, d. i. eine ſolche, welche nach der Länge deß Schwanzes geht, bedeutet 20 ℔; 2 ſolche Linien zeigen 40 ℔ an, u. ſ. ſ. Um 10 ℔ anzudeuten, macht man oben, an erwähnten Linien, eine Linie oder einen

Einſchnitt in die Quere oder horizontal. T iſt 30 ℔. Eine andere Horizontallienie, die unter gedachten Perpendikulärlinie gemacht iſt, bedeutet 5 ℔; z. B. ⊓ iſt 55 ℔; die zwey Perpendikulärlinien nämlich zeigen 40 ℔ an, der obere Querſtrich gilt 10 ℔, und der untere 5 ℔. Hat man noch eine, 2, 3 oder 4 Einheiten anzugeben, ſo macht man unter der Linien, welche 5 ℔ andeutet, andere kleinere Perpendikulärlinien. Ein geringeres Gewicht, als 1 ℔, anzumerken, iſt bey den grünen Häuten nicht üblich; auch wird kein größeres, als 1 Zentner, angemerkt, weil eine Haut faſt niemals ſo ſchwer iſt. Den Ctn. giebt man mit einem ſchlechten Kreuze an. Dieſe Kennzeichen, welche nicht verſchwinden, dienen allezeit das Gewicht ihrer Haut zu kennen, es ſey während der Arbeit, oder nachdem ſie gar gemacht iſt.

Eingeſalzene Häute, Fr. Cuir ſalé, nennt man diejenigen, welche mit Seeſalz und Alaun eingeſprengt und eingerieben ſind, damit ſie in den Kellern, in welchen man ſie aufhebt, oder währendem Verführen in weit entfernte Gärbereyen, bey großer Hitze nicht verderben, ehe ſie gegärbet werden.

Das Einſalzen der grünen Häute, welche getrocknet werden ſollen, iſt eine ſehr nützliche Gewohnheit, weil es dieſelben von der anfangenden Fäulniß bewahrt. Denn wenn die abgezogenen Häute etliche Tage hingeworfen werden, ehe man ſie einkalkt, ſo gerathen ſie in eine Fäulung; wenn ſie hernach eingekalkt werden entgeht ihnen noch mehr. Mithin werden die Faſern loker, und das Leder wird nicht feſt. Daher kann unſer Kalbleder gar leicht von einander geriſſen werden, ein engliſches aber nicht.

Trockne Häute mit Haaren, oder dürr-rauche Häute, Fr. Curis ſecs à poil, ſind gemeiniglich zahme oder wilde Ochſen- Küh- oder Büffelhäute, die man, nachdem ſie von dem Fleiſche der Thiere abgezogen ſind, in der Sonne oder Luft hat trocknen laſſen, ohne ſie von Haaren zu entblößen. Die meiſten dergleichen kommen aus Peru, St. Domingo, der Barbarey, dem grünen Vorgebirge, Senegal, Moscau, Ireland, und der Inſel Cuba. Letztere werden für die beſten

ge-

gehalten, und havaniſche Häute, oder havaniſches Leder, genannt.

Die Häute, welche nicht von geſchlachtetem, ſondern von gefallenem Vieh, abgezogen ſind, nennt man Sterbehäute oder Sterblinge.

Die Verarbeiter der Häute ſind Gärber, Korduanmacher, Lederbereiter, Beutler, Kürſchner u. a. m.

Haut=Form, bey den Goldſchlägern, ein Buch von 550 bis 600, aus zarten Häuten beſtehenden Blättern, worin das Gold geſchlagen wird; ſ. Th. XIX, S. 561.

Haut=Muskel, ſ. oben, S. 514.

Haut=Netz, ſ. oben, S. 510.

Haut=Wurm, ſ. Th. XII, S. 28, f.

Haut-à-bas, Tabulet=Krämer; ſ. oben, S. 477.

Haut-à-haut! eine Art Jagdgeſchrey, wodurch man ſeinem Kameraden andeutet, daß er die von den Hunden verlorne Fährte wieder aufſuchen müſſe; oder auch, womit man ihn früh Morgens in das Holz ruft.

Hautbois, eine Hautbois (ſprich Hoboa), eine muſikaliſches hell und ſcharf tönendes Blaſeinſtrument, welches höher geht als eine Trompete und Poſaune, und in einer gerade gebohrten und ſtückweiſe zuſammen geſetzten, unten etwas weitern Röhre (gemeiniglich von Buchsbaumholz) beſteht, welches mit 9 (theils über, theils neben einander befindlichen) Löchern, und unten mit zwey Klappen verſehen iſt, und durch ein enges Mundſtück von Rohr geſpielt wird. Sein Ambitus iſt von beinahe 3 Octaven. Ehemals nannte man dieſes Inſtrument eine kleine Schalmaye. Die Hautbois ſpielen, auf der Hautbois blaſen, jouer du hautbois.

Daher Hautboiſt (ſprich Hoboiſt), Fr. Hautbois, einer, der die Hautbois mit Fertigkeit ſpielt.

Haut relief, beſſer plein-relief, ronde boſſe, ganz erhabene Arbeit, nennt man eine Figur oder Gruppe,

 die

die an keinem Hintergrunde hängt; wie z. B. die Statüen, welche auf einem Fußgeſtelle frey ſtehen; im Gegenſatze des Bas-relif, oder des halb erhabenen Werkes; ſ. Th. III, S. 584, f.

Haute-bonté, eine Art Apfel; ſ. *Malus*.

Haute-liſſe, Hautelisse, heißt diejenige koſtbare Art ſeidener und wollener Tapeten, die auf einem Stuhle gewirkt werden, auf welchem die Kette, oder der Aufzug, welcher hier la liſſe genannt wird, vertical oder ſenkrecht ausgeſpannt iſt. Zuweilen wird Gold und Silber mit eingewirkt. Ein Mehreres davon wird im Art. Tapete vorkommen.

Mit eben dieſer Benennung belegt man auch in Frankreich, und zwar beſonders in den Zeugwebereyen zu Amiens, diejenigen Zeuge, deren Aufzug bloß von Seide, und der Eintrag von Wolle iſt, oder auch ganz ſeidene Zeuge. Die Weber, welche dieſe Zeuge verfertigen, werden Hautliſſeurs genannt. Es iſt aber dieſer Name nur in der Picardie, und inſonderheit in der Zeugweberey zu Amiens, gebräuchlich.

Dieſe Haut-liſſeurs ſind mit den Bourachers vereiniget, und machen mit ihnen nur eine Zunft aus, die mit zu der groſſen Innung gehört, welche daſelbſt die Raſchweber- oder Zeugmacherzunft, Fr. Sayetterie, genannt wird; und wozu, außer gedachten Bourachers und Haut-liſſeurs, noch die Raſchweber oder Sayetteurs, die Wollkämmer oder Houppiers, die Walker, die Lederbereiter oder Corroyeurs, die Zeugſcheerer, Färber, Calandreurs, und Bortenwirker, gehören. Dieſe Haut-liſſeurs haben 4 E'gards, oder Geſchworne, welche die von Haute-liſſe gewebten Zeuge beſichtigen, und mit bleyernen Zeichen zeichnen müſſen, welches dreymal geſchieht; nämlich: 1) in dem Hauſe des Haut-liſſeur, wenn das Stück auf den Weberſtuhl gebracht wird, um zu ſehen, ob ſie den Verordnungen gemäß verfertiget werden; 2) wenn das Zeug von dem Weberſtuhle kömmt, in der Halle en blanc, um ſie zu meſſen; und 3) in der Halle en noir, wenn das Zeug alle ſeine Zubereitungen hat, um es wieder zu meſſen, und wenn es ſeine erforderliche Eigenſchaften hat, das lezte Bley daran zu hängen, welches Plomb de loyauté genannt wird. Bey dieſer

lezteru

letztern Beſichtigung müſſen nach der Reihe zween Kaufleute aus der Stadt zugegen ſeyn, bey 10 Livres Strafe, wenn ſie ausbleiben. Alle dieſe drey Bleye, womit erwähnte Zeuge gezeichnet werden, bekommen auf der einen Seite das Zeichen nebſt dem Namen und Zunamen des Haut-liſſeur, welcher das Stück gemacht hat; und auf der andern Seite das Wapen der Stadt Amiens. Für jedes Bley, welches daran gehängt wird, werden 2 Deniers bezahlt. Uiberdieß muß ein jeder Haut-liſſeur am Ende eines jeden Stückes ſein Zeichen einweben laſſen, welches er ſich nach Belieben wählen kann, in der Schreiberey aber einzeichnen laſſen muß. Die Zeuge, welche die Haut-liſſeurs machen dürfen, ſind allerhand Gattungen von römiſcher Sarſche, halbſeidene auf einer oder beyden Seiten gekreuzte Sarſche, Dauphines, Indiennes, Yeux de perdrix, Fleurons, Ondes, auf beyden Seiten gekreuzte Caſtagnetten, Ferandines oder Burails mit widerſinnigem Haare, Marguerites, ſeidene Droguette, halb ſeidene und halb wollene Etamine, ſammetne Trippe, Bangmers, und Carreaux de Colombelles. Keiner von dieſen Zeugen aber darf, wenn er von dem Weberſtuhle kömmt, von ihnen zum Verkauf feil geboten werden, als bis es in der Halle en blanc beſichtiget, gemeſſen und plombirt iſt. Eben ſo dürfen auch die Zeuge, welche bereits ihre völlige Zurichtung erhalten haben, nicht eher verkauft oder zum Verkauf ausgeleget werden, als bis ſie in der Halle en noir gemeſſen ſind, und das letzte Bley bekommen haben. Den Haut-liſieurs iſt auch nicht erlaubt, Zeuge von gedrehtem oder ungedrehtem wollenen Garne zu machen, als welches nur den Raſchwebern erlaubt iſt; zum Eintrage aber können ſie ſich deſſelben bedienen; der Aufzug hingegen muß allemal entweder Seide, leinen oder hänſenes Garn ſeyn. Jedoch ſteht ihnen frey, auf dem großen Rade geſponnenes wollenes Garn zum Aufzuge zu nehmen. Nach neuern Verordnungen iſt ihnen auch erlaubt, ihre Etamine mit goldenen oder ſilbernen Fäden zu durchwirken, und ganz ſeidene Zeuge zu weben.

Hautin, ſiehe Silber-Fiſch.

Havana-Blume, Apocynum ſpecioſiſſimum; ſ. Th. II, S. 306.

Havaniſche Häute, Havaniſches Leder; ſ. oben, S. 519.

Havate, ſ. Th. II, S. 290.

Haverey, ſ. Haferey.

Havreſac, ſ. Ränzel.

1. *Hay*, (der) in einigen Gegenden ein gehägter Wald, ein *Hag*, aus welchem Worte es auch entſtanden iſt, im mittlern Lat. Haya, in einigen Gegenden auch *Hey*. Siehe *Hag* und *Hain*.

2. *Hay*, (der) oder der *Hayfiſch*, ein großer Seefiſch, der in allen unter dem heißen Weltgürtel liegenden Meeren in Menge gefunden wird, mit fünf Luftlöchern an den Seiten, welcher daher auch durch die Lunge Athem hohlt, und lebendige Junge gebieret; Galeus *Klein.* Squalus *Linn.* Hoh. Haye, Engl, Sharkfiſh. Es giebt deren verſchiedene Gattungen und von verſchiedener Größe, von welchen die kleinſte Gattung, nach dem die Jahrszeit iſt, auch oft in andere Meere ſtreicht; wie denn ein Theil von denſelben oft weit über den Wendezirkel des Krebſes, wenn die Sonne ſich denſelben nähert, bis auf den 45ſten Grad nördlicher Breite kömmt. Daher ſieht man dieſelben im Sommer oft auf den Küſten von Spanien und Frankreich, wie auch im mittelländiſchen Meere. Der größte, Canis Carcharias *Linn*, wird 9 bis 10 Ellen lang, und wiegt bis auf 4000 Pfund. Er iſt einer der gefährlichſten, grimmigſten und gefräßigſten Raubfiſche in allen Meeren, und zugleich von ſo feiner Witterung, als immer ein Hund oder Wolf ſeyn kann; daher er auch der Hundfiſch, Seehund, Canis Marinus, Chien de mer, Chien marin, und Seewolf, und wegen der Aehnlichkeit des Kopfes Hundskopf, Cynocephalus, genannt wird. In Nordamerika, Aſien und Afrika, heißt er *Tiburin*, Tiburo, Tubero. Die Franzoſen nennen ihn Requiem, Requien, auch Requin, welchen Namen ihm die Normänner gegeben haben ſollen, weil er Menſchen frißt, und man daher für ſie das Requiem ſingen muß. Der Name *Hay* oder *Haay* iſt im Däniſchen, Schwediſchen und Isländiſchen am üblichſten, in welchen Sprachen auch deſſen Urſprung

auf=

aufgeſucht werden muß. Er läßt ſich meiſtens bey ſtillem Wetter ſehen. Er ſchwimmt langſam, und hat eine hohe Finne auf dem Kopfe. Das Maul geht bis in die Mitte des Halſes, ſo daß er ſich mit großer Mühe umwenden muß, wenn er etwas verſchlingen will. Der Kopf iſt glatt und flach. Er beſitzt viel Stärke, beſonders im Schwanze, mit dem er gefährlich ſchlägt. Das Maul iſt oben und unten mit einigen Reihen ſcharfer ſägenförmiger Zähne bewaffnet, deren einige dreyeckig, andere flach, und noch andere ſpitzig ſind. Er iſt ſehr gefräßig, und folgt oft lange Zeit denen Schiffen, die er auf der Reiſe antrifft, nach, um ſich von allem demjenigen zu nähren, was man aus dem Schiffe wirft, und ihm zur Nahrung dienen kann. Inſonderheit iſt er auf das Fleiſch aller Gattungen von Thieren, und inſonderheit der Menſchen, ſehr begierig, wie er denn bisweilen ganze Menſchen verſchlingt, oder ſie in der Mitte zerreißt, und es vielfältig geſchieht, daß die Schiffleute, wenn ſie bey ſtillem Wetter um das Schiff baden, und die Perlenfiſcher, von ihm angefallen, und ihnen von ſeinen ſcharfen Zähnen Arme und Füße, ſo glatt, wie mit einer Axt, abgeſchnitten werden. Man hält ihn für denjenigen Fiſch, der den Propheten **Jonas** verſchlungen hat; denn der eigentliche grönländiſche Wallfiſch hat eine viel zu enge Kehle, einen Menſchen durchzulaſſen. Er iſt inſonderheit einer der gefährlichſten Feinde des Wallfiſches. Doch tödtet er nicht ſogleich den Wallfiſch, ſondern frißt ihm nur große Stücke Fett aus der Seite, und macht Löcher, als wenn ſie mit einer Schaufel gegraben wären. **Arthus Feuillee** und andere Schriftſteller melden, daß der Hay gemeiniglich mit einem Haufen kleiner Fiſche, Quequadores genannt, umgeben ſey, die einen breiten Mund und flachen Kopf haben, womit ſie ſich an den Körper des Hayes hängen. Wenn er ſeinen Raub nimmt, verſammeln ſie ſich rings um ihn herum, und thei-

theilen mit ihm, ohne daß er ihnen etwas thut. Auch wird der Hay von einem andern Fiſche, den man deswegen den Politon oder Wegweiſer nennt, begleitet, welcher vor ihm hergeht, und ihm den Weg zeigt, wofür ihn der Hay vor andern Raubfiſchen beſchützet.

Weil der Hayfiſch ſehr begierig nach allem ſchnappet, iſt er leicht zu fangen. Gemeiniglich läßt man einen ſtarken, Fingers dicken, Haken, woran ein Stück Speck oder Fleiſch befeſtigt iſt, an einer Kette oder einem ſtarken Seile hinab, da er denn bald anbeißt. Er iſt dabey ſo begierig, daß wenn ein Haken abreißt oder bricht, er ſogleich wieder an einen andern anbeißt, auch nicht leicht wieder weggeht, wenn er einmal bey einem Schiffe iſt. Wenn er ſich ſolchergeſtalt angehakt hat, haben 2 bis 3 Leute zu thun, ihn in das Schiff zu bringen. Weil er, erwähntermaßen, in dem Schwanze ſeine größte Kraft hat, und einem damit ein Bein entzwey ſchlagen kann, geht man, ſo bald er im Schiffe iſt, mit Aexten und Meſſern auf ihn los, um den Schwanz abzuhauen. Sein Fleiſch iſt dicht, mager, ſchleimicht und übel ſchmeckend, es wird daher nicht friſch gegeſſen, ſondern, inſonderheit das vom Bauche, in Striemen geſchnitten, 24 Stunden eingeſalzen, wohl gekocht, und alsdann mit Oehl und Eſſig gegeſſen. Die Jungen, welche man in dem Bauche einer Hayin findet, ſind, nachdem man ſie 1 oder 2 Tage in einem Faſſe mit Waſſer hat wäſſern laſſen, gut zu eſſen. Das Gehirn eines Hayes iſt, wenn es trocken geworden, ſo hart wie ein Stein. In weißen Wein geſchabt, und von Kreißenden genoſſen, ſoll es die ſchwere Geburt befördern. Außerdem giebt der ganze Fiſch, vorzüglich aber die Leber, ſehr viel und guten Thran, welcher, wie ich an ſeinem Orte beſchreiben werde, in den Thranbrennereyen ausgekocht, und von Lohgärbern, Weißgärbern und Korduanmachern zu ihrer Arbeit gebraucht wird.

Von

Von dieſem Fiſche kömmt, außer dem Thran, auch die Haut in die Handlung, und man findet ſie bey den Kaufleuten unter dem Namen der Fiſchhaut. Dieſe iſt eine Gattung von Chagrin, wovon allerley Arbeiten, als: Etuis, Degenſcheiden ꝛc. gemacht werden; wie ſich denn auch die Drechsler, Tiſchler und andere in Holz arbeitende Handwerker derſelben wegen ihrer Schärfe anſtatt der Feilen bedienen, ihre Arbeit damit eben und glatt zu machen. Dieſe Fiſchhaut muß, zu dieſem Behuf, groß und breit ſeyn, ein hartes und ſcharfes, nicht gar zu großes, auch nicht zu kleines Korn haben; auch müſſen die Kiefern und Floßfedern noch daran ſeyn. Die meiſten dieſer Häute werden aus Spanien und von Bayonne gebracht. Man hat auch Fiſchhäute von der Robbe (Phoca vitulina *L.*) und dem Engelfiſche (Squalus Squatina *L.*) deren im Art. Seehund Erwähnung geſchehen wird.

Die unter dem Namen Schlangenzungen, oder Natterzünglein, Gloſſopetrae, Odontopetrae, Langues de ſerpent, bekannten Körper, welche man ehedem für verſteinerte Schlangenzungen gehalten hat, ſind vermuthlich Zähne dieſes Hayfiſches, oder anderer großen Fiſche, welche durch die Länge der Zeit in der Erde verſteinert worden ſind.

Haye, ſiehe Hecke.

Hayn, ſ. Hain.

Hayn-Büche, Carpinus betulus *L.* ſ. Th. VII, S. 314.

Hayn-Butte, Roſa canina *L.* ſ. Th. XXI, S. 126.

Hayſeng, nennen die Chineſer gewiſſe Fiſche, welche bey ihnen insgemein zur Speiſe dienen, und faſt bey jeder Mahlzeit ein Gericht ausmachen. So ſchön die im XIX. Th. S. 513, fgg. beſchriebenen Goldfiſche oder Goldkarpfen in China ſind: ſo häßlich ſind dagegen die Hayſeng; daher ſie auch häßliche Fiſche genannt werden. Man ſieht ſie an den Küſten von Schan-tong und Fo-kyen ſchwimmen. Die Miſſionarien ſahen ſie

ſie erſt für lebloſe Klumpen an. Einer, den die chineſiſchen Schiffer auf ihr Verlangen fiengen, ſchwamm in dem Becken, in welches man ihn gethan hatte, und blieb darin eine ziemliche Zeit lebendig. Weil die Landeseinwohner ihnen allezeit berichtet hatten, dieſes Thier habe 4 Augen und 6 Füße, und gleiche an Geſtalt einer Menſchenleber: ſo unterſuchten ſie es ſehr ſorgfältig, konnten aber nur zwey Plätze entdecken, welche die Augen zu ſeyn ſcheinen, weil das Thier, wenn ſie die Hand nach dieſen Gegenden bewegten, Merkmale einer Furcht ſpüren ließ. Wollte man jedes Gliedmaß, welches ihm zur Fortbewegung zu dienen ſchien, einen Fuß nennen, ſo könnte man deren ſo viele zählen, als ſich über ſeinem ganzen Leibe kleine Höcker oder Knöpfchen befinden. Es hat weder Stacheln, noch Knochen, und ſtirbt, ſo bald man es drückt. In ein wenig Salz hält es ſich lange, daß man in alle Theile dieſes groſſen Reiches verführen kann. Ein Waſſergeſchöpf mag dieſes Thier wohl ſeyn; aber ein Fiſch im eigentlichen Verſtande kann es nicht genannt werden.

Hazala, ſiehe Röthe.

Hazard=Spiel, ſ. Spiel.

Hazardiren, ſ. Wagen.

Héaume, ſ. Helm und Helm=Stock.

Héaumier, ſ. Waffen=Schmied.

Heb=Amme, eine Perſon weiblichen Geſchlechtes, welche ein Geſchäft daraus macht, Kinder zu heben, d. i. gebärenden Weibsperſonen in der Geburt Hilfe zu leiſten; eine Wehmutter, Wehfrau, im g. L. auch eine Kindermutter, Bademutter, weiſe Frau, weiſe Mutter, Niederſ. Bademöme, Bademoder, wyſe Moor, in Preußen die Alte, in Meißen die Pimpelmutter, Püppelmutter, im Dithmarſ. Förfro. In einem alten 1501. zu Rom gedruckten deutſch=italieniſchen Vocabul. kömmt dafür, das ſonſt ungewöhnliche Heckamme vor. L. Obſtetrix; Fr. Sage-femme, Ma-

Matrone, Accoucheuſe. Außer der gewöhnlichen Beſchäftigung der Hebammen, Gebärenden in der Geburt Hilfe zu leiſten, müſſen ſie, auf Befehl der Obrigkeit, auch Beſichtigungen anſtellen, wenn eine Perſon fleiſchlicher Vermiſchung, oder vor kurzem vorgegangener Geburt verdächtig iſt.

Daß der Menſch bey ſeiner Geburt, und damit ſolche glücklich geſchehe, und nicht Mutter oder Kind, oder gar beyde zugleich am Leben und an der Geſundheit Schaden leiden, weit mehrere Aufſicht und Beyhilfe, als das Vieh, bey dem Werfen, Hecken oder Gebären ſeiner jungen Thiere, oder auch dieſe auf die Welt kommenden Jungen ſelbſt, nöthig habe: ſolches iſt nicht nur den Naturforſchern und Aerzten, ſondern auch ſonſt Jedermann, der nur einige Kenntniß von ſolchen Dingen hat, bewußt. Dieſes hat veranlaßt, daß die Regenten, aus landesväterlicher Vorſorge, ſchon von uralten Zeiten her, die ſehr nöthige und nützliche Sorgfalt getragen haben, gewiſſe hiezu vor andern geſchickt geachtete Perſonen verordnen zu laſſen, welche den kreißenden Weibsperſonen in der Geburt mit ihrer Hilfe beyſtehen. Weil aber die Gebärenden ſolche Beyhilfe, aus unzeitiger Schamhaftigkeit, nicht gern von Mannsperſonen verrichten laſſen: ſo ſind zur Geburtshilfe Perſonen aus dem weiblichen Geſchlechte gewählt worden, welche in Deutſchland den Namen der Hebammen oder Wehmütter bekommen haben. Und da man immer mehr eingeſehen hat, daß ſolche Perſonen im gemeinen Weſen unentbehrlich ſeyn, ſo iſt es in Deutſchland, und auch in den meiſten andern Ländern von Europa, dahin gediehen, das heut zu Tage von der Obrigkeit in jedem Dorfe wenigſtens eine, in Städten aber etliche Hebammen beſtellt ſind, die vorher von dem Landes-Medicinal-Kollegio, oder den beſtellten Stadt- und Land-Phyſicis examinirt worden, und unter deren Aufſicht ſtehen.

Eine unzeitige Schamhaftigkeit der Frauensperſonen, welche, ſobald ſie übertrieben iſt, zum Laſter wird, hat dem Aufnehmen der Hebammenkunſt von je her unbeſchreibliche Hinderniſſe in den Weg gelegt; und man wollte lieber ein Raub des Todes werden, als dieſes wichtige Amt, ſich und dem neuen Bürger das Lebens zu erhalten, einer Mannsperſon überlaſſen. Die Geſetze der alten Griechen unterſagten den Weibsperſonen die Ausübung der Arzneykunſt; mithin behaupteten auch die Männer ſo lange das Recht, den Frauen in der Geburt beyzuſtehen, bis endlich der gewöhnliche Eigenſinn der Schönen, wie **Hygin** erzählt, die Vorſicht der Geſetze und Areopagiten vereitelte, die **Agnodice** in Mannskleidern vom **Herophilus** die Arzneykunſt erlernte, und dadurch ihre Schwachheiten ſo lange unterhielt, bis zuletzt gewiſſe Frauensperſonen dieſes große Amt, als eine Siegesbeute über die Männer, davon trugen. Dieſes iſt der Urſprung der löblichen Zunft der Hebammen, die ſeit der Zeit, da dieſes Vorurtheil in den ſchwachen Gemüthern der Frauenzimmer tiefe Wurzel geſchlagen hat, mehr denn einer Million Menſchen das Leben gekoſtet hat. Die meiſten dieſer Perſonen ſind entweder alte abgenutzte, oder junge Weibsbilder, die, ohne etwas mehr, als den Entſtehungsort der Menſchen zu wiſſen, und etwann einige Kinder geboren zu haben, ſich zu Vorſteherinnen der Geburt aufwerfen.

Wie die Arzneykunſt nach und nach immer mehr geſtiegen, und inſonderheit auch durch die mit mehrerm Fleiße getriebene Zergliederungskunſt vieles Nützliche, welches vorher noch unbekannt geweſen, entdeckt worden iſt: ſo hat man auch bey der zur Wundarzeneykunſt (Chirurgie) gehörigen Hebammenkunſt eingeſehen, daß ſie noch gar ſchlecht beſchaffen ſey, und von den gemeinen Hebammen noch ſchlechter ausgeübet werde, und mithin großer Verbeſſerung bedürfe. Man hat daher ſeit ungefähr 100 Jahren in verſchiedenen Ländern von Europa, vornämlich aber in Frankreich, England und Holland, und nun auch an vielen Orten in Deutſchland, die Hebammenkunſt ſehr verbeſſert, und ſolche auch durch einige in ſolcher Kunſt wohl unterrichtete Männer weit beſſer, als nur durch gemeine

Heb-

Hebammen ausüben zu laſſen, kein weiteres Bedenken gehabt; ja man hat daher in vielen großen Städten einige in dieſer Kunſt geſchickte und erfahrne, ſo genannte Hebammenmeiſter, Hebärzte oder Geburtshelfer Fr. Accoucheur, beſonders dazu beſtellt, daß ſie den Schwangern und Gebärenden mit Rath und That beyſtehen, und in Nothfällen hülfliche Hand leiſten ſollen. In einer ſo wichtigen Sache, als die Vermehrung der Nachwelt und die Bevölkerung der Staaten iſt, findet keine Nachſicht gegen das ſchöne Geſchlecht Statt; und man begeht ein Verbrechen wider die Menſchlichkeit, ſo bald man dem wunderlichen Eigenſinne der Frauen die Freyheit läßt, ſich und die Frucht ihres Leibes einem alten Weibe aufzuopfern, welche nicht einmal die Natur und Lage der Gebärmutter kennt. Die Stimme der Menſchlichkeit iſt beredter, als alle Vorſtellungen der Aerzte; und die vorgegebene Schamhaftigkeit iſt entweder ein leerer Name, wie es in unſern Tagen die meiſten Tugenden ſind, oder ein glänzendes Phantom, welches nur wenig Augenblicke blendet; denn die traurige Erfahrung lehrt, daß öfters Perſonen, welche, ihrem Arzte gewiſſe Zufälle des Körpers zu entdecken, Bedenken trugen, ſich den Augenblick nachher jedem Nichtswürdigen in die Arme werfen, ohne nur jemals roth zu werden. Geſetzt auch, die Schamhaftigkeit wäre ein erhabener Vorzug des weiblichen Geſchlechtes, ſo hört ſie doch auf, es zu ſeyn, ſo bald die natürliche Nothwendigkeit uns zwingt, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und das Gefühl der Selbſterhaltung wird alsdann die vornehmſte Tugend. Der gelehrte Arzt, der die ganze Maſchine und ihren Bau, die Lage, Proportion und Symmetrie aller Theile mit einem ſcharfen Blicke überſieht, das Verhältniß der natürlichen und widernatürlichen Geburt durchdenkt und die mächtigen Hülfsmittel kennt, alle vorkommende Schwierigkeiten mit der Klugheit eines Mei=

Meiſters zu beſiegen, hat unendlich mehr Recht auf das Zutrauen der Schönen, als alle ſolche Weiber, aus deren Geſichtern gemeiniglich Dummheit, Bosheit und Niederträchtigkeit hervor leuchten. Viele ſchwere Geburten werden unter der Hand eines ſolchen Accoucheurs leicht, oder auch verhütet; und eine glückliche und zu rechter Zeit angeſtellte Wendung erhält nicht ſelten der Mutter und dem Kinde das Leben. Die ſchneidenden Inſtrumente werden entbehrlich, wenn man, frey von Vorurtheilen und Aberglauben, bald zu einer guten Geburtshülfe ſeine Zuflucht nimmt; und die engliſche Zange, welche auf die Gemüther der Frauen eben den Eindruck macht, den die Geſpenſterhiſtörchen auf die Kinder haben, iſt nichts weiter, als eine künſtliche Hand, welche zuverläſſig hilft, ohne zu verletzen oder zu ſchaden, weil ſie lauter ſtumpfe und glatt polirte Flächen hat. Der gelehrte Geburtshelfer kennt die Geſetze der Mechanik, und er ſiegt unter deren Beyſtande oft da, wo ein altes Weib zittert.

Noch im J. 1522 wurde zu Hamburg D. Veit verbrannt, weil er ſich für eine Hebamme hatte brauchen laſſen. Dieſes Vorurtheil gegen die männliche Geburtshülfe hat nunmehr bereits größtentheils aufgehört. Große Prinzeſſinnen haben in Deutſchland allem irrigen Wahn entſagt, und ſich bey der Geburt künftiger Regenten, gelehrter Geburtshelfer bedient. Eine große Anzahl vornehmer Damen nehmen bereits auch bey natürlichen Entbindungen ihre Zuflucht zu der Einſicht und regelmäßigen Erfahrung ſolcher Männer, die auf dieſe Art ihren Dienſt und Eifer zum Beſten der Staaten und des Vaterlandes anwenden; und der wahre Menſchenfreund wünſcht aus Patriotismus, bald die glückliche Zeit zu erleben, wo auch der Pöbel von Weibern ſo weiſe handelt, in ſchweren Fällen den Beyſtand eines verſtändigen und erfahrnen Geburtshelfers zu verlangen, oder wo die Großen des Volkes

durch

durch Anſehen und Gewalt ein Vorurtheil auszurotten ſuchen, welches dem Wohl des Staates und der Nachwelt eben ſo nachtheilig iſt, als Atheiſterey und Aberglaube.

Man-midwifery, analyſed, and the tendency of that practice detected and expoſed. Lond 1765, 4.

De l'indecence aux hommes, d'accoucher les femmes, & de l'obligation aux femmes de nourrir leurs enfants; pour montrer par des raiſons de Phyſique, de Morale & de Medecine, que les Méres n'expoſeroient ni leurs vies, ni celles de leurs enfants, en ſe paſſant ordinairement d'accoucheurs & de nourrices (par *Phil. Hecquet.*) à Par. 1708, 12.

Reponſe au livre d'indécence aux hommes d'accoucher les femmes, par *Guil. Mavqueſt* de la *Motte.* à Par. 1718 12.

Io. Ge. Roederer oratio de artis obſtetriciae praeſtantia, quae omnino Eruditum decet, quin imo requirit; publice dicta d. 18 Dec. 1751. ſt. in Deſſen Opusc. med. Gott. 1763, 4. S. 1—16.

Iac. Staalkopf commentatio parergica, qua Medicum in caſu neceſſitatis munere obſtetricis fungentem à decori regulis non deflectere oſtenditur, ſt. im 9 Verſ. der Bresl. Samml. Sept. 1719, S. 386—392.

Das Project des Verfaſſers der Schrift: **Wie die Pfarrer und die Pfarr- und Kirchengüter beſſer zu nutzen wären,** Brandenb. 1780, 8 (welche auch in der 4ten Samml. der **Beyträge zur Aufhebung der Gemeinheiten** ꝛc. Brandenb. 1780, 4. S. 71, fgg. abgedruckt iſt,) daß die Pfarrer auf dem Lande zugleich Geburtshelfer ſeyn ſollen, möchte wohl ſchwerlich in Ausübung kommen.

Da aber bis jetzt an vielen Orten Deutſchlandes die Erfüllung dieſes Wunſches und die Allgemeinheit gelehrter Geburtshelfer unmöglich iſt, und es ein Glück iſt, wenn man noch hin und wieder in großen Städten dergleichen findet, wiewohl ſie ſelten gebraucht, und öfters nur als Schreckbilder betrachtet werden: ſo mögen die Hebammen dieſes Amt behalten, wenn ſie nur die gehörigen Eigenſchaften, welche zu Behauptung ihres Standes erforderlich ſind, beſitzen, und es ſich zur unverletzlichen Pflicht machen, ſogleich ihre Zuflucht zum Geburtshelfer, oder, in deſſen Ermangelung, zu einem jeden geſchickten Arzte oder Wundarzte zu nehmen.

Eine Hebamme, welche mit Nutzen und Ehre für die Nachwelt arbeiten will, muß zuvörderſt einen guten natürlichen Verſtand und eine gewiſſe Gegenwart des Geiſtes beſitzen, um die Regeln ihrer Kunſt gehörig zu faſſen, und auf die vorkommenden Fälle anwenden zu lernen. Ohne dieſelben ſind alle erlangte Kenntniſſe öfters, wie das Gift in der Hand eines Böſewichtes; und Mutter und Kind ſtehen in Gefahr, methodiſch in die andere Welt geſchickt zu werden. Will aber eine Hebamme in ihrer Profeſſion etwas tüchtiges leiſten: ſo muß ſie, nach erlangter anatomiſcher Kenntniß derjenigen Theile, worin das Kind im Mutterleibe liegt, und durch welche es zur Welt geboren wird, unter andern nützlichen Sachen, vornämlich ſechs Stücke gut verſtehen, und die dabey, zu Erforſchung der Sache Beſchaffenheit und zur geſchickten Entbindung erforderlichen Handgriffe wohl auszuüben wiſſen:

1. Wie der Mund der Gebärmutter außer der Schwangerſchaft beſchaffen und geſtaltet iſt.

2. Was für Veränderungen der innere Muttermund, nach geſchehener Schwängerung, ſowohl im Anfange, als in der Mitte und gegen das Ende der Schwangerſchaft, bey angehendem Gebären, ſeine Geſtalt betreffend, natürlicherweiſe leide.

3. Wie ſolcher Muttermund nicht bey allen Weibsperſonen ordentlich, d. i. gerade hervor, nach der Mutterſcheide zu, ſtehe, ſondern bey einigen widernatürlich bald zu weit nach der rechten oder linken Seite hin, bald vor⸗bald hinterwärts, gekehrt ſey, und dem leichten Gebären hinderlich, an einer Seite des Beckens, worin die ganze Gebärmutter liegt, widerſtehe, mithin alſo die ganze Gebärmutter mehr oder weniger ſchief liege, und dadurch gemeiniglich eine ſchwere Geburt verurſache, daß deswegen viele Kinder

der vor der Geburt, und manchmal auch Mutter und Kind zugleich, ſterben müſſen, wofern dieſe ſchiefe Mutterlage nicht bey Zeiten durch eine ſchickliche Stellung oder Legung der Gebärenden verbeſſert, und dabey der da- oder dorthin verſchlagene oder gekehrte, und an einem Orte widerſtehende Muttermund nicht zu rechter Zeit mit einem ſchicklichen Handgriffe behutſam gerade gerichtet oder eingelenket, ſondern alles nur den Geburtswehen überlaſſen wird, durch ihre Gewalt den da- oder dorthin widerſtehenden Muttermund, bey dem gewaltſamen An- und Austriebe des Kindes, dermaßen herum zu quetſchen oder zu treiben, daß dieſes endlich geboren werden kann.

4. Müſſen ſie durch den geöffneten Muttermund, ehe die Waſſerblaſe, worin das Kind liegt, ſpringt, nachzufühlen und zu erforſchen wiſſen, ob das Kind ordentlich, oder in einer unrechten Lage zur Geburt eintritt; und wenn ſie das letztere merken, alsdann die üble Lage des Kindes bey Zeiten verbeſſern, weil dieſes hernach, wenn die Blaſe ſchon geſprungen und das Waſſer verlaufen iſt, nicht wohl mehr möglich iſt. Wenn ſie aber alsdann erſt zu den Gebärenden kommen, da das Kind, nach verlaufenem Waſſer, ſchon in einer übeln Lage zur Geburt ſich zeigt, daß es alſo nicht wohl lebendig geboren werden kann, müſſen ſie, nachdem ſie die Gebärende in das gehörige Wende- oder Rücken-Lager gebracht haben,

5. geſchickt in die Gebärmutter einzugreifen, des Kindes Füße zu ſuchen, und es damit gehörig heraus zu ziehen wiſſen. Auch müſſen ſie, nachdem das Kind geboren worden, den Austrieb der Nachgeburt oder des Mutterkuchens bloß der Natur überlaſſen, nur aber alsdann, wenn der Mutterkuchen an einem andern Orte,

außer dem Grunde der Gebärmutter, insonderheit an dem Muttermunde feſt anſitzt, oder wenn ein heftiger Blutſturz erfolgt,

6. behutſam in die Gebärmutter einzugreifen, den Mutterkuchen abzulöſen, und ſolcher Geſtalt die Nachgeburt ſicher heraus zu holen, verſtehen.

Wenn eine Hebamme dieſe 6 Puncte verſteht und gehörig auszuüben weiß, ſo iſt ſie unter die geſchickten Hebammen zu rechnen; und es werden ihr gewiß ſehr ſelten Fälle vorkommen, wo es dennoch die Noth erfordert, ein Kind mit Inſtrumenten ganz oder ſtückweiſe aus dem Mutterleibe zu bringen.

Hienächſt muß eine rechtſchaffene Hebamme einen guten moraliſchen Character beſitzen. Denn die traurige Stunden, wo die Gebärenden ein Raub krampfhafter Zuſammenziehungen der Mutter und der ſchmerzhafteſten Empfindungen ſind, fordern von der Hebamme ein gütiges, beſcheidenes, ſanftmüthiges und freundliches Verfahren, und ſie muß, von einer hinlänglichen Kenntniß geleitet, dieſelben weder dem falſchen Wahn ohne Noth Preis geben, noch ſie, bey Erblickung der Unmöglichkeit einer natürlichen Geburt, durch leere Tröſtungen auf den Beyſtand des Himmels hintergehen und tödten. Denn die Zeit, Wunder zu ſehen, war nur in den vorigen Jahrhunderten nöthig; und man erwartet jetzt alles von dem rechten Gebrauche der natürlichen und erlaubten Mittel.

Eine beſoffene Hebamme iſt ein eben ſo verächtliches Geſchöpf, als ein trunkener Arzt oder Prediger. Alle drey entehren die Wichtigkeit ihres Standes, und werden unfähig, etwas mit Anſtand, Klugheit und Ueber-

berlegung zu unternehmen. Die Geſchichte der Arzneywiſſenſchaft lehrt zur Genüge, wie viel traurige Schlachtopfer dem Geiſte der Völlerey unterliegen müſſen; und der ſchreckliche Anblick ſo vieler Perſonen, die eine betrunkene Unwiſſenheit auf die ganze Lebenszeit unglücklich gemacht hat, zwingt den wahren Patrioten, den Beyſtand der Obern in einer Sache zu erflehen, die das Wohl des Landes und der Nachwelt betrifft.

In wohlgeordneten Staaten wird jede Hebamme beeidiget, um nichts zu thun, was wider Religion, Gewiſſen und Staat iſt; und dennoch ſind ſie ins geſamt geneigt, den Aerzten in das Amt zu fallen. Eine geheime Mine und eine graue Erfahrung ſcheint ſie zu berechtigen, Frauenzimmern von allerley Stande und Zufällen, wie auch Kindern, Arzneyen zu verordnen. Es iſt unmöglich, daß Perſonen, welche öfters kaum geſunden Menſchenverſtand und die Kenntniſſe ihres Standes haben, auch Arzneyen mit Nutzen verordnen könnten, es wäre denn, daß man die Arzneywiſſenſchaft als ein Handwerk anſähe, welches ſich mit zwey oder drey Mitteln ausüben ließe. Ihre meiſten Arzneyen, die ſie geben, ſind ein geheimer Wuſt, und von keinem beſſern Werthe, als das liebe Markgrafen = oder edle Herzpulver, womit manches Kind ohne Noth gequält wird; und ich gebe dieſes alles gern zu. Allein, ſind ihre Mittel ſtets unſchädlich, und werden ſie immer mit der gehörigen Einſicht und Klugheit gebraucht? Wie oft laſſen ſie ſich nicht durch Verſprechungen, Anſehen und Geſchenke erkaufen, die Monatszeit durch heftige Arzneyen zu befördern, oder auch heimliche und unerlaubte Schwangerſchaften zu verbergen, und Verbrechen gegen den Staat und die Nachwelt zu begehen! Es giebt zwar keine ſpecifiſche Mittel, welche die Frucht zuverläſſig abtreiben, und alle Bemühungen ſolcher nichtswürdigen Perſonen

ſind fruchtlos; allein, werden ſtarke Arzneyen, die zur Erlangung dieſer Abſicht gereicht werden, deshalb aufhören ſchädlich zu werden, weil ſie ihre Kraft auf die Frucht verlieren? Ein heftiger Sturm bringt alle Verrichtungen des Lebens in Unordnung; unbezwingliche Blutergießungen aus der Mutter rauben den Schatz der Geſundheit, und reißen dieſe Elenden entweder ohne Barmherzigkeit dahin, oder machen ihnen den Reſt ihres traurigen und ſiechen Lebens zu einer unaufhörlicher Folter.

Da unwiſſende und verwegene Hebammen der bürgerlichen Geſellſchaft unausſprechlichen Schaden zufügen, ſo muß man ja wohl die Regenten und Obrigkeiten hoch preiſen, welche des öffentlichen Schatzes und der Bürger Beyträge nicht ſchonen, um Hebammen- oder Geburtshelfer-Schulen in ihren Städten anzulegen, und durchaus nicht geſtatten, daß irgend Jemand, er ſey männ- oder weiblichen Geſchlechtes, ungeprüft, und ohne mit genugſamen Zeugniſſen ſeiner Geſchicklichkeit verſehen zu ſeyn, ſich mit dieſer wichtigen Arbeit beſchäftige. Es iſt aber auch nothwendig, daß mehrere Geburtshelfer und Hebammen von gleicher Geſchicklichkeit ſich in einer Stadt befinden, damit eine Schwangere die freye Wahl behalte. Wie erhaben wird der Ruhm unſers großen und weiſen Monarchen, wenn er ſeine wachende Vorſorge auch auf dieſe erſte und vornehmſte Urſache der Entvölkerung richtet, und, von Liebe gegen das Wohl ſeiner Unterthanen erfüllt, ſelbſt ſeine Schätze zur Erreichung dieſer großen Abſicht huldreichſt austheilt! Die Menſchlichkeit zollet ihm eine dankbare Zähre, und erbauet, von der Gnade ſeines unſterblichen Friederich's gerührt, ſeinem Andenken, in der Erhaltung ſo vieler neuen Weltbürger, Trophäen und Denkmale, welche länger dauern, als alle Lorbeeren, die er als Held von ſo

viel

viel Schlachtfeldern davon trug. (*) Kann der Patriot und der Arzt den Wunſch zurück halten, daß alle Fürſten ſein Beyſpiel nachahmen möchten? Ich darf hier nur die Worte eines allergnädigſten Reſcripts v. 24 May 1774 anführen, ſo wird man leicht ſehen, was ich ſagen will.

Friedrich rc.

Unſere rc. Wir haben Euch ſchon verſchiedentlich Unſere höchſte Intention zu erkennen gegeben, daß denen Frauen, welche ſich zum Hebammendienſt in dortiger Provinz widmen, und wegen Entlegenheit der Oerter die hieſige Hebammenſchule nicht wohl beſuchen können, der nöthige Unterricht durch geſchickte Hebammenlehrer in der Provinz ſelbſt ertheilet werden ſoll. Um nun der Sache näher zu treten, und eine ſo nützliche Anſtalt, wie bereits in einigen andern Provinzen geſchehen, auch dort endlich zu Stande zu bringen, haben Wir, nach eingezogenem Gutachten Unſers Ober=Colegii medici allergnädigſt reſolviret, in der Stadt . . . für dortige Provinz überhaupt eine dergleichen öffentliche Hebammenlehrſchule zu errichten, dabey einen in der Hebammenkunſt theoretiſch und praktiſch bewanderten Mann, er ſey Medicus oder Chirurgus zum Lehrer zu beſtellen.

Die Zeit des von dem Hebammenlehrer zu ertheilenden Unterrichtes ſoll in den Wintermonaten beſtimmt und öffentlich bekannt gemacht werden.

Es ſoll jeder Stadt, oder jedem Dorfe, wo eine Hebamme ſubſiſtirt, oder anzuordnen nöthig iſt, die zu dieſer Kunſt tüchtigen Subjecte zum Unterricht zu ſiſtiren, auch allen bereits im Amte ſitzenden Hebammen erlaubt ſeyn, dieſem Unterricht mit

(*) Melius eſt unum ſervare civem, quam mille occidere hoſtes.
Antonin. Pius.

beyzuwohnen; wogegen aber ſchlechterdings keine Perſon zur Hebamme approbiret werden muß, welche nicht in dieſer Hebammenſchule völligen Unterricht und darüber ein Atteſtat des Lehrers erhalten hat.

Wir befehlen Euch Eures Ortes ernſtlich, darauf bedacht zu ſeyn, daß dieſe Anſtalt in Activität komme, und überhaupt in dieſer das gemeine Beſte des menſchlichen Geſchlechtes und die Bevölkerung betreffenden Angelegenheit, mit patriotiſcher Gewiſſenhaftigkeit, ohne alle unzeitige Conſideration für dieſen, oder jenen Arzt, zu verfahren rc.

So lobenswerth, ſo vortrefflich, und ſo wünſchenswürdig für alle Provinzen eine ſolche Anordnung iſt: ſo wäre doch zugleich zu wünſchen, daß nicht noch verſchiedene wichtige Hinderniſſe dabey wären, bey welchen, und ſo lange dieſe nicht gehoben ſind, aller gewöhnliche Unterricht wenig gute Hebammen bilden wird. Denn, 1) es gebe ſich der beſte und erfahrenſte Lehrer alle erſinnliche Mühe, ſolchen Weibern, wie ſich in den Provinzen gemeiniglich zu Hebammen hergeben, die Hebammenkunſt begreiflich zu machen; er lehre ſie die Theile kennen, mit denen ſie zu thun haben: ſo weit wird alles angehen. Nun beſchreibe er ihnen ſowohl gewöhnliche, als auch mögliche Fälle von ſchweren und widernatürlichen Geburten, er entdecke und erkläre ihnen die beſten Handgriffe dabey, welche er nicht bloß aus Büchern geſammelt, ſondern die er ſelbſt gedacht, ſelbſt ausgeübt hat, und er laſſe ſich zu ihrem ſchwachen Verſtande ſo weit herab, als er wolle; kann er ihnen ſeine Kunſt nicht ſinnlich genug, nicht praktiſch machen, ſo wird er ihnen wenig oder nichts nütze. Eine bloß akademiſche oder Profeſſormäßige Vorleſung über die Entbindungskunſt kann zwar eingebildete Hebammen machen, die jeden Fall, von dem ſie nur hören, für bekannt annehmen, weil ſie ihr Gedächt-

dächtniß vielleicht an die Hebammenſchule erinnerte, den ſie aber lange nicht ſo gut begreifen, um alles dabey anwenden zu können, was dazu erfordert wird. Denn nichts wird leichter ſeyn, als daß ſie die Fälle mit einander verwechſeln, und bey dem einen das in Anwendung bringen, was zu einem ganz andern gehört; und ſie werden noch glücklich ſeyn, wenn ſie ſo viel Menſchenverſtand beſitzen, daß ſie durch Erfahrungen ſelbſt lernen, was in dieſem oder jenem Falle angehe oder nicht. Wie geht es aber indeſſen jenen, denen ſie helfen ſollen? Denen mag der Himmel beyſtehen und ihnen helfen!

Dieſem Uebel könnte nicht wohl anders abgeholfen werden, als daß man in jeder Provinz ein öffentliches Haus anlegte, worin Schwangere, welche ihrer Entbindung nahe ſind, frey aufgenommen, verpfleget und entbunden würden. Eine ſolche Anſtalt müßte aber nicht mit einem öffentlichen Krankenhauſe oder Hoſpital verbunden ſeyn; denn, da in ſolches Krankenhaus, Perſonen die mit allerley zum Theil anſteckenden und ekelhaften Krankheiten und Zufällen behaftet ſind, zur Cur aufgenommen werden: ſo können, wenn ſolche Kranke und die Gebärenden ſich in angränzenden Gebäuden, oder gar unter einem Dache, befinden, unvermerkt viele Krankheiten auf Mutter und Kind gebracht werden; wenigſtens wird man Entbundene aus ſolchen Anſtalten zu Säugammen zu nehmen, immer Bedenken tragen müſſen. Alſo ein eigenes, und von Kranken = Verpflegungsanſtalten völlig abgeſondertes Haus! Viele Arme würden dahin gehen, und nichts die Bevölkerung ſo ſehr befördern, als dieſes Mittel, weil ſolche Leute nicht ſelten ſind, welche nicht allein deswegen, weil ihnen die Erhaltung und Erziehung der Kinder ſchwer fällt, ſondern ſchon wegen der mit der Niederkunft gemeiniglich verknüpten Koſten, Verpflegung u. d. gl. unerlaubte Mittel anwenden, ih-

re Fruchtbarkeit zu verhindern. Ferner könnten alle uneheliche Schwangere angehalten werden, dahin zu gehen, oder allenfalls von den Obrigkeiten frey dahin geſchaffet werden. Dieſes wäre eine neue Wohlthat für viele ſolcher Perſonen; und eine verheimlichte Schwangerſchaft verdiente alsdann um ſo viel ſchärfere Ahndung.

Vielleicht finden ſich hier Einwürfe und Schwierigkeiten, welche mir eben nicht beyfallen, oder die meine Einſichten überſteigen, um deren willen ich die Abwägung des fortdauernden Nutzens mit dem aus dem Gegentheile erfolgenden Schaden, Andern, welche hiezu etwas betragen können, gern überlaſſe. Ehe indeſſen eine ſolche Anſtalt zu Stande käme, muß ich meine Meinung ſagen, wie ich mit den Schülerinen der Hebamenſchule verfahren würde. Außer demjenigen, was zur gemeinen Hebammenkunſt gehört, würde ich einer jeden richtige und genaue Kupferabbildungen mit einer kurzen und deutlichen Erklärung aller, oder doch der meiſten, ſchweren Lagen in die Hände geben, und darnach meine weitere Ausführungen und Belehrungen einrichten. Ferner würde ich ernſtlich darauf bedacht ſeyn, eine künſtliche Maſchine, in Geſtalt eines weiblichen Körpers verfertigen zu laſſen, wo die Action der Gebärmutter und Mutterſcheide durch Springfedern bewirket würde. Daß man auch einige Kinderfiguren hiezu haben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Mit dieſer Maſchine müßten ſich alle mögliche Lagen eines und auch zweyer Kinder machen laſſen. Nun erkläre man in der Hebammenſchule einen ſchweren Fall einer widernatürlichen Geburt; man verweiſe die Schülerinnen auf die Kupfer, und alsdann mache man dieſelbe Lage in der Maſchine, und laſſe eine jede die gezeigten Handgriffe dabey anwenden; und endlich führe man dieſelben, wo es thunlich iſt, bey Menſchen an. Wenn dieſes zum Unterricht

und

und zur Verbeſſerung der Hebammen doch nicht fruchtet, und wenn hievon nicht noch zehnmal ſo viel, als von allen Vorleſungen, hängen bleibt: ſo weiß ich nichts mehr davon zu ſagen.

Dieſes Lehrmittel mit Maſchinen iſt bereits in verſchiedenen Hebamenſchulen auf mancherley Art, unter andern auch mit gläſernen, in Form der Gebärmutter, angewandt worden.

Die gebährende Frau, von D. Börner. Frf. und L. 1750, 8. 3 B. Der Verf. beſchreibt eine Maſchine, die der Stadtarzt zu Giengen, Lic. Mohr, durch verſchiedene Künſtler hat verfertigen laſſen, und ſelbſt um 6 Gulden verkauft, wobey die Hebammen zu den Handgriffen angewieſen werden können.

Deſcription d'une machine pour apprendre l'art des accouchemens, imaginée par Madame le *Bourſier* du Coudrai, ſt. im Journ. oecon. Nov. 1759, S. 518 f.

Lettre à l'Auteur du Mercure de France, au ſujet d'une machine inventée par Mad. le Bourſier du Coudrai, Accoucheuſe, pour démontrer l'art des accouchemens aux Sages-femmes de campagne, ſt. im Merc. de France, Dec. 1759, S. 173—179.

Relatio de *Jo. Ant. Galli* meritis in rem obſtetriciam, (qui inpr. in privatis ſuis aedibus muliebri utero conclave quoddam dicavit, idque proinde imaginibus quamplurimis e terra aliave materia, mira arte conformatis, non ſine magno ſumtu inſtruxit) ſt. in Commentar. de Bononienſi Scient. & Art. Inſtituto atq. Academia, To. III. Bonon. 1755, gr. 4. S. 87—89.

Man könnte zwar einwenden: 1) es ſey eine ganz andere Sache um eine Maſchine, die geſtellet werde, wie man ſie haben wolle, oder wie ſie einmal eingerichtet ſey, als um eine wirkliche Geburt, bey welcher ein und eben derſelbe Fall ungleich ſchwerer ſeyn werde; 2) die feſten Theile machten oft in der Natur eine Geburt ſchwer, auch bey natürlicher Lage, und dieſes ließe ſich nicht wohl bey einer Maſchine anbringen. Ich antworte aber überhaupt darauf, daß durch die Stärke der Federn und ihre Spannkraft ſich doch ſehr viel ausrichten und die Geburtshilfe erſchweren läßt; und dieſe können auch ſchon manchen Fehler der feſten Theile, z. B. die Verengerung des Beckens, nachahmen; auch kann man mit großen und kleinen Kinderfiguren Veränderungen machen, ob es ſonſt gleich richtig iſt, daß keine Nachahmung die Vollkommenheit der Natur in dieſem Stücke erreichen wird. Indeſſen muß man da mit der Kunſt zufrieden ſeyn, wo man die Natur nicht haben kann; es wird doch gewiß mehr Nutzen, als ohne beydes und durch bloßes Vorſagen, geſtiftet. Ja, man hätte ſo gar bey dem Gebrauche dieſer Maſchine noch den Vortheil, daß man jeden Fall nach Belieben und von einer jeden Schülerin könnte machen

chen laſſen, welches in einem öffentlichen Entbindungshauſe und Wöchnerinnen=Hoſpital nicht einmal angeht. Denn es kommen in einer Zeit, welche denen, die Hebammen werden wollen, zum Unterricht angeſetzt werden kann, unmöglich alle Fälle widernatürlicher Geburten vor; und eben ſo wenig können auch alle Schülerinnen bey jedem einzelnen Falle ſelbſt Hand anlegen. Hätte man beydes zuſammen, ein Entbindungshaus und eine Maſchine, alsdann würde der Unterricht vollkommen ſeyn.

Eine zweyte wichtige Urſache, warum es wenig gute Hebammen, inſonderheit auf dem Lande, giebt, beſteht darin, daß die meiſten, welche ſich dazu begeben, Hebammen zu ſeyn, ſich dazu gar nicht ſchicken, und daß ſich ſo wenig eine andere, als eine von dieſen, die geringſte Mühe geben, oder die kleinſte Beſchwerde, oder nicht nennenswerthe Koſten haben will, ihre Kenntniß und Geſchicklichkeit vollkommener zu machen. Die meiſten ſind vom niedrigſten Pöbel, von rohem Verſtande und bäuriſchen Sitten. Dieſes alles aber darum, weil, die größern Städte ausgenommen, keine Hebamme von ihrem Dienſte, auch nicht einmal ſchlecht, leben kann. Warum ſollte ſich nun eine vernünftige Frau, geſetzt auch, daß ſie alle dazu erforderliche Stücke äußerlich, und die Fähigkeit habe, durch guten Unterricht eine geſchickte Hebamme zu werden, dieſem beſchwerlichen Geſchäfte widmen, wenn ſie ſonſt noch auf irgend eine Art leben kann? Etwann aus Patriotismus? den darf man wohl hier nicht ſuchen; und es wäre auch Ueberſpannung der Gutherzigkeit, wenn man ohne Noth, bloß aus Patriotismus, hungern müßte. Nichts deſto weniger bringt jetzt der Hunger die meiſten dazu. Allein, man verbeſſere dieſe Dienſte; man gebe ihnen etwas gewiſſes! Was würde denn ein Wiſpel Korn jährlich ausmachen? Man gebe ihnen, wo es thunlich iſt, freye Wohnungen! Man verbeſſere überhaupt auf mehrere Art ihre Einkünfte!

Wäre es z. B. wohl unbillig, wenn die Hebamme von jedem neuen Ehepaar etwas erhielte, als von Leuten, davon die meiſten ſie künftig nöthig haben werden? als: von einem Tagelöhner, Soldaten ꝛc. 8 Ggr.; von einem Handwerker, Bauer ꝛc. 16 Ggr.; von einem Künſtler, Kaufmann, Gelehrten ꝛc. 1 Rthlr.; von einem Edelmann 2 Rthlr. Hievon müßten auch ſelbſt die Prediger nicht ausgenommen ſeyn; denn dieſe haben gemeiniglich den meiſten Nutzen davon. Und zu der Zeit, da bey den meiſten der Himmel voll Geigen hängt, wird eine ſolche Kleinigkeit von den wenigſten geachtet oder bedauert. Auch die Alten, von denen keine Kinder zu hoffen ſind, müßten hievon nicht ausgeſchloſſen ſeyn; und das von Rechts wegen. Denn was für Nutzen hat wohl der Staat davon, wenn ein Mann von 30, 40 oder mehr Jahren, und welcher, Kinder zu zeugen, allerdings noch vermögend iſt, eine Perſon heurathet, die ſchon 50 und mehr Jahre zählt? Er laſſe es alſo bleiben, und nehme eine junge, an der kein Mangel iſt; oder er zahle, zur Strafe, etwas an die Hebamme des Ortes, dafür, daß ſie keinen weitern Verdienſt von ihm zu erwarten hat!

Man muß auch für jede Gemeinde einen oder zween Geburtsſtühle anſchaffen. Das weibliche Geſchlecht kann das Werk der Geburt in vielerley Stellungen, mit faſt gleicher Leichtigkeit verrichten, in ſo fern es natürlich damit zugeht. Daher kömmt es, daß einige Völker ihre Weiber während dieſer Arbeit zu Bette bringen, andere ſie in beſondere Hebammen-Kreiß- oder Geburts-Stühle ſetzen, noch andere aber im Stehen, oder gar knieend, gebären laſſen. Indeſſen bleibt ein wohl eingerichteter Hebammenſtuhl ein weſentlich nothwendiges Stück, bey der großen Verſchiedenheit der Geburten, beſonders auf dem Lande, wo alle ſonſtige Gemächlichkeiten fehlen; weil ſolcher ſowohl für ſtarke als für ſchwache Gebärende, und überhaupt ſo beſchaffen ſeyn muß, daß die Hebamme die gehörige Freyheit behalte, und der Ausgang des Kindes nicht gehindert werde, ſondern alle Kräfte der Gebärenden, ohne Verluſt, auf die baldige Beförderung der Geburt angewendet, und dennoch die Gebärenden, wenn

wenn zwiſchen den Wehen ein kurzer erquickender Schlummer ſie überfällt, gleichſam in einem Bette demſelben ſicher überlaſſen werden können. Von den gemeinen Kreißſtühlen kann nun alles dieſes nicht erwartet werden, weil ſolche gemeiniglich einen ſehr ſchlechten und der Geburtsarbeit ſehr unangemeſſenen Bau haben. Man muß daher dafür ſorgen, daß jede Gemeinde 1 oder 2 Kreißſtühle, welche alle Abſichten erfüllen helfen, beſitze. Es giebt deren verſchiedene Gattungen, und faſt jeder Geburtshelfer hat an dieſem oder jenem noch etwas hinzu oder aus zu ſetzen; indeſſen iſt das Allzukünſtliche auch in dieſem Stücke unbrauchbar, weil die Hebammen entweder ſich nie recht darein verſtehen, oder weil ſie für arme Gemeinden zu koſtbar ſind, oder endlich, weil, wenn auf Dörfern etwas an ſolchen Stühlen zerbricht oder ſchadhaft wird, die Handwerksleute ſolche nicht wieder ausbeſſern können. Der **Steiniſche** Geburtsſtuhl iſt von guter Erfindung, der **Friediſche** aber weniger zuſammengeſetzt und vollkommen brauchbar. Den wirklich ebenfalls ſehr nützlich **Henkelſchen** Stuhl, habe ich im IV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 334, fgg. beſchrieben, wo man ihn auch Fig. 150 abgebildet findet.

Unter den neu errichteten Hebammenſchulen, ſind die zu Amſterdam, Augsburg, Berlin, Braunſchweig, Caſſel, Dresden, Göttingen, Jena, Koppenhagen, St. Petersburg, Rudelſtadt und Strasburg, unſtreitig wohl die berühmteſten.

Nach der zu Strasburg, im J. 1728, errichteten ſind faſt die übrigen alle eingerichtet. Die Herren D. **Fried** und **Weige** ſind die berühmteſten Lehrer darin geweſen.

Das Hebammenweſen in Strasburg beſteht aus einem Hebammenmeiſter, einem beſtimmten Succeſſor, und einem Vicarius, welche alle drey theils mit dem zu ertheilenden Unterricht an die angehenden Studioſos und Hebammen, theils mit wirklicher Hülfsleiſtung bey den Gebärenden beſchäftigt

ſind, da auſſer ihnen Niemand, eine Entbindung zu verrichten, Erlaubniß hat. Jedoch haben dieſe mit Erwählung und Beſtätigung der neuen Hebammen nichts zu ſchaffen, ſondern es iſt hierzu ein beſonders Kollegium aus dem Rathe geſezt, welches aus 3 Perſonen, nämlich einem Ammenmeiſter, einem Funfzehner, und einem Sekretär beſteht, und welche die Oberammenherren genannt werden. Die Anzahl derer Weiber, welche die Hebammenkunſt erlernt haben, beläuft ſich auf 24, wovon 6 Geſchworne, 6 Vortäuferinnen, 11 examinirte, und eine, die Lehrtochter genannt wird. Den Geſchwornen und Vortäuferinnen, wie auch den Examinirten, ſteht die Ausübung der Hebammenkunſt frey, und ſie ſind alle in Eid und Pflicht genommen. Erſtere beyde ſind gehörig ſalarirt, doch genießen die Geſchwornen eine ſtärkere Beſoldung, als die Vortäuferinnen, und dürfen ſich auch einer von ihrer Wohnung ausgehängten Tafel bedienen. Jedoch dürfen die Vortäuferinnen keine Lehrtochter zu einigem Privatunterricht annehmen, welches nur den 6 Geſchwornen frey ſteht; auch dürfen erſtere dem Examen einer neu zu erwählenden Hebamme nicht beywohnen. Die Examinirten aber genießen weder eine Beſoldung, noch dürfen ſie eine Tafel aushängen. Aus ihnen werden ſowohl in der Stadt, als auf den Dörfen, die erledigten Hebammenſtellen beſezt. Die Lehrtochter muß allemal ein Jahr lang in dem Kindbetterinnen-Hoſpital in der Lehre ſtehen, auch ſich während dieſem Jahre wöchentlich zwey Stunden von dem Hebammenmeiſter unterrichten laſſen; zu welchem Unterricht auch alle die Lehrtöchter, welche bey den geſchwornen ſich aufhalten, zugelaſſen werden. Iſt das Jahr vorbey, ſo wird ſie zuerſt von dem Hebammenmeiſter privatim, alsdann von dem Stadtphyſikus, Pro-Decanus der mediciniſchen Facultät und dem Hebammenmeiſter, in Beyſeyn der Oberammenherren, examiniret, und erhält alsdann ein Atteſtat ihrer Fähigkeit, durch welches ſie in die Zahl der Eexaminirten aufgenommen wird. Wird eine von dieſen wirkliche Hebamme, ſo muß ſie vorher nochmals examiniret werden. Auf ſolche Art kann es niemals an geſchickten Subjectis fehlen, denen das Amt in der Stadt oder auf dem Lande anvertrauet werden könnte. Uebrigens wird alle Jahre ein Curſus für die ſich in Straßburg aufhaltenden ſtudierenden Medicos geleſen, ſo daß von dem Hebammenmeiſter vom November an, bis in den April, täglich zwo Stunden die Theorie der Kunſt vorgetragen, und die Handgriffe der Wendung, auch die Application der erforderli-

chen Inſtrumente an einer Maſchine gezeigt, die eigentlich prak-tiſchen Hilfsleiſtungen aber ſowohl, als was bey Schwangern, Wöchnerinnen und neugebohrnen Kindern zu beobachten iſt, in dem Hoſpital an den daſelbſt auf öffentliche Koſten aufbehaltenen Perſonen deutlich und aufrichtig angegeben und erkläret werden. Für dieſes Kollegium zahlt jede Perſon 6 Schild-Louis d'or, oder 38 Rthlr.; in dem Spital, 2 Louis d'or; und an allerhand Kleinigkeiten, 1 L. d'or. In dieſes Hoſpital wird zu obigem Behuf jede Schwangere, die ſich angiebt, und vorher von dem Hebammenmeiſter ihrer Geſundheitsumſtände wegen unterſucht worden, ſie möge ehelich oder unehelich geſchwängert ſeyn, 6 Wochen vor ihrer Niederkunft angenommen, und bis 4 Wochen nach ihrer Entbindung, auch, wenn ſie krank wird, bis zu ihrer Wiedergeneſung verpfleget. Sie erhält Koſt, Verpflegung, Wartung, Arzney und alles Nothwendige, völlig umſonſt und hinreichend. Der Hebammenmeiſter muß täglich, zu einer gewiſſen Stunde, die daſelbſt befindlichen Schwangern und Kindbetterinnen, nebſt ihren Kindern, beſuchen, und in Beyſeyn der Studioſorum und Lehrtöchter ihre Umſtände ſich erzählen laſſen, die Urſachen davon erklären, die dabey zu bemerkenden Beobachtungen anzeigen, und die nöthigen Arzeneyen verordnen. Mittwochs und Sonnabends werden alle Schwangere von den Lehrlingen in Gegenwart des Hebammenmeiſters unterſucht, und die Veränderungen des Muttermundes, in ſo fern ſie auf die Schwangerſchaft und die heran nahende Geburt einige Beziehung haben, genau beſtimmet und in ein Buch aufgezeichnet. Von vier erfolgenden Geburten kommen allemal die zwo erſten an die Lehrtöchter, die zwo letztern aber an zween von denen den Curſus hörenden Studioſis, welche alle von dem Hebammenmeiſter in gewiſſe Klaſſen getheilet, und nach dieſer Ordnung von dem Aufwärter zuſammen gerufen werden. Der Hebammenmeiſter, oder ſein Succeſſor, oder auch der Vicarius, muß bey jeder Geburt gegenwärtig ſeyn, und den Lehrlingen den nöthigen Unterricht ertheilen. Einer von dieſen drey leiſtet auch ſelbſt bey jeder vorkommenden widernatürlichen Geburt, die nöthige Hilfe; in welchem Falle die ſämtlichen Studierenden, welche in demſelben Jahre den Curſus hören, dahin gerufen werden. Stirbt eine Schwangere, oder eine Wöchnerin, ſo wird ihre Section, in Beyſeyn der Studioſorum und aller Hebammen, von dem Hebammenmeiſter verrichtet.

No. 1 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1768, S. 7, ſqq.

Bey der zu Berlin, ſeit dem J. 1751, errichteten Hebammenſchule, iſt das Amt eines Hebammenlehrers zuerſt von dem damaligen Profeſſor der Anatomie und Phyſik Hrn. D. Mekel, nach deſſen Tode aber von dem Profeſſor der Chirurgie, Hrn. D. Henkel, rühmlichſt verwaltet worden. Jetzt verſieht daſſelbe der geſchickte und erfahrne Aſſeſſor Chirurgiæ beym Ober-Collegio-Medico, Hr. Hagen, welcher ſich bey der gelehrten Welt durch ſeine nützliche und lehrreiche chirurgiſche Wahrnehmungen, Mitau, 1772, 8. und bey dem Berliniſchen Publicum durch ſeine bey Hohen und Niedrigen glücklich abgelegte Proben ſeiner Geſchicklichkeit in der Geburtshülfe, den verdienteſten Ruhm erworben hat. Von eben dieſem Hebammenlehrer haben wir auch ein neues, durch lauter Erfahrungen beſtätigtes Syſtem der Entbindungskunſt, nächſtens zu erwarten, und ich werde ſeiner auch, bey Gelegenheit der Beſchreibung der von ihm erfundenen, vorzüglich bequemen, Tobaks = Klyſtier = Maſchine, wieder Erwähnung zu thun, Gelegenheit haben. Die Vorleſungen werden von demſelben in den 4 Wintermonaten, Nov. Dec. Jan. und Febr. Mittwochs und Sonnabends, Abends von 5 bis 7 Uhr, auf dem anatomiſchen Theater gehalten. Der Policeydirector beſtimmt diejenigen Frauen, welche bey dem Lehrer der Hebammenkunſt die Lectionen hören und ſich zu künftigen Hebammen bilden ſollen. Sie müſſen ſich vorher in Anſehung ihres Lebens und Wandels, durch ein Atteſtat ihres Beichtvaters und des Commiſſaire de quartier legitimiren, ſie müſſen keinen gebrechlichen oder verunſtalteten Körper, noch ungeſchickte Hände haben, auch leſen und ſchreiben, wenigſtens leſen können. Die praktiſche Hebammenkunſt lehren bis jetzt noch die Penſionschirurgi in dem großen Hoſpital und Lazareth la Charité, bey den daſelbſt aufgenommenen Wöchnerinnen, ſowohl die angehenden Hebammen, als auch die

Studierenden des königl. Collegii medico-chirurgici, welche ſich dieſer Kunſt widmen wollen.

Jo. Fr. Henkels kurze Nachricht von der Berliniſchen Hebammenſchule, v. 4. Mart. 1774, ſt. nach der Vorrede zu ſeiner Abh. von der Geburtshülſe, zum Gebrauch bey ſeinen Vorleſungen in der Hebammenſchule, 2te Aufl. Berl. 1774, 8.

In Bruchſal, der biſchöflichen Reſidenzſtadt im Hochſtifte Speyer, iſt ſeit 1774 eine öffentliche Hebammenſchule errichtet, wohin ſämtliche Gemeinden ihre Hebammen zur Lehre ſchicken müſſen. Die Hebammen werden jährlich über ihre erlernte Wiſſenſchaft ſowohl, als über die verſchiedenen ihnen inzwiſchen vorgekommenen Geburten, zweymal examiniret. Mehrere Nachricht von dieſer Stiftung, nebſt der vollſtändigſten Abhandlung über das Hebammenweſen, haben wir vom hochfürſtl. Speyeriſchen Geheimenrathe und Leibarzte, Hrn. D. **Frank** in der Fortſetzung ſeines Syſtem einer vollſtändigen mediciniſchen Policey, (eines Werkes, welches in Anſehung ſeiner Vollſtändigkeit und Gründlichkeit in dieſer Materie das erſte iſt, und auch wohl das einzige bleiben wird, und wovon bis jetzt 3 Bände gedruckt ſind,) zu erwarten.

Auch der Graf von Lippe Detmold hat durch öffentliche Anſtalten und Verordnungen das Hebammenweſen in ſeinem Lande in die ſchönſte Verfaſſung geſetzt. Er hat eine ſehr weiſe Landhebebammenordnung für alle Hebammen im Lande bekannt machen, zu Detmold eine öffentliche Hebammenſchule errichten, und, zum Behuf derſelben, von dem hochfürſtl. Heſſiſchen Hofmedicus, der Arzeney- Wundarzeney- und Entbindungskunſt ordentl. Lehrer am Collegio Carolino zu Caſſel, Hrn. D. **Stein**, einen Hebammencatechismus aufſetzen laſſen, welcher zu Lemgo 1776, auf 7 Bogen in 8. gedruckt iſt. Dieſer Schule iſt eine geſchickte und erfahrne Landhebamme vorgeſetzt, welche, nicht nur den angehenden Hebammen einen zureichen-

den Unterricht zu geben, ſondern ihnen auch bey ſchweren und widernatürlichen Geburten mit Rath und That beyzuſtehen, verbunden iſt. Man hat dieſe Anſtalt, deren Urheber Hr. D. Trampel iſt, zugleich mit den neueſten und nöthigſten Inſtrumenten, vornämlich mit Geburtsſtühlen, und einer zum Unterricht verfertigten Geburtsmaſchine verſehen. Hier werden die Hebammen unterrichtet und geübt, bis ſie ſich der Prüfung des Phyſikus unterwerfen, und hierauf als ordentliche Hebammen eidlich verpflichtet und beſtellet werden können.

Das ganze Hebammenweſen und dieſe Schule ſteht unter der Aufſicht des Collegii medici, welches auf die genaue Beobachtung der Landhebammenordnung, und alle die Geburtshilfe ausübende Perſonen, männ- und weiblichen Geſchlechtes, aufmerkſam iſt. Keine Perſon, die über 30 Jahr alt, und im Leſen und Schreiben ungeübt iſt, wird zur Unterweiſung in die Schule aufgenommen. Keine Hebamme, ſelbſt kein Arz und Wundarzt, darf ohne vorhergehendes Hebammenexamen die Hebammenkunſt ausüben. Bey allen widernatürlichen Geburten, und ſelbſt bey natürlichen, die innerhalb 6 Stunden nach Abgang des Kindswaſſers nicht geendigt ſind, ſind die Hebammen verbunden, den Beyrath und die Hilfe der Landhebamme oder eines verpflichteten Geburtshelfers zu verlangen. Eben dieſes ſollen ſie thun, wenn längſtens eine Stunde nach der Entbindung die Nachgeburt noch nicht weg iſt. Keiner Hebamme iſt erlaubt, Inſtrumente zu gebrauchen, oder die Wendung zu verrichten, wenn ſie nicht wegen ihrer beſondern Fähigkeit, durch eine beſondere Erlaubniß vom Collegio medico ausdrücklich dazu autoriſirt iſt. Keine ſchwangere unentbundene Perſon darf begraben, ſondern ſoll, ſo bald als möglich nach ihrem Tode, und wenn der Fall keinen Verzug leidet, von dem erſten beſten Wundarzte, ja ſogar wider Willen der Anverwandten, geöffnet werden.

Zu Dresden entſchloſſen ſich, im J. 1775, die Mitglieder der über anderthalb hundert Jahre beſtehenden und wieder erneuerten Societatis charitativae in Ueberzeugung von der Nothwengigkeit und Nützlichkeit einer Hebammenſchule, aus patriotiſchem Eifer

einſtweilen einen kleinen Anfang zu einer ſolchen Einrichtung zu machen, und die bey jeder Quartalverſammlung eingehenden, zu guten Werken beſtimmten, Beyträge dazu anzuwenden. Die Ausführung dieſes Entſchluſſes war dem Mitgliede der gedachten Societät, dem churf. ſächſ. Hofrath und Leibmedicus, Hrn. D. Hänel, aufgetragen, und nach deſſen, von der Societät genehmigten, Plan, in den zu Errichtung einer Hebammenſchule ehedem beſtimmten, bisher leer gebliebenen Zimmern, dergeſtalt ins Werk geſetzt, daß ſeit dem März 1775 die Lehrſtunden angefangen, und die zu Unterrichtung der Hebammen nöthigen ſchwangern Perſonen aufgenommen und mit gehöriger Verpflegung verſorget werden könnten. Zu dem Unterricht werden alle Frauensperſonen, welche von ihrer Gerichtsherrſchaft, Stadtobrigkeit oder Gemeinde mit einem glaubwürdigen Zeugniß verſehen, und an Hrn. Hofr. Hänel abgeſendet, von ſolchem aber, daß ſie mit genugſamen Leibes- und Seelenkräften verſehen ſeyn, nach erfolgter Prüfung befunden worden, unentgeldlich zugelaſſen.

No. 46. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1775, S. 417, f. und No. 8. deſſ. v. J. 1776, S. 64. f.

Zu Fulda, hat der Fürſtbiſchof eine Schule der Chirurgie und Hebammenkunſt geſtiftet, und den Hrn. D. Alix zum Director dieſes Inſtituts angeſtellt. Dieſe Schule iſt am 12. Febr. 1775 wirklich eröffnet worden.

Zu Jena, iſt im J. 1779 von dem Herzoge von Weimar und Eiſenach eine mit der Hebammenſchule verbundene Accouchiranſtalt fundirt worden.

Schon im J. 1771 ward dieſes Inſtitut unter der obervormundſchaftlichen Regierung der Herzogin Amalie projectirt, auch von der mediciniſchen Facultät zu Jena ein ausführlicher Plan dazu übergeben. Allein, bey allem Eifer, welcher ſowohl von Seiten gedachter Facultät, als auch ſelbſt von der höchſten Landesregierung bezeigt ward, fanden ſich allerley Hinderniſſe, welche die Ausführung des Vorſchlages unmöglich machten; bis

bis am Ende des J. 1778 der jeʒt regierende Herʒog einen Befehl deshalb an Höchſt Dero Generalpoliʒeydirection in Weimar ergehen ließ, nach welchem der oben erwähnte Plan von neuem durchgegangen und ʒur wirklichen Ausführung gebracht werden ſollte. Gedachtes Collegium in Weimar, in welchem Se. Exc. der herʒogl. wirkl. Geheimrath und erſte Miniſter, Freiherr von Fritſch, als Präſident, den Vorſiʒ haben, traf unvorʒüglich die nöthigſten Anſtalten ʒur Erfüllung des Befehls, und brachte, mit Zuʒiehung des Hofraths und erſten Leibarʒtes, Hrn. Hufeland, in Weimar, und des Hrn. Prof. Loder in Jena, die Sache glücklich ʒu Stande. Durch beſonders daʒu ertheilte Befehle ward ſowohl ein allgemeiner Fond, als auch ein jährlich ʒu erhebender Beytrag aus dem Herʒogthum Weimar und der jenaiſchen Landesportion feſtgeſeʒt; alsdann aber ein großes und in allem Betracht ſehr bequemes Haus in Jena angekauft, an deſſen völliger Einrichtung mit allem Eifer gearbeitet wird.

Dieſes Inſtitut ʒielt dahin ab, daß ʒuvörderſt denjenigen Perſonen, aus dem Herʒogthum Weimar und der jenaiſchen Landesportion, welche als Hebammen, oder als Land⸗Accoucheurs, künftig gebraucht werden wollen, der Unterricht in der theoretiſchen und praktiſchen Geburtshilfe unentgeltlich ertheilet wird, wovon ſelbſt die, welche bereits wirklich als Hebammen und Accoucheurs angeſtellt ſind, nicht ausgeſchloſſen ſeyn dürfen; hiernächſt aber auch den in Jena ſtudirenden jungen Aerʒten und Wundärʒten Gelegenheit gegeben wird, ſich in der Praxis der Hebammenkunſt ʒu üben. Zu leʒterm Behuf iſt das Inſtitut mit einem anſehnlichen Vorrath von Inſtrumenten und mit verſchiedenen Büchern verſehen; auch den in und um Jena befindlichen Obrigkeiten anbefohlen worden, alle unehelich ſchwangere Perſonen in das ʒu Jena errichtete Accouchirhaus ʒu verweiſen, wo ſie, während der leʒten Zeit ihrer Schwangerſchaft und in ihrem Wochenbette, mit allem nöthigen Unterhalt unentgeltlich verſehen werden. Der Hebammenunterricht und das ganʒe Inſtitut überhaupt, iſt dem Hrn. Prof Loder anvertrauet, ihm aber, ʒu einem Gehilfen bey vorfallenden Geburten, Hr. Prof. Starke ʒugeordnet worden. Die innere Oekonomie des Hauſes wird, unter Aufſicht des Hrn. Loder, von beſonders daʒu beſtellten Leuten beſorget

48. St. der Jen. gel. Zeit. v. 14. Jun. 1779, S. 406—408.

Wie ſehr der Herzog ſich angelegen ſeyn läßt, dieſes Inſtitut in Aufnahme zu bringen, und den Eifer derjenigen überhaupt, die ſich auf irgend eine Weiſe um den Staat verdient machen, zu ermuntern, davon iſt ein Beweis, daß Derſelbe Marien Eliſabethen Gottſchalkin, aus Bürgel, welche den Unterricht in der Hebammenkunſt in dieſem Inſtitut genoſſen, für ihre bey dem erhaltenen Unterricht bezeigte Lernbegierde und Fleiß, auch gleich hernach, bey der Ausübung der erlangten Kentniſſe, bey zwo ſehr beſchwerlichen und widernatürlichen Geburten, bewieſene vorzügliche Geſchicklichkeit, im J. 1780 eine Prämie von 2 Louis d'or aus Höchſt Dero Chatoulle auszahlen, derſelben ſolche durch Hrn. Prof. Loder zuſtellen, und ſelbige höchſter gnädigſter Zufriedenheit verſichern laſſen.

Zu der weißen Einrichtung des Hebammenweſens in einem Lande, gehören endlich auch gute Hebammenordnungen, auf welche dieſelben zu vereiden ſind. Eine ſolche Inſtruction iſt diejenige, welche Hr. D. Weiz, zu Naumburg, im J. 1772, bey Gelegenheit des ihm von Sr. churfürſtl. Durchl. zu Sachſen, conferirten Phyſikates des Amtes Eckartsberga, für die Hebammen aufgeſetzt hat. Da ſich dieſelbe auf Medicinalbefehle, auf eine tüchtige Einſicht in die Hebammenkunſt, auf eine wohl angewandte Erfahrung und eine reife Kenntniß in die mediciniſche Polizeyordnung gründet, und daher den Beyfall großer Aerzte erhalten hat: ſo trage kein Bedenken, ſie hier einzurücken.

Inſtruction für die Hebammen, auf welche dieſelben künftighin bey ihrer Verpflichtung zu verweiſen.

1. Die Hebamme ſoll bey der reinen, proteſtantiſchen (*) Religion treu und unverbrüchlich beharren, ſich der wahren Gottesfurcht, Beſcheidenheit, Leutſeligkeit, Sanftmuth und Geduld befleißigen, und ſorgfält, fleißig, vorſichtig, nüchtern und mäßig ſeyn.

2. Sie

(*) In dem Original der für Churſachſen eingerichteten Inſtruction lautet es. wahren lutheriſchen.

2. Sie ſoll dem Rath, Unterricht, den Lehren, Erinnerungen und Warnungen des jedesmal verordneten Amts=Phyſici genau und willig nachkommen, auch ſich gegen denſelben, als ihren in der Hebammenkunſt und dahin einſchlagenden Geſchäfften Vorgeſetzten, jederzeit folgſam und beſcheiden bezeigen.

3. Die Hebamme ſoll ſich jederzeit der Verſchwiegenheit befleiſſigen, was bey ihrer Berufsarbeit etwa zu ihrer Wiſſenſchaft kömmt, geheim halten, am wenigſten aber, was bey einer oder der andern Wöchnerinn vorgegangen, andern Leuten wieder erzählen und ausplaudern.

4. Sie ſoll ferner munter und wachſam ſeyn, und nicht etwa bey den Gebärenden ſchlafen, oder ſonſt die Zeit verſäumen, ſondern vielmehr mit der genaueſten Aufmerkſamkeit alle und jede Umſtände und Veränderungen beobachten.

5. Die Hebamme ſoll ſich, ſo viel möglich, zu Hauſe halten, und ohne die dringendſten Urſachen nicht außer ihren Berufsgeſchäften verreiſen, oder über Land gehen.

6. So oft eine Hebamme aus ihrem Hauſe geht, hat ſie entweder bey ihren Leuten, oder bey dem ihr zunächſt wohnenden Nachbar, zu hinterlaßen, wo ſie gewiß anzutreffen ſey. Muß ſie aber unvermeidlich über Land reiſen, ſo hat ſie ſolches in den Städten, bey der Obrigkeit, in den Dörfern aber den Richtern oder Schulzen anzuzeigen, und reſp. ihre Einwilligung zu ſuchen, ſich auch, ſobald als möglich, wieder einzufinden, und alsdann ihre Ankunft an angezeigten Oertern wieder zu melden.

7. Die Hebamme ſoll auch auf jedesmaliges Verlangen und ohne Unterſchied der Perſon, ſie ſey arm oder reich, willig und eifrig erſcheinen, nach beſtem Vermögen und Wiſſen Hilfe leiſten, und ſich allenthalben dieſer Inſtruction und der übrigen Anweiſung und dem Unterrichte des Amts=Phyſici gemäß bezeigen.

8. Finden ſich vor, in und nach der Niederkunft bedenkliche, ungewöhnliche und gefährliche Umſtände, denen die Hebamme nicht zuverläßig zu rathen weiß, beſonders wenn vor oder bey der Geburt das Geblüt außerordentlich ſtark geht, oder das Kind widernatürlich zu liegen und eintreten zu wollen ſcheint, ſo ſoll die Hebamme, ohne langes Verweilen, den Umſtand, daß Gefahr vorhanden ſey, den bey den Gebärenden oder Wöchnerinnen gegenwärtigen Perſonen vorſichtig anzeigen, und bey Verluſt ihres Amtes und empfindlicher

Beſtrafung inſtändigſt darauf dringen, daß ein Medicus oder Accoucheur, wozu ſie, wenn der Ort nicht gar zu weit entfernt iſt, den Amts=Phyſicus vorzuſchlagen hat, oder eine andere in der Nähe wohnende Hebamme herbey geholet werde.

9. Iſt die Wendung der Frucht nothwendig, und die Hebamme wüßte mit derſelben nicht recht umzugehen, oder getraute ſich nicht, ſolche zu verrichten, ſo ſoll ſie eine benachbarte geſchickte Wehmutter, oder auch einen in dieſer Arbeit geübten Arzt ohne Zeitverluſt herbey rufen laſſen.

10. Der Gebrauch aller Inſtrumente zur Wegnehmung des Kindes iſt der Hebamme ausdrücklich verboten.

11. Wenn die Nachgeburt nicht alſobald nachfolgen will, ſo wird hiemit bey ernſtlicher Strafe der Kindfrau verboten, ſtark an der Nabelſchnur, vornämlich weit von ihrer Befeſtigung an dem Mutterkuchen, zu ziehen.

12. Eben ſo wenig ſoll ſie ſich unterſtehen, die Nachgeburt mit Gewalt abzulöſen, oder gar heraus zu reißen; hingegen ſoll ſie, wenn ſolche durch ganz gelindes Ziehen an der Nabelſchnur nicht fortzubringen iſt, die Vorſchrift, die der Amts-Phyſicus ihr in ſeinem weitern Unterrichte geben wird, genau befolgen, oder ſein oder eines andern benachbarten Arztes Hilfe verlangen.

13. Auch wird der Hebamme verboten, das Zungenbändchen mit den Nägeln der Finger zu löſen, ſondern ſie ſoll, wenn ſie glaubt, daß es gelöſet werden müſſe, einen Arzt oder Wundarzt um Rath fragen, und das Löſen nicht für ſich ſelbſt unternehmen.

14. Wenn zwo oder mehrere Hebammen zu einer Gebärenden oder Kindbetterin gefordert werden, ſo ſollen ſie friedlich und verträglich ſeyn, nichts aus Neid oder Mißgunſt einander verhalten, keine die andere wegen eines begangenen Fehlers öffentlich tadeln oder verunglimpfen, vielmehr einander mit Beſcheidenheit begegnen, die vorgefallenen Umſtände treulich erzählen, die gegenwärtigen Umſtände mit einander reiflich überlegen, und alsdann mit vereinigtem Rath, nach ihrem beſten Wiſſen und Vermögen, der Gebärenden oder Kindbetterin beyſtehen.

15. Trägt es ſich zu, daß die Hebamme von der Frau, bey welcher ſie angefangen, Dienſte zu thun, und es ſich zur Geburtsarbeit anläßt, inzwiſchen ab= und zu einer andern gerufen würde: ſo ſoll ſie getreulich daſelbſt verbleiben, und kei-

ne

ne Frau, und wenn es auch die allerärmſte wäre, verlaſſen, wohl aber diejenigen, zu welcher ſie während ihrer Arbeit gerufen worden, an ihre Stelle eine andere geſchworne Hebamme vorſchlagen.

16. In dem Falle, da die Geburt lange verzögert, und der Hebamme aus Mangel der Kräfte gezwungen ſeyn ſollte, eine Zeitlang auszuruhen, ſoll ſie ſich, doch nicht anders, als im äußerſten Nothfalle, von Niemand als einer andern geſchwornen Kindfrau ablöſen laſſen, die alsdann alles das mit eben der Treue verrichtet, was der erſtern zukömmt.

17. Die Hebamme iſt ſchuldig, die erſten Wochen nach die Niederkunft der Kindbetterin, wo möglich, täglich zu beſuchen, wobey ſie denn wohl Achtung zu geben hat, wie Mutter und Kind vor Verwahrloſung und Schaden mögen geſichert bleiben; auch hat ſie ſo lange damit fortzufahren, bis beyde zu Kräften und Geſundheit gelangen.

18. Wenn ein zur Welt gebornes Kind ſehr ſchwach iſt, hat die Hebamme es bey Zeiten zu melden, damit es bald zur heil. Taufe gebracht werden könne. Im äußerſten Nothfall aber ſoll ſie die Nothtaufe ſelbſt verrichten, deren Art und Weiſe ſie von dem Prediger wohl zu erlernen, und alle Fehler bey der Verrichtung dieſer Taufe ſorgfältig zu vermeiden hat.

19. Stürbe eine ſchwangere oder kreißende Frau kurz vor ihrer Niederkunft oder in der Geburtsarbeit, ſo ſoll die Hebamme, deren Hilfe die Verſtorbene verlangt hat, ſofort und in ſchleunigſter Eil dafür ſorgen, daß die Verſtorbene durch einen Wundarzt, in Gegenwart und unter Veranſtaltung eines Medicus, geöffnet, und das Kind, wo möglich, beym Leben erhalten werde. Es ſoll daher die Hebamme, welche der Verſtorbenen ihre Dienſte gethan, an dem Orte, wo ein Medicus oder Wundarzt wohnt, ſolches demſelben in möglichſter Eil ſelbſt melden, oder, wenn er nicht zu weit von dem Orte entfernt iſt, durch einen Boten eiligſt melden laſſen.

20. Wenn unverehelichte Perſonen mit zeitigen oder unzeitigen, auch todten Kindern niederkommen, ſoll ſolches die Hebamme, wenn ſie ihnen die Hilfe in der Geburt geleiſtet, entweder der ordentlichen Obrigkeit oder dem Dorfſchulzen alſobald anzeigen.

21. Auch bey ununverehelichten Perſonen ſoll die Hebamme ihr Amt in der Geburt eben ſo treu und unverdroſſen, als bey

verehelichten, verrichten; und wenn ſie erfahren, daß vor der Geburt gewaltſam abtreibende Mittel, wodurch die Frucht des Lebens beraubet werden können, gebraucht worden, ſolches der Obrigkeit anzeigen.

22. Wenn unverheurathete Perſonen mit todten Mißgeburten niederkommen, oder wenn leztere bald nach der Geburt ſterben, hat die Hebamme ſolches ſofort der Obrigkeit zu melden.

23. Die Hebamme ſoll ſich alles Curirens, und aller Austheilungen und Verordnungen von Medicamenten enthalten, und es iſt nur erlaubt, diejenigen Mittel zu geben und vorzuſchlagen, die ihr der Amtsphyſikus als Nothfallsmittel benennen, und weshalb er ihr weitern Unterricht geben wird.

24. Und da die Verrichtungen einer Hebamme hauptſächlich auf göttliche Gnaden und Segen beruhen, ſo ſollen ſie ſich deſſelben durch abergläubiſche und in Gottes Wort verbotene Mittel, als: Beſchwörungen, Verſchreibungen, Anhängſel u. d. gl. nicht verluſtig machen.

Was in den königl. preußiſchen und churfürſtl. brandenburgiſchen Landen den Hebammen vorgeſchrieben iſt, findet man in dem *Medicinaledict* und Verordn. d. d. Berl. d. 27. Sept. 1725, S. 35—37, (welches jedoch, wegen der nunmehr in Berlin errichteten Hebammenſchule, und der in den meiſten Provinzen angeſetzten Hebammenlehrer, einige Abänderung leidet,) und den Eid, den ſie abzulegen haben, S. 69. Was die Hebammen in Schleſien zu beobachten haben, ſt. in der königl. preuß. *General-Medicinal*-Ordnung für das *ſouveraine* Erzherzogthum Schleſien und die Grafſchaft Glaz, *d. d.* Berl. den 14. *Mart.* 1744, S. 75—87, und in Hrn. H. K. R. Bergius Policey- und Kammeral-*Magaz.* 6 Th. S. 340—342. Das königlich. Ober-Collegium Medicum hat auch für gut befunden, den Hebammen, beſonders auf dem platten Lande, ein Buch in die Hände zu liefern, bey deſſen Leſung ihnen dasjenige von neuem in das Gedächtniß gebracht wird, was ſie in der Hebammenſchule erlernt haben. Es iſt daſſelbe, unter dem Titel: **Kurzer Unterricht für Hebammen auf dem Lande**

de, Berl. 1778, auf 7½ Bogen in 8. gedruckt, und wird von dem Hebammenlehrer in Berlin zum Grunde ſeines Unterrichtes gelegt. Man hat hiebey zum Hauptaugenmerk gehabt, dieſe Anleitung aus den neueſten und vorzüglichſten Schriftſtellern zuſammen zu tragen, und ſo kurz und deutlich zu faſſen, wie man geglaubt, daß es den Begriffen ſolcher Leute angemeſſen ſeyn könne. Daher iſt alle Weitläuftigkeit ſorgfältig vermieden; und man hat aus der Anatomie nur diejenigen Theile beſchrieben, welche einer Hebamme gut zu kennen unentbehrlich iſt; denn diejenigen, welche die Fähigkeit und Luſt haben, mehr zu wiſſen, können von den Hebammenlehrern ſich immer weiter belehren laſſen. Eben deswegen hat man auch nur beſonders die natürlichen Geburten, und von den widernatürlichen nur wenige, und zwar ſolche beſchrieben und abgehandelt, bey welchen eine Hebamme ohne ganz beſondere Fähigkeiten und ohne Inſtrumente fertig werden kann; denn dergleichen Verrichtungen ſind ſie ohne dies nach der Inſtruction verbunden, den Aerzten und Wundärzten zu überlaſſen. Es iſt nur zu wünſchen, daß die Hebammen hievon den gehörigen Gebrauch machen mögen, da man ſich dann gewiß verſprechen kann, daß in der Folge viele Kinder und Mütter mehr werden können beym Leben und Geſundheit erhalten werden.

Ordnung des Hebammenmeiſters und ſämtlichen Hebammen der Stadt Straßburg. 1728. f. 5. B.

Eines Wohledlen, Hoch- und Wohlweiſen Magiſtrats in wohllöblicher des heil. Röm. Reichs freien Stadt Kauffbeuren Ordnung, nach deren Inhalt und Artikuln die ſämtlichen Hebammen allda ſich zu verhalten haben, (verfaſt von D. Ge. Fr. Gutermann) Kauffbeuren 1737, f. 9 B. und in 4to. 7 B. Einen Auszug davon findet man im Commerc. litt. Nor. 1737, hebd. 50, n. 1.

Nürnbergiſche erneuerte Ordnung der Hebammen, Nürnb. 1755, 4.

Braunſchweigiſche Verordnung, das Hebammenweſen betreffend 1757, 4

Straßburger erneuerte Hebammenordnung, v. J. 1757.

Heb-

Hebammenordnung für das Herzogthum Holſtein. königl. Antheils, die Herrſchaft Pinnenberg, Stadt Altona und Grafſchaft Ranzau. Glückſtadt, 1767, 4. 6 B.

Hochſtift Würzburgiſche Verfügungen über das Hebammenweſen, d. d. Würzburg, d. 2. Jan. 1777, ſt. im 4. St. der Ephemeriden der Menſchheit, v. J. 1780, S. 492—503.

Königl. Großbritanniſche Verordnung wegen des künftigen Unterrichts und der Beſtellung der Hebammen in der Grafſchaft Hoya, d. d. 22. Sept. 1778, ſt. im 88. St. der Hannöv. Anz. v. J. 1778, Col. 1361—1366.

Ausführliche und vollſtändige allgemeine nützliche Hebammenordnung. Wezlar 1778, 4. 6. B.

Regensburgiſche erneuerte und vermehrte Hebammenordnung. 1779, 4. 5. B.

* * *

Anonymi Gedanken von dem verderbten Zuſtand der Hebammen in Deutſchland. Lübeck, 1752, 8.

Vorſchläge zur Verbeſſerung der Ausübung der Geburtshilfe, beſonders auf dem Lande, ſt. im 3. Jahrg. der neuen Mannigfalt. Berl. 1776, 8. S. 710, fgg.

De obſtetricum functionibus, ſ. *Conr. Berth. Behrens* Selecta medica, Frf. & Lpſ. 1708, 4. Sect. VIII. S. 69—76.

Patriotiſche Vorſchläge zur Verbeſſerung der Medicinal-Anſtalten, hauptſächlich der Wundarzney- Hebammenkunſt auf dem platten Lande, von D. Jo Pet. Brinkmann. Düſſeld. 1778. 8. 6 und ein halb. B.

Ein Exempel von Nothwendigkeit der Vorſicht, bei Beſtellung einer Hebamme, von Jo. Erh. Donauer, ſt. im 36. Verſ. der Bresl. Samml. v. May 1726, S. 608—610.

(D. Jo. Fr. Glaſers) Ohnmasgebliche Vorſchläge zur ſehr nöthigen Verbeſſerung des zu großen Schaden des gemeinen Weſens in Deutſchland insgemein noch gar ſchlecht beſchaffenen Hebammenweſens, ſt. im 11. St. des neuen allgemeinen Harzmagazins, Blankenb. 1770, 8. S. 629—652, und 12. St. S. 693—703.

Jo. Goldhammers Weiber- und Kinder-Arzt, ſamt einer nützlichen Hebammenprobe. Lpz. und Nordh. 1751, 8.

Jo. Andr. Harniſch Gedanken, wie Hebammen ihr Amt und Pflicht in Acht nehmen, imgleichen, wie Schwangere, Kreißende und Wöchnerinnen ſich bei ihrem Zuſtande verhalten ſollen, Lpz 1755, 8.

De conſtitutione obſtetricum; von Beſtellung tüchtiger Hebammen, ſ. Jo. Gc. Haſenеſt medicinischen Richters 4. Th. Onolzb. 1753, 4. Caſ. 7, S. 63—78.

Ludw. v. Hoernigk Politia medica, oder Beſchreibung deſſen was Medici, Apotheker, Hebammen ꝛc. zu thun haben. Frf. 1638. 1646, 4.

Jo. Junkers kurzer Entwurf von der Hebammenpflicht, welcher ehemals einer lehrbegierigen Wehemutter auf dem Lande iſt ertheilet, und um mit deſſen Genehmhaltung zum Nutz anderer in gleichen Umſtänden lebender Wehe-Mütter zum Druck befördert worden. Halle, 1753, 8. 1 und ein halb. B.

Der bey dem Frauenzimmer vernünftig curirende Medicus; dem beygefüget die nach Pflicht und Wiſſenſchaft handleiſtende Heb-amme ꝛc. herausgeg. v. D. Ludw. de Knörr. Lpz. 1747, 8

De ſterilitatis ſcrutinio. & veteri obſtetricum officio, ſ. *Jo. Langii* epiſtſt. medicinal. Hannov. 1605, 8. Lib. 1. Ep. 49, S. 217—222.

Joach. Ludw. Müllers Abhandlung von Verbeſſerung der Heb-ammen auf dem Lande. Lpz und Roſt. 1756. 8 2. B.

Projet d'établiſſement de pluſieurs écoles de Sages-Femmes, propoſé par M. de *Saint-Fergev*, ſt. in No: 47 der Gazette ſalut. v. J. 1768.

Io. Gallego de la *Serna* tract. de conſervatione infantis in utero exiſtentis &c. & de obſtetricis officio, ſt. in Deſſen Opp. phy. med. ethicis. Lugd. 1634, f. S. 214—240.

Von den Hebammen, ihren Kenntniſſen und Pflichten, ſ. Hrn. D. Weiz churſächſ. Landphyſicus, 2 Jahrg. S. 153, fgg.

Heb-Ammen-Meiſter, ſiehe oben, S. 529.

Heb-Ammen-Ordnung, ſ. oben, S. 552.

Heb-Ammen-Schule, ſ. oben, S. 636.

Heb-Ammen-Stuhl, ſ. oben, S. 543.

Heb-Arm, in der Mechanik, dasjenige Holz an der Welle eines Rades, welches einen Stämpel, Hammer u. ſ. f. aufheben muß, und an einigen Orten auch die Hebetatze, Hebelatte, der Hebekopf, Hebedaumen, Hebezapfen, Hebel, oder Heber, und im Bergbaue der Halbig genannt wird.

In dem Hüttenbaue führt auch eine Stange mit zween Ringen, womit die Seigerſtücke aus der Friſchpfanne gehoben werden, den Namen des Heb-Armes.

Heb-Arzt, ein Arzt, welcher bey gebärenden Weibern die Stelle einer Hebamme vertritt; ſ. oben, S. 529.

Heb-Eiſen, eine eiſerne Stange, Laſten damit zu heben, und welche, ſo fern ſie zunächſt zum Auf- oder Ausbrechen beſtimmt iſt, auch ein Brecheiſen genannt wird; ſ. Th. VI, S. 577, und Hebel.

Vom Hebeiſen der Wundärzte, ſ. Heber.

Heb-Opfer, ſiehe den folg. Artikel.

Hebe, von dem Zeitwort heben, was gehoben wird, doch nur in einigen einzelen Fällen. In der deutſchen Bibel iſt die Hebe oder das Hebopfer bey dem Got-

tesdienſte der ehemaligen Juden, ein jedes Opfer oder Gott gewidmetes Geſchenk, welches mit empor heben dargebracht wurde; beſonders die auf ſolche Art dargebrachten Erſtlinge von den Früchten; ſ. Heben und Hebe=Schulter. In weiterer Bedeutung wird in manchen Gegenden eine jede Abgabe Hebe genannt, wofür an andern Orten das Wort Hebung üblich iſt. Daher in der Landwirthſchaft einiger Gegenden, z. B. in der Lauſitz, der Dreſcherlohn, ſo fern er in einem beſtimmten Theile des ausgedroſchenen Getreides beſteht, die Dreſcherhebe genannt wird; ſiehe Th. IX, S. 600, und Hebe=Korn.

Hebe=Balken, ein jeder Balken, welcher etwas hebet, oder aufhebet. Beſonders an den Zugbrücken die zween beweglichen Balken, von deren Enden Ketten bis zur Brücke gehen, dieſelbe damit aufzuziehen.

Hebe=Baum, ein Baum, d. i. ſtarke hölzerne Stange, eine Laſt damit in die Höhe zu heben, beſonders ſo fern er mit der bloßen Hand gebraucht und regieret wird; in Franken ein Tremel oder Hebetremel, an andern Orten eine Handkluppe ein Handklotz, ein Wucht=Baum. Niederſ. Bärbom, Handſpeke. Eine ſolche Stange iſt durchaus rund, vorn an dem einen Ende aber etwas platt und ſcharf zugeſpitzt, daß man damit deſto beſſer unter die Laſt kommen könne. Siehe Hebel und Heber.

Hebe=Daumen, ſ. Heb=Arm.

Hebe=Gabel, im Jagdweſen; ſ. Th. XV. S. 604.

Hebe=Gerüſt, ein jedes Gerüſt, ſo fern es beſtimmt iſt, Laſten zu heben. Der Krahn, die Winde u. ſ. f. ſind ſolche Hebegerüſte.

Hebe=Kopf, ſ. Heb=Arm.

Hebe=Korn, in einigen Gegenden, z. B. der Mark Brandenburg, dasjenige Korn oder Getreide, welches als ein Pacht zins, oder andere Ausgabe gegeben wird. Den Bauern ſeine Aecker um Hebekorn austhun. Siehe Hebe.

Hebe-Krahn, ſ. Krahn.

Hebe-Lade, ein mechaniſches Werkzeug, *Fig.* 1285, welches in einem offenen Kaſten ABCDEFGH beſteht, in deſſen gegen einander über ſtehenden Wänden AE und DF ſich zwey Reihen Löcher, ab und cd, befinden. Dieſe ſind dergeſtalt eingerichtet, daß die Löcher der Reihe a und c gleich hoch liegen, und eben ſo auch die in den Reihen b und d. Man kann daher durch I und K eine eiſerne Stange ſtecken, welche die Unterlage des Hebels iſt. Der Hebel ſelbſt iſt eine ſtarke hölzerne Stange LM, an deren Ende in L ſich ein eiſerner Haken befindet. Dieſe Stange hat in N, O, P, runde Einſchnitte, in deren Höhlung ſich die eiſernen Stäbe, dergleichen IK iſt, genau paſſen. Ihre Entfernung von einander muß ſo groß ſeyn, als die Entfernung der durch die Löcher geſteckten eiſernen Stangen. Wenn man dieſen Hebel auf die Stange IK, als auf eine Unterlage legt, und ihn ſo hoch in die Höhe hebt, daß dieſe Stange durch das zweyte Loch geſteckt werden kann, und dieſes nach und nach fortſetzt, ſo wird der Hebel nebſt der zu hebenden Laſt endlich um die Höhe der ganzen Hebelade in die Höhe gebracht.

Ins beſondre iſt unter dem Namen der Hebelade, das im IV. Th. S. 13, f. beſchriebene, und Fig. 107 und 108 abgebildete Werkzeug, große Bäume, Baumſtämme u. d. gl. mit Vortheil und ohne große Mühe auf einen Wagen zu heben, und wieder von demſelben abzuladen, und welches auch die Baumhebe oder der Holzheber heißt, bekannt.

Hebe-Latte, ſ. Heb-Arm.

Hebe-Leiter, ein Name, welchen an einigen Orten die Fuhrmanns- oder Wagenwinde führt, weil ſie einer kurzen Leiter nicht unähnlich iſt; die Hebe-Winde; ſ. Winde.

Hebe-Mahl, an einigen Orten ein Gaſtmal, welches den Zimmerleuten bey Hebung, d. i. Richtung eines Gebäudes gegeben wird, und an andern Orten das Richtmahl, der Richtſchmaus heißt.

Hebe-Nagel, in den Schlaguhren und deren Schlagewerk, kleine ſenkrechte Stifte auf der rechten Seite des Heberades, welche den Hammer heben, wenn die Uhr ſchlagen ſoll, und auch Schlagnägel genannt werden.

Hebe-Rad, ſ. im vorhergehenden Artikel.

Hebe-Schaufel, Hebe-Schüſſel; ſiehe Schaufel-Kunſt.

Hebe-Schulter, in der deutſchen Bibel, die Schulter von einer Hebe, d. i. einem zum Opfer geſchlachteten Thiere. Siehe Hebe und Heben.

Hebe-Tatze, ſ. Heb-Arm.

Hebe-Tuch, in dem Jagdweſen, ein Tuch, welches man auf- und niederlaſſen kann, um dem Wilde nach Belieben einen freyen Ausgang zu verſchaffen; das Schnapptuch, die Schnappe, das Falltuch.

Hebe-Walze. Mit dieſer Benennung belegt der Schiffsbaumeiſter bey der königl. ſchwediſchen Kriegsflotte, Gilb. Sheldon, ein von ihm erfundenes Hebezeug, womit hölzerne Gebäude, Schiffe und andere große Laſten gehoben werden können, und welches wegen ſeines leichten Baues, bequemen Gebrauches, und großen Vermögens zu Erhebung ſchwerer Laſten, beſondern Beyfall gefunden hat. *Fig.* 1286 a) ſtellt dieſe Maſchine von der Seite vor; und 1286 b), perſpectiviſch.

a, zwey Grundblöcke mit einer Vertiefung, die oben einen Rand hat, damit kein Sand und keine Steinchen mitten an die Walze kommen, wo die Stütze ſtehen ſoll.

b, die Walze mit einem viereckigen Kopfe; an jedem Ende zu zwey Löchern, ſind die Bäume, welche mit Ringen und Schienen verſehen werden, zwiſchen den Köpfen ganz rund, und mit einem kleinen Beſchlage in der Mitte, wo die Stütze ſteht, ¼ Z. tief, welches die Stütze hindert, ſich nach den Enden zu ſchieben.

c, die

c, die Stütze, welche mit einem Ende an der Walze, mit dem andern unter der Laſt, die gehoben werden ſoll, ſteht. Das untere Ende wird nach der Geſtalt der Walze ausgehölet, aber mit einer größern Oeffnung, als nur die Walze faßte; denn man bekleidet dieſe Aushöhlung inwendig mit Sohlleder, und verwahret ſie mit eiſernen Ringen.

d, die Bäume zum Winden, die mit Händen, oder durch andere Werkzeuge, die Walze nach e fortwälzen.

f, ein feſter Kloß oder Block, an den die Stütze mit dem andern Ende kömmt, ihr Heben zu verrichten.

Sowohl die Walze, als die Grundblöcke unter derſelben, werden auf beyden Seiten um die Stütze ausgehacket, und mit Harze und Steinchen beſtreuet, damit die Walze bey ihrem Umwinden nicht zurück trete, ſondern durch dieſen Grus genöthiget werde, bey dem Umwinden nach e hin zu rollen, da ſie zugleich die Erhebung um ſo viel verurſachet, als die Linie b f größer, als e f, iſt, welches bey dieſer Stellung $4\frac{1}{4}$ Zoll nach Fig. 1286 a) beträgt. Wenn alſo die erſte Erhebung geſchehen iſt, verſieht man das Gebäude mit lockern Stützen und Unterpfählung; die Walze wird wieder in ihre erſte Stelle gerücket, und ein Kloß zwiſchen das Ende der Stütze und den feſten Kloß f geleget, ſo kann man wieder $4\frac{1}{2}$ Zoll heben, und dieſes ſo oft als man will.

Die Stützen, wo ſie einander reiben, werden mit Fett und Seiffe geſchmiert, damit ſie ſich leichter umwenden laſſen. Die Stelle, woran der Kloß f befeſtigt iſt, muß mit den übrigen Theilen des Gebäudes ſtark verbunden werden, damit ſie nicht von einander gezwänget oder eingedrückt werden.

Die Ausrundung an den Grundblöcken wird aus dem Mittelpuncte b gemachet, zu deſſen Findung die halbe Weite b e von f ausgeſezet, und mit dem Halbmeſſer b f, der Bogen h b i gezogen wird. Man könnte zwar den Grundblock g rade machen, allein das Hebezeug bekömmt alsdann keinen ſo gleichen Gang, und die Erhebung geſchieht nicht ſo gleichförmig, ſo daß man immer gleich viel Kraft zum Winden brauchet, als bey einem kreisförmig ausgeſchnittenen. Die Walze wird von ihrer lothrechten Linie nur 17 Grad gewendet, wenn ſie ſtraff geſpannt iſt; ſonſt aber, beym erſten Anſetzen, kann die Entfernung der Walze $\frac{1}{3}$ der Länge der Stütze genommen werden; nimmt man ſie größer, ſo verliert man Kraft beym Winden; denn je näher die Walze ihrer lothrechten Lage kömmt, deſto weniger Kraft wird zu ihrem Umwinden erfordert, und deſto ſtärkere Wirkung erfolgt beym Heben.

Dieſes Hebezeug iſt ganz einfach, und kann in vielerley Fällen nur von Eichenholz ohne beſondern Beſchlag gebraucht werden, da man denn ihrer verſchiedene zugleich anbringen kann, nachdem die Nothwendigkeit und Lage es erfordern. Wollte man aber die Walze von Eiſen machen, ſo ließe ſich damit unglaubliche Wirkung ausrichten.

Um die Friction, welche dieſes Hebezeug bey dem Andrücken der Stütze an die Walze beſchwert, zu vermindern und beynahe völlig zu heben, dürfte man nur, nach dem Vorſchlage des Hrn. Commercienr. Polhem, die Stütze auf einen beweglichen Block ſtellen, welcher über zwo Rollen geführt wird.

Eine Unterſuchung der Eigenſchaften dieſes Hebezeuges, ſt. im 9. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1747. Hamb. 1753, 8. S. 48—60.

Hebe=Winde, ſ. Hebe=Leiter.

Hebe=Zange, ſ. unter Zange.

Hebe=Zeug, ein jedes, ſowohl einfaches als zuſammen geſetztes Werkzeug, wodurch eine Laſt ſich bequem in die Höhe heben läßt, daß man dieſelbe hernach füglich von einem Orte zum andern fortſchaffen, und geſchickt von einer Seite zu der andern wenden kann. Sie beſtehen in allerley Walzenwerke (ſ. Hebe=Walze), Haſpeln (ſ. oben, S. 230, fgg.), Hebeladen (ſ. oben, S. 561), Erdwinden (ſ. oben, S. 243, fgg.), Flaſchenzügen (ſ. Th. XIV, S. 52, fgg.), Krahnen, Rädern, Schrauben, Fahrwerken u. d. gl. wovon an eines jeden Orte fernere Erklärung geſchieht.

In engerer Bedeutung führt in dem Bergbaue die Winde, womit die Kunſträder aufgehoben werden, dieſen Namen.

Bey der Artillerie heißt es eine gewiſſe Maſchine, vermittelſt welcher die Stücke gehoben und auf die Lavetten gelegt werden. Es beſteht aus 3 ſtarken, 12 bis 14 Fuß langen, Hölzern, davon zwey mit Riegeln zuſammen gefügt ſind, das dritte aber oben daran geſtoßen, mit einem Bolzen befeſtiget, und ein Kloben daran gehängt wird. Das Hebezeug wird über das Stück geſtellt, der Kloben wird an den Delphinen angeſchla=

geſchlagen, das Seil um die an der einen Seite des Hebezeuges angefügte Welle gelegt, und durch Umdrehen derſelben angezogen.

Hebel, ein Werkzeug, einen andern Körper damit zu heben, oder aufzuheben. So iſt in der Mechanik der Hebel eine gerade ſteife Linie, welche in einem Puncte, um welchen ſie beweglich iſt, aufliegt, und an deren einem Ende die Laſt, an dem andern aber die Kraft angebracht wird; L. Vectis, im mittlern Lat. Levarius, Fr. Levier.

In einigen Gegenden wird auch der Sauerteig der Hebel genannt, Fr. Levain, weil er den Teig hebet, oder zum Gähren bringt; ſiehe Hefen; daher hebeln auch für ſäuern, einſäuern vorkömmt.

Das—el in dieſem Worte zeigt ein Werkzeug an. Siehe Heber.

Der Hebel iſt in der Praxis ein Werk- oder Rüſtzeug, vermittelſt deſſen eine Laſt mit einer geringern Kraft, oder einem Gegengewichte, entweder erhalten, aufgehoben, niedergelaſſen, oder ſonſt auf mancherley Art beweget werden kann. Es iſt derſelbe das erſte und allgemeine Stück, ja gleichſam die Mutter, und der Grund faſt aller einfachen und zuſammengeſetzten Hebezeuge. Er iſt nicht nur die allerſimpelſte Maſchine, welche in der Welt gefunden werden mag, ſondern auch diejenige, womit das allermeiſte, in Anſehung der Kraft, ausgerichtet werden kann, weil die wenigſte Friction dabey Statt findet. Ferner kann vermittelſt des Hebels alle diejenige Laſt beweget werden, ſo durch viele andere und koſtbare Werkzeuge kaum geſchehen mag, nur daß ſolche Bewegung nicht auf einmal allzu groß ſeyn kann. Die meiſten Inſtrumente, die wir im gemeinen Leben nöthig haben, ſind entweder als ein einfacher, oder als ein doppelter Hebel anzuſehen, z. B. der Bohrer, die Schere, die Zange u. a. m. Aus den Geſetzen des Hebels laſſen ſich auch von der Bewegung der

Körper, ſowohl der Thiere als der Menſchen, die richtigen Gründe angeben, und ihr Vermögen genau berechnen; wie denn *Borellus*, in ſeinem Buche de motu animalium P. 1. Propoſ. 146, fgg. den Gang der Menſchen und Thiere, das Fliegen der Vögel, und das Schwimmen der Fiſche, nach den Geſetzen des Hebels gründlich erklärt hat.

Die Materie des Hebels kann Eiſen, Stahl, Meſſing, Holz und alles, was nach Proportion der Laſt ſich nicht bieget, oder bricht, ſeyn. In der Theorie wird dem Hebel keine Materie oder Schwere zugeeignet, ſondern er wird nur als eine bloße Linie, daran der lange Theil ſo ſchwer, als der kurze iſt, betrachtet.

Die Figur des Hebels iſt an ſich ſelbſt ſehr ſchlecht und geringe; denn ein jeder Stab, Stange, oder dergleichen, kann öfters, ohne weitere Zurichtung, einen Hebel abgeben; wenn z. B. der Fuhrmann, in Ermangelung ſeiner Wagenwinde, mit einer unter die Achs geſtellten gemeinen Stange oder einem Zaunpfahl den Wagen aus dem Koth, oder denſelben zu ſchmieren, in die Höhe hebet. Die mit Fleiß zugerichteten Hebel ſind gemeiniglich von Holz, oder von Eiſen. Der eiſerne, welchen man auch das Brecheiſen, den Brechhebel, und die Brechſtange nennt, iſt ein runder oder eckiger Stab Eiſen, der an dem unterſten Ende etwas gekrümmt, breit geſchlagen, in der Mitte auch wohl geſpalten, und dabey ſpitzig zulaufend gemacht iſt, in welchem Falle er auch Kuh- oder Geißfuß, Fr. Pied de chevre, genannt wird; Fig. 1287. Von ſeinem Gebrauche, ſ. Th. VI, S. 577. Der hölzerne, deſſen ſich inſonderheit die Auflader, Packer und Ballenbinder bedienen, iſt unter dem Namen des gemeinen Hebebaumes bekannt; Fig. 1288. Siehe auch oben Hebe-Baum. Die Theile des Hebels ſind: A C, der Kopf, oder der lange Theil des Hebels; A D, die Zunge, oder der kurze Theil; B, die Unter-

Unterlage, der Ruhepunct, die Stütze, Gr. und Lat. Hypomochlium, Fulcrum. In gewiſſen Fällen wird der Ruhepunct auch Axis oder Centrum genannt; daher deſſen Stelle öfters ein Bolzen, Nagel, Zapfen, ja wohl gar nur ein Strick oder Seil, vertritt.

Bey dem Hebel ſind 3 Puncte zu bemerken: 1. der Punct der Ruhe, oder die Unterlage; 2. der Punct der Laſt, oder des Widerſtandes, wo die Laſt angehängt wird; und 3. der Punct der Kraft, wo die Kraft applicirt wird. Das Vermögen des Hebels, ſo die Kraft mit demſelben ausrichten kann, entſteht einzig und allein durch den Abſtand, welchen die Laſt und Kraft vom Ruhepunct oder von der Unterlage gegen einander haben, und wird auch von den Werkleuten die Abwage genannt.

Die unterſchiedenen Arten, oder vielmehr Benennungen des Hebels entſtehen alſo, nachdem derſelbe auf unterſchiedene Art in Anſehung des Ruhepunctes oder des Hypomochlii, gebraucht wird. Befindet ſich der Ruhepunct zwiſchen der Laſt und Kraft, ſo entſteht ein Hebel der erſten Art, oder ein ſo genannter Druckhebel, Vectis heterodromus, Fig. 1289 a). Wenn ſich hingegen an dem einen Ende des Hebels der Ruhepunct, an dem andern entweder die Laſt oder die Kraft befindet, ſo entſteht ein ſo genannter Tragehebel, Vectis homodromus. (Befindet ſich, wie in Fig. 1289 b), die Laſt oder der Widerſtand R zwiſchen dem Ruhepuncte C und der bewegenden Kraft F, ſo nennt man ihn den Hebel der zweyten Art, bey dem Hebel der dritten Art hingegen, Fig. 1289 c), befindet ſich die bewegende Kraft F zwiſchen dem Ruhepunct C und der Laſt oder dem Widerſtande R.

Bey den Hebeln der erſten Art, Fig. 1289 a), verhält ſich die Bemühung, welche die bewegende Kraft anwendet, um ſich mit dem Widerſtande oder der Laſt in ein Gleichgewicht zu ſetzen, zu dem Widerſtande, wie ſich die Entfernung eben dieſes Widerſtandes von dem Ruhepuncte, zu der Entfernung des Ruhe-

Ruhepunctes von dieſer bewegenden Kraft verhält. Wenn alſo bey dem Hebel das Gewicht R, welches hier als der Widerſtand betrachtet wird, 2 ℔ ſchwer iſt, und die bewegende Kraft F hat 1 ℔, ſo werden beyde im Gleichgewichte ſtehen, wenn nämlich die Entfernung F C noch einmal ſo groß iſt, als die Entfernung R C. Hieraus folgt auch, daß die Kraft F, wenn ſie ſich beweget, in einem und eben demſelben Zeitpuncte zweymal mehr Weg laufen wird, als die Laſt R, und daß man alſo allezeit in Anſehung der Geſchwindigkeit dasjenige verliere, was man in Anſehung der Kraft gewinnt. Auf dieſen unwiderſprechlichen Grundſatz gründet ſich die Unmöglichkeit, Maſchinen zu verfertigen, die ein Perpetuum mobile ſind, welches ſo viele Perſonen, die keine rechte Einſicht in dieſe Wiſſenſchaft hatten, ſo oft, aber auch allezeit vergeblich, geſucht haben.

Bey den Hebeln der zweyten Art, Fig. 1289 b), verhält ſich die Kraft, welche die bewegende Kraft äußert, um mit dem Widerſtande ſich in ein Gleichgewicht zu ſetzen, zu dem Gewichte dieſes Widerſtandes, wie die Entfernung des Ruhepunctes C von dem Widerſtande R ſich zu der Entfernung dieſes Ruhepunctes von der bewegenden Kraft F verhält. Wenn alſo die Entfernung C R 1 Fuß, und die Entfernung C F 3 Fuß beträgt, ſo wird eine Kraft F von 1 ℔. mit einem Gewichte oder Widerſtande R von 3 ℔. im Gleichgewichte ſtehen. Hieraus iſt leicht einzuſehen, daß in ſolchem Falle die bewegende Kraft F, indem ſie den Bogen des Zirkels F G durchläuft, dreymal mehr Weg mache, als der Widerſtand R, wenn er den Bogen des Zirkels R S durchläuft.

Bey den Hebeln der dritten Art, Fig. 1239 c), wirkt die bewegende Kraft F auf den Widerſtand R, wie ſich die Entfernung des Ruhepunctes C von dieſer bewegenden Kraft F zu der Entfernung eben dieſes Ruhepunctes von dem Widerſtande R verhält. Wenn alſo die bewegende Kraft 1 Fuß weit von dem Ruhepuncte, und der Widerſtand 4 Fuß entfernt iſt, ſo iſt eine Kraft F von 4 ℔. nöthig, um ein Gewicht oder einen Widerſtand R von 1 ℔. im Gleichgewichte zu erhalten, weil der Bogen F G, den die bewegende Kraft durchläuft, nur der 4te Theil des Bogens H I iſt, den der Widerſtand R in eben der Zeit durchläuft. Man ſieht hieraus auch, daß man in dieſem Falle wieder an der Kraft verliert, was man an der Geſchwindigkeit gewinnt.

Der

Der Hebel iſt ferner entweder gleicharmig, oder ungleicharmig. Aus dem gleicharmigen entſteht die gewöhnliche Kramerwage, und aus dem ungleicharmigen die Schnellwage. Der gleicharmige Hebel iſt in der Theorie eine Linie, in praxi aber ein Stab, Stange oder dergleichen, ſo in 2 gleiche Theile getheilt wird, daß demnach Kraft und Laſt vom Ruhepuncte gleichweit abſtehen; Fig. 1290 a), b) und c). Bey der erſten Art iſt gleiche, bey der zweyten Art die halbe, und bey der dritten Art noch einmal ſo viel Kraft nöthig. Der ungleicharmige Hebel, Fig. 1291, iſt, wenn von der Unterlage an, der eine Arm des Hebels bis zum Punct der Laſt oder Kraft kurz, und der andere lang iſt, oder, wenn ſie einander ungleich ſind. Endlich giebt es auch gerade und gebrochene oder Winkel-Hebel.

Hebel, (Setz-) ſiehe Setz-Trog.

Heben (*), in die Höhe bewegen, von der Oberfläche der Erde entfernen; L. levare, elevare, Fr. lever.

1. Eigentlich. Die Laſt iſt ſo ſchwer, ich kann ſie nicht heben. Wer den Stein nicht heben kann, der muß ihn fortwälzen. Der Wind hebt den Staub, wenn er ihn aufwärts treibt. Die Wage hebt tauſend Pfund. Die Hand gen Himmel, die Augen in die Höhe, das Haupt empor heben. Jemanden auf den Tiſch, auf das Pferd heben. Jeman-

(*) Im Niederſ. heven, im Engl. haeve, im Dän. häve, im Schwed. haefwa, im Wend. hibam und gibam. Es ſtammet von dem alten ha, hoch, her, von welchem mit veränderten Suffixis auch Haupt, Hübel, Hügel, Giebel, Hefen, Hüpfen und hundert andere herkommen. Das Niederſ. Heven, der Himmel, Engl. heaven, beſtätiget dieſe Ableitung, ſo wie das Niederſ. hevig, groß, und figürlich auch ſchwer, wichtig. Im Oberdeutſchen bedeutet heben nicht nur haben, beſitzen, ſondern auch halten. Uebrigens iſt für heben im Niederſ. auch hiſſen, (Fr. hauſſer,) tillen, (L. tollere, delere,) imgl. lüften und lichten, (Frequentativa von levare) üblich.

manden in den Himmel heben, figürlich, ihm außerordentliche Lobeserhebungen beylegen; ſ. Erheben.

2. Figürlich.

1) Von verſchiedenen Handlungen, welche mit einem eigentlichen Heben oder Aufheben verbunden ſind. Einen Schatz heben, ihn ausgraben. So auch, einen Stein heben. Einen Graben heben, d. i. reinigen, ausſchlämmen, von neuem aufgraben. Ein Kind aus der Taufe heben, deſſen Pathe ſeyn; eine Anſpielung auf die älteſte Art der Taufe, da die Täuflinge ganz unter das Waſſer getauchet wurden; im mittlern Lat. levare de ſacro fonte. Bey den Jägern hebt der Wolf oder Fuchs die Lockſpeiſe, wenn er ſie frißt. Jemanden aus dem Sattel heben, eigentlich ihn mit der Lanze von dem Pferde ſtoßen; eine von den ehemaligen Turnieren entlehnte R. A. Figürlich; jemanden überlegen ſeyn, ihn aus dem Beſitze eines Gutes oder Vortheiles treiben. Ein Haus heben, in verſchiedenen hoch- und oberdeutſchen Gegenden, das Zimmerwerk aufſetzen und zuſammen fügen; im Niederſ. richten; ſ. Hebe-Mahl.

2) Zur Hebe bringen, d. i. mit Aufhebung darbringen, beſonders Gott zum Opfer bringen; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, welche noch in der deutſchen Bibel vorkömmt. Es ſoll einer heben ſeine Hand voll Semmelmehls vom Speisopfer, 3 Moſ. 6, 15, und an andern Orten mehr; ſ. Hebe.

3) Einnehmen, in Empfang nehmen, von Einkünften, Abgaben und Geldſummen. Geſchoß und Steuern heben; ſ. Hebung. Geld oder Gelder heben, zu ſich nehmen, in Empfang nehmen. Das Geld iſt ſchon von einem andern gehoben, d. i. in Empfang genommen worden. Daher die noch bey den Handwerkern übliche R. A. mit einem Handwerke heben und legen, deſſen ſämtliche Gebräuche beobachten, ſich gewiſſermaßen zu demſelben bekennen; eigent-

eigentlich gemeinſchaftlich einnehmen und ausgeben, ſeinen Beytrag an Gelde mit demſelben geben, und ſolchen auch gemeinſchaftlich mit demſelben genießen.

Im mittlern Lat. wurden die eingebornen Unterthanen eines Herren Leuantes & cubantes, Fr. Levans & couchans, genannt, zum Unterſchiede von den Albanis oder Fremden.

4) Aufſtehen und ſich weg begeben, als ein Reciprocum; ein im Hochdeutſchen veralteter Gebrauch. Hebet euch aus dieſer Gemeine, 4 Moſ. 16, 45. Hebe dich entweder zur Rechten oder zur Linken, 2 Sam. 2, 21. Hebe dich weg von mir, Satan! Matth. 4, 10.

5) Entſtehen, als ein Reciprocum; eine im Hochd. gleichfalls veraltete Bedeutung, wofür ſich erheben üblicher iſt. Und hub ſich ein groß Ungewitter auf dem Meere, Jon. 1, 4.

6) Wegſchaffen, aufhören machen, endigen; nur in einigen Fällen. Einen Streit heben, endigen. Eine Krankheit, einen Anſtoß heben, wegſchaffen. Einen Zweifel heben, auflöſen. Einen Einwurf heben, zeigen, daß er ungegründet ſey.

7) Hervor ſtechend machen; machen, daß eine Sache deutlicher, merklicher in die Sinne falle oder lebhafter empfunden werde. Durch ſtarke Schatten um die Figuren, werden dieſe gehoben. Der Maler hebt einen Gegenſtand, wenn er einige Pinſelſtöße mit hellen oder glänzenden Farben darauf thut. Keine Schminke ſparen, ſeine Geſichtsfarbe zu heben.

8) Ehre, Anſehen, Vermögen ertheilen. Jemanden heben. Sich heben, zu Anſehen, Gewalt oder Vermögen gelangen.

Heben=Holz, ſ. Eben=Holz.

Heber. 1. Eine Perſon, welche hebet, in welcher Bedeutung es nur in den Zuſammenſetzungen Anheber und Urheber üblich iſt.

2. Ein Werkzeug, womit man etwas aufhebet. Dahin gehört der Heber oder das Hebeiſen der Wundärzte, L. Elevatorium, ein ſtählernes Werkzeug, ein Stück einer zerbrochenen Hirnſchale wieder in die gehörige Lage zu heben. Noch häufiger bezeichnet dieſes Wort eine gläſerne oder metallene, nach einem Winkel oder auch nach einer Krümme gebogene Röhre, mit welcher ein flüſſiger Körper, vermittelſt des Druckes der Luft, gehoben oder in die Höhe getrieben wird (*), L. Sipho, Fr. Siphon. Der Heber iſt von verſchiedener Art, theils in Anſehung der Figur und der Stellung, theils auch in Anſehung der Beſchaffenheit der Schenkel, welche eine ſolche gebogene Röhre formiret. Beſteht ein Heber aus zwey Schenkeln, ſo wird er ein einfacher Heber, Sipho ſimplex, genannt; wenn hingegen eine Röhre in mehr als zwey Schenkeln gebogen iſt, oder wenn z. B. der eine oder längere Schenkel wieder in die Höhe gebogen iſt, ſo daß ein dritter Schenkel mit dieſem parallel wieder hinauf läuft, heißt es ein vermiſchter Heber, Sipho mixtus. Sind die Mündungen des einfachen Hebers in die Höhe gekehrt, wird er ein aufrecht ſtehender Heber, Sipho erectus, wenn hingegen die Mündungen deſſelben beyderſeits niederwärts gegen den Horizont zu gerichtet ſind, ein umgekehrter Heber, Sipho inverſus oder reflexus, genannt. Ein Heber mit zwey gleichen Schenkeln, welche unten etwas krumm gebogen ſind, welchen ein Bürger zu Stuttgard, Johann Jordan, erfunden, und womit er das Waſſer 45 Fuß hoch gehoben haben ſoll, wird, weil der würtembergiſche Herzog Friedrich Carl denſelben, als etwas ſonderbares, anfänglich verwahrt hat, der würtembergiſche Heber genannt. Es giebt auch einen unterbrochenen Heber, Sipho interruptus. Die nähere Beſchreibung und Erklä-

(*) Im Dän. Hævert, im Böhm. Hewer, im Poln. Hewar.

Erklärung aller dieſer Arten von Hebern, gehört in die Hydraulik und Hydroſtatik.

In der Oekonomie kennt man, unter der Benennung Heber, eine von kupfernem oder verzinntem Eiſenbleche hohl getriebene, oder aus Glas geblaſene Röhre, womit man aus friſchen und noch nicht angezapften Fäſſern von dem darin befindlichen Bier, Wein, Branntwein oder andern Getränke, ſo viel man will, durch das geöffnete Spundloch heraus ziehen kann. Man hat zu dieſem Behuf zweyerley Arten, den gemeinen und den Stechheber. Ein gemeiner Heber, Fig. 1292, iſt eine in C gekrümmte Röhre AB. Der Winkel ACB kann ſeyn, wie er will. Der kurze Theil AC wird in die Flüſſigkeit geſteckt, und aus dem großen, B, ſauget man die Luft, ſo kömmt die flüſſige Materie aus B heraus gelaufen, und läuft ſo lange, bis die Oeffnung A nicht mehr durch die Fläche der Flüſſigkeit reichet. Nur muß die Oeffnung B tiefer außer der Flüſſigkeit ſtehen, als die Oeffnung A unter derſelben ſich befindet. Gemeiniglich beſtehen dieſe Heber, deren man ſich bedient, das Bier aus einem Faſſe zu heben, oder zu ziehen, aus zwey in einen rechten Winkel zuſammen geſtoßenen gleich weiten Stücken, welche Schenkel heißen, davon das eine länger als das andere, beyde aber ungefähr eines kleinen Fingers dick, ſind. Wenn man nun aus einem Faſſe ausheben will, ſteckt man das kurze Ende in das Faß, und zieht oder ſaugt an dem langen ſtark an, bis das Getränk an den Mund gelaufen kömmt; hierauf ſenkt man es nieder, und läßt es laufen, ſo lange man will, hebt alsdann das lange Ende in die Höhe, damit dasjenige, was noch in dem Heber iſt, zurück in das Faß laufe, und zieht ihn hernach ſacht heraus. Man nennt ihn, wegen ſeines Gebrauches, gemeiniglich einen Ziehheber. Die andere Art, welche ein Stech- oder Stichheber, an einigen Orten auch ein Pumper, oder eine

Pumpe,

Pumpe, genannt, und gemeiniglich beym Weine gebraucht wird, Fig. 1293, iſt eine gerade, von Glas geblaſene, oder von Blech getriebene, hohle Röhre, welche oben eine Oeffnung, A, in der Weite eines kleinen Fingers, oder, wenn ſie in den blechernen Hebern weiter iſt, einen aufgelötheten, und in der Mitte durchlöcherten Deckel hat, und in der Länge von ½ Elle, oder darüber, immer weiter wird, B, bis es unten, wie eine kleine Handſpritze, in ein dünnes Röhrchen C ausläuft. Wenn man einen ſolchen Heber in das Faß ſteckt, ſteigt das Getränk darin ſo hoch, als es auſſen um den Heber herum iſt; wenn man alsdann das obere Löchlein mit dem Daumen zudrückt, ſo kann kein Tropfen heraus laufen, bis man den Heber über ein Glas oder anderes Gefäß gehalten, und den Daumen von dem obern Loche hinweg gethan hat.

Zur Verfertigung derer Heber, welche eine Arbeit der Klempner ſind, bedient ſich dieſer Profeſſioniſt einer völlig runden, durchgängig gleich dicken, und etwann 3 Fuß langen, eiſernen Stange, die Heberſtange genannt; um welche er nicht nur die Röhren zu Hebern, ſondern auch zu andern Blechcylindern, die eine gleiche Weite haben, bieget. Die Bierheber ſind insgemein nur klein, und aus zwey Armen von weißem Blech rechtwinkelig zuſammen gelöthet. Zu großen Weinfäſſern, werden größere Heber aus verſchiedenen Blechröhren zuſammen gelöthet, und beyde Arme durch ein gebogenes Knie von Meſſing vereinigt, weil das Eiſenblech ſich nicht gut biegen läßt. Man rollt das Meſſingblech auf der Heberſtange zuſammen, gießt Bley hinein, und biegt es, wenn es erkaltet iſt, zu einem krummen Knie; das Bley wird hernach wieder im Feuer ausgeſchmolzen, und beyde Arme werden mit dem Knie vermittelſt des Löthkolbens vereiniget.

Aus der Theorie des Hebers laſſen ſich die Vexierbecher erklären, welche nicht eher auslaufen, als bis ſie voll ſind. Es zeigt ſolches Fig. 1294 a), da im Becher oder Trinkglaſe eine bey a und b offene Röhre im Boden befeſtigt iſt. Wird das Glas mit Waſſer oder einer andern Flüſſigkeit gefüllet, und zwar nur bis

bis an die Linie de, ſo wird es im Glaſe bleiben, und nichts heraus laufen; ſo bald es aber über die Rundung c geht, fängt es an zu laufen, bis alles heraus iſt. Man macht dergleichen Becher auch mit 2 Röhren, welche ein in einander geſteckter Heber ſind; Fig. 1294 b). ED, iſt eine Röhre, die an beyden Enden offen iſt, CAB aber eine um ſie gehende andere Röhre, die am Boden des Bechers bey C eine Oeffnung hat, zwiſchen welcher und der Röhre ED ein Zwiſchenraum bleibt. Gießt man nun in ſolchen Becher Waſſer, ſo ſteht daſſelbe in der Röhre CAB, und dem Becher, ſo lange es nicht über die Oeffnung E zu ſtehen kömmt, gleich hoch, und der Becher behält das Waſſer. Gießt man hingegen mehr Waſſer hinzu, ſo daß es über E zu ſtehen kömmt: ſo wird die Luft aus den Röhren CAB und ED heraus getrieben, und das Waſſer tritt dagegen hinein; daher muß das Waſſer bis auf den Boden des Bechers auslaufen. Es läßt ſich hieraus erklären, wie ein Brunnen bey trocknem Wetter Waſſer haben, bey naſſem aber trocken ſeyn kann.

Vom Heber der Gärtner, *Melonenheber*, ſ. im Art. *Melone*.

In den Pochwerken werden auch die Hebarme Heber genannt.

In andern Fällen iſt Hebel üblicher, ob es gleich mit dieſem ein und eben daſſelbe Wort iſt.

Heber-Stange, ſ. oben, S. 574.

Hebung, von dem Zeitworte heben. 1. Die Handlung des Hebens, in allen Bedeutungen des Zeitwortes.

2. Was gehoben, d. i. eingenommen wird, in welchem Verſtande in einigen Gegenden nicht nur alle Arten von Einkünften, ſie beſtehen in Geld oder Waaren, ſondern auch die Abgaben dieſen Namen führen. Stehende Hebungen eines Gutes, in der Mark Bran-

den-

denburg, gewiſſe Einkünfte von demſelben. Man unterſcheidet ſie in Naturalhebungen, als: Mühlen- und Getraidepächte ꝛc. und Geldhebungen. Eine Hebung ausſchreiben, eine Steuer, Abgabe. Levata, Levatio und Levatura kommen im mittlern Lat. in eben dieſem Verſtande vor. Siehe auch Hebe.

3. Ein erhobener oder erhabener Ort. In dieſem Verſtande werden die Erhebungen an dem Hinter- und Vordertheile der Fahrzeuge auf Flüſſen in einigen Gegenden Hebungen genannt.

Hechel (*), das Diminutivum von dem veralteten Hache, ein Haken, eine kleine Spitze zu bezeichnen, in welcher weitern Bedeutung es noch in dem Worte Hauhechel vorkömmt. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein mit ſcharfen Drahtſpitzen verſehenes Werkzeug, vermittelſt deſſen der Hanf oder Flachs nach dem Schwingen von dem noch übrigen Werrige und Schäben gereiniget wird; wovon ich ſogleich mit mehrern handeln werde. Den Flachs durch die Hechel ziehen, ihn hecheln.

Daher die Hechelbank, eine hölzerne Bank, worauf die Hecheln, wenn man ſich ihrer bedienen will, befeſtiget werden; die Hechelfrau, eine Frau, welche um Lohn Hanf oder Flachs hechelt, im g. L. das Hechelweib, an einigen Orten auch die Hechlerinn; der Hechelmacher, derjenige, welcher Hecheln verfertiget, im gem. Leben der Hechelmann; und hecheln, vermittelſt der Hechel reinigen, durch die Hechel ziehen, Engl. hatch, Niederſ. hekeln, imgleichen ſieepen.

Jemanden durch die Hechel ziehen, oder ihn in der Hechel haben, figürlich, böſes von ihm ſagen, ihn durchhecheln oder durchziehen.

Die

(*) Im Niederſ. Hekel, im Engl. Heckle, Hatchel, im Dän. Hegle, im Böhm. Hachle, Schwed. Haeckla, Finniſch Kaekylae. Siehe Haken.

Die Hechel, L. Echinus, Pecten ferreus, Carmen, Fr. Peigne, Séran, oder das Inſtrument, mit welchem ſowohl der Hanf als der Flachs nach dem Schwingen rein gemacht, von dem Werrige oder der Hede abgeſondert und zum Spinnen tüchtig gemacht wird, beſteht aus einem Stücke Blech, welches ungefähr 4 Zoll lang, und 3 Zoll breit, mit vielen, über $\frac{3}{4}$ Zoll langen, eiſernen Drahtſpitzen durchſchlagen und verſehen, und auf einem dünnen Bretchen befeſtigt, ſo wie dieſes wiederum auf einem langen, ſchmalen und dünnen Stücke Bret, und zwar auf dem in der Mitte deſſelben aufgenagelten hölzernen Backen feſt gemacht iſt. Man muß deren dreyerley Sorten in einer Haushaltung haben, deren eine immer kleiner iſt als die andere, oder deren Spitzen dichter zuſammen ſtehen, nämlich grobe oder weite, mittelmäßige, und feine. Es werden inſonderheit die Ettenheimer Hecheln, oder diejenigen, welche in Ettenheim, einem Städtchen im Breisgau, verfertigt ſind, gerühmt. Sie werden vornämlich zu Hauſe gebraucht; und dauern viele Jahre. Jede Hechel beſteht aus 320 wohl gehärteten Stacheln oder ſogenannten Zähnen, und 6 Stück übercompleten.

Auf eines vorzüglich großen Landwirthes Rittergute in Thüringen hat man eine neue Art von Hecheln erfunden, welche in einem Rade beſteht, an welchem feine und grobe Hecheln nach Belieben befeſtiget werden können, und die ſich mit dem Rade herum drehen. An dieſer Maſchine können zwo Perſonen zugleich hecheln, indem ſich jede von ihnen vor das Rad ſtellet, und mit dem Fuße, wie bey den Spinnrädern, durch einen Tritt daſſelbe herum drehet, und den Flachs den Hecheln entgegen hält, ſo, daß an der einen Seite der Flachs herunter hängt, an der entgegen geſetzten aber über dem Rade liegt. Das Werrig, welches dieſe Hechel macht, ſieht ſo gut aus, als wenn es gekämmt worden wäre, und das Hecheln ſelbſt geht viel geſchwinder von Statten.

No. 40 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1769, S. 387.
81. St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1769, S. 651, f.

Einige beym Hecheln des Hanfes zu beobachtende Handgriffe habe ich im XXI. Th. S. 805, fgg. angezeigt. Was inſonderheit beim Hecheln des Flachſes in Acht zu nehmen iſt, wird im Art. Lein vorkommen.

Im XXI. Th. S. 831, habe ich geſagt, daß die Seiler den geſchwungenen Hanf, ehe ſie ihn verarbeiten, nach und nach durch eine grobe, mittlere und feine Hechel ziehen. Letztere wird der Feinkamm, Fr. Affinoir, genannt. Eine ſolche, auf einem hölzernen Bock befeſtigte, Hechel ſieht man Fig. 1295 a) abgebildet. Alle drey gedachte Hecheln ſtehen auf dieſem Bock beyſammen.

Die Perrückenmacher haben aus ſtarken Stacheln beſtehende Hecheln, worin ſie das Haar ziehen. Das Haar am Kopfe ziehen, heißt bey ihnen, alle Wurzeln der Haare, d. i. alle Enden, womit die Haare am Haupte geſeſſen haben, durch ein wiederhohltes Hervorziehen aus der Hechel, bey einander bringen; und die Haare bey der Spitze ziehen, wenn alle Spitzen eines Päckchens Haare zuſammen gehechelt werden, damit lauter Spitzen bei Spitzen zu liegen kommen. Dieſer Handgriff iſt deswegen unentbehrlich, weil alle Haare mit ihren Köpfen an der Perrücke aufgenähet werden, und nur die Spitzen frey hängen und gekräuſelt werden können, wenn nicht eine unförmliche Verfilzung erfolgen ſoll, wie geſchehen würde, wenn man die dickern Köpfe kräuſeln und die Spitzen aufnähen wollte. Eine ſolche lange und ſchmale Ziehhechel koſtet 2 Rthlr. 12 Gr. Eben dieſe Hecheln ſind auch der Kamm, die Haarpacke durchzukämmen.

Fig. 1295 b) iſt die Abbildung einer Ziehhechel. Nachdem die Haare entweder mit Staubmehle, feiner Kleye oder feinem Sande gereiniget, und hernach ausgeſtäubet worden, ſchlägt der Perrückenmacher dieſelben in die Ziehhechel, ſo daß er die Spitzen der Haare a vor ſich hat, und er ſie bey dieſen heraus ziehen kann; welches geſchieht, indem er ſie mit den Daumen und der einen Klinge der großen eröffneten Scheere anfaſſet,

faſſet, und diejenigen, welche die andern mit heraus ziehen, in die linke Hand nimmt. Wenn er auf dieſe Weiſe eine gewiſſe Quantität derſelben beyſammen hat, bindet er ſie gegen die Köpfe (diejenigen Enden, welche an dem Haupte geſeſſen haben,) zu, mit einem Schnürfaden zuſammen, legt alsdann jedes Pack allein, und fährt fort, die hervor ſtehenden Haare zu ziehen. Die Packe legt er kreuzweiſe über einander, damit ſie nicht in einander verwirret werden. Auf ſolche Weiſe werden die Haare, der Länge nach, gleichſam von ſelbſt ſortiret; denn die längſten derſelben gehen zuerſt aus, und nach und nach kömmt man ſo weit, daß man auch die kürzeſten ausziehen kann. Hat man koſtbare Haare, ſo zieht man ſie, damit nichts davon umkomme, anfänglich bey dem Kopfe und nachher bey der Spitze aus. Wenn alle und jede Theile alſo zubereitet ſind, legt man ſie in verſchiedenen Reihen, wie ſie der Länge nach auf einander folgen. Alsdann werden ſie gekrauſet.

Eben dieſe Hecheln ſind, bereits erwähntermaßen, auch der Kamm, die Haarpacke durchzukämmen. Der Profeſſioniſt ſchlägt die Packe, welche von gleicher Länge ſind, zuſammen mit der Spitze in die Ziehhechel, und legt eine andere, oder auch eine Kardetſche mit ſehr langen Zacken, Fig. 1295 c), umgekehrt darauf, damit das Haar ſich gewöhne, zwiſchen beyden zu liegen. Hernach zieht er es, auf vorbeſchriebene Art, beym Kopfe mit dem Daumen und der Scheere wieder nach und nach dazwiſchen aus, wodurch das Haar in kleinen Packen von einander abgeſondert wird, welche der Einſchlag (das Paſſee, Paſſée) genannt werden. Jedes von dieſen Packen wird mit einem Zwirnfaden zuſammen gebunden, und, ſo wie die verſchiedenen Längen auf einander folgen, kreuzweiſe über einander gelegt. Hieraus werden wieder neue Reihen gemacht, welche er in Schachteln an einem weder zu feuchten noch zu warmen Orte aufhebt, bis er ſie zu einer Perrücke verarbeiten will.

Hechel-Bank, } ſ. im vorhergeh. Artikel.
Hechel-Frau, }

Hechel-Kamm, eine Art Nadelkerbel, Scandix Pecten *Linn.*; ſ. unter Kerbel.

Hechel-Macher, } ſ. Hechel.
Hecheln, }

Hechſe, der Kniebug; ſ. Häkſe.

Hecht, (*) L. *Lucius*, Eſox roſtro plagioplateo *Arted. Gronov.* Eſox Lucius roſtro depreſſo ſubæquali *Linn.* Fr. *Brochet*, ein bekannter Flußfiſch, welcher faſt durch ganz Europa in allen Gewäſſern, in Seen, Teichen und Strömen gefunden wird. Er hat einen länglichen, ſtark mit Knochen verſehenen, platten und faſt viereckigen Kopf, mit einem gelben und bisweilen ſchwarzgrünen Augenbogen und einem himmelblauen Augapfel, eine längliche Schnauze, einen weiten Rachen, lange ſpitzige Zähne, einen länglichen, einigermaßen vierwinkeligen Leib, grau geſtreifte Seiten, und einen weißen Bauch. Der untere Kiefer iſt länger, als der obere, und hohl wie ein Löffel. In den Beinen des Hechtkopfes will man Leiter, Spieß, Nägel und alle Inſtrumente, welche die Römer bey der Kreuzigung eines verurtheilten Miſſethäters zu gebrauchen pflegen, entdecken; wozu aber eine ſtarke Einbildungskraft kommen muß. Die Schuppen ſind länglichrund. Die Flußhechte werden gemeiniglich $\frac{5}{4}$ Ellen lang, 10 Zoll dick, und 4 bis 5 Pfund ſchwer, da ſie dann die ſchönſten Tafelhechte abgeben, und von dem beſten Geſchmacke ſind. Ein ſehr großer Hecht wird von den Fiſchern und Köchen ein Haupthecht, Fr. *Brochet* car-

(*) In den monſeeiſchen Gloſſen *Haccid*, im Niederſ. Heked, im Angelſ. *Hacod*, im Engl. *Hakot*, im mittlern Lat. *Hakedus*. Entweder von dem noch im Niederſ. üblichen hechten, fangen; imgleichen heften, von welchem Worte der Mäuſe- oder Taubengeyer in einigen Gegenden auch der Taubenhacht, und der Sperber, der Stoßhächtel genannt wird; oder auch von ſeinen ſcharfen Haken oder Zähnen. Um dieſes letztern Umſtandes willen wird er im Schwed. *Gädda*, und im Dän. Giedde genannt, welches Ihre von *Gadd*, ein Stachel, herleitet, ungeachtet es auch von dem alten Gier, Begierde, abſtammen kann, die große Gefräßigkeit dieſes Fiſches auszudrücken. In einem alten, zu Ende des 15ten Jahrhunderts zu Augsburg gedruckten Vocabulario, heißt er Snouch, welches mit dem holländ. Namen *Snoek* von ſnoijen, ſchneiden, hauen, abſtammet. Die franzöſ. Benennungen *Brochet* und *Becquet* beziehen ſich ſo, wie der engl. *Pieke*, gleichfalls auf ſeine ſcharfen Zähne.

carreau; ein Hecht von mittlerer Größe, ein Mittelhecht oder Schüſſelhecht (vielleicht weil man mit einem ſolchen Hechte eine mäßige Schüſſel füllen kann) Fr. ſchlechtweg Brochet, und die kleinſte Art Hechte, Hechtchen, Oberd. Hechtlein, Grashecht genannt, weil ſie gemeiniglich in den Gräben zwiſchen den Grasländern gefangen werden, Fr. Brocheton, oder in der Fiſcherſprache Lançon oder Lanceron. Einen Hecht, welcher 1 Jahr alt, und etwa $\frac{1}{4}$ Elle lang iſt, nennen die Fiſcher Maßhecht. Der Hecht wird, wenn er nur hinlängliche Nahrung hat, bald groß, und gelangt auch zu einem hohen Alter.

Zeiler gedenkt eines ſchneeweißen Hechtes, welcher 1525 bey Wollin in Pommern gefangen worden, und 2 Ellen lang und $\frac{1}{2}$ Ellen breit geweſen. Conr. Gesner erzählt, daß man im J. 1497 bey Heilbrunn in einem See einen Hecht gefangen habe, welcher 19 Fuß lang geweſen, und, wie man aus der Schrift des angehängten kupfernen Ringes erſehen, vom Kaiſer Friedrich II. im J. 1230 in dieſes Waſſer geſetzt worden, folglich darin 267 Jahre geſtanden. Er ſoll 350 Pfund gewogen haben, und dem damaligen Churfürſten von der Pfalz nach Heidelberg geſchickt worden ſeyn. Geſetzt auch, daß man in Angebung des Alters, der Größe und des Gewichtes dieſer Hechte, inſonderheit des Kaiſerhechtes, etwas zu milde geweſen, ſo beſtätigen doch der ſehr große Hecht von 43 Pfund, welcher d. 15. Nov. 1652 zu Moritzburg in der Grafſchaft Meißen im großen Teiche gefangen, und in die königl. Küche zu Dresden gebracht worden, imgleichen der vom Richter in ſeiner Ichthyotheologie beſchriebene Hecht, welcher über 4 rheinl. Fuß lang geweſen, 1 Fuß im Umfange des Bauches gehalten, auf 20 Pfund gewogen, und wegen ſeiner ſtarken Knochen, wenigen großen Zähne, weißgelblichen, auf dem Backen bis an die Naſenſpitze ſehr großen Schuppen für hundertjährig geſchätzt worden, daß ein ſo räuberiſcher und unerſättlicher Fiſch bey überflüſſigem Fraße, ungeſtörter Ruhe, und mehr als hundertjähriger Lebenslänge zu einer erſtaunlichen Größe und Schwere erwachſen könne; wie ihn dann auch Cardanus als ein Exempel des härteſten und längſten Lebens, piſcis vivaciſſimi, aufſtellt.

Hr. Hederſtröm in Schweden, welcher durch angeſtellte Verſuche ſehr wahrſcheinlich gemacht hat, daß ſich das Alter der Fiſche durch ihre Rückgrathswirbel entdecken laſſe, hat nach dieſer Regel auch das Alter der Hechte unterſucht, und daraus gefolgert, daß ein Hecht, von der Größe eines ziemlichen Strömlinges, und welcher 3 bis 4 Loth wiegt, 1 Jahr alt ſey; daß einer von $1\frac{1}{2}$ oder 2 Viertel Länge, von der Größe eines ziemlichen Häringes, und welcher 7 bis 9 Loth wiegt, 2 Jahr habe; daß einer von $\frac{3}{4}$ lang, der ungefähr 1 Mark wiegt, 3 Jahr; einer von 1 Elle lang und 2 bis 3 Mark ſchwer, 4 Jahr; ein 5 bis 6 Viertel langer und 6 Mark wiegender, 6 Jahr alt ſey. Hechte von der größten Art, welche 2 Ellen lang ſind, und $1\frac{1}{2}$ Liefpf. wiegen, haben nach ſeiner Bemerkung gemeiniglich am Rückenwirbel 12 oder 13 Ringe, und ſind alſo vermuthlich nicht mehr als ſo viel Jahr alt.

21. Band der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ a. d. J. 1759, Hamb. und L. 1762, 8. S. 218.

Sam. Rhanäi Nachricht von einem großen Hechte, der am dondaneiſchen Strande in Curland gefangen worden, ſt. im 31. Verſ der Bresl. Samml Feb. 1725, Cl. 4, Art. 10. n. 1. Der hier beſchriebene Hecht war 8 Klafter oder 24 rigiſche Ellen lang, und ſo fleiſchig, daß 25 Tonnen davon eingeſalzen, und an ein Schiff verkauft werden konnten.

Der Hecht iſt ein gewaltiger Raubfiſch, welcher inſonderheit in den Teichen großen Schaden thut, ſich auch wohl an junge Gänſe macht, ja in dem Fiſchhälter wohl gar nach Menſchenbeinen ſchnappt; daher er mit Recht ein Fiſchwolf oder Waſſerwolf, L. Lupus aquaticus, Fr. Loup des eaux, genannt wird, weil er eben ſo im Waſſer mit den Fiſchen, wie der Wolf im Walde mit den Thieren umgeht. Man hat in ſeinem Magen todt in die See oder in das Waſſer geworfene junge Gänſe und Katzen, Schlangen, Mäuſe, Fröſche, Kärpfchen, Häringe, Bärſche, Waſſervögel, Theile von todten Menſchen, auch harte ſtachelige Waſſernüſſe, ſelbſt Artedi einen Seeſcorpion (Cottus Scorpius *L.*) welcher doch über und über mit Stacheln bewaffnet iſt, gefunden; nur die verſchluckten Kröten ſoll er wieder ausſpeyen, und in öden Wäſſern bey großer Hungersnoth mit Waſſerjungfern und Waſſerinſecten fürlieb

lieb nehmen. Er ſchont ſeines eigenen Geſchlechtes nicht, und raubt alles, was er erhaſchen kann, er möge es verſchlingen können oder nicht. Man hat einen Hecht geſehen, welcher einen andern großen Hecht in ſeinen Zähnen hatte, und ſo lange herum ſchwamm, bis der Theil, den er gefreſſen hatte, verdauet war, daß er das übrige auch verſchlingen konnte.

Rondelet, Richter und einige andere behaupten, daß der Hecht der einzigen Schleihe verſchone, daß dieſer Fiſch ſein Arzt ſey, an welchen er ſich reibe, wenn er verwundet iſt, und daß deſſen fette Klebrigkeit ihm ſtatt eines Pflaſters diene, und ihn heile. Gesner bezeuget, daß man in England die bewunderns würdige Gewohnheit habe, den feilen Hechten den Bauch auf 3 Querfinger aufzuſchneiden, um ihr Fett zu zeigen, den nicht verkauften aber denſelben wieder zuzunähen, und ſie in die Teiche oder Weiher, worin Schleihen ſind, zu werfen, an denen ſie ſich rieben, und ihre Wunde bald ausheilten.

Ich muß geſtehen, daß ich von der Richtigkeit der Meinung, daß der Hecht der Schleihen ſchone, nicht überzeugt bin. Wenn der Hecht auf den Raub geht, ſo geſchieht es in der Höhe; auf dem Grunde der Flüſſe und Teiche raubt er nicht. Nun ſteckt aber die Schleihe faſt beſtändig im Schlamme, und kömmt nur, wenn ſie mattes Waſſer hat, in die Höhe. Dieſes hat vielleicht zu der Meinung Anlaß gegeben, daß der Hecht der Schleihen verſchone. Wenn man Hechte und Schleihen in einen Fiſchkaſten zuſammen ſteckte, würde man wohl gewahr werden, daß der Hecht der Schleihen ſo wenig, als der Karpfen, wenn er mit denſelben in einem ſolchen Behältniſſe ſteckt, verſchone.

Der Hecht leichet zu drey unterſchiedenen Malen. Der erſte Theil, der in den beyden erſten Monaten des Jahres leichet, wird daher Frühhecht, auch Hornungs- (Horn-) Hecht genannt. Und wäre auch das ganze Waſſer mit Eis bedeckt, ſo nahen ſich die Hechte doch dem Ufer unter demſelben, bis ſie ein wenig Gras finden, wo ſie ihren Leich anbringen können. Der zweyte Theil hat ſeine Leichzeit im März, und dieſe werden daher Märzhechte (auch, weil

weil ſie um dieſe Zeit ſchon Padden oder Fröſche fangen, Padden⸗ oder Poggenhechte) genannt. Die Brut von ihnen geräth, wegen des alsdann gewöhnlichen hohen Waſſers, und wegen der guten Witterung, die meiſte Zeit am beſten. Je höher der Hecht zu dieſer Zeit ſteigen kann, je lieber iſt es ihm. Er ſucht beſonders überſchwemmte Wieſen, und achtet es nicht, wenn auch der Rücken über dem Waſſer hervor raget. Sie unternehmen gemeiniglich ihre Reiſen dahin paarweiſe, und entledigen ſich ihres Leiches unter beſtändigem Reiben an einander, und mit vielem Geräuſche. Oft verzehrt auch der größere den kleinern bey dieſem Geſchäfte. Wenn nun die Witterung um dieſe Jahrszeit zum Ausbringen dienlich iſt, wenn das Waſſer nicht zu geſchwinde vertrocknet, oder wenn daſſelbe, welches für ſie noch zuträglicher iſt, ſteigt, und ein milder Sonnenſchein die Luft erwärmt: ſo gerathen ſie in ſehr großer Menge, und man findet überall die ſogenannten Grashechte. Man pflegt hieraus allemal eine üble Vorbedeutung vom Mißwachs der Kornfrüchte zu ziehen, zumal in Gegenden, die zu einer guten Erndte wenig Frühlingnäſſe erfordern. Der dritte Theil leichet erſt im May, und ſie heißen daher Mayhechte.

Einige Beobachtungen von den Hechten in Anſehung ihrer Fortpflanzung, ſ. im XIII. Th. S. 484, fgg.

Unterſuchung vom Leichen des Hechtes durch Abr. Argillander, ſt. im 15. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad der Wiſſ. a. d. J. 1753, Hamb. und L. 1756, 8. S. 77—79.

Remarques ſur la propagation des brochets, tirés des Mémoir. de l'Acad. de Suede, ſt. im Mercure Danois, Nov. 1753, S. 307—312, und im 1. Th. des Nouvelliſte œcon. & litter. p. l. m. de Juill. & Août. 1754, S. 61—63.

Weil dieſer Raubfiſch erwähntermaßen nicht nur kleinere Fiſche, als er ſelbſt iſt, angreift, ſondern auch der größten nicht verſchont, und ſie, wenn er ſie gleich nicht auf einmal verzehren kann, doch zu Schanden beißt, und nach und nach auffrißt, inſonderheit aber mit

mit der Karpfenbrut in den Teichen übel umgeht, ſo hat man ſich wohl vorzuſehen, daß man ihn nicht in die Karpfenteiche ſetze. (Zweypfündige Karpfen in einem Tage iſt für einen großen Hecht, der nichts anders zu freſſen hat, keine übermäßige Mahlzeit.) Jedoch wenn ein Karpfenteich mit Fiſchen überhäuft iſt, und ſich vielleicht Karauſchen, Schleihen, Rothaugen, Weißfiſche u. d. gl. darin befinden, welche für ſich und ihre Brut nicht Nahrung genug haben, und daher den Karpfen das Ihrige wegnehmen würden, ſo kann man mit Nutzen Hechte in den Teich werfen; denn ſie räumen hurtig auf, leeren den Teich, und weil ſie ohnedies einen Ueberfluß vor ſich finden, ſo wagen ſie ſich nicht leicht an den großen Karpfen. Wenn aber der Teich abgelaſſen worden, und die Hechte nebſt den andern Fiſchen heraus gefangen werden, muß man zuſehen, daß kein Hecht darin bleibe.

Bey aller Vorſicht, daß in die zur Brut beſtimmten Teiche keine Hechte kommen, iſt es doch nicht leicht zu verhüten. Denn wenn einmal ein Hecht in einem Teiche geweſen iſt, ſo kann der Teich nicht anders davon gereiniget werden, als daß man ihn viele Jahre trocken liegen läßt. Bleibt an einigen Orten nur ein wenig Waſſer übrig, ſo werden ſich kleine Hechte darin erhalten, die ſich, wenn der Teich voll iſt, zeigen, und vielen Leich und Brut zernichten werden. Gemeiniglich werden die Hechte durch die wilden Aenten mit in die Teiche gebracht. Die Aenten laſſen nicht nur den verſchluckten Rogen von Hechten durch den Hintern unverſehrt von ſich, ſondern es bleibt auch oft ſolcher Rogen an den Füßen der Aenten hängen, und auf ſolche Art transportiren ſie ihn von einem Teiche zum andern, zumal wenn dieſe nahe beyſammen liegen.

Da alſo der Hecht in den Karpfenteichen ſowohl mit der Brut und dem jungen Satz, als auch mit den großen Karpfen ſchlechte Nachbarſchaft hält, ſo pflegt man demſelben ein beſonderes Quartier zu ſeinem Aufenthalt einzuräumen, und ihn in beſondere Hechtteiche zu ſetzen. Hiezu nimmt man gern kalte Teiche, darein man ſonſt keine Karpfen ſetzen kann. Weil

aber der Hecht nicht, wie die Karpfen, vom Schlamm, ſondern von andern Fiſchen ſeine Nahrung hat, ſo muß in dergleichen Teiche aus einem nahe gelegenen Bache oder Fluße, durch Gräben oder weite Rinnen, das Waſſer geleitet werden, damit es kleine Fiſche den Hechten zur Nahrung mit hinein führen könne. In Ermangelung ſolcher Gelegenheit muß man, wenn andere Teiche gefiſchet werden, etwas von Speiſefiſchen zu den Hechten einſetzen, damit, wenn jene leichen, dieſe von der Brut zu leben haben. Daher ſetzt man auch gern in die Streckteiche Hechte, welche aber kleiner ſeyn müſſen, als die darin befindlichen Karpfen, damit die Speiſefiſche, welche ſonſt den Karpfen die Nahrung wegnehmen würden, von den Hechten aus dem Wege geräumet werden. Wenn man aber keine Speiſefiſche haben kann, muß man an deren Stelle etliche Leichkarpfen hienein ſetzen, damit die Hechte von der Brut ihren Unterhalt bekommen. In dieſen Teichen ſtreichen auch die Hechte ſelbſt. Weil ſie aber, wenn ſie groß, und ihrer zu viel werden, ihre eigene junge Brut zu vertilgen pflegen: ſo müſſen alle Jahre die größten heraus gefangen werden.

Endlich iſt zu merken, daß man auch deswegen Hecht- und Karpfenſatz in einen Teich nicht zuſammen ſetzen dürfe, weil der Hecht wegen ſeines geſchwinden Wuchſes ſo mächtig wird, daß er der größten Karpfen nicht mehr ſchonet, ſondern, in Ermangelung anderer Nahrung, auch dieſe angreift; es wäre denn, daß man Hechte neben Karpfen aus einer beſondern Abſicht duldete, nämlich, damit die Menge unnützer kleiner Fiſche gemindert, und denen Karpfen, die zur Zucht wachſen ſollen, mehr Raum gemacht werde; oder, wenn der Grund und Boden des Teiches ſo beſchaffen wäre, daß dieſer auch Karpfen zugleich trüge, da alsdann ſo große Karpfen einzuſetzen ſind, welche der Hecht unangefochten laſſen muß.

Da

Da die Hechte ſehr groß werden, ſo iſt es der Mühe wohl werth, ſie in Nahrungsteichen zu halten, weil ſie geſchwinde am Werthe zunehmen. Hechte von 6 Zoll lang ſind an großen Flüſſen für einen ſehr geringen Preis zu haben; und wenn ſie in Teiche geſetzt werden, die einen Ueberfluß an Nahrung haben, ſo werden ſie im erſten Jahre bis auf 14, und in dem andern 22 bis 23 Zoll lang. Sie freſſen inſonderheit in Stücken gehackte Aale ſehr gern, und mäſten ſich damit, wie Ferkel.

Vom Einſetzen der Hechte in Hälter, ſ. Th. XIII, S. 715, f.

Die Hechte werden mit Wathen oder Zuggarnen, Hamen, Wurfgarnen und Reuſen, imgleichen mit Angeln und Nachtſchnüren gefangen, wiewohl ſie auch zu Winterszeit unter dem Eiſe mit dem Eisnetze heraus geholt werden; ſ. Eis-Fiſcherey, Th. X. S. 531, fgg.

Die Hechtangel überhaupt, habe ich im II. Th. S. 107, f. beſchrieben. Zum Hechtfange bedient man ſich inſonderheit der ſogenannten Schußangel (Schieß- oder Schottangel), welche dieſe Benennung daher erhalten hat, weil man den kleinen Fiſch, mit welchem man den Hecht zu fangen gedenkt, in das Waſſer geſchwinde hinein ſinken oder ſchießen läßt. Vielleicht entſpringt der Name auch daher, weil der Hecht nach dem Lockfiſche ſchießt, und ihn in der Geſchwindigkeit raubet. Man höhlt, in dieſer Abſicht, ein durchgeſchnittenes und glatt gehobeltes Stückchen Eichenholz, von ungefähr 4 Zoll Länge, 2 Zoll Breite, und, beyde Stücke zuſammen gelegt, 2 Z. Dicke, jedes zur Hälfte dergeſtalt aus, daß, wenn ſie auf einander faſſen, ein mäßiger Federkiel darin liegen könne, welcher an dem einen Ende aus dem Holze hervorſteht, obwärts aber ſich ſchließt, ohne ganz durch zu gehen. Dieſe beyde Rinnen machen eine Länge von 3 Zoll aus. Seitwärts dieſer Rinnen ſchneidet man noch eine andere gerade, aber viel kleinere, welche nicht ganz oben, wo die große Rinne im Holze zu Ende geht, ſondern 1 oder 2 Lin. davon anheben muß. Zu Verfertigung eines Angel-

Hakens, bieget man einen Eiſendraht, von der Dicke einer Rabenfeder, in einen rechten Winkel, und läßt das eine Ende, ungefähr 2 Zoll, die kleine Rinne hindurch gehen. Das andere Ende, welches in die große Rinne tritt, muß nicht ganz durchlaufen. Man dreht ein kurzes Ende geglüheten Meſſingdraht von der Dicke, wie zu den Setzangelvorfächern (ſ. Th. XIII. S. 592.) gebräuchlich iſt, zuſammen, läßt unten ein kleines Oehr, und wickelt beyde Enden unten an den Eiſendraht, ſo, daß wenn beyde in ihren Rinnen liegen, das Oehr nur ein wenig über das Holz hervor raget. Dergleichen Drahte legt man mehrere nach einander in die Rinnen, weil es eine Arbeit bey dem Guſſe iſt, ſchmelzt reines Blei, ohne Zuſatz von Zinn, macht die Form ganz heiß, legt einen Draht hinein, bindet beyde Stücke Holz feſt zuſammen, und gießt das geſchmolzene Blei hinein, wo das Oehr vorſteht. So bald es erſtarret iſt, öffnet man die Form, ſtößt den Guß heraus, legt wieder neuen Draht hinein, und gießt alsdann eine beliebige Quantität Angeln. Die Formen laſſen ſich eben ſo gut aus Thon verfertigen; nur müſſen dieſelben wohl getrocknet, vor dem Guſſe heiß gemacht, und inwendig mit einem Fette beſtrichen werden. Man kann auch wohl Gyps dazu gebrauchen, und damit eben ſo, wie mit dem Thone, verfahren. Wenn ſie erkaltet ſind, feilet man ſie rund, und unten nach dem Oehr zu, welches nunmehr ſamt dem Eiſendrahte einen Körper ausmacht, etwas dünner; oben aber an dem Kopfe der Angel über dem Eiſendrahte, feilt man eine kleine Rinne, welche zum Aufbinden des Lockfiſches nöthig iſt. Denn ſeitwärts noch gerade weg ſtehenden Eiſendraht feilt man in eine ſcharfe Spitze, und biegt ihn endlich rund, gegen das Oehr, nach unten zu, in die Geſtalt eines Angelhakens. Durch mehreres Abfeilen des Bleies wird die Angel kleiner, dergleichen man zuweilen auch bedarf. Die

beſte

beſte Geſtalt bekömmt der Angelhaken, wenn der bleyerne Körper mit dem Oehr 3 Zoll lang iſt, daß er von dem Bleie 1 Zoll lang herunter gehe, aber nicht ganz 1 Zoll in der weiteſten Entfernung der Biegung ausmache. Einige feilen noch einen Widerhaken daran, welcher aber unnöthig iſt. Endlich gehören zu dieſen Angeln eben ſolche Vorfächer von Draht, wie zu den Setzangeln; nur muß man hier etwas ſtärkern Meſſingdraht nehmen, 4 Glieder an die Kette bringen, und das letztere, von der Angel am weiteſten entfernte, um noch 1 Zoll verlängern. Daß das erſte Glied in das Oehr der Angel befeſtiget werden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Zur Angelſchnur nimmt man eine, in 3 Stränge gedrehete, Leine von 12 Fäden, dergleichen Zimmerleute zu dem Ablöthen gebrauchen. Dieſe Schnur muß 9 bis 10 Klafter lang ſeyn. Zu ihrer beſſern Dauer kann man ſie in Holzlauge oder Seifenwaſſer ½ Stunde kochen, und hernach eine Nacht in Waſſer weichen. Den anden Morgen löſet man ſie ganz aus einander, und zieht ſie, der Länge nach ausgeſpannt, über etliche Haken in freyer Luſt zum Trocknen. Dieſe Leine wird auf eine Rolle, mit einer kleinen Handhabe gewickelt, dergleichen gewöhnlich an dem Lothblei der Zimmerleute befindlich iſt. Sie muß ſehr frey laufen, und damit ſie im Naſſen nicht quillet, ſtark mit heißem Leinöhl überzogen ſeyn.

Zu der hiebey nöthigen Stange nimmt man eine gewöhnliche Angelruthe ohne Aufreis. Auf den am obern Ende befeſtigten eiſernen Zapfen, auf welches bey andern Angeln das Aufreis hinauf geſtoßen wird (Th. XIII. S. 550,) ſteckt man ein, ungefähr 2 Zoll langes, 1 Z. breites, und 2 Lin. dickes, Stückchen Holz, Horn oder Knochen. Gegen das eine Ende bohrt man ein Loch, wodurch der eiſerne Zapfen, etwas gedrängt, geſchoben werden kann. Gegen das andere Ende bohrt man noch ein

ein Loch, welches aber etwas weiter, als das erſte, ſeyn muß, wodurch hernach die Schnur gezogen wird. Will man ſich, anſtatt der Stange, eines engliſchen durchbohrten Fiſchſtockes bedienen: ſo nimmt man einen fingerlangen Stock, welcher gerade das Maß der Weite der oberſten Oeffnung des zweyten Theiles des Fiſchſtockes hat. Oben läßt man dieſes Stöckchen breiter, macht es platt und durchbohrt es, um die Schnur dadurch ziehen zu können. Andere bringen zwiſchen den breitern Theil eines ſolchen Auffatzes, der ſich auch aus Horn verfertigen läßt, eine kleine knöcherne oder elfenbeinerne Rolle an, worüber die Schnur laufen muß. Man muß ſich aber alsdann hüten, daß die Schnur ſich nicht verwickele, weil der Raum hier nicht ſo groß iſt, als wenn ſie frey durch ein Loch läuft. Wird aber die Schnur, wenn der Hecht im Fortſchieſſen iſt, aufgehalten, ſo merkt er die Gefahr, welche ihm bevorſteht, und verläßt ſeinen Raub. Im Nothfalle thut ein wenig zuſammen gebogener und an einen Stock gebundener Draht gleiche Dienſte. Man kann auch, wenn etwa der Auffatz zerbrochen oder vergeſſen wäre, von einem biegſamen Aſte ein ſolches Oehr flechten und glücklich damit fangen.

Zu den übrigen Geräthſchaften, welche man zu dieſer Angelfiſcherey mitnehmen muß, gehören ferner ein ſcharfes Meſſer, ein Knäuel ſtarker Zwirn, ein Fiſchnetz oder Keſſer, und ein tragbarer Fiſchhälter, um die kleinen Lockfiſche lebendig zu erhalten.

Die Zeit, dieſe Fiſcherey anzuſtellen, fängt mit dem May an, und dauert den ganzen Sommer hindurch, bis der Froſt einfällt. Zu den andern Arten der Fiſcherey wird eine ſtille und helle Witterung, zu dieſer aber das Gegentheil, erfordert. Der Hecht läßt ſich zwar auch bey gutem Wetter fangen; allein, ein kleiner Sturm aus Weſten oder Süden, ein trübes Waſſer,

klei=

kleiner Staubregen, oder wenigſtens trübe Luft, werden dem Fange weit vortheilhafter ſeyn.

Die Urſachen davon ſind leicht einzuſehen. Der Hecht, welcher beſtändig herum ſchweift, um ſeiner Gefräßigkeit Genüge zu thun, findet bey hellem Wetter und ſtiller Luft, in ſeiner Laufbahn überall Nahrung an den kleinen Fiſchen. Iſt aber die Witterung unruhig, ſo ſetzen ſich die kleinen Fiſche, halten ſich ſtille, und ſchwärmen nicht umher. Sieht nun der Hecht, wenn ſonſt wenig für ihn zu finden iſt, einen Fiſch, ſo ſchießt er deſto begieriger darnach; denn er entdeckt den Köder auf 3 bis bis 4 Fuß weit im Waſſer. Die trübe Luft, weniger helles Waſſer und deſſen Bewegung, verhindern auch, daß er die Schnur, an welcher der Lockfiſch befeſtigt iſt, nicht ſogleich bemerkt und dadurch ſcheu gemacht wird.

Die Hechte halten ſich zwar an allen nicht zu niedrigen Stellen der Ströme auf, ſie lieben aber vorzüglich tiefe Stellen am Ufer, wo altes Holz, Pfähle, Gebüſche und Kraut, auch kleiner und hoher Schilf ſtehen. Mitten im Strome, wo es beſonders reiſſend iſt, findet man ſie ſeltner. Nahe bey einem Wirbel, oder wo der Fluß eine Stauung macht, an der Spitze eines Einſchlages, wenn ſie tief genug iſt, und unter Geſträuchen, welche über das Waſſer ſich neigen, pflegt gemeiniglich ihr Stand zu ſeyn.

Die Zeit des Tages zu dieſer Fiſcherey iſt zwar ziemlich willkührlich, doch iſt gewiß, daß die Hechte im hohen Mittage nicht ſo begierig anbeißen, als gegen den Abend. Vom Morgen früh, bis 11 Uhr, ſind ihnen alle Stunden gleich; doch iſt nach 9 Uhr ihre Gierigkeit ſchwächer.

Die Lockfiſche, welche man zu der Schußangel gebraucht, dürfen nicht über 6, und unter 4 Zoll, in der Länge ſeyn. Die Gründlinge ſind unter allen Lockungen für die Hechte die angenehmſten; dieſen folgen die Häſelinge, und nach ihnen die Rothaugen und Rothfedern. Einige ziehen die Weißfiſche überhaupt den Gründlingen deßwegen vor, weil jene wegen ihrer hellen Farbe dem Hechte eher in das Geſicht fallen.

Et-

Etliche nehmen auch kleine Karauſchen dazu; weil dieſe aber etwas breit ſind, wird man nicht leicht andere, als ſehr große Hechte von 10 bis 20 Pfund damit fangen, und dieſe finden ſich nicht ſo häufig, als die von mittlerer Größe, von 2 bis 6 Pfund. Wenn man in einer Gegend einen außerordentlich großen Hecht weiß, welcher mit den gewöhnlichen Schußangeln nicht zu fangen iſt: ſo darf man nur eine größere Angel nehmen, und einen pfündigen Hecht darauf binden, ſo wird der größere den kleinern bald verſchlingen.

Man pflegt ſich auch anſtatt der kleinen Fiſche auf der Angel eines Froſches zu bedienen (ſ. Th. XIII. S. 571, f.) Oft ſchnappen ſie begierig darnach, zu anderer Zeit aber laſſen ſie ihn unangetaſtet vorbey ſchießen. Zu dieſer Fiſcherey muß man aber keine Waſſer= ſondern Garten= und Gras= oder Wieſenfröſche, und zwar die von mittelmäßiger Größe und hellbrauner Farbe nehmen. Die grünen und dunkeln taugen nicht dazu. Der Froſch wird eben ſo auf die Angel gebracht, wie der Fiſch. Man ſtößt nämlich das hintere Ende des Vorfaches demſelben in das Maul, und zieht es ganz durch, ſpaltet die Lefzen, bringt den Haken entweder zur Seite oder unterwärts, bindet ihn vorwärts um das Maul und hinterwärts, die Beine ausgeſtreckt, feſt an die Glieder des Vorfaches. Weil die vorderſten Beine dem Hechte im Schlagen einigen Aufenthalt verurſachen könnten, werden ſie im erſten Gliede weggeſchnitten.

Wenn man nun mit allem dieſen, bisher beſchriebenen, Geräthe verſehen iſt, begiebt man ſich an den Strom, und hebt ſeinen Fang von oben an, herabwärts, an, weil es mit dem Strome weit beſſer, als gegen denſelben, geht. Man ſucht unter ſeinen vorräthigen Lockfiſchen einen lebendigen aus, an welchem keine Schuppen fehlen, legt ihn in die linke Hand, und bringt mit der rechten das letzte und längſte Glied des Vorfaches durch das Maul des Fiſches, und deſſen Bauch, in den Schwanz, ſo daß er bey den Schwanzfloßfedern heraus kömmt. Dieſes hervor getretene Ende zieht man weiter durch den Fiſch, ſo folgt die

ganze Angel nach, bis an die Stelle, wo der Haken gekrümmt iſt. Um nun die Angel in den Fiſch ganz zu verſtecken, muß das Maul des Fiſches etwas aufgeritzet werden. Einige ſchneiden daſſelbe ſeitwärts auf; allein, es iſt beſſer, die Unterlefze in der Mitte, ungefähr 3 Linien, zu ſpalten, damit alsdann die Krümmung des Hakens unter dem Bauche des Fiſches zu liegen komme, anſtatt daß er, wenn des Fiſches Maul ſeitwärts geriſſen iſt, auch zur Seite zu liegen kömmt. Wenn derſelbe auf die erſte Art eingeſteckt wird, bleibt er nicht ſo oft im Waſſer, an altem Holz und Geſträuche ſitzen, als wenn er ſeitwärts heraus ſteht. Die Erweiterung durch den Einſchnitt erlaubt nun, die Angel ſo tief durch den Fiſch zu ziehen, daß das lezte Ende oder der Kopf derſelben, welcher über den Haken hervor raget, und mit einer Kerbe verſehen iſt, ganz in das Maul des Fiſches hinein gezogen und von den Lefzen deſſelben bedeckt wird. Da der Fiſch verſchiedene Gewaltthätigkeiten dulden muß, ſo würde er, wenn er nicht auf die Angel gebunden würde, ſehr leicht abſchlüpfen; es wird daher ein ſtarker Zwirn doppelt um das Maul gebunden, und der Kopf der Angel dazwiſchen geſchoben, damit der Faden die Kerbe derſelben faſſe. Hinten am Schwanze, dicht über den Schwanzfloßfedern, wird er noch einmal mit doppelten Umgängen des Zwirns gebunden. Die Schwanzfloßfedern und die ſeitwärts abſtehenden Bruſtfloßfedern werden, nahe an den Wurzeln derſelben, abgeſchnitten, damit ſie nicht bey dem öftern Aufziehen und Niederſinken feſt werden, und der Fiſch unter dem Waſſer ſich verwickle.

Der Fiſcher legt nun den aufgezogenen Fiſch, deſſen Schuppen ſorgfältigſt geſchonet werden müſſen, ſo lange in das Waſſer, bis er mit den übrigen Anſtalten fertig iſt. Er ſteckt den Vorſatz auf die Stange, und zieht die Schnur durch die andere größere Oeffnung deſſelben, oder über die Rolle, von unten nach oben, damit

mit das Ende der Schnur auswärts laufe. An dieſes Ende bindet er das letzte Glied des Vorfaches, worauf der Fiſch befeſtigt iſt, und tritt damit an das Waſſer. Er faſſet die Rolle, worauf die Schnur gewickelt iſt, in die linke, und die Stange in die rechte Hand. Er ſchleudert nun den Fiſch, mit einem Schwunge, in das Waſſer, und läßt ſo viel von der Leine ablaufen, daß der Fiſch niederſinken kann. Er muß aber nicht lange in einerley Stellung bleiben. Daher macht er, bald mit der Stange, eine leichte Bewegung, bald läßt er die Leine weiter ablaufen, bald zieht er ſie an, und auf dieſe Weiſe ahmet er das Hin- und Herfahren eines Fiſches im Waſſer nach. Wenn ſich ein Fiſch in der Gegend aufhält und Luſt zum Anbeißen hat, ſo ergreift er den Fiſch ſogleich überzwerch, und hält ihn feſt. Hat der Fiſcher ſich an der Stelle 1 oder 2 Minuten aufgehalten, und es kömmt kein Hecht, ſo tritt er weiter, und fährt mit dem Bewegen, Aufziehen und Schießen laſſen des Fiſches, allzeit auf neuen Stellen, ſo lange fort, bis einer anbeißt. Dieſer erſte Angriff geſchieht oft mit ſolcher Heftigkeit, daß ein Furchtſamer darüber erſchrickt, indem der ganze Arm davon erſchüttert wird. Nunmehr muß die Stange ganz ruhig, die Spitze gegen die Oberfläche des Waſſers geſenkt, gehalten und der Leine die völlige Freyheit gelaſſen werden. Wenn der Hecht, nach dem erſten Anbiſſe, einige Augenblicke ſtill gehalten hat, geht er mit ſeiner Beute im Rachen in großer Geſchwindigkeit fort, ohne ſie zu verſchlingen, und begiebt ſich nach ſeinem gewöhnlichen Standort. Wofern dieſer von dem Orte des Raubes weit entfernt wäre, ſo gehört ein großer Theil der Leine dazu. Oft läuft ſie ganz von der Rolle, und der Hecht will noch immer weiter. Dieſer Vorfall iſt zwar nicht der angenehmſte; denn man iſt in Gefahr, den Hecht zu verlieren. Allein, wenn man die Leine einigemal gelinde anzupfet,

pfet, ſo ſcheint der Hecht zu glauben, ſeine Beute wolle ihm entwiſchen; er hält daher in ſeinem Laufe ein, und verzehrt ſie. Aus der Geſchwindigkeit des Ablaufens der Leine, und aus dem Wege, welchen der Hecht nimmt, urtheilt der Fiſcher mit ziemlicher Gewißheit, ob er einen großen, mittelmäßigen oder kleinen daran habe. Wenn die Leine langſam und ohne Kraft abgezogen wird, ſo iſt der Räuber nicht ſtark, oft ſo klein, daß er die Lockſpeiſe nicht verſchlingen kann, und er verläßt ſie endlich gar. Wenn die Leine mit ziemlicher Geſchwindigkeit den Strom niederwärts gezogen wird: ſo iſt es ein mittelmäßiger, zwey- bis dreypfündiger, welchen man gemeiniglich Jäger nennt. Wenn aber der Hecht gegen den Strom geht, und gleichſam die Leine aus der Hand reißen zu wollen ſcheint: ſo hat ein großer angefaſſet. Nach dieſen Umſtänden macht der Fiſcher ſeine Anſtalten, den Hecht an das Land zu bringen. Er ſucht ein flaches Ufer aus, wo er ihn nachher hinleiten könne, oder wenn irgend in der Nähe dergleichen nicht vorhanden iſt, nimmt er den Keſſer zur Hand, um ihn heraus zu langen. Iſt der Fiſch klein, ſo ſind dieſe Vorbereituugen nicht nöthig. Wenn nun der Hecht den Lockfiſch mit dem Angelhaken verſchlungen hat, bleibt er noch einige Augenblicke auf eben der Stelle, und der Fiſcher darf die Leine noch nicht rühren, weil er ſonſt den ganzen Fang vergebens machen würde, indem der Hecht alles wieder ausſpeyen kann. Indem er ſchlinget, bemerkt man an der Leine, ſie ſey ſo weit abgelaufen als ſie wolle, ein oder etlichemal ein Zupfen, geſchwinde hinter einander. Wenn der Fiſcher dieſe Anzeige hat, fängt er, ein Paar Augenblicke danach, an, ſeine Leine zurück zu ziehen. Einige pflegen derſelben ein oder zweymal einen mäßigen Ruck zu geben, um den Haken, den der Hecht nun im Magen hat, tiefer in das Fleiſch eindringend zu machen. Andere, welche etwann den Hecht nicht ſo-

gleich verſpeiſen wollen, unterlaſſen es, damit er nicht zu ſehr verwundet werde; denn oft dringt der Haken nach einem ſolchen Ruck durch den Magen und die Haut auswärts heraus. Wer ſeine Beute auf dieſe Weiſe noch mehr an den Haken befeſtiget hat, ſieht gemeiniglich unmittelbar danach den Fiſch über dem Waſſer. Denn der Hecht thut gewaltige Sprünge, um ſich von der Angel zu befreyen. Nunmehr iſt das ſicherſte, die Stange nieder zu legen, die Leine allein zu faſſen, und jedoch mit keiner zu großen Gewalt oder Geſchwindigkeit, ſondern nach und nach an ſich zu ziehen. Es muß dem Hechte auch niemals ſo viel Willen gelaſſen werden, daß er ſich umdrehen könne; denn ſonſt reißt er gewiß los, und der Fiſcher hat das Nachſehen. Wenn der Hecht nun, nach und nach, dem Ufer ſo nahe gebracht iſt, daß er erreicht werden kann, ſo nimmt der Fiſcher den Keſſer zur Hand, und faſſet damit unter den Hecht, oder bedient ſich auch, in deſſen Ermangelung, der Hand, indem er ihn gleich hinter den Kopf faſſet. Iſt er klein, ſo bedarf es dieſer Umſtände nicht, ſondern er wird mit einem geſchwinden Zuge auf das Land gebracht, wenn er in Sicherheit iſt, würde zu viele Zeit erfordert werden, den Angelhaken wieder aus dem Leibe zu löſen, wenn der Fiſch lebendig bleiben ſoll; deswegen ſchneidet man die Leine dicht an dem Vorfache ab, läßt dem Hechte den Haken, und ſetzt ihn in den Fiſchkaſten. Wollte man aber durchaus den Haken heraus haben, ſo wird, wenn derſelbe ganz in den Magen gefahren wäre, der Hecht auf der Stelle geſchlachtet; ſteckt er aber nur im Gaumen, ſo iſt er, vermittelſt einer von einem kleinen Aſte verfertigten Gabel, wieder heraus zu bringen, indem ſie ſo geleitet wird, daß der Haken zwiſchen dieſelbe kömmt, und ſo aus dem Rachen gezogen wird. Hiebey muß man ſich ſehr für das Gebiß hüten.

Eine

Eine nicht üble Art der Schußangel, beſonders in großen und weitläuftigen Gewäſſern, iſt dieſe Fiſcherey aus einem Schiffe. Man läßt es in einer mäßigen Entfernung vom Ufer treiben, und ſchleudert den kleinen Fiſch gegen daſſelbe. So bald aber ein Hecht angefaſſet hat, muß das Schiff ruhig gehalten werden, damit er nicht etwa vor der Bewegung deſſelben erſchrecke, und wieder los laſſe. Man kömmt auch aus dem Schiffe auf viele Stellen, wohin vom Ufer aus gar nicht anders zu kommen iſt, und verſchaffet ſich mithin einen viel reichern Fang. Ueberdies leiſtet das Schiff bey dem Feſtlaufen großen Vortheil.

Ich habe bisher den reinen Fang der Hechte mit der Schußangel in freyen und offenen Strömen beſchrieben. Es fallen aber dabey zum öftern verſchiedene Widerwärtigkeiten vor. Dahin gehört zuvörderſt das ſo eben erwähnte Feſtlaufen. Wenn nämlich der Hecht mit ſeiner Beute davon gehet, oder wenn er ſie auch ſchon verſchluckt hat, und Stellen finden kann, wo Kräuter oder Buſchwerk im Waſſer ſtehen: ſo eilt er dahin, und verwickelt die Leine in denſelben dergeſtalt, daß viele Stunden erfordert werden, ſie zu befreyen. Oft ſind alle Bemühungen vergebens; und man iſt gezwungen, Hecht, Angel und Leinen im Stiche zu laſſen. Ich weiß kein anderes Mittel dagegen, als Geduld und Verſuche, und die Hülfe aus einem Schiffe, wenn ſolches in der Nähe zu haben iſt. Eine ſtarke Baumſcheere, die Zweige unter dem Waſſer damit abzuſchneiden, woran die Leine verwickelt iſt, dürfte, bey klarem und nicht ſehr tiefem Waſſer, von Nutzen ſeyn.

Eine andere Verdrießlichkeit iſt, wenn man den Hecht ganz nahe am Ufer hat, und derſelbe, bey dem äußerſten Beſtreben ſich frey zu machen, zuweilen den verſchlungenen Fiſch, und mit demſelben den Angelhaken zurück giebt, und davon ſchwimmt. Dieſes rührt gemeiniglich daher, wenn der Fiſcher bey dem Anziehen zu voreilig geweſen iſt, und dem Hechte nicht Zeit genug gelaſſen hat, den Köder in den Magen zu bringen; oder, wenn der Angelhaken gegen den an demſelben gehabten Hecht zu klein iſt. In letzterm Falle muß man einen größern Haken und ſtärkern Fiſch aufbinden; man kann ſogleich auf derſelben Stelle damit angeln, und wird denſelben Hecht wieder an die Angel bekommen, zumal wenn derſelbe, nachdem er wieder frey iſt, etliche

etliche Sprünge über das Waſſer thut, als welches ein ſicherer Beweis iſt, daß er nach der Lockſpeiſe begierig ſey.

Noch ein unangenehmerer Umſtand iſt dieſer. Wenn man den kleinen Fiſch mit der Schußangel im Waſſer bald aufzieht, bald ſinken läßt, ſo kann ſich der hervorſtehende Haken der Angel gar leicht in altes Holz, hinter Pfähle und im Geſträuche befeſtigen. So bald man dieſes bemerkt, muß man nicht aufziehen, ſondern die Stange und Leine ſofort ſinken laſſen. Oft befreyet man damit die Angel wieder. Man muß aber ſogleich nachſehen, ob ſie auch Schaden gelitten, eine gekrümmte Spitze bekommen habe, oder gar gebrochen ſey. Sitzt aber der Haken ſchon ſo feſt, daß er durch das Niederſinken und ſeine eigene Schwere ſich nicht löſet, ſo richte man die Spitze der Stange gegen den Ort ſeines Anhaltens, wozu die Leine, welche man gemächlich anzieht, die Leitung giebt, und verſuche, ob man, wenn man ihn berührt, ihn nicht durch Niederdrücken befreyen könne; denn die Spitze des Hakens iſt allemal von unten nach oben eingedrungen. Läßt ſich hiemit nichts bewirken, ſo iſt die Angel verloren, oder, wenn ſie ja noch losgeriſſen wird, für dießesmal verbogen und unbrauchbar. Hieraus erhellet die Nothwendigkeit, ſich, wenn man auf dieſen Fang ausgeht, mit dem mehreſten kleinen Geräthe doppelt, ja dreyfach, zu verſorgen.

Eine beſondere Angel, welche zu den großen Hechten und Aalen gebraucht wird, findet man im XIII. Th. S. 560 beſchrieben, und Fig. 677, abgebildet.

Von dem Hechtfange vermittelſt einer Leine, an deren einem Ende eine Angel, und an dem andern ein auf dem Waſſer ſchwimmendes Stück Holz, oder ein ſo genannter Kegel, befeſtigt iſt, ſiehe Th. XIII, S. 612, und die dazu gehörige Fig. 696,

Man pflegt auch die Hechte vermittelſt einer ſo genannten Darge, d. i. einer meſſingenen Angel mit einem rothen Lappen zu fangen, weil ſie den rothen Lappen für Rothaugen anſehen.

Wenn im Frühlinge warme Tage einfallen, der Wind ganz ruhig, das Waſſer ſtille und klar iſt, und die Sonne hell ſcheinet, ſo läßt ſich der Hecht ſehr leicht vermittelſt einer Schlinge fangen. Man bedient ſich

ihrer

ihrer entweder vom Ufer aus, oder auf dem Waſſer in einem Kahne. In beyden Fällen werden ſcharfe Augen erfordert, den Fiſch, zumal wenn er etwas tief ſteht, zu bemerken, und auch die Schlinge unter dem Waſſer zu beobachten. Man nimmt hiezu einen, 5 oder 6 Fuß langen, leichten Stock, und heftet oben an das ſchwächere Ende einen nicht gar zu ſtarken Bindfaden, welcher um etliche Fuß länger ſeyn kann, als die Stange. Ungefähr einen halben Fuß von da, wo er feſt gebunden iſt, knüpfet man eine Schleife, deren Oeffnung ſo groß ſeyn muß, daß ein Finger bequem durchgeſteckt werden kann. Man zieht alsdann einen Theil des Fadens durch dieſe Oeffnung, aber nicht das ganze Ende, ſo daß daraus eine Schlinge entſteht, die alles das, was zwiſchen derſelben iſt, feſt hält, wenn man das Ende der Schnur anzieht. Um es im Waſſer gemächlicher niederſinken zu machen, rollet man an die Schleife ein wenig geſchlagenes Bley. Mit dieſer Zurüſtung geht man am Ufer auf oder ab, allemal aber, wo möglich, daß man die Sonne vor ſich, oder doch zur Seite habe. Die Hechte pflegen, bey hellem Sonnenſcheine, der Oberfläche ſich zu nähern. Wenn man nun einen auf ſolche Weiſe ſtehen ſieht, verfügt man ſich langſam hinzu, läßt die Schlinge ganz gemächlich, ungefähr 1 Fuß vor dem Fiſch, in das Waſſer, und bringt ſie behutſam unter und über ihn, bis hinter die erſten Floßfedern, dergeſtalt, daß die Schlinge den Fiſch von weitem ganz umgiebt. Alsdann zieht man das Ende des Bindfadens, welches man um die linke Hand gewickelt hat, indem man den Stock mit der rechten hält, ziemlich ſtark und geſchwinde an, und hebt den Fiſch in dem Augenblicke mit der Stange zugleich, aus dem Waſſer. Dieſe Art des Fanges mißlingt niemals, wenn man ein gutes Geſicht, eine feſte Hand und Gelaſſenheit genug beſitzt. Es darf Niemand befürchten, daß der Hecht forteilen werde. Denn, wenn

er ſich einmal einen Stand, ſich zu ſonnen, erwählt hat, bleibt er, wenn er nicht verſcheucht wird, Stunden lang, wie unbeweglich, ſtehen. Bey dem Ueberziehen der Schlinge hüte man ſich, dieſelbe ihm von hinten anzulegen; denn da entwiſcht er ohne alle Hoffnung ihn wieder zu ſehen. Bringt man hingegen die Schlinge von vorn herüber, ſo hilft er ſich ſelbſt hinein, vermittelſt einer gelinden Bewegung der vorderſten Floßfedern, welche, indem ſie im Waſſer einen kleinen Wirbel machen, der Schnur behülflich ſind, ſich zu nähern. Wenn auch die Spitzen der erſten Floßfedern den Bindfaden etwas berühren, ſo ſcheint er ſich nichts daraus zu machen, weil er keine Gefahr ſieht; die geringſte Empfindung an den hintern Floßfedern aber macht ihn furchtſam.

Wer ſich zu dieſer Fiſcherey eines Kahnes bedient, muß mit dem Strome langſam treiben, und ſich Gebüſchen zu nähern ſuchen, wo die Sonne heiter hinſcheinet; denn ſolche Stellen ſind den Hechten ſehr angenehm zum Sonnen. Wenn derjenige, der mit der Schlinge fangen will, und der allemal vorn im Schiffe ſtehen muß, einen Hecht erblickt, giebt er dem, der den Kahn regiert, einen Wink, inne zu halten. Er wirſt alsdann ſeine Schlinge über den Fiſch, und zieht ihn in das Schiff. Auf dieſe Art kann ein geübter Fiſcher in einem Mittage, bey bequemer Witterung, eine Menge Hechte aus dem Waſſer ziehen.

Die auf der Schlinge gefangenen Hechte ſind ſehr kenntlich, indem ſie den Eindruck, welchen die Schnur um ihren Leib gemacht hat, niemals verlieren. Dieſer Eindruck bleibt ſogar nach dem Abkochen im Fleiſche ſelbſt ſichtbar, wie eine Schwiele.

Vom Hechtfange vermittelſt einer Gabel, oder des ſogenannten Speeres oder Hechtſpießes, ſiehe Th. XV, S. 600, f.

Die Fiſcher nehmen von der Hechtleber ein Merkmal des Winters, welches ziemlich genau eintreffen ſoll. Wenn nämlich dieſelbe, nach der Gallenblaſe

zu, breit, der vordere Theil aber ſpitzig und ſchmal iſt, ſo bedeutet es einen langen und harten Winter.

Von dem in der Leber der Hechte ſich aufhaltenden Fadenwurm, Gordius lacuſtris *Linn.* ſ. Th. XII. S. 30.

Hrn. D. Bloch Nachricht von fünferley Arten Würmer, welche der Hecht in ſeinen Eingeweiden ernähret, ſt. n. Kupferabbild. im 4. B. der Beſchäftig. der berlin. Geſellſch. naturforſch. Freunde, Berl. 1779, gr. 8. S. 537 — 548.

Jo. Leonh. Friſch relatio de taeniis, quae in jecore piſcium inveniuntur, imprimis vero de lucio piſce, ſt. in Miſcellan. Berolin. Cont. V. f. T. VI. Berol. 1740, 4. S. 129.

Hrn. Etatsrath Müller, Abhandlung von Thieren in den Eingeweiden der Thiere, inſonderheit vom Kratzer (Echinorynchus) im Hecht, ſt. im 12. St. des Naturforſchers, Halle, 1778, gr. 8. S. 178 — 196.

Der Hecht läßt ſich, zumal im Winter, ſehr lange in Flußwaſſertrögen oder Fiſchkaſten und Hältern erhalten, und folglich ein Vorrath davon auf das Künftige, wenn er nicht ſo häufig gefangen wird, bewahren. Noch viel nutzbarer läßt ſich der in manchen Jahren vorhandene Ueberfluß von dieſen Fiſchen anwenden, wenn ſie eingeſalzen und geräuchert werden. Verſchiedene Länder und Oerter, wo der Hecht in Menge gefangen wird, und wo beſondere Hechtteiche angelegt ſind, legen ſich mit vielem Vortheil auf dieſes Geſchäft. Dergleichen ſind die Gegenden um Lemberg in Kleinpolen, die Odergegenden um Wrietzen, Freyenwalde und Frankfurt, bey Sonnenburg, Küſtrin, und andere mehr. Hier dörret man die kleinen Hechte, und verkauft ſie pfundweiſe; die größern aber ſalzet man ordentlich ein, ſchlägt ſie in Tonnen, und ſchickt ſie unter dem Namen Bökelhecht, Salzhecht oder Tonnenhecht, weit und breit, nach den entlegenſten Orten. Der größte Handel damit wird nach den katholiſchen Ländern getrieben, wo er in der Faſtenzeit häufig verſpeiſet wird. In der That iſt ein recht zubereiteter Bökelhecht eine wahre Delicateſſe. Es iſt daher eine Waare, welche eigentlich diejenigen Kaufleute führen, die mit groben und ſo genannten

Fettwaaren handeln. Frankfurt an der Oder treibt einen ſtarken Handel damit nach Polen, Oeſtreich und Ungarn; und es iſt darin ſo berühmt, daß Deutſchland beynahe keine andere Bökelhechte hat, als die von Frankfurt, wohin ſo gar viele Hechte im friſchen Zuſtande aus Sachſen und der Lauſitz gebracht werden. Die Zubereitungen des Bökel= oder Salzhechtes iſt indeſſen nicht ſchwer, und erfordert nur etwas Sorgfalt. Man wählt nämlich dazu die größern Hechte, reißet ſie auf, nimmt ſämtliche Einzeweide, als Leber und Rogen, heraus, wäſcht den Fiſch rein aus, reibet ſtark Salz ein, beſtreuet Stück vor Stück damit, thut ihn in Fäſſer, und verſendet ihn ſo zubereitet. Auch werden die kleinern Hechte, nachdem ſie auf vorbeſchriebene Art 3 oder 4 Tage im Bökel gelegen haben, an der Luft gedürret, oder, geräuchert, und ſolchergeſtalt aufgehoben, oder verſchicket und verkaufet. Es giebt in einigen der vorgenannten Städte der Mark Brandenburg eine eigene Zunft ſolcher Leute, welche die Hechte einſalzen und verſchicken, und Hechtreißer genannt werden. Vom Räuchern des Hechtes, ſ. Th. XIII, S. 531. Wenn die Leber und der Rogen nicht friſch verſpeiſet werden können, ſo bökelt man ſie bisweilen auch beſonders ein, und viele Leute eſſen den Rogen anſtatt des Caviars. Die geräucherten werden in der ganzen Mark, bis an die Oſtſee herum, wie der Schnäpel (ein aus der Altmark kommender, aber etwas ſeltener Fiſch), mit fein geſchnittenen Rübchen und Butter, auf vornehmen Tafeln verſpeiſet. Die an der Luft getrockneten Hechte werden nach Polen verſandt, und ſind daſelbſt eine gewöhnliche Faſtenſpeiſe.

Man kann auch, wie ich an ſeinem Orte beſchreiben werde, den Hecht mariniren.

Ob gleich der Hecht ein wohlſchmeckendes und geſundes Fleiſch hat: ſo iſt ſolches doch, zumal bey einem großen Hecht, etwas ſchwer=verdaulich, und erfor-

dert einen guten Magen; daher kann man Kranken keine andere als kleine Hechte zu eſſen erlauben. Der Hecht iſt aber in keinem Monate ſo fett und ſchmackhaft, als im Februar, ſo wie er im März am allerſchlechteſten ſchmeckt. Im März fängt er, wie ich bereits erwähnt habe, an, Fröſche zu fangen und zu freſſen, und in dieſem Monate fällt auch gemeiniglich ſeine Leichzeit. Hierauf wird der Hecht im Juli und Auguſt wieder recht gut, und bekömmt ein derberes Fleiſch, da er es vergleichungsweiſe von der Leichzeit her, weicher gehabt. Nur in ſtillſtehehenden Gräben, Dümpfeln und Pfützen kann er auch in jetztgedachten Monaten noch ein weicheres Fleiſch behalten, welches ſich erſt in der kältern Jahrszeit ändert. Uebrigens werden die Milcher den Rogenern vorgezogen, da jene auch in der Leichzeit noch immer beſſer bleiben, als dieſe. Die in ihrem erſten Jahre lebenden, und ſo genannten Grashechte, ſind ſich im Jahre ganz gleich, wenn ſie im fließenden Waſſer ſtehen. In Dümpfeln und Gräben aber bekommen ſie in heißer Witterung um die Aerndezeit ein ſehr weiches Fleiſch, welches den Geſchmack dieſes Fiſches ſehr herunter ſetzt.

Der Hechtrogen wird von einigen für ſchädlich gehalten, indem er Ekel, Bauchkneipen, Brechen und Purgiren verurſachen ſoll. Allein, ſo arg ſind doch die Wirkungen davon nicht. Mit Sardellen giebt derſelbe ein ſchmackhaftes Gericht ab; wie denn auch der im Winter, wie Caviar, eingeſalzene und zubereitete Rogen, in Pommern und in der Mark, wo man dergleichen Gerichte Kezin nennt, ohne Schaden in Menge verſpeiſet wird.

Daß an dem Hechte die Leber das niedlichſte Stück ſey, iſt überall bekannt. Sie wird daher dem Vornehmſten bey dem Tiſche vorgelegt, oder in Stücke zertheilt, und, nebſt der Milch oder dem Rogen, auf einem Teller der Reihe nach herum gegeben; wie denn auch ehe-

dem bey feyerlichen Mahlzeiten, bey Gelegenheit der Vertheilung und Genießung der Hechtleber, eine witzige Art zwey= oder vierzeiliger Sinn= und Scherzgedichte auf die jedesmaligen Umſtände gemacht wurde, und zum Theil noch jetzt gemacht wird, welche man Leberreime nennt, (in denen allemal die erſte Zeile mit den Worten anfängt: die Leber iſt vom Hecht, und nicht von ꝛc.) die aber insgemein mehr unwitzig ſind, und nicht eben allzeit zu dem niedlichen Geſchmacke der Leber ſelbſt paſſen.

Die friſchen Hechte werden auf mancherley Art zum Genuß zugerichtet. Die gewöhnlichſten Zurichtungsarten derſelben, finden auch bey vielen andern Fiſchen Statt.

Der Hecht, wenn er aus dem Salze oder als Salzfiſch gekocht werden ſoll, wird nicht geſchuppet. Man nimmt ihm, vermittelſt eines Schnittes im Bauche, das Eingeweide heraus, wovon Leber, Rogen und Milch allein mit gekochet werden, reißt ihn ferner durch den ganzen Leib im Rückgrath herunter, zerſchneidet ihn in gewöhnliche Stücke, und wirft ſie in kaltes Waſſer, woraus ſie ſogleich in den Keſſel über das Feuer kommen. Das Salz kömmt ſogleich in das Waſſer, und man würzet dieſes mit Lorbeerblättern, ganzen ſchwarzen, auch engliſchen Pfefferkörnern, ein Paar Peterſilienwurzeln, auch einer oder mehr Bollen; und wenn die Brühe eingekocht iſt, wird noch ein Stückchen Butter angelegt, um damit einzuſchmoren.

Wenn der Hecht groß und alt iſt, wird er mit kaltem Waſſer angekochet, damit er nicht zu hart bleibe; der Mittel= auch Grashecht aber kömmt mit kochendem Waſſer auf das Feuer.

Bey allem Fiſchkochen muß man das Feuer ſo regieren, daß die Fiſche geſchwinde zum Ueberkochen kommen. Das aufſchwimmende Unreine wird abgeſchöpfet, und das Ueberlaufen der Brühe verhindert, indem man entweder mit der Kelle die Brühe von oberwärts niedergießt, oder damit auf den Rand des Keſſels klopfet.

Die kleinen oder Grashechte werden geſchuppet, auf beyden Seiten fein gekerbet, der Kopf ganz gelaſſen, in den Schwanz ein Loch geſchnitten und gekrümmet, daß ſie mit den Zähnen in dieſes Loch einbeißen, und ſo gekrümmt bleiben müſſen. Sie heißen dieſerhalb auch **Krummhechte** oder **Krollhechte** (von dem Niederſ. krollen oder krüllen, kräuſeln, rund biegen), und werden wie die großen Hechte gekochet.

Wenn der Hecht mit der blauen Farbe auf den Tiſch kommen ſoll, (welches man blau geſottenen Hecht, Fr. Brochet au bleu, nennt,) wird er, wenn er meiſt gar iſt, **geſchreckt**; d. h. es wird kaltes Waſſer übergeſprengt, und der in der Schüſſel angerichtete Fiſch mit einer andern Schüſſel, und noch einer Serviette darüber zugedecket.

Von den großen Hechten kömmt die mitgekochte Peterſilienwurzel nicht mit auf den Tiſch; wohl aber die ganzen Bollen, weil dieſe von manchen gegeſſen werden. Die Grashechte, als Salzfiſche, kochet man mit Peterſilienkraut, welches nicht zerſchnitten wird. Dieſes kömmt mit in die Schüſſel, weil es von Liebhabern ebenfalls gegeſſen wird.

So wohl der Rand der Schüſſel, als auch die Salzfiſche ſelbſt, werden mit Peterſilienkraut, woran noch kurze Stängel ſind, beſtreuet. Was aber kein Salzfiſch iſt, bekömmt auf dem Rande der Schüſſel geriebene Semmel.

Zu Salzfiſchen werden allerley Salate gegeben. In deren Ermanglung nimmt man bloßen Weineſſig, oder eine **Meerrettigtunke**, welche auf folgende Art zu bereiten iſt. Es wird guter weißer Meerretig auf einem Reibeiſen gerieben, und mit dem Teller gegen eine Gluth gerichtet, damit das Beißende heraus ziehe. Alsdann gießt man Eſſig über den rohen Meerrettig, und bricht ihn mit Zucker. Angenehmer ſchmeckt dieſe Tunke, wenn Borsdorfer oder andere gute Aepfel mit dazu gerieben werden. Noch Andere belieben eine **Mustunke**. Es wird gutes Pflaumenmus mit Wein dünn gemacht, und aufs feinſte zerſchnittene Citronſchale darunter gemenget. Wenn der Wein zu ſauer iſt, mildert man ihn mit Zucker. Einige nehmen auch halb Waſſer und halb Weineſſig mit Zucker, damit der Geſchmack piquant werde. Ueber die Mustunke wird klein geſtoßener Zimmet geſtreuet; und ſie wird nicht warm, ſondern kalt gegeſſen. Noch eine Tunke zum Salzfiſch, iſt die in einer Satte recht klein geriebene, und mit Weineſſig verſetzte Brunnkreſſe.

Hecht mit märkiſchen Rüben. Die klein geſchnittenen Rüben werden in einem Keſſel, Schmortopfe, oder in einer Caſſerole, meiſt gar gekochet, der in Stücke zerſchnittene Hecht oben darauf gelegt, damit er in der Rubenbrühe gar werde, mit Butter, Muskatenblumen und Pfeffer gewürzet, zuletzt aber geriebene Semmel angeſchüttet.

Wenn die Fiſche nicht außer dem Salze zu kochen ſind, ſchuppet man ſie, und kerbt ſie auch auf beyden Seiten.

Hecht mit Paſtinaken. Dieſes Gericht wird wie das vorhergehende bereitet, außer daß ein Löffel voll Sahne oder ſüße Milch zu der Brühe genommen wird.

Hecht mit Peterſilienwurzeln. Man verfährt hiebey faſt eben ſo, wie bey dem Hecht mit märkiſchen Rüben, und würzet mit Muskatenblumen und geſchärbter Peterſilie. Auf gleiche Art wird auch mit Selleriewurzeln verfahren. Einige pflegen an die Peterſilienwurzeln noch Zucker zu thun, damit die Brühe ſüß ſchmecke.

Hecht mit grünen Erbſen. Wenn die jungen grünen Erbſen faſt gar ſind, werden die Hechte, wozu man gemeiniglich nur die kleinen nimmt, oben auf gelegt, damit ſie in der Erbsbrühe völlig gar kochen. Man thut Butter, Muskatenblumen, Peterſilie, zuletzt aber geriebene Semmel hinzu. Viele verſüßen die Erbſen mit Zucker, wovon ſie auch wohlſchmeckender werden.

Hecht mit Senf oder Möſtrich. Man ſetzt in einem Tiegel Wein auf Kohlen mit Butter, Muskatenblumen, Citronſcheiben, Lorbeerblättern, Zucker und 5 bis 6 Löffeln voll Möſtrich, und läßt es mit einander aufkochen. Nachdem man die für ſich beſonders in Salz gekochten Hechte aus ihrer Brühe genommen, und und in der Schüſſel angerichtet hat, gießt man die bereitete Möſtrichbrühe überher, ſo daß alle Stücke Fiſch davon bedeckt ſeyn. Wofern die Möſtrichbrühe allzu

dünn geworden wäre, kann man noch ein Paar Eyerdotter anrühren.

Man kann auch Mittelhechte ganz unzerſchnitten kochen, und die Senfbrühe darüber gießen. Es muß aber der Fiſch nicht ſo ſehr geſalzen werden, als ob er, wie bloßer Salzfiſch, gegeſſen werden ſollte.

Hecht mit Meerrettig. Man kochet die Hechte für ſich in einem Keſſel, mit mittelmäßigem Salze; zugleich kochet man geriebenen Meerrettig mit Milch, Butter und Muskatenblumen, in einem beſondern Topfe, gießt das Salzwaſſer von den Fiſchen aus dem Keſſel, und den Meerrettig dagegen zu den Fiſchen, um damit ein wenig aufzuſieden. Sollte die Meerrettigbrühe zu dünn ſeyn, ſo thut man geriebene Semmel hinzu.

Hecht mit einer Peterſilienbrühe. Eine mittelmäßige recht fein gehackte Zwiebel wird zuerſt mit dem Waſſer im Keſſel gekochet, der Fiſch hineingelegt, mit Butter, Muskatenblumen, und fein zerſchnittener Peterſilie, gewürzet, und die Brühe mit geriebener Semmel ſeimicht gemacht.

Wenn ſehr viel Peterſilie hinzugethan worden, nennt man es Hecht mit einer grünen Brühe.

Hecht mit einer ſauern Brühe. Die geriſſenen, geſchuppten, und an den Seiten gekerbten Hechte werden, wie gewöhnlich, im Salze gar gekochet. Alsdann ſetzt man einen Tiegel auf Kohlen, brät darin würfelicht geſchnittenen Speck und Zwiebeln, thut Majoran, etwas Nelken, klein geriebenes ſchwarzes Brod und Biereſſig hinzu, und läßt alles zuſammen kochen. Wenn man die Fiſche in einer Schüſſel angerichtet, und alle ihre Salzbrühe zurück gelaſſen hat, gießt man die ſaure Brühe über die Fiſche mit einem Löffel ſolchergeſtalt her, daß jedes Stück davon bedeckt iſt.

Wenn man von grobem ſchwarzen Brode die Oberrinde anreibt, ſchmeckt die Brühe deſto kräftiger. Man muß ſie mit

Honig oder Zucker etwas verſüßen, wenn man nicht lieber groſe und kleine Roſinen unter die Brühe thun will.

Hecht mit Häringsmilch. Geriſſener und in Stücke zertheilter Hecht wird in einer, auf einem Triangel, über Kohlen geſetzten Schüſſel mit Butter, hinein gelegt, recht fein gehackte Häringsmilch, Muskatenblumen und Citronenſaft, auch Citronſcheiben hinzu gethan, eine andere wohl paſſende Schüſſel übergedeckt, und ſo lange durchgeſchwitzet, bis der Fiſch gar geworden.

Iſt der Hecht groß und ausgenommen, ſo kann er ungeriſſen bleiben; man muß ihn aber alsdann in ſolche runde Stücke zertheilen, die nur eines Querfingers dick ſind. Es werden aber dieſe Stücke, wenn ſie noch roh ſind, nur etwas mit Salz angeſprenget. Damit die Häringsmilch nicht zu ſalzig ſey, muß ſie vorher etwas ausgewäſſert worden ſeyn.

Anſtatt der Häringsmilch können auch klein gehackter, von Gräthen entledigter Häring von Sardellen genommen werden. Man kann auch Auſtern hinzu thun.

Einige nehmen auch etwas Wein, welchen man, wenn er ſauer iſt, mit Zucker verſüßt, und thun zuletzt etwas geriebene Semmel hinzu. Hat man viel Fiſch, ſo muß er in einem flachen Tiegel bereitet werden.

Hecht mit einer holländiſchen Soße. Man ſetzt einen Tiegel mit Wein, oder halb Weineſſig und halb Waſſer, Butter, Citronſcheiben und Muskatenblumen auf Kohlen, querlet in einem Topfe Eyerdotter, und gießt ſie zur Brühe in den Tiegel. Wenn die in Salz gekochten Fiſche, aus ihrer Salzbrühe in die Schüſſel gelegt worden, wird die Soße darüber gegoſſen, ſo daß jedes Stück davon gelb gefärbet ſey, welches am bequemſten mit einem Löffel geſchieht. Die Soße wird mit etwas Zucker verſüßet.

Brathecht. Man nimmt den Fiſch, nachdem er geſchuppet und an den Seiten eingekerbet worden, am Bauche aus, ſprenget ihn mit Salz an, und ſteckt grünen oder trocknen Majoran in den Bauch. Alsdann ſetzt man einen Roſt auf Kohlen, und legt die Fiſche dar=

darauf, bis ſie gar geröſtet worden. Hierauf brät man ſie noch in einem Tiegel mit Butter, und ſucht die Fiſche fein ganz aus dem Tiegel in die Schüſſel zu bringen.

Wenn der Fiſch ganz allein, als Bratfiſch, gegeſſen werden ſoll, ſo iſt der in den Bauch gelegte Majoran ein recht weſentliches Gewürz, ohne welches der Fiſch nur ſchlecht ſchmeckt. Man läßt den Majoran, wie er iſt, an ſeinen Stängeln, und legt ihn mit denſelben ein. In geröſteten Fiſchen, über welche eine andere Soße, als die von bloßer Butter, kömmt, wird er ſparſamer eingelegt, um den eigenen Geſchmack derſelben nicht zu vertilgen. In Ermangelung des Majorans, kann auch Thymian genommen werden.

Damit der Fiſch nicht an den Roſt anbacke, und zeriſſen werde, muß man den Roſt, vor Auflegung des Fiſches, auf den Kohlen heiß werden laſſen, und alsdann mit einer Speckſchwarte überſtreichen.

Wenn der Fiſch in dem Tiegel mit Butter gebraten wird, kann man geriebene Semmel überſtreuen, damit ſie an den Fiſch anbacke. Es muß aber nur wenig ſeyn. Auch muß man den Fiſch in der Butter umkehren, damit beyde Seiten durchzogen werden. Die flachen Tiegel ſind hiezu die bequemſten.

Bey dem Anrichten des Bratfiſches wird die braune Butter aus dem Tiegel zugegoſſen; und er kann mit mancherley Vorkoſt des Mittags, z. B. mit Sauerkohl, Milchkohl, Milchſpeißen, dergleichen Reiß, Hirſche und Schwaden ſind gegeſſen werden. Des Abends werden allerley Salate, oder bloſſes Pflaumenmus, dazu gegeben.

Hecht mit Weintrauben. Wenn der Hecht auf dem Roſte gebraten iſt, legt man ihn in einen Tiegel mit Butter und reifen Weintrauben, und läßt ihn damit durchſchwitzen. Wäre die Brühe von den Trauben allzu dünn geworden, muß ein wenig geriebene Semmel hinzu gethan werden.

Gebackene Hechte. Die kleinen Grashechte werden geſchuppet, gekerbet und ausgenommen, mit Salz beſprenzet, in Mehl umgekehret, in gelbbrauner Butter gebacken, und die Butter, mit etwas angegoſſenem Weineſſig oder Citronenſaft überher gegeben.

Einige nehmen etwas Eyer und Muskatennuß zu dem Mehle, worin der Fiſch umgekehret und gebacken wird. Zu gebackenen Fiſchen ißt man gemeiniglich eine Mustunke.

Geröſteter Hecht mit einer Kapernſoße. Wenn der Hecht vorbeſchriebenermaßen auf dem Roſte gar gemacht worden, wird er in einem Tiegel mit einer Kapernbrühe bereitet. Man brennt nämlich einen Löffel voll Mehl kaſtanienbraun in brauner Butter, gießt Brühe oder Peterſilienwaſſer und ein Glas Wein hinzu, wirft Muskatenblüthe, Jngber, Citronenſchnitte, auch eine Hand voll Kapern hinein, und läßt die Brühe dick einkochen. Alsdann legt man den geröſteten Hecht in dieſe Brühe, und läßt ihn darin etwas ſchwitzen, damit ſich der Geſchmack einziehe.

Oder, man wirft ein Paar ganze Zwibeln, Lorbeerblätter, nebſt Rosmarin zu dem in Butter gebrannten Mehl, würzet es mit Jngber, grob geſtoßenem Pfeffer, Nelken und Citronſchalen, und läßt es mit einander kochen; alsdann legt man den Hecht darein, gießt etwas Baumöhl dazu, und läßt es wiederum eine Weile kochen, damit ſich das Oehl recht in den Hecht ziehe. Bey dem Anrichten thut man die ganzen Zwibeln davon.

Citronbrühe, Wein- und Korinthen- auch Sardellenbrühe, werden ebenfalls mit dem geröſteten Hecht bereitet.

Hecht mit unreifem Weintraubenſaft oder Agreſtbrühe. Man ſiedet und ſchuppet den Hecht, und ſchneidet ihn in kleine Stücke. Alsdann nimmt man von unreifen Weintrauben die Beeren, thut ſie in Butter über das Feuer, und läßt ſie eine Weile dämpfen; hernach gießt man ſüßen Wein darauf, und thut noch Zucker hinein, damit es recht piquant ſchmecke; legt endlich den abgeſottenen Hecht hinein, wirft Citronſchale, Muskatenblüthe, auch fein geriebene und in Butter geröſtete Semmel hinzu, damit die Soſſe etwas ſeimicht werde. Bey dem Anrichten wird Zucker und Zimmet darüber geſtreuet.

Hecht mit Sauerkraut. Das Sauerkraut wird für ſich allein erſt gar gekochet, der in Salz gekochte

Hecht aber in gröbliche Stückchen zerbröckelt, oder, wie man es in der Küche nennt, gepflücket. Auf dem Boden der Schüſſel wird zuerſt eine Lage Hecht, ſodann eine Lage Kohl, dann wieder Hecht u. ſ. w. angerichtet.

Der auf jezt beſchriebene Art bereitete Hecht iſt nur Familienſpeiſe. Will man aber eine Gaſtſpeiſe haben, ſo wird der Hecht geröſtet, in brauner Butter gebraten, von Gräthen befreyet, gepflücket, und Lagen Hecht mit Lagen Kohl abgewechſelt. Der Hechtkopf mit etwas Fleiſch daran, bleibt ganz, liegt über dem Kohle, aber etwas darin eingedrückt mit den Kiefern, und hält zur Zierde die Leber im Maule, ſo daß ſie auf beyden Seiten, der Quere nach, hervor rage. Es werden auch wohl Kapern, oder gar Auſtern, unter dem Kohle mit gekochet.

Hecht mit Nelken- oder Stockſchwämmen. Man ſchuppet ein Paar Mittelhechte, nimmt das Eingeweide heraus, ſchneidet ihnen kleine Kerbchen über den ganzen Leib, und ſiedet ſie ab. Danach weichet man Stock- oder Nelkenſchwämme einige Zeit in Fleiſchbrühe oder Peterſilienwaſſer, und drückt ſie zulezt wieder aus, ſezt ſie mit einem Stücke Butter über das Feuer, und läßt ſie ſo lange paſſiren, bis die Butter recht zerſchmolzen iſt; alsdann wird Brühe dazu gegoſſen, damit die Schwämme ferner recht kochen, wozu die Hechte nebſt Muskatenblüthe auch zu legen. Endlich werden die Hechtlebern, ein Paar hart geſottene Eyerdotter, ein Stückchen Butter und Muskatennuß in einem Mörſer klein gerieben, die Brühe von den Schwämmen, nachdem ſie durchgeſeihet worden, daran gequerlt, und durch ein Haartuch wieder an die Hechte gegoſſen, daß es vollends mit dieſen koche.

Hecht mit Morcheln und gebackenen Klößen. Nachdem man mit dem Hechte auf vorbeſchriebene Art verfahren, und er nebſt einer ganzen Zwiebel eine Zeit in Butter paſſirt hat, weichet man Morcheln, die aber vorher etlichemal gewäſſert und vom Sande wohl gereinigt worden, in Fleiſchbrühe oder Peterſilienwaſ-

ſer, drückt ſie hernach aus, und läßt etwas davon an den Hecht laufen. Hierauf ſchneidet man dieſelben, doch nicht gar zu klein, und macht Klöße oder Striezelchen davon; dieſe beſtreuet man ein wenig mit Mehl, bäckt ſie aus Schmalz fein goldgelb, thut ſie auch an den Hecht, und gießt eine gute Brühe hinzu; in Ermangelung dieſer aber querlet man braunes Mehl an die Brühe, läßt es durch einen Durchſchlag an den Hecht laufen, ſetzt ihn an das Feuer, und läßt es kochen, bis es genug iſt.

Angeſchlagener Hecht. Nachdem der Hecht geſchuppet, ihm die Haut abgezogen, das Eingeweide heraus genommen, und das Fleiſch von den Gräthen gelöſet worden, ſo daß nur Kopf und Schwanz hängen bleiben, ſchneidet man das Fleiſch mit einem Schneide- oder Wiegemeſſer ganz klein, miſchet eingeweichte Semmel darunter, thut es in einen Mörſer, wirft zugleich Citronenſchalen, Muskatenblüthe, Ingber, ein wenig klein geſchnittene Zwiebeln, ein Stück ausgewaſchene Butter, 2 ganze Eyer, und 6 Rühreyer, wie man ſie zu eſſen pflegt, daran, ſalzt es ſo viel nöthig, und ſtößt dieſes alles durch einander, daß es recht fein werde, wozu einige noch abgekochte Nierenſtollen nehmen. Wenn nun das Hechtgerippe mit Eyern beſtrichen iſt, ſchlägt man gedachte Farße an daſſelbe, formirt ſie ſo gut man kann, und ſtreicht ſie endlich mit einem warmen Meſſer glatt zu, beſtreicht alsdann das Angeſchlagene mit Eyern, gießt zerlaſſene Butter darüber, beſtreuet es mit fein geriebener Semmel, legt es in eine mit Butter beſtrichene Pfanne, und läßt ſolches allmählich backen. Wenn es bald gar iſt, beſteckt man ihn mit abgezogenen Pinien, und läßt es vollends backen. Dergleichen Hecht kann mit brauner Butter angerichtet werden.

Geſpickter Hecht. Man nimmt hierzu mittelmäſſige Hechte, ſchuppet ſie, nimmt das Eingeweide heraus,

aus, ſchneidet Speck und Citronſchalen ganz ſubtil, und zieht mit einer kleinen Spicknadel wechſelsweiſe eine Reihe Speck und eine Reihe Citronſchalen hinein, ſprengt ſie alsdann ein wenig mit Salz an, brät ſie an einem Spieße, begießt ſie zum öftern mit Butter, und fängt daneben den abtriefenden Saft und die Butter fleißig auf. Ueber dieſe gebratene Hechte wird folgende Brühe angerichtet. Man thut in einen Tiegel Butter, Citronſchalen, Muskatenblüthe, und etwas gehackte Sardellen, nebſt ein wenig geriebener Semmel, gießt auch Wein und Brühe dazu, und läßt es ein wenig dick einkochen. Bey dem Anrichten aber gießt man noch die aufgefangene Bratenſoße darunter, und legt die Hechte ordentlich darein.

Ein *Hachis* (Haſchih) vom Hechte zu machen. Nachdem man den Hecht geſchuppet und das Eingeweide aus demſelben heraus genommen hat, zerſtückt man ihn, und ſchneidet das Fleiſch mit einem Wiegmeſſer klein. Danach ſetzt man, in einem Tiegel oder einer Caſſerole, Butter auf Kohlenfeuer, legt, wenn dieſelbe zergangen iſt, das gehackte Hechtfleiſch darein, und läßt es alſo ſchmoren, nur das es nicht braun werde; würzt es hernach mit Muskatenblüthe und Citronenſchalen, legt eine ganze Zwiebel und ein Paar Lorbeerblätter darein, gießt ein wenig Wein und Brühe dazu, ſtreuet geriebene Semmel darauf, und ſalzet es, jedoch nicht zu ſtark. Bey dem Anrichten wird die Zwiebel heraus genommen, und viel Citronſaft darauf gedrückt.

Will man das Hachis mit Kapern oder Roſinen machen, ſo muß man nebſt denſelben, etwas Zucker hinein werfen, auch guten Weineſſig daran gießen. Der Kopf, Schwanz und Haut, werden hernach aus dem Schmalze gebacken, und als eine Garnitur zum Hecht gebraucht. Man bedient ſich ſolcher Speiſe gemeiniglich als einer Fülle zu Paſtetchen aus mürbem Butterteig.

Die eingeſalzenen oder Böckelhechte werden aus der Tonne genommen, über Nacht gewäſſert, rein ausgewaſchen, in Stücke zerſchnitten, und alsdann abgeſotten. Es können auch ausgemachte grüne Erbſen daran gekocht und darüber angerichtet werden.

Der Zurichtung der geräucherten Hechte iſt bereits oben Erwähnung geſchehen.

In der Arzney ſchreibt man vielen Stücken vom Hechte, welcher aber friſch, und keine Reliquien von der Tafel ſeyn müſſen, einen herrlichen Nutzen zu. Die mit Zähnen beſetzten Kiefern oder Kinnbacken eines Hechtes, (Hechtkiefern, Niederſ. Hechtkeven,) L. Mandibulae lucii piſcis, und die Hechtzähne, werden, wie die Krebsaugen, weil ſie das ſtockende Geblüt auflöſen, und die Säure des Magens abſorbiren, gepülvert, und zu ½ bis 1 Quent eingenommen, wider das Seitenſtechen gerühmet. Eben dieſes Pulver eingeſtreuet, trocknet die Wunden und heilet das Gliedwaſſer. Ja überhaupt ſollen alle Knochen des Hechtkopfes von dieſer Tugend ſeyn. Die zwey weißen Steinchen, welche man in dem Kopfe findet, werden wider den Nieren- und Blaſenſtein, wieder die fallende Sucht, zur Blutreinigung, und zur Beförderung der Geburt, von 10 Gran bis zu 1 Quent eingegeben, gerühmt. Das kreuzförmige Bein ſoll wider die Epilepſie und Zauberey dientlich ſeyn. Die Galle iſt als ein Mittel, die weißen Flecken in der Hornhaut der Augen zu vertreiben, berühmt; ſ. Th. XV. S. 746, f. Wer drey Hechtgallen einnimmt, oder das Herz einem lebendigen Hecht aus dem Leibe reißt, und ißt, den Hecht aber wieder in das Waſſer läßt, ſoll das Fieber verlieren. Das Herz einem lebendigen Hecht ausgeriſſen, und mit Wein verſchluckt, ſoll bey Schwangern den Blutfluß ſtillen.

Cph. Iac. Trew relatio de corde piſcis lucii vivi exciſo, & calido adhuc cum pauxillo vini devorato, remedio evporiſto contra haemorthagiam gravidarum, ſt. im Conmerc. litter. Nor. A, 1741, hebd. 42, S, 332.

Kindern, welche mit dem Huſten geplagt ſind, und nicht ſchlafen können, pflegt man das Fett gegen Feuer auf die Fußſohlen zu beſtreichen, und ihnen damit Hilfe und Ruhe zu verſchaffen.

Ge. Franci agonisma de pinguedinis lucii inunctione. Heielb. 1682.

Hecht, (angeſchlagener) ſ. oben, S. 612.
— — Bökel-) ſ. oben, S. 601, u. 614.
— — (Brat-) ſ. oben, S. 608, ſ.
— — (Erd-) eine Art amerikaniſcher Eidechſen; ſ. Th. X, S. 328.
— — (Früh-) ſ. oben. 583.
— — (geräucherter) ſ. oben, S. 601.
— — (geſpickter) ſ. oben, S. 612.
— — (Gras-) ſ. oben, S. 581.
— — (Haupt-) ſ. oben, Se 580.
— — (Horn- oder Hornungs-) ſ. oben, S. 583.
— — (Kroll- oder Krumm-) ſ. oben, S. 605.
— — (Land-) ſ. Th. X, S. 328.
— — (März-) ſ. oben, S. 583.
— — (Maß-) ſ. oben, S. 581.
— — (May-) ſ. oben, S. 584.
— — (Meer-) Seehecht, eine Art dem Hechte ähnlicher Meerfiſche mit Bauchfinnen von den Bruſtfinnen und zwo Rückenfinnen, Gadus Merlucius *L.* Fr. Merluche, Merlus, Brochet de Mer, Spet. Eine gewiſſe Art davon, iſt die Bécune, Bégune, oder Bèhune der Franzoſen, welche 10 bis 12 Fuß lang iſt, und an der Goldküſte Jack genannt wird. Sie iſt von der amerikaniſchen, welche die Meerſchnepfe, Centriscus Scolopax *L.* Fr. Bécaſse de mer, iſt, wohl zu unterſcheiden. Das Fleiſch der guineiſchen Art ſoll feſt und weiß ſeyn, und dem Geſchmacke der Hechte, mit denen der Fiſch ſelbſt verwandt iſt, nahe kommen. Man ſoll aber da-

von, ohne genugſame Vorſicht, nicht eſſen, weil der ſehr gefräßige Fiſch alles, was ihm vorkömmt, begierigſt hinunter ſchluckt, worunter auch zuweilen die giftigen Früchte und Aepfel von dem Manchinellbaum, und die Galere, eine giftige Art einer Thierpflanze oder ein Meerinſect, die den Fiſch ſelbſt zwar nicht vergiften und umbringen, doch aber ſein Fleiſch, und ihn alſo unbrauchbar machen. Wenn die Leber dieſes Fiſches nur in etwas bitter, oder ſeine Zähne ſchwarz ſind, ſo iſt er für giftig zu achten. Da der gemeine Eſſig als ein bewährtes Gegengift wider die ſchädliche und tödtliche Wirkung der Manchinelläpfel gerühmet wird: ſo würde derſelbe auch wider die Vergiftung dieſes genoſſenen Fiſches dienen können.

Hecht, (Mittel-) ſ. oben, S. 581.

— — (Padden- oder Poggen-) ſ. oben, S. 584.

— — (Salz-) ſ. oben, S. 601.

— — (Schüſſel-) ſ. oben, S. 581.

— — (Tonnen-) ſ. oben, S. 601.

Hecht-Angel, ſ. oben, S. 587.

Hecht-Fang, ſ. oben, S. 587, fgg.

Hecht-Fett, ſ. oben, S. 615.

Hecht-Galle, ſ. oben, S. 614.

Hecht-grau, ſ. Th. XIX, S. 791.

Hecht-Herz, } ſ. oben, S. 614.
Hecht-Kiefer, }

Hecht-Kopf, eine Art Köpfe bey gewiſſen Pferden; ſ. Kopf der Pferde.

Hecht-Kraut, im g. L., verſchiedene Arten des Potamogeton *L.* ſ. Samen-Kraut, imgleichen des Federballes, Myriophillum *L.* welche in den Flüſſen und Mühlgräben häufig wachſen; weil die Fiſche, und beſonders die Hechte darauf zu leichen pflegen.

Hecht-Leber, ſ. oben, S. 600, f. 602 u. 603.

Hecht-Maul, ein gewiſſer Fehler der Unterlefzen bey Pferden; ſ. unter Maul der Pferde.

Hecht=Paſtete, ſ. Griſette, Th. XX, S. 102, fgg.
Hecht=Reißer, ſ. oben, S. 602.
Hecht=Rogen, ſ. oben, S. 602, u. 603.
Hecht=Satz, ein Collectivum, junge Hechte zu bezeichnen, bis ſie drey Jahre alt ſind. Siehe Satz.
Hecht=Schimmel, ein hechtgrauer Schimmel, oder weißes Pferd.
Hecht=Spieß, ſ. oben, S. 600.
Hecht=Teich, ſ. oben, S. 585, f.
Hecht=Zähne, ſ. oben, S. 614.
Heck, (das) ein nur in Niederſachſen übliches Wort, eine Befriedigung von Latten, ein Stacket, und die darin befindliche Thüre, eine Gatterthüre, auch wenn ſie die Geſtalt eines Schlagbaumes hat, zu bezeichnen; in einigen Gegenden auch die Hecke. Siehe auch Heck=Pfahl.

Es gehört mit dem folgenden Hecke zu dem Worte Hag, welches unter andern auch eine jede Befriedigung oder Einfriedigung bedeutete. Siehe daſſelbe, imgleichen Hägen.

Heck=Apfel, ſ. Hecken=Apfel.
Heck=Back, ſ. das Folgende.
Heck=Balken, Heckback, im Schiffbaue, der obere letzte Balken im Hintertheile der Schiffe, welcher über das ganze Schiff reicht, in der Mitte auf den Hinterſteven und mit den Enden auf den Randhölzern ruhet; Fr. Liſſe d'hourdi.

Die erſte Hälfte des Wortes ſtammet vermuthlich von dem Niederſ. hechten, Schwed. haekta, heften, verbinden, her, weil dieſer Balken wirklich die beiden Borde des Schiffes mit einander verbindet.

Heck=Both, (das) Holl. Hek-boot, eine Art kleiner leichter Fahrzeuge zu Waſſer, mit einem weiten Bauche, ohne Hinter= und Vordermaſt, wie eine Flüte geſtaltet, nur daß das glatte ebene Hintertheil (der Spiegel) unten einen Band (Heckbalg) liegen hat. Es kann bis 100 Tonnen tragen.

Heck-Drüſe, im g. L. einiger Gegenden, eine Benennung des fehlerhaften Kropfes an den Menſchen, wo dieſes Wort an manchen Orten auch Hagedrüſe und im Oſnabrück. Hagedrull lautet. Siehe Kropf.

Es ſtammet vermuthlich von hecken, ſich fortpflanzen, her, weil ein ſolcher Auswuchs ſchwer zu vertilgen iſt. In einer andern Bedeutung des Wortes hecken, kömmt es in dem 1500 gedruckten Liber Peſtilent. von den Hoden oder Teſticulis vor, wo es heißt: an beiden beynen oben by dem gleich (Gelenk) do gewöhnlichen die Hagdrüſen wachſent, genannt Evinctorium; in welchem Verſtande es in den monſeeiſchen Gloſſen ſchon Hegadruoſi lautet.

Heck-Groſchen. 1. In der Naturlehre des großen Haufens, ein übernatürlicher Groſchen, von welchem man glaubt, daß er mehrere Groſchen hecke, oder hervor bringe, oder daß er, wenn er auch noch ſo oft ausgegeben würde, immer wieder zu ſeinem Herrn käme. Siehe Heck-Thaler.

2. Im g. L. auch ein falſcher, nachgemachter Groſchen, ein Beyſchlag. Siehe Hecke 2. Anmerk. und Heck-Pfennig.

Heck-Gulden, ſ. Heck-Pfennig.

Heck-Herberge, ſ. Herberge.

Heck-Holz, oder vielmehr Heckenholz, Liguſtrum *Linn.*; ſ. Rain-Waide.

Heck-Jagen. 1. Das Jagen an unerlaubten Oertern, oder zu verbotenen Zeiten; ſ. Hecke 2. Anm.

2. In einem andern Verſtande iſt im Jagdweſen ein Heckjagen, ein Treibejagen, welches durch Vorhölzer und Hecken angeſtellet wird, das daſelbſt befindliche Wild gleichfalls herbey zu treiben; das verlorne Treiben. Siehe auch Beyjagen, Th. IV, S. 155.

Heck-Jäger, ſ. Jäger.

Heck-Münze, im g. L., eine falſche nachgemachte Münze; ingleichen ein Ort, oder eine Werkſtätte, wo falſche, verbotene, untaugliche Münzen gepräget werden: eine Winkelmünze. Siehe Hecke 2. Anm.

Heck-Mutter, im vertraulichen Scherze, eine fruchtbare Perſon weiblichen Geſchlechtes, welche fleißig hecket, d. i. oft gebieret. Siehe Hecken 3.

Heck-Pfahl, in Niederſachſen auf dem Lande, zween Pfähle, woran das Heck, d. i. eine Gatterthüre, befeſtiget wird, und welche auch Heckſtapel genannt werden. Siehe Häng-Pfahl und Schlag-Pfahl.

Heck-Pfennig, im gem. Leben, 1. ein falſcher, nachgemachter, ungültiger Pfennig. Siehe Hecke 2. Anm.

2. Ein fruchtbarer Pfennig, von welchen ſich der große Hauſe einbildet, daß er mehrere aus ſich ſelbſt hervor bringe. Siehe Heck-Groſchen. Ein ſolcher Gulden wird ein Heckgulden, und ein ſolcher Thaler ein Heckthaler genannt.

Heck-Schnarre, ſ. Wachtel-König.

Heck-Stapel, ſ. Heck-Pfahl.

Heck-Thaler, ſ. Heck-Pfennig.

Heck-Zeit, diejenige Zeit, da die Vögel zu hecken pflegen, die Brutzeit, die Hecke. Siehe Hecken 3.

1. **Hecke**, von dem Zeitworte hecken, ſich fortpflanzen.

1. Die Fortpflanzung ſeines Geſchlechtes, Ausbrütung der Jungen, doch nur von den Vögeln.

2. Die Zeit, wenn die Vögel zu brüten pflegen, die Heckzeit.

3. Der Ort, wo man kleinere Vögel zur Fortpflanzung unterhält. Eine Canarienhecke, Vogelhecke u. ſ. f.

4. Ein Neſt voll Vögel, ſo viel junge Vögel einer Art, als auf einmal ausgebrütet werden; in welchem Verſtande auch die Wörter Geheck, Flug und Zug üblich ſind. Siehe Hecken 3.

2. **Hecke.** (*) 1. Ein Strauch, ein Buſch, beſonders ein mit Dornen oder Stacheln verſehenes ſtrauchartiges

(*) Im Dän. Hekke, im Angelſ. Hegge, im Engl. Hedge, im Franz. Haye, im Niederſ. Hagen. Siehe Hag, welches in allen dieſen Bedeutungen gleichfalls vorkömmt. In den Zuſammen-

ges Gewächs. Ich will euer Fleiſch mit Dornen aus der Wüſten, und mit Hecken zerdreſchen, Richt. 8, 7. 16, In allen Hecken und in alle Büſche, Eſ. 7, 19. Der beſte unter ihnen iſt wie ein Dorn, und der Redlichſte wie eine Hecke, Mich. 7, 4. In welcher Bedeutung es doch im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt.

2. Eine Sammlung mehrerer ſolcher ſtachligen Sträuche, beſonders ein aus ſolchem Buſchwerk beſtehender lebendiger Zaun, und in weiterer Bedeutung ein jeder lebendiger Zaun; beſonders in den Gärten eine von Bäumen oder Geſträuche gezogene Wand. Eine Hecke von Hagebuchen, Kirſchen, Roſen u. ſ. f.

3. In einigen, beſonders niederſächſiſchen Gegenden, führt ſowohl eine jede Einfriedigung von Stangen, Pfahlwerk u. ſ. f. als auch die darin befindliche Thüre, den Namen der Hecke, wo doch das Heck üblicher iſt; ſ. oben, S. 617. Daher rührt vermuthlich auch die hochdeutſche R. A. bey der Hecke ſeyn, bey der Hand ſeyn, gleich zu etwas bereit, willig ſeyn; eigentlich gleich an der Thüre ſeyn.

Die Hecken, in ſo fern man darunter ein wildes, und von ſich ſelbſt auf den Feldern, Wieſen, an den Wegen und Gehölzen gewachſenes Gebüſch verſteht, welches aus allerhand Dorn- und ſtacheligen Sträuchen und Buſchholze, inſonderheit aber aus Schwarz- weiß, und Kreuzdorn, wilden Roſenſtöcken oder Hagedorn, Brombeeren, Büchen, Rainweiden, Hartriegel u. d. gl. beſteht, L. Dumetum, Vepretum, Fr. Epinaie, Haie, pflegen ſich, wenn ſie nicht ausgerottet werden, immer weiter auszubreiten. Wenn ſie auf den Feldern und Aeckern abgeſondert liegen, werden ſie

Feld-

menſetzungen Heckherberge, Heckjäger, Heckmünze u. ſ. f. wo dieſes Wort etwas Verbotenes bedeutet, welches heimlich geſchieht, ſcheint es aus Ecke gebildet zu ſeyn, weil in den meiſten dieſer Fälle auch Winkel — üblich iſt. Indeſſen läßt ſich auch die Ableitung von Hecke vertheidigen.

Feldbüſche (ſ. Th. XII, S. 513), wo ſie aber an den Wieſen und Gehölzen in einem Striche hin liegen, Wieſen- und Holz-Bramen (Holzbrahnen, Holz-Brohnen), oder auch, bey dieſen letztern, Vorhölzer genannt. Dergleichen Hecken dürfen nicht abgeräumt, noch ausgerottet werden, wenn man nicht vorher von demjenigen, der die Jagdgerechtigkeit in ſelbiger Flur hat, die Erlaubniß dazu erhalten. An den Wegen und Landſtraßen aber ſoll billig ein jeder Eigenthümer dieſelben, ſo weit ſie hinderlich ſind, abräumen. Von einem Boden, der zuerſt gerodet, ausgeſtockt, und vom Geſträude und Reiswerke gereiniget worden, wird dem Forſtherrn, zu einer Erſtattung des Abganges, den er dadurch an der Jagd leidet, die zehente Garbe, welche die Forſt- oder Stockgarbe genannt wird, gegeben. Siehe Buſch und Dorn.

Eine Reihe nahe an einander gepflanzter, in einander geflochtener und gewachſener Sträuche oder Stauden, zur Befriedigung, Verzäunung oder Verſchlieſſung eines Feldes, einer Wieſe, eines Gartens, Weinberges, oder wohl gar eines ganzen Hofes, wodurch Menſchen und Vieh der Eingang vermehrt wird, wird eine grüne oder lebendige Hecke, in Niederſachſen auch ein Knick, im Schleswichiſchen ein Paarwerk, und in Oberſachſen ein Gehägezaun, ein ſelbſtwachſender oder lebendiger Zaun, ein grüner Hag, eine grüne Wand ꝛc. L. Saepes viva, Fr. Haie vive, zum Unterſchiede einer todten Hecke, oder eines todten Zaunes, Fr. Haie morte, d. i. einer aus in einander geflochtenen dürren Aeſten und Reiſern beſtehenden Hecke, genannt.

Billig werden die noch an den meiſten Orten in Deutſchland gebräuchlichen todten Hecken und dürren Zäune, welche von abgehauenem Reisholze, Stangen und Bohlen (Planken) verfertiget werden, unter die un-

unnöthigen Verſchwendungen des Holzes gerechnet. Die Landleute müſſen freylich zwar ihre Höfe, Gärten, Krautäcker ꝛc. vermachen, wenn ſie den vielfältigen Schaden, den ſowohl das Wild als das zahme Vieh, ſonſt beſtändig anrichten würde, abwenden, und ſich auch vor den erſten Anlauf böſer Menſchen in ihren Gärten ſicher ſtellen wollen. Allein, müſſen denn ſolche Vermachungen eben von todtem Holze ſeyn, die an ſich ſelbſt von keiner Dauer ſind, ſondern an welchen beſtändig zu flicken iſt, und die überdies zur Winterszeit, zum großen Verdruß der Eigenthümer, von Leuten, welche nichts dazu beygetragen haben, weiter transportiret, und zur Feuerung gebrauchet werden? Die Verſchwendung des Holzes aber, welche dadurch angerichtet wird, iſt, wenn man ein ganzes Land und alle darin befindliche Dorfſchaften, und die den Dörfern ähnlichen kleinen Landſtädte, zuſammen betrachtet, nicht genug zu beſchreiben. Wir Deutſchen machen ja ſonſt, wiewohl zu unſerer Schande, meiſtens in thörichten Dingen gern fremde Moden nach; warum ahmen wir denn nicht in dieſem Stücke die Engländer nach, die nicht allein ihre Gärten, ſondern auch ſo gar Aecker und Wieſen, mit lebendigen und grünen Hecken einfaſſen? Ob nun zwar die Aecker und Wieſen, wegen der Hut und Trift, auch anderer Umſtände wegen, ſich bey uns nicht wohl umzäunen laſſen: ſo ſind es doch die vielen Gärten und Gartenäcker, die eine Umzäunung nöthig haben; da dann bey Anlegung lebendiger Hecken viel Holz erſparet würde, und ein mehreres zuwüchſe, welches der Eigenthümer bey dem jährlichen Abkappen und Beſchneiden der Hecken ſehr wohl nutzen könnte.

Man macht zwar verſchiedene Einwürfe wider die lebendigen Hecken; allein, ſie wollen alle nicht viel bedeuten. Man ſagt gemeiniglich, es ließe ſich zu Anlegung derſelben das nöthige Heckenwerk nicht aller Orten

ten finden; es währte etwas lange, ehe ſie anwachſen und wegen der verſchiedenen Lage und des verſchiedenen Bodens, da das Erdreich entweder zu naß oder zu trocken iſt, wollte es nicht allezeit gut thun, indem nicht alle Holzarten in einem wie in dem andern Erdreiche fortkommen. Alle dieſe Hinderniſſe ſind leicht zu heben. Es giebt vielerley Arten Baum= Strauch= und Staudengdwächſe, welche zu Hecken tauglich ſind; und es wird ſo leicht kein Land ſeyn, wo man nicht einige derſelben in Menge antreffen ſollte; viele können auch mit leichter Mühe und in wenig Jahren theils aus dem Samen, theils aus den Aeſten, gezogen werden, wenn man ſich nur ein wenig mehr Mühe geben, und ſich das Anpflanzen beſſer angelegen ſeyn laſſen wollte. Es iſt auch billig, daß ſich ſowohl die Dorfgemeinen unter einander, als auch dieſen die Grundherrſchaften, mit Abgebung ſolcher Heckenpflanzen zu Hilfe kommen, ja ſelbſt die Landesherrſchaft, wenn ſie ihren Zweck erreichen will, muß aus ihren Waldungen ihnen hierunter nach Möglichkeit, und ohne Bezahlung dafür zu verlangen, an die Hand gehen, und die ſonſt gewöhnlichen Anweiſungsgebühren müßten gleichfalls hier gänzlich wegfallen. Wollte man die Hecken von ſolchen Gewächſen anlegen, die im Lande nicht zu haben ſind, wie z. B. von dem ſtacheligen Genſt: ſo müßte der Same dazu freylich von auswärts her verſchrieben werden, und dieſes würde Koſten verurſachen, die manchen armen Bauer beſchwerlich fallen dürften. Allein könnte man dieſe Koſten nicht aus einer Gemeinkaſſe beſtreiten? Unter den vielen Heckenſträuchen ſind nun auch einige, die ſich zu einem naſſen, andere zu einem trocknen Boden ſchicken; man hat alſo die Wahl, die man nach Beſchaffenheit des Bodens leicht treffen kann. Daß es mit den Hecken langſam her gehe, bis ſie zu Stande kommen, kann nicht von allen geſagt werden. Einige können in 3 bis 4 Jahren in voll=

vollkommenen Stand gebracht werden, wie die von wilden Roſen, Hohlunder, Weiden u. a. m.

Ein Landesherr und die Landeskollegia müſſen ſich daher an dergleichen Einwürfe nicht kehren, ſondern die Abſchaffung der todten Hecken und Zäune, und an deren ſtatt die Anlegung der lebendigen, nachdrücklich anbefehlen, wie ſolches auch bereits in verſchiedenen deutſchen Staaten geſchehen iſt.

Fürſtl. Heſſen-Caſſeliſche Forſtordn. S. 32.
Herzogl. Würtembergiſche Forſtord. S. 99.
Fürſtl. Braunſchw. Lüneburgiſche Forſtordn. Cap. 3, §. 11.
Bayeriſches Landrecht, Lib. 3. Tit. 16, Art. 2.
Herzogl. Sachſen-Gothaiſches neues Mandat, die Beförderung des Holzanbaues betreffend, v. 16. Jul. 1766, §. 5.
Königl. Preußiſche Verordnung, daß an ſtatt der hölzernen Zäune auf dem Lande, lebendige Heckenzäune gemacht werden ſollen, vom 7. Oct. 1727, in Mylii Corp. Conſt. March. 5 Th. 3 Abth. 2 Cap. No. 5, S. 375.
Erneuerte und Verbeſſerte Dorfordnung des Königreichs Preuſſen, v. 22. Sept. 1751, §. 20. im novo Corp. Conſt. Pruſſ. March. Th. I S. 147.
Reſcript an das Amt Hausberg, wegen Anlegung lebendiger Zäune, v. 26. Jun. 1753, eb. daſ. S. 534.
Dorfordnung für das Fürſtenthum Minden, v. 7. Feb. 1755, eb. daſ. S. 739, wo zugleich §. 6. verordnet wird, daß derjenige, welcher ſtatt eines todten Zaunes einen lebendigen Hagen von Hainbüchen anlegen will, von des Nachbarn Grunde 1 Fuß breit, dafern aber der Hagen von Weißdorn gemacht werden ſoll, anderthalb Fuß, mit Vorbehalt ſeines darüber habenden Eigenthums, weichen ſoll.
Dorfordnung für die Provinz Litthauen, v. 22. Nov. 1754, §. 62. eb. daſ. S. 1139.
Reſcript wegen Anlegung nutzbarer Hecken aus dem Samen der Geniſtæ ſpinoſæ v. 2. May 1758, in der Edictenſamml. v. J. 1758, No. 20.

Daß aber dieſe Befehle bisher ſehr wenigen Effect gehabt, ſo daß man ſchwerlich ein Land, worin gar keine todte Hecken und Zäune mehr anzutreffen wären, finden wird, rührt vielleicht wohl daher, daß man es an vielen Orten bey dem bloßen Befehl ertheilen bewenden läßt, ohne für deren Befolgung gehörige Sorge zu tragen. Soll dieſen Geſetzen überall und genau nachgelebet werden: ſo muß man den Leuten eine proportionirte Zeit, z. B. 4, 5, 6 Jahre, nach dem es das

Wachsthum der Hecken erfordert, zu deren Anlegung beſtimmen, ihnen, wie ſchon gemeldet, mit den benöthigten jungen Pflanzen oder Samen an die Hand gehen, ihnen den zum Säen und Pflanzen nöthigen Unterricht mittheilen, und ſie dazu durch erfahrne Leute anweiſen laſſen. Zugleich muß ernſtlich verboten werden, daß die Materialien zu todten Zäunen aus fremden Gehölzen ſo wenig mehr verabfolget, als aus eigenthümlichen zu dieſem Zwecke angewendet werden ſollen. Den Unterobrigkeiten und Aufſehern muß aufgetragen werden, nicht allein auf das anbefohlne Heckenpflanzen und deren Unterhaltung in tüchtigem Stande fleiſſige Aufſicht zu haben, ſondern auch, wie dem Anbefohlnen an jedem Orte nachgelebet worden, alljährlich zu einer geſetzten Zeit und ohne weitere Erinnerung, vermittelſt Einſendung beſonderer Tabellen, zu berichten. Die auf die Unterlaſſung zu ſetzende Strafe muß zwar nicht übertrieben, ſondern mäßig und proportionirt ſeyn, aber unabbittlich und ohne Nachſehen vollzogen werden.

In dem vorher angeführten herzogl. Sachſen-Gothaiſchen neuen Mandat wegen des Holzanbaues, wird, zur allgemeinen Anlage und Bepflanzung der Zäune mit lebendigem Holze, eine Zeit von 6 Jahren, von Publication dieſes Mandates an, beſtimmet, damit die Unterthanen indeſſen die zu Hecken und Zäunen dienlichen mancherley Holzſamen, oder jungen Stämme, an Weißdorn, Schwarzdorn, Kreutzdorn, Ahorn, Hainbüchen, Rainweiden u. d. gl. ſäen oder ſtecken, mithin ſolchergeſtalt die erforderlichen Pflanzen vorher bekommen können. Woſern jemand binnen ſolcher Zeit ſeine Zäune mit lebendigem Holze nicht bepflanzt: ſo ſoll alsdann, und nach Verlauf ſolcher 6 Jahre, den nachläſſigen Eigenthümern, ohne Ausnahme, eine Steuer von 3 Pfennigen terminweiſe von jeder Ruthe dürren Zaunes ſo lange, bis ſie ſich ſolcher landesherrlichen Verordnung gemäß bezeigen, auferleget, und ſolche von ihnen ganz unfehlbar und ohnnachläſſig eingebracht werden.

Es kann und muß demnach einer der gemeinſten Abzüge aus den Wäldern, nämlich das Holz, welches auf

auf die Unterhaltung der trocknen Umzäunung der nutzbaren und anderer Grundſtücke, auf eine ſo vielfache Weiſe überall angewendet, und zum Theil faſt verſchwendet worden iſt, wegfallen. Die Gelegenheit, das Holz dadurch zu ſparen, iſt jetzt um ſo viel beträchtlicher, weil ſie in einem Lande, und faſt überall beſtändig vorfallen muß. Der Anfang dazu geſchieht unvermerkt, und bey einzelen Wirthſchaften nach und nach, ſo wie der Ueberreſt der alten hölzernen Verzäunungen vergeht, und wird mit der Zeit in ganzen Dörfern, Herrſchaften und Städten allgemeiner, bis endlich daraus eine ſolche Landesgewohnheit entſteht, daß der Unterthan nichts beſſeres und natürlicheres mehr weiß, ſeine Gränzen zu bezeichnen, oder die Grundſtücke vor dem Eindringen von Menſchen und Vieh zu verwahren, zumal wo er zu Wällen und Gräben kein Land zu verſchwenden hat. Der Schutz und die wirkliche Sicherheit, den die Beſitzer der Grundſtücke ſonſt davon zu gewarten zu haben meinen, muß ihnen ohne dies von einer höhern Macht und Vorſorge, durch Anſtalten und Geſetze angedeihen, als ob ſie mit Mauern und Gräben umgeben wären.

Weil man aber das Holz noch auf vielerley Arten und bey noch wichtigern Gelegenheiten erſparen kann, worauf man aufmerkſam zu ſeyn Urſache hat: ſo iſt es eben nicht ſchlechterdings nöthig, überall in einem Lande, anſtatt der hölzernen Gehäge, lauter lebendige oder ſelbſtwachſende Zäune anzulegen, wo ſie ſchwer oder gar nicht anſchlagen, wo Steine in Ueberfluß vorhanden ſind, wo Platz zu Gräben und Erdwällen übrig, und alſo zur Beſchützung hinreichend ſind; wobey man zugleich auf den verſchiedenen Werth der Grundſtücke ins beſondre zu ſehen hat. Die Art und Lage des Grundes, und die Verbindung der Grundſtücke mit andern, müſſen auch hiebey vieles entſcheiden, indem ſie zuweilen den Vorzug dieſer oder jener Art der Einfaſſung beſtim-

beſtimmen, und die ſelbſtwachſenden Zäune gar entbehrlich machen.

Wo man aber, aus allen Umſtänden zuſammen genommen, gewiß iſt, daß die Anlage einer lebendigen Hecke nothwendig ſey, und vor allen übrigen Befriedigungen den Vorzug habe, muß man dabey nicht aus der Acht laſſen, daß alle ſelbſtwachſende Zäune, außer dem, wenn ſie noch ſo wohl angebracht ſind, und die beſten Eigenſchaften beſitzen, auch dahin, wo möglich, mit eingerichtet werden, daß ſie den Beſitzern der Grundſtücke zugleich auf mehr als eine Weiſe nützen, und eine gewiſſe Feſtigkeit und Dauer haben mögen. Wie denn eben deswegen von den allerſchlechteſten grünen Hecken, außer der Feſtigkeit und Dauer ein gleiches zu bemerken iſt, auch von ſolchen, bey deren Anlage von unverſtändigen Leuten alle Fehler begangen worden ſind, die man ſonſt zu vermeiden hat. Bey der Anlage ſolcher lebendigen Hecken iſt, bey allen vorangeführten Umſtänden, niemals zu vergeſſen, daß ſie ordentlich unterhalten werden müſſen, wenn ſie das werden und bleiben ſollen, wozu ſie eigentlich beſtimmt ſind. Denn es giebt Liebhaber ſolcher Hecken, welche ſie zwar anlegen, und ſchon zu haben wünſchen, aber nicht unterhalten wollen, und die ſie nicht anlegen würden, wenn ſie ihre Unterhaltung als einen nothwendigen Umſtand in Betrachtung zögen.

Außer dieſen iſt noch ein Umſtand, den man, ſeiner Wichtigkeit wegen, in ſolchen fruchtbaren Gegenden wohl in Betrachtung ziehen muß, zumal wo der Acker koſtbar und genau abgetheilt iſt, daß das Land weniger zu entbehren iſt, als in andern; nämlich der Platz, welchen die lebendigen Hecken nicht nur bey ihrer erſten Anlage wegnehmen, ſondern auch bey ihrem allmählichen Wachsthum, nach und nach ſowohl über der Erde, als unter derſelben, auf eine gewiſſe Art unbrauchbar machen. Denn indem ſich die Wurzeln,

beſonders diejenigen, welche in der Dammerde der obern Fläche näher kommen, als andere, ausbreiten und dabey beſtändig vermehren, ziehen ſie die nährenden Säfte auf beyden Seiten der Hecke an ſich, welches an denen Gewächſen, die den Hecken am nächſten ſind, auf anderthalb Fuß, auch wohl weiter, zu ſpüren iſt, wenn ihre Wurzeln in die Tiefe gehen. Iſt nun der Boden gut, und die Wurzeln ſtark genug, ſo werden die Zweige an der Hecke in der Länge auch zunehmen, daß, ungeachtet ſie recht ordentlich unter der Scheere gehalten werden, doch der jährliche Zuwachs der Hecke nach dem Schnitte, insgemein, ſowohl in der Höhe, als auf beyden Seiten, 1 Zoll, auch mehr, beträgt, ſo wie er vor demſelben, wegen der belaubten Sommerlatten (Erd- oder Stammloden,) bey einigen Arten des Holzes, von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Fuß, auch länger, ſeyn kann. Das erſtere beträgt in einer Zeit von etlichen 20 bis 30 Jahren ein merkliches, als binnen welcher man etwann einen ſo genannten und veralteten ſelbſtwachſenden Zaun durch das Behauen und Ausſchneiden zu verneuern pflegt. Das Sömmern der jungen Zweige in einem Jahre iſt bey den Hecken dermaßen beträchtlich, daß es den nächſt anliegenden Beeten die freye Luft, Sonne, Regen und Thau entzieht; welches, wenn es tragbares Land trifft, und man die Länge ſolcher Hecken bedenkt, die ſie zuweilen haben, ſehr merklich wird, und gar viel zu bedeuten hat.

Da es aber in fruchtbarem und wohl zubereitetem Lande allemal ein Schade iſt, ein Stück, welches alle Jahre ganz ordentlich beſtellt wird, wegen einer ſolchen Hecke, nicht recht oder gar nicht nutzen zu können, wie ſonſt außer dem geſchehen würde: ſo muß man gleich Anfangs auch dahin ſehen, 1) daß ſolche Hecken dergeſtalt angelegt werden, daß ſie zwar die Dienſte einer der Verwahrung halben geſetzten hohen Einfaſſung thun, dabey aber 2) weiter die wenigſten

oder

oder gar keine Beſchwerden verurſachen, oder 3) bey ihrem Wachsthume, den ſie erlangen, den Grundſtücken nicht ſchädlich werden, und, ſo viel möglich, 4) zugleich zu mehr als einen Nutzen eingerichtet werden können. Denn außer dem, daß man, zumal in Gärten, mit den Hecken, von dem tragbaren Lande immer einen Theil verliert, den man zu verſchwenden ſehr ſelten Urſache hat, ob er ſchon, in ſchlechtem Boden, von dem Ertrage und Werthe nicht iſt: ſo mache man nur einmal die Berechnung von einer einzigen Feldmark, auf welcher alle Gärten, anſtatt der ſonſt gewöhnlichen Reis- Splint- Bohlen- und Stakenzäune, mit guten dicken lebendigen Hecken verſehen ſind, nehme die angegebene Breite des Landes, welches die Hecken eigentlich unbrauchbar machen, und ſetze ſie zu der Länge aller Hecken auf der ganzen Feldmark zuſammen: ſo wird man den Abgang des guten tragbaren Landes gewahr werden. In großen fürſtlichen Luſtgärten achtet man dieſes freylich nicht; und wenn es ſchlechter Boden iſt, oder die Hecken in einer ſolchen Lage ſich befinden, wo Wege, Straßen oder unbebauete Ländereyen daran ſtoßen, hat es auch wenig zu bedeuten. Allein, in kleinern zugemeſſenen tragbaren Gärten, und auf andern Stücken, hat eine dicke und ſtarke hohe Hecke, gegen eine ſchlechte und lockere, wegen Schattens oder Austrocknens, wegen Mangel des Luftzuges, wegen des Ungeziefers u. ſ. w. in der That etwas mehr zu bedeuten; und das Auszehren des Grundes haben alle Arten der lebendigen Hecken mit einander gemein. Denn da die Wurzeln vieler jungen Sträuche zugleich ſich in einem weit engern Raume befinden, als es bey zunehmendem Wachsthum ohne Abſterben, oder wenigſtens ohne Verminderung ihres Wachsthumes ſeyn ſoll, und ſich dabey, nach den Seiten in die andern Wurzeln, nur wenig ausbreiten und nähren können: ſo gehen ſie natürlicherweiſe auf beyden Seiten weit

in den lockern und friſch gegrabenen Grund, aus welchem ſie beſtändig neue Nahrung ſaugen.

Die Anlagen ſolcher lebendigen Hecken gehen ſehr weit, wenn man ſie ordentlich fortſetzt, und auf die Umzäunung der weitläuftigen Obſt- Wein- Hopfen- und Küchengärten und Plantagen ſieht; welches an unterſchiedenen Orten, zumal an den Landſtraßen, halbe und ganze Meilen beträgt. Sie thun indeſſen vortreffliche Dienſte, wenn nur die Arten des Buſchholzes dabey ordentlich angewendet werden. Denn die jährliche allgemeine Erſparung des Holzes; und andere Vortheile, haben auch bey den angezeigten Beſchwerden ihre Richtigkeit, denen am Ort und Stelle, nach den dabey vorkommenden Umſtänden, abgeholfen werden muß. Denn es kömmt ſehr viel auf die Holzarten ſelbſt an, woraus man dergleichen Hecken zieht, wegen der Inſecten, Vögel, und andern Ungeziefers, denen ſie theils Nahrung verſchaffen, theils, zum Schaden der nächſt anliegenden Grundſtücke, Aufenthalt geben. Da nun viele Arten von Hecken ſelten, oder nur auf der einen Seite, oder auch gar nicht, gegraben werden: ſo halten ſich zwiſchen und unter ihren Wurzeln auch Feldmäuſe, Wieſel, Maulwürfe und andere Arten ſchädlicher Thiere, auf, welche bey ihrer Vermehrung ziemlichen Schaden anrichten; (*). Weil aber

(*) Hier kömmt es bey der Lage der Hecken oft bloß auf die Witterung in gewiſſen Jahren an, daß ſich viele oder wenige Inſecten von einer Art, oder von mehrern, zugleich darauf befinden. Denn da die Inſecten ihre eigene Gewächſe haben, wovon ſie ſich nähren, und auf denen ſie ihre Begattung vorzunehmen und ihre Verwandlung zu überſtehen pflegen: ſo ziehen ſie auch noch eine Menge von anderm Ungeziefer dahin, welche nicht der Pflanzen wegen dahin kommen, ſondern bloß um des Raubes beſonderer Arten von Inſecten willen. Einige Gewächſe, die ſich ſonſt zu lebendigen Hecken ſehr wohl ſchicken, machen ſich deswegen unbrauchbar, oder wenigſtens unangenehm, weil ſie zugleich dem Grundſtücke, welches ſie umgeben, vor andern eine allzu groſſe Menge Ungeziefers zuziehen. Die Kenner der Naturgeſchichte ſolcher Thiere können öcono-

aber dieſe Beſchwerlichkeiten größer oder kleiner ſind, und mit der Beſchaffenheit der Gegenden, Lage und Witterung abwechſeln, auch zuweilen fehlen, der Landwirth auch überdies ſchon längſt gewohnt iſt, das ganze Jahr hindurch mit Witterung und Inſecten zu kämpfen, und bey den davon zuweilen auszuſtehenden Beſchwerden und Schäden, dennoch die übrige Zeit ſeine Rechnung dabey findet: ſo wird er ſich von Anlegung der nützlichen lebendigen Hecken deshalb nicht abhalten laſſen, wenn es auch nur der einzige wichtige Punct der jährlichen großen Holzerſparung erforderte, und ſonſt keine Urſachen mehr vorhanden wären.

Ich wende mich, nach dieſen Vorerinnerungen, zur nähern Betrachtung ſowohl des Hauptunterſchiedes, als auch der Anlage und Wartung der lebendigen Hecken.

Wenn dergleichen Bäume, Sträuche und Stauden friſch aus der Erde kommen, und bald in einen ſolchen Grund gebracht werden, der dem erſten, woraus ſie genommen worden, gleich, oder wenigſtens nicht gar zu ſchlecht iſt: ſo wachſen ſie mit der Zeit entweder von ſelbſt in und durch einander, oder ſie werden hernach durch Schneiden und Binden dahin gebracht, daß ſie ohne ſonderliche Mühe und Koſten beſtändig bleiben, und in ihren Zweigen dergeſtalt mit einander verwachſen, daß ſie endlich die äußere Gewalt, Sturm, Kälte, übermäßige Hitze, und das Eindringen von Menſchen und Vieh, abhalten. Dabey können ſie auf

öconomiſchen Liebhabern, und andern, welche Hecken anzulegen und ordentlich zu unterhalten Willens ſind, allein an Raupen und Motten über 120 verſchiedene Arten nachweiſen, worunter allein die Nachtſchmetterlinge 108 ausmachen. Zu dieſen kann man 12 Arten von Wanzen, 9 Arten von Spinnen, und wenigſtens 5 Arten Käfer rechnen; anderer zu geſchweigen, als: vom Geſchlechte Tenthredo, 16; Chryſomela, 16; Aphis, 10; Chermes, 10; Cynips, 10; und Coccus, 8 Arten ꝛc.

mehr als eine Art nützen oder ſchaden, nachdem ihre Lage, Höhe, Dicke, und beſondere Beſchaffenheit, Gelegenheit dazu giebt.

In einigen Ländern, oder deren einzelen Provinzen, hat die Klugheit den Einwohnern ſeit langer Zeit angerathen, durch Anlegung der lebendigen Zäune eine Menge Holz, und hiemit zugleich die nachfolgenden Unkoſten einer mühſamen Unterhaltung zu erſparen. In andern hingegen, wo ſich, der triftigen Vorſtellungen und Warnungen ungeachtet, von dieſen guten Anſtalten nicht das geringſte hat äußern wollen, und wo die patriotiſch Geſinnten noch vor wenigen Jahren mit ihren Erinnerungen lächerlich gemacht wurden, hat endlich der allzu ſtark überhand nehmende Holzmangel die Unterdrücker dieſer nützlichen Anſtalten, ihres wirthſchaftlichen Verfahrens halben, auf das ſinnlichſte belehrt. So unſtreitig indeſſen die Nothwendigkeit der Anlage ſelbſtwachſender Zäune, in Abſicht auf die Holzerſparung, iſt: eben ſo gewiß iſt auch der übrige Nutzen davon, an den dazu ſchicklichen Orten; ob ſich gleich noch immer Leute finden, bey denen das Widerſprechen zur Gewohnheit geworden ſeyn mag, und die deswegen in ſolchen Sachen, welche das allgemeine Beſte betreffen, eine jede Ueberzeugung nicht gar wohl vertragen. Ihren vorgeblichen Ueberfluß des Holzes, an welchen Orten, und in welchen abgelegenen Winkeln dieſer oder jener Länder er auch gefunden wird, oder auch ſeyn mag, und alſo nur bloß von einigen einzelen Gegenden gilt, dieſen könnte man vielmehr in recht eigentlichem Verſtande, den Reſt der noch auszurottenden Waldung nennen. Er giebt den ſchlechteſten Einwurf gegen die Anlage der lebendigen Zäune ab. Zeit, Zufälle, und eine ſchlechte Wirthſchaft, dergleichen man in vielen Forſten gewahr wird, können ihn bald vermindern. Wo aber iſt nun derjenige große Vorrath an Holz in ſolchen Provinzen,

wovon Niemand glaubte, daß derſelbe jemals aufhören könnte? Endlich laſſen ſie ſich noch einfallen, beſondere Abtheilungen und Lagen der Grundſtücke und eingeführte Straßengerechtigkeiten, die nur gewiſſen Gegenden eigen ſind, gegen die allgemeine Anlage der lebendigen Hecken, auch an allen andern Orten, wo ſie gar nicht gefunden werden, vorzuſchützen. Dieſe Schwierigkeiten laſſen ſich, bey näherer Unterſuchung der Umſtände, auch an Ort und Stelle leicht heben. Vielleicht macht die Beſchaffenheit derſelben, und der Ueberfluß an andern Mitteln, daſelbſt die grünen Hecken entbehrlich.

Wo dieſelben aber eingeführt werden können, ſtiften ſie große Vortheile, welche einige damit vergeſellſchaftete Beſchwerlichkeiten ſehr vermindern und unmerklich machen; ſollte es auch nur, außer der wichtigen allgemeinen Holzerſparung, ihre Beſtändigkeit, und die Erſparung der allzu beſchwerlichen Koſten und Arbeiten ſeyn, die ſich bey den verſchiedenen und weitläuftigern Arten von hölzernen Befriedigungen finden, wenn man ſie in gehöriger Ordnung zu erhalten ſchuldig iſt. Da ſie nun auch die Dienſte als feſte Zäune thun, ſo befeſtigen und verdecken ſie zugleich, zu vielerley Bequemlichkeit, Dämme, Ufer und Wege. Sie können auch, nach dem Unterſchiede des Ortes und Bodens, des Alters, ihrer Stärke, Höhe und Länge, wegen der dazu genommenen Arten des Buſchholzes, allerhand Laub zum Winterfutter und zum Einſtreuen, wie auch Reis- und Backholz, und endlich wildes und zahmes Obſt liefern.

Unter den lebendigen Hecken läßt ſich füglich ein zweyfacher Hauptunterſchied machen. Es ſind nämlich dieſelben entweder grüne künſtliche Wände und Hecken von ungleicher Güte und Dauer, welche um die Kunſt- und Luſtgärten, oder in denſelben, mit vieler Mühe und Koſten, zu aller Abſicht, in einer ge-

wiſſen beſtimmten Geſtalt unterhalten werden; oder, es ſind ſolche, die der Haus= und Landwirth mehr zum Nutzen, als zum Vergnügen, unterhält. Dahin gehören vornämlich die hohen und niedrigen, feſten und loſen, wilden und zahmen Hecken, die von allerhand Buſchholz gepflanzet werden, dergleichen der Boden von ſelbſt hervor bringt. Man nennt ſie wilde, oder auch Buſch= Feld= Wieſen= und Waldhecken, und hält ſie etwas weniger in Ordnung, als die erſte Art. Sie werden etwann alle 3 Jahr beſchnitten, behauen, geflochten, oder ganz locker gebunden, wie es die Zeit und Umſtände verſtatten, auch wohl durch ein bloßes Behauen erneuert. Man läßt ihnen die Höhe und Dicke, die ihnen ihr eigenes Wachsthum gedachte Zeit über verſchaffet. Sie ſind dem Landmanne bey vielerley Anſtalten zu ſeinen Abſichten dienlich. Sie decken insgemein die Dörfer und Landſtraßen, Luſtwälder, Weinberge, Bleichplätze, Feld= Obſt= Kohl= und Hopfengärten, und halten die Dämme und Ufer, an Ströhmen und Bächen. Unter ſolchen ſelbſtwachſenden Zäunen giebt es auch in den Vorſtädten und auf dem Lande, vermiſchte, halb wilde und zahme, von ſolchen Eigenſchaften, welche die Dienſte, wie die vorhergehenden, thun, oder gewiſſe Arten des Obſtes zugleich tragen, wenn ſie beym Ausſchneiden nur etwas ordentlich behandelt werden.

Unter allen lebendigen Hecken ſind die beſtändigen die beſten; und wenn ſie dauerhaft ſeyn ſollen, müſſen ſie vor allen Dingen aus ſolchen Arten des Holzes beſtehen, die den jährlich zu wiederholenden Schnitt wohl vertragen, ohne davon zurück zu trocknen. Ihre Stämme und Zweige müſſen nicht zu ſchnelle und ſtarke Triebe machen, noch, wenn ſie in Hecken dicht ſtehen, zu bald erſticken und vergehen. Wie man ſich denn wegen ſolcher Fehler, welche in den Hecken ſehr große Lücken machen, vor allem Strauchwerke zu hüten

ten hat, welches häufige Neben- und Wurzelſproſſen treibt, oder, wie einige Baumarten thun, nach dem Behauen und Beſchneiden, die Wieſen und Fruchtländer durch ihre auslaufende Wurzeln und Brut deſto mehr verderben. Alle ſolche Holzarten geben weder dichte, noch recht beſtändige, feine und dauerhafte Hecken; ſie wachſen zu geſchwinde, und ſind geneigt, ihre Zweige allzu weit auszubreiten. Sie ſind daher zu dauerhaften Hecken, welche regelmäßig bearbeitet werden ſollen, nicht dienlich. Zu ſolchen Gewächſen, welche keine gute geſchloſſene und dauerhafte Hecken geben, und deswegen ganz unrecht dazu angewendet werden, gehören: die Sahl- (Palm- oder Werft-) Weide, Salix caprea *L.*; die Weißpappel, Populus tremula *L.* und Schwarzpappel, Populus nigra *L.*; gemeine zahme und wilde ſaure Kirſchen, Prunus Ceraſus *L.*; ſchwarze Vogelkirſchen, Prunus Padus *L.*; ſchwarzer Hohlunder, Sambucus nigra *L.*; Kalinkenbeere, Viburnum Opulus *L.*; wilde und zahme Haſelſtaude, Corylus Avellana *L.*; Faulbaum, Rhamnus Frangula *L.*; ſchwarze Johannisbeere, Ribes nigrum *L.*; gemeine Johannisbeere, Ribes rubrum *L.*; ſpaniſche Weide, Spiraea ſalicifolia *L.*; türkiſcher Flieder, Syringa vulgaris *L.*; falſcher blauer Jasmin, Syringa perſica *L.*; weißer Jasmin, Philadelphus coronarius *L.*; Hagebuttenſtrauch, Roſa canina *L.*; wilder Kornelbaum, Cornus ſanguinea *L.*; ſteigende Waldrebe, Clematis Vitalba *L.*; Geißblatt, Lonicera Caprifolium *L.*; großer Brombeerſtrauch, Rubus fruticoſus *L.* u. a. m.

In einigen Ländern macht man Verzäunungen, die nur auf etliche Monate dienen, und zwar von der großen Art Diſteln, die man auf die Ränder eines Stückes dick in einander pflanzen läßt. In warmen Ländern wird die gemeine Agaue oder americaniſche Aloe, in andern die indianiſche Stachelfeige (Cactus Opuntia *L.*) und andere Gewächſe mehr, gebraucht.

Anſtatt

Anſtatt aller jetzt genannten Gewächſe, die nur zu ſchlechten, loſen und wenig dauerhaften, wilden und zahmen Hecken dienen, giebt es andere, welche ſich zu recht guten, ſtarken, theils hohen, theils niedrigen, und beſtändigen Hecken, wie auch zu Zäunen in und um Luſt- und Obſtgärten und andere Grundſtücke, mit dem beſten Erfolge gebrauchen laſſen, wofern man die Umſtände der Lage, des Bodens, und der dabey nöthigen Unterhaltung wohl einzurichten verſteht. Man hat ſeit einigen Jahren von den hiezu tauglichen Gewächsarten weit mehrere in Gebrauch gezogen, als man ehedem zu thun pflegte; doch ſind nachſtehende die gewöhnlichſten: Rothbüche, Fagus ſylvatica *L.*; Weißbüche, Carpinus betulus *L.*; Rüſter, Ulmus campeſtris *L.*; Eiche, Quercus Robur *L.*; Linde, Tilia europaea *L.*; virginiſche Acacia, Robinia Pſeudo-Acacia *L.*; Ahorn, Acer Pſeudo-Platanus *L.*; Roßkaſtanien, Aeſculus Hippocaſtanum *L.*; Kaſtanienbaum, Fagus caſtanea *L.*; weißer Maulbeerbaum, Morus alba *L.*; wilder Oehlbaum, Elaeagnus anguſtifolia *L.*; Birke, Betula alba *L.*; Eller, Betula Alnus *L.*; Kiefer, Pinus ſylveſtris *L.*; Taxbaum, Taxus baccata *L.*; Wachholder, Juniperus communis *L.*; Sadebaum, Juniperus Sabina *L.*; Stechpalme, Ilex Agrifolium *L.*; hoher Buchsbaum, Buxus ſempervirens *L.*; Rainweide, Liguſtrum vulgare *L.*; Quittenſtrauch, Pyrus cydonia *L.*; Berberisſtaude, Berberis vulgaris *L.*; Weißdorn, Crataegus Oxyacantha *L.*; Kreuzdorn, Rhamnus catharticus *L.*; Schwarzdorn, Prunus ſpinoſa *L.*; Zweckholz, Lonicera Xyloſteum *L.*; tatariſcher Zäunling, Lonicera tatarica *L.*; hochſtaudiger Alpenzäunling, Lonicera caerulea *L.*; Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.* u. a. m.

Die

Die lebendigen Hecken werden entweder geſäet, oder gepflanzet. Beyde Arten der Anlage ſind gut und nützlich; beyde haben Beſchwerde, aber auch Vortheile gegen einander, nach Beſchaffenheit des Bodens. Die letztern aber behalten den Vorzug.

Was nun die Anlage ſolcher Hecken durch das Säen, nach niederländiſcher Art, betrifft, ſo wird insgemein dabey folgendermaßen verfahren. Es wird ein, etwa 2 Fuß tiefer, Graben gemacht, der bis auf die Hälfte mit wohl verfaultem Dünger, oder wenigſtens mit einer guten Erde, ausgefüllet wird. In dieſen Graben wird die Hecke geſäet. Hiezu werden allerley harte Kerne gebraucht, die man entweder ſo friſch, als man ſie im Herbſte einſammeln kann, darein leget, oder man verſchiebt die Saat bis zum Frühlinge, wenn der Froſt aus der Erde, und die nöthige Feuchtigkeit noch darin befindlich iſt. Nach dem Einlegen der Kerne, muß die Erde allemal etwas angetreten werden. Die mehreſten Samen gehen im erſten Jahre auf, die härtern aber im zweyten Jahre nach der Saat, auch wohl etwas ſpäter, zumal wenn ſie nicht recht friſch eingebracht ſind. So bald ſie aufgegangen ſind, müſſen ſie vom Unkraute behutſam gereiniget und gehörig begoſſen werden. Wenn die junge Samenhecke eine Höhe von ungefähr 3 Fuß erreicht hat, wird ſie $\frac{1}{2}$ Fuß, auch tiefer, mit der Scheere beſchnitten, da ſie denn unterwärts ſehr dick ausſchlagen, auch gut in die Höhe gehen wird. Wenn man dieſes Beſchneiden jährlich fortſetzt, unn eine gute Art Samen von Buſchholze zur Hecke genommen hat, ſo verwachſen die Zweige, ſogleich vom Anfange an, von unten auf dermaßen in einander, daß zuletzt faſt kein Vogel darin niſten, oder durch dieſelben kommen kann. Das Beſchneiden muß von unten nach oben zu, etwas ſpitzig oder ſchräg geſchehen, damit die unterſten Zweige, wegen Mangel der freyen Luft, der Sonne,

des

des Regens und Thaues, nicht etwann kahl werden, abſterben, und bey ganzen Hecken einen Uebelſtand verurſachen.

Will man aber, ohne die Erziehung ſolcher ſelbſtwachſenden Zäune durch die Saat anzufangen, dergleichen pflanzen, um ſie etwas eher in einer gewiſſen Höhe zu ſehen, als es durch den Samen geſchehen kann: ſo ſetzt man die jungen Stämme in einen wohl zubereiteten Graben, tritt die Erde etwas an, und läßt alsdann die Stämmchen frey und ungebunden ſo lange ſtehen, bis ſich das lockere Erdreich etwas geſetzt hat. Man kann auch, wenn der Graben in einer gehörigen Breite gemacht iſt, vor oder hinter ſolcher friſch gepflanzten Hecke, zugleich eine Reihe Kerne legen. Hat man aber eine bereits durch unregelmäßiges Anpflanzen oder ungeſchickte Wahl des Buſchholzes verdorbene, oder auch eine durch Nachläſſigkeit verwilderte oder ſonſt veraltete Hecke, die man ausbeſſern und wieder herſtellen will, ſie möge von Ellern, Linden, Rüſtern oder Büchen ſeyn: ſo iſt das beſte Mittel, ſie bis etwas über die Hälfte herunter zu hauen, aufzugraben, und mit friſcher Erde zu verſehen.

Bey einigen Arten der Gewächſe, als: dem groſſen und ſpitzigen Ahorn, Linden, Rüſtern, Weiß- und Rothbüchen ꝛc. können Hecken, außer den Samen und Pflanzen, auch aus Schnittlingen, Setzlingen, Einlegern ꝛc. gezogen werden; und bey etlichen, als: dem Quittenſtrauche, dem unächten Oehlbaume, Weiden, Pappeln, und vielen andern der oben angeführten Bäume und Sträuche, iſt die Anlage der Hecken aus Samen und Pflanzen gar nicht nöthig, weil ſie von eingelegten Zweigen und Setzlingen eben ſo gut und geſchwinde von Statten geht. Dahin gehören die meiſten Bäume, Sträuche und Stauden, die mit dicken, lockern und ſaftreichen Rinden verſehen ſind, und in einem mäßig feuchten lockern Boden ſehr bald

Wur-

Wurzel ſchlagen, nur daß nicht alle zu einem guten feſten Gehäge um Gärten gebraucht werden können, ſondern in Niederungen unter Waldhecken, an Straſſen, Dämmen, Ströhmen und Gräben, welche weniger feſt und dauerhaft ſeyn dürfen, genommen werden müſſen.

Alle Arten von wilden oder zahmen ſelbſtwachſenden Zäunen, mögen indeſſen noch ſo ſchlecht oder noch ſo dauerhaft ſeyn, oder dafür gehalten werden, wie ſie wollen: ſo verlangen ſie doch, weil ſie gepflanzt ſind, in den erſten drey Jahren einige Aufſicht und Wartung, wenn ſie nicht allzu ſehr verwildern ſollen. Sie werden gemeiniglich, bloß aus dem Vorurtheile, verabſäumet, weil ſie aus einer gemeinen Holzart beſtehen, und eben nicht mitten um die Luſtſtücke eines prächtigen Gartens angelegt ſind, indem man ſich ohne allen Grund vorſtellt, das Buſchholz wachſe ohne alle Beſorgung von ſelbſt, es möge im Walde oder in Hecken ſtehen.

Die Wahl des Buſchholzes zu den Hecken, richtet ſich ſowohl nach ihrer beſondern Art, ihrer Dauer und Feſtigkeit, als auch nach der Beſchaffenheit des Bodens. Verlangt man alſo recht gute und geſchloſſene Hecken an Orten, wo man ihnen einen beſtimmten Platz und Geſtalt geben muß: ſo kann man die vorher erwähnten Arten dazu wählen. Hat man aber nur eine Landſtraße, oder einen Spatziergang im Freyen, an einem Luſtwalde u. d. gl. zu bezäunen, wobey loſe, buſchige und mehr unregelmäßige Hecken hinreichend ſind, oder etwas erhabene Dämme und Ufer an Ströhmen, und Moräſte damit einzufaſſen, wodurch andere Gegenden nur verdecket werden ſollen: ſo kömmt es dabey auf etliche Fuß breit Landes nicht an. Es werden freylich ſolche Holzarten dazu mit Nutzen gewählet, die außer dem, daß ſie ſich durch ihren ausfallenden Samen ſehr vermehren, auch mit ihren Wurzeln etwas

weiter

weiter um ſich greifen, viele Nebenſchoſſe treiben, und mit ihren geſchwinde wachſenden belaubten Zweigen die Hecke bald decken; vor denen man ſich aber in wohl eingerichteten Gärten, und bey Bildung guter, feſter und dauerhafter Hecken allezeit mit zu hüten hat. Dergleichen ſind: Aeſpen, Weiden, Pappeln, Aeſchen, Faulbaum, Fliederſtrauch, Waſſerholder, Haſelſtaude, Hartriegel, ſchwarze Johannisbeere, ſchwarze Vogelkirſchen; unter denen die Waldrebe, Heckroſen, der ſteigende Nachtſchatten und wilder Hopfen hin und wieder befindlich ſind. Ihre Wurzeln und Wurzelzweige halten die Ufer dicht und feſt zuſammen; ſie vertragen größtentheils die Ueberſchwemmungen und die meiſten ſo gar das Eis, wie man in den niedrigen Waldungen und auf den Inſeln ſehen kann.

Es giebt eine beſondere, ſehr bekannte, und außer der Mark in andern Ländern ſehr gebräuchliche Art von lebendigen Hecken, die nämlich von dem Samen des zahmen ſtacheligen Ginſters (Ulex europaeus *L.* Geniſta ſpinoſa *Dod.*) gezogen werden, und in allerley Boden, auch in dem ſchlechteſten Sande wachſen, und bald ſtark und dick werden. Bey uns hat es damit noch nicht ſonderlich glücken wollen; denn ſie verfriert leicht; ſ. Th. XVII, S. 356, fgg. Eben die Bewandtniß hat es mit der Stechpalme, welche an freyen und hoch gelegenen Orten die ſtrengen Winter bey uns nicht ausſteht. Doch giebt es unter den fremden Bäumen, Sträuchen und Stauden, noch manche zu lebendigen Hecken taugliche Arten, welche ſich in unſern Gegenden nach und nach an die Strenge der Winter gewöhnen. Dahin gehören einige Alpen- und Bergſträuche, nebſt andern niedrigen Baumarten aus Sibirien und Nord-Amerika, wenn ſie nur das dritte Jahr bey uns überſtanden, und recht tiefe und häufige Wurzeln geſchlagen haben, von deren Gebrauche man vor 30 Jahren noch wenig wußte; als: der ameri-

amerikaniſche dreydornige Zuckerſchotenbaum, Gleditſia triacantha *L.*; der ſibiriſche Erbſenſtrauch, Robinia Caragana *L.*; Baumbohnen, Cytiſus alpinus *Tourn.*; glatter kurzſtieliger Geißklee, Cytiſus ſeſſilifolius *L.*; rothe virginiſche Ceder, Juniperus Virginiana *L.*; See- oder Weidendorn, Rhamnus *L.*; breitblätterige Berberisſtaude aus Canada, Berberis latiſſimo folio Canadenſis *H. R. Par.*; virginiſcher Hundsbeerſtrauch, Cornus foemina, laurifolia *Pluk.* u. a. m. Bey vielen kömmt es auf Boden und Lage an, daß man ihn nicht verfehle, und zugleich, ob ſie im jungen Holze überhaupt den Schnitt zu verſchiedener Jahrszeit vertragen, und nicht nachtrocknen: denn die Vernachläſſigung dieſer Umſtände vereitelt dergleichen Anſtalten ſo gar mit unſern gemeinen einheimiſchen Gewächſen.

In England, vornämlich in Herfordſhire, wo die Einwohner für die erfahrenſten in Anlegung lebendiger Hecken um Aecker, Wieſen und andere Grundſtücke, gehalten werden, geſchieht ſolches auf folgende Art. Die Hecken werden gemeiniglich in gerader Linie gepflanzt. Iſt die Erde von Wurzeln und anderm Strauchwerke frey: ſo werden einige Furchen gepflüget und gegen einander gewendet; iſt aber die Erde mit Wurzeln und Stämmmen abgehauener Bäume dermaßen angefüllt, daß kein Pflug fortkommen und durchdringen kann, ſo wird die Erde mit einem Spaten aufgegraben. Einige pflegen auch die Stelle, wo ſie ihre Hecke anlegen wollen, gar nicht aufzugraben, ſondern laſſen es dabey bewenden, daß ſie die Erde aus dem nahe dabey gemachten Graben aufwerfen. Haben ſie nun die Erde an dem Orte, wo die Hecke angelegt werden ſoll, entweder aufgepflügt, oder aufgegraben, ſo wird ein Graben längs und nahe bey demſelben gezogen, welcher gemeiniglich, wenn alle Erde dar-

aus geworfen worden, 1 auch wohl 1½ Elle tief iſt: Von dieſer aus dem Graben heraus gebrachten Erde wird ſo viel auf die angepflügte oder aufgegrabene Erde geworfen, daß davon eine Erdbank, welche 1½ Elle, auch wohl etwas darüber, hoch iſt, entſteht. Hierauf nehmen ſie junge Sprößlinge von Hage- oder Schlehendornen, ſchneiden ſie eine gute Querhand über der Wurzel ſchief ab, und pflanzen ſie alle in einer Reihe auf die aufgeworfene Bank. Dieſe Zweige ſind gemeiniglich eines Fingers dick, bisweilen auch etwas mehr, bisweilen weniger. Sie werden ſo dicht an einander geſetzt, daß ſie kaum 3 Zoll von einander entfernt ſind. Ehe ſie aber die Sprößlinge pflanzen, ziehen ſie längs der ganzen Bank eine Art von Waſſer-Furche, die ungefähr 1 Querhand tief iſt; und in dieſe ſetzen ſie ihre Sprößlinge mit den Wurzeln, aber ſchief gegen den Graben zu, damit ſie hernach deſto beſſer das Vieh abhalten können. Alsdann wird die Furche, worein ſie gepflanzt worden ſind, wieder mit Erde ausgefüllet, und zwar dergeſtalt, daß die Spitzen des Baumes kaum 1 Zoll über derſelben hervor ragen. Außer jetzt gedachten Hage- und Schlehendornen, ſetzt man auch, entweder in einer gewiſſen Entfernung von einander, oder nach Belieben, noch allerhand Reiſer von Laubbäumen, als: Weiden, Büchen, Aeſchen, Ahorn, Linden und Ulmen, und dieſe werden ſo weit abgeſtutzet, daß ſie mit den vorigen gleich niedrig ſtehen. Nachdem dieſes geſchehen iſt, fängt man an, den Wall auf einer Seite noch mehr zu erhöhen, indem aus dem Graben auf die Wurzeln der eingeſteckten Reiſer mehr Erde geſchüttet wird. Hieraus entſteht endlich eine Bank, welche auf ½ Elle, ſenkrecht gemeſſen, über die vorige ſich erhebt, allein eine ſo ſchräge Richtung hat, daß ſie, wenn ein Stock auf die Seite oder ſchräg gelegt wird, ¾ Ellen zwiſchen der Reihe, in welche die Sprößlinge gepflanzt worden ſind, und zwi-

zwiſchen der Höhe dieſer vermehrten Erde, beträgt. Hierein nun werden auf eben die Art, wie bey Pflanzung der erſten Reihe geſchah, Hage- und Schlehendornen nebſt mehrern vorgenannter Laubbäume gepflanzt, und die Wurzeln derſelben werden ebenfalls hernach mit der aus dem Graben aufgeworfenen Erde bedeckt. Wenn man eine ſenkrechte Linie von dieſer untern Reihe zieht, ſieht man, daß ſie ½ Elle näher, als die obere Reihe, nach dem Graben zu, ſtehen; und eben hieraus iſt abzunehmen, wie abhängig die Seite nach dem Graben zu ſey.

Der Graben wird aufgeworfen, theils um das Vieh abzuhalten, theils, um bey Pflanzung der Sprößlinge Erde bey der Hand zu haben. Oft machen auch die Engländer, zu noch mehrerer Vorſicht, auf der andern Seite des Grabens, gerade gegen die Hecke über, und dicht bey dem Rande des Grabens, todte Hecken, um gänzlich zu verhindern, daß das Rindvieh und die Schafe nicht in den Graben ſteigen und die Sprößlinge abbeißen. Bisweilen trifft man in England auch Hecken ohne einen Graben, alsdann aber allemal auf beyden Seiten der Sprößlinge todte Hecken an, welche ſo lange ſtehen bleiben, bis ſie heran gewachſen ſind, und von dem Viehe nicht mehr beſchädiget werden können.

Bey der Pflanzung der Sprößlinge iſt noch dieſes anzumerken, daß die obere ſchwarze Erde nahe an und um die Wurzel herum geleget werden muß.

Wenn eine neu angelegte Hecke 9 Jahr alt geworden iſt, wird ſie, bis auf die in der Mitte derſelben ſtehenden Schößlinge, welche theils Pfähle, theils Zaunruthen zu mehrerer Befeſtigung der anzulegenden todten Hecke abgeben können, niedergehauen, damit der Beſitzer theils Brennholz für ſich und zum Verkauf erhalten, theils aber auch von den neu wieder aufſchießenden Sprößlingen eine beſſere und dichtere Hecke be-

kommen möge. Denn, wenn eine Hecke 9 Jahr und länger geſtanden hat, fangen einige Sträuche an, vor Alter auszugehen. Hierauf ſucht mun ſich unter den abgehauenen Sträuchen, die $\frac{9}{4}$ Ellen langen, und 1 auch 2 Zoll im Diameter dicken Pfähle aus, benimmt ihnen alle Nebenzweige, und ſteckt ſie, 1 Elle weit von einander und $\frac{1}{4}$ Elle tief, in die Erde. Diejenigen Stäbe oder Stämme aber, die man nicht umgehauen, ſondern in der Reihe, in welcher die todte Befriedigung angelegt wird, auf ihrer Wurzel ſtehen gelaſſen hat, und zu Zaunpfählen gebrauchen will und kann, ſchneidelt man, wie jene, die man ohne Wurzeln in die Erde geſteckt hat, aus, und ſtutzt ſie 2 Ellen über der Erde ab, damit ſie mit jenen von einerley Höhe werden. Hierauf ſchneidet man die übrigen von denen Stämmen, die man in der Mitte der alten und alſo in der Linie der todten Hecke, welche man anlegt, auf ihrer Wurzel ſtehen gelaſſen hat, und zu Pfählen nicht gebrauchen will oder kann, 1 Querhand über der Wurzel, und etwas mehr als zur Hälfte, ſchief durch, biegt ſie allmählich und behutſam um, und flicht ſie als Zaunruthen ein.

Da aber ſelten ſo viele Zaunruthen mitten in der Hecke wachſen, daß ſie allein, wenn ſie gebogen werden, hinlänglich ſeyn könnten, die Hecke anzufüllen: ſo werden die noch fehlenden von Haſelſtauden, Weiden, Hagedorn und andern Bäumen genommen, und ſchlangenweiſe dazwiſchen geflochten. Iſt man mit dieſer horizontal-ſchlangenförmigen Einfaſſung fertig, ſo nimmt man noch Zaunruthen von Hage- und Schlehendornen, denen man, wie jenen, die man in der Reihe der todten Hecke auf ihren Wurzeln ſtehen gelaſſen, und die man nur eingekerbt hat, damit man ſie deſto beſſer biegen und nach ſeiner Abſicht einflechten könne, ihre Zweige läßt, und flicht ſie vertical ſchlangenweiſe ſchief in den Zaun ein. Alsdann hauet man in-

inwandig in der Hecke alle hervorſtehende Zweige von gedachten eingeflochtenen Zaunruthen hinweg, damit ſie ganz glatt ſey; auswendig aber an dieſer todten Hecke beſchneidet man die hervor ragenden Zweige auf ſolche Art, daß dieſelben bey der Erde $\frac{3}{4}$ bis 1 Elle, und noch weiter, von der Hecke ab ſtehen, nachher aber werden ſie immer kürzer, je höher ſie hinauf kommen, beſchnitten, ſo daß die oberſten kaum 1 Querhand lang ſind. Wenn man an der platten oder inwendigen Seite der Hecke ſteht, und über den äußern Theil der Hecke herunter, oder auch ſeitwärts hin, blickt, ſo ſieht ſie wie ein abhängiger Erdwall aus. Die Zweige werden deswegen unten deſto länger gelaſſen, damit ſie das Vieh ſo viel beſſer von den jungen Sprößlingen abhalten. Wenn eine Hecke auf ſolche Art niedergehauen iſt, ſchießt ſie nach 2 oder 3 Jahren ſo hoch auf, daß ſie ein gutes Gehäge abgeben und das Vieh abhalten kann. Die alte oder todte Hecke wird alsdann weggenommen, und zu Brennholz gebraucht. Die lebendigen Hecken werden gemeiniglich im October oder November, auch im Febr. und März niedergehauen, und todte Hecken an deren Stelle gemacht. Die Höhe dieſer todten Hecken beträgt gemeiniglich 2 Ellen. Die Stämme, die man in der Reihe der todten Hecken auf ihrer Wurzel ſtehen läßt, und als Zaunruthen einflicht, werden deswegen nicht ganz durchgeſchnitten, ſondern nur eingekerbt, damit theils die todte Hecke dadurch mehr Halt bekommen und ſtärker werden möge, theils auch, damit die jungen hervor ſchießenden Sprößlinge an der Stelle, wo die Kerbe gemacht iſt, hervor kommen und der Strauch nicht abſterben möge. Endlich wird über die Stürzel der abgehauenen Sträuche aus dem bey der Hecke auswendig gezogenen Graben, welcher gemeiniglich $\frac{3}{4}$ E. tief und 1 E. breit iſt, ein wenig Erde geſchüttet, damit dieſelben keinen Schaden von der

Sonnenhitze nehmen, und mehr und deſto ſtärkere Schößlinge treiben.

Will man eine Hecke von mehr als einer Gattung oder Art von Holze anlegen, ſo wähle man 1) ſolche, die ſich im Wachsthume gleich ſind. Dieſe Regel iſt wegen des gleichförmigen Wachsthumes und der Abtreibung der Hecken zu beobachten nöthig. Indeſſen ziehen die Meiſten den vermiſchten die unvermiſchten Hecken vor. 2) Man laſſe keine hohe Bäume in den Hecken aufwachſen; denn ſie gereichen nicht nur der Hecke ſelbſt, ſondern auch denen Pflanzen, welche man in dergleichen lebendigen Umzäunungen bauet, zum Nachtheil.

Man hat hin und wieder Obſthecken, von Birnen, Aepfeln, Kirſchen, Pflaumen, Quitten ꝛc. ſehr angeprieſen, und Fleiß auf deren Anlegung gewandt, in der Meinung, daß man von dem davon zu gewinnenden Obſte großen Nutzen haben wollte; allein, man wird ſelten dergleichen antreffen, welche mit Nutzen zu Stande gebracht wären. Obſtbäume tragen faſt gar nicht, wenn ſie nicht zu hochſtämmigen Bäumen, und frey wachſen. Wir ziehen zwar Zwergbäume in den Gärten, dieſe müſſen aber auf fremde ihren Trieb vermindernde Stämme gepfropfet werden, und tragen doch oft nicht, wenn ſie nicht mit vieler Mühe beſtändig unter dem Meſſer gehalten werden; tractiren wir ſie mit der Scheere, ſo gerathen ſie in das Wilde; laſſen wir ihnen den freyen Willen, ſo werden ſie bald in die Höhe gehen. Es iſt alſo beynahe als ein Widerſpruch anzuſehen, daß man Obſtbäume wild als eine Hecke ziehen, und doch Nutzen davon haben will. Es würde auch ſchwer halten, ſie vor den Anfällen des Viehes zu verwahren, und das darauf wachſende Obſt zu ſchützen. Man zieht in Gärten Hecken von Peppings; ſie erfordern aber eine genaue Aufſicht, welche man auf

eine Hecke im freyen Felde nicht wenden kann, und öf=ters gehen Stämme aus. Pflaumen, welche noch am erſten zu Hecken in freyem Felde dienen möchten, ver=tragen das Schneiden nicht wohl; und Kirſchen kann man kaum im Garten niedrig und frey ziehen. Die einzige Frucht, welche ſich noch zu dergleichen Hecken ſchicken möchte, ſind die großen Schlehen, oder wilden runden Pflaumen (Kriechen), Prunus inſititia *L.*; al=lein von ihrer zwar eßbaren, aber allzu herben Frucht iſt kein beſonderer Nutzen zu ziehen, und die Hecken bleiben ſchlechter, wie andere. Ich rathe alſo nicht, daß ein Landwirth ſich mit dergleichen Obſthecken zur Befriedigung abgebe. Ein anderes iſt, Luſthecken da=von anzulegen; ein Gärter aber muß dergleichen Obſt=hecken, eben wie andere am Spalier oder platt gezogene Bäume, mit dem Meſſer ſchneiden und warten.

So viele Empfehlung die lebendigen Hecken und Zäune zur Befriedigung der Aecker, Felder und Wieſen verdienen: ſo ſchädlich ſind dagegen dieſel=ben um Obſt= und Küchengärten. Es ſind beſon=ders drey Haupt=Urſachen, weswegen ein Landwirth Bedenken tragen muß, die lebendigen Hecken und Zäune den Todten vorzuziehen. Erſtlich mag der leben=dige oder Heckenzaun noch ſo dicht angelegt und ſtark aufgewachſen ſeyn, ſo iſt er doch keine hinreichende Schutzwehr wider Schweine und Hühner. Die erſtern werden dem ungeachtet durchbrechen, die letztern aber Schlupfwinkel in Menge finden, oder auch überfliegen können; und für beyde werden ſowohl die Samen zu Küchengewächſen, als die Küchengewächſe ſelbſt, kei=nesweges ſicher ſeyn. Iſt zweytens der Garten mit Obſtbäumen beſetzt, ſo mag der lebendige Zaun noch ſo künſtlich darum ſtehen, und mit noch ſo vielem Fleiſ=ſe erhalten werden, er wird doch bey aller Vorſicht die nächſte Gelegenheit dazu geben, daß die ſchädlichen Rau=

pen ihre Brut daſelbſt anſetzen, und um ſo bequemer Früchte und Bäume verderben können. Drittens werden in ſolchen Gärten, die mit lebendigen Hecken eingezäunt ſind, allemal die meiſten Mäuſe angetroffen werden. Denn hier bauen dieſe Thiere ihre Wohnungen am liebſten, weil ſie hier nicht nur ein trocknes Lager finden, ſondern auch meiſtentheils vor den Nachſtellungen ihrer Feinde, und andern Gefahren, ſicher ſind; zu geſchweigen, daß Käfer, Ameiſen, und andere Arten von Inſecten ebenfalls herbey gelocket werden, ihre Winterquartiere daſelbſt aufzuſchlagen, welches zum großen Nachtheil für die Gartenfrüchte geſchehen wird. Ich ziehe daher, wenn von Befriedigung der Obſt- und Küchengärten die Rede iſt, die todten Zäune den lebendigen Hecken vor; und unter jenen gefallen mir, wenn nicht eben auf die Zierde geſehen werden ſoll, keine beſſer, als unſere gemeine Zäune, wozu nichts weiter gehört, als daß man, in einer mäßigen Entfernung von einander, ſtarke Pfähle eingräbt, woran Stangen oder Latten geſchlagen, und dieſe dicht und enge mit Dornſträuchen ausgeflochten werden. Solche Zäune koſten wenig, dauern 20 bis 30 Jahre, und ſind, wenn ſie ja ſchadhaft werden, leicht wieder auszubeſſern. Und was die Hauptabſicht betrifft, ſo entſprechen ſie derſelben unſtreitig mehr, als keine lebendige Hecke thun wird. Menſchen können ſie nicht ohne Gefahr, oder doch beſchwerliche Mühe, überklettern; und noch weniger können ſie ſo leicht, wie bey den Hecken, durchbrechen. Wider das Vieh ſind ſie ebenfalls eine weit ſicherere Schutzwehr; und hiezu kömmt, daß Inſecten und Ungeziefer wenig oder gar keinen Schutz unter ihnen finden.

Von andern Arten der Befriedigungen und Verhägungen der Gärten, ſ. Th. XVI, S. 336, fgg.

Künſtliche Luſthecken, nützen nur in Luſt- und Kunſtgärten, in verſchiedener Abſicht, auch nur zuwei-

len zufälliger Weiſe, oder bey andern Umſtänden zugleich, nachdem ihr Grund, Lage, Höhe und Stärke und die Arten des Buſchholzes, aus denen ſie beſtehen, beſchaffen ſind. Wind und Wetter abzuhalten, ſchlechte Ausſichten zu verdecken, Schatten zu machen ꝛc. haben ſie, nebſt manchen Fehlern und Beſchwerlichkeiten mit den übrigen ökonomiſchen guten und ſchlechten lebendigen Zäunen gemein. Die Zierde gehört unter die Hauptabſichten, warum ſie in Gärten angeleget und unterhalten werden. Sie werden in die hohe Hecken, oder ſo genannte grüne Wände, in Mittel- oder ſo genannte Bruſthecken, und in die ganz niedrigen eingetheilet, und in verſchiedenen Abſichten angewendet.

Hohe und ſtarke Hecken, oder grüne Gartenwände, werden entweder von immergrünendem ſtarken Nadelholze, als: Fichten- und Tannenarten, oder von Laubholze, als: Linden, Rüſtern, kleinern und gröſſern Ahorn, Büchen u. d. gl. angeleget, die ſich in der Folge zu Mittelhecken nicht ſchicken, ihres Wachsthumes halben auch nicht allezeit in Ordnung und bey ihrer Schönheit erhalten laſſen. Es würden ſich zu hohen Hecken noch mehrere ſchicken, wenn ſie nicht das Ungeziefer zu ſehr herbey lockten, ausbrüteten, oder davon abgefreſſen würden. Denn ein großer Theil ſteht in den ſchönſten Monaten faſt kahl; auch wird noch überdies durch manche Inſecten ein großer Geſtank verurſachet, daß man ſie deswegen in Luſtgärten nicht wohl unterhalten kann; z. B. Aeſchen, Ellern, nebſt etlichen Varietäten der Rüſter ꝛc.

Zu Luſthecken in Gärten, ſchickt ſich die gemeine Hainbüche am beſten. Sie wächſt in allerley Erdreiche, und kömmt leicht fort; man kann junge Stämme in den Wäldern häufig haben; ſie läßt ſich gut unter der Scheere halten, ſchlägt frühzeitig aus, behält den ganzen Sommer über das angenehme Grün, und wirft die Blätter ſpät ab; ſ. Th. VII, S. 319, f.

Zu den Mittel- oder ſo genannten Bruſthecken, welche nur bis an die Bruſt reichen, und über welche

man wegſehen kann, dienen die ſchwächern Holzarten, die man vor andern durch den Schnitt in Ordnung halten kann, zum Theil ein feines Laub haben, auch wohl beſtändig grünen, und nicht zu ſtarke und lange Triebe machen, als: Rainweide, Wachholder, Sadebaum, Taxus u. a. m. Dieſe laſſen ſich weit ſchöner und künſtlicher bearbeiten, als andere, ſo daß die Gärtner einige darunter überaus fein und zu beſondern Figuren ſchneiden können. Außer ſolchen Gewächſen wendet man zu Bruſthecken auch andere an, die eine nutzbare Art von Obſt oder Früchten tragen, oder man pflanzt und ſäet dergleichen einzeln darunter, daß ſie in gehöriger Weite aus einander ſtehen, und ihre Krone zieht man, daß ſie in gewiſſer Höhe über der Hecke beſonders hervor gehe, welchen man alsdann durch den Schnitt die Geſtalt der Kugeln oder Pyramiden giebt.

Die hiezu dienlichen Arten des Kern- oder Stein-Obſtes müſſen keine ſtarke Triebe machen, oder durch den Schnitt dahin gebracht werden können, daß ihre Zweige ſchwächer und kürzer werden; welches man unter andern bey einigen Arten von Birnen erhält. Andere, welche nach dem Schnitte ihre Triebe vielmehr verdoppeln, ſo lange ſie im Wachsthum ſtehen, können hiezu nicht leicht gebraucht, und durch den Schnitt in einer beſtimmten Geſtalt erhalten werden. Der Genuß davon, iſt von keiner großen Wichtigkeit, ſondern man muß ſich dabey nur mit dem bloßen Anſehen der Blüthe, und etwann einigen Früchten begnügen. Indeſſen kömmt es doch hiebey auf eine Kenntniß derjenigen Fruchtarten an, welche ihre Fruchtknoſpen mehr am alten Holze und den ſtarken Seitenzweigen, als auf den Spitzen, bringen. Will man nun den Schnitt nach den Regeln führen, um eine ſolche Hecke, und ihre Kugeln und Pyramiden, in einer beſtimmten Geſtalt zu erhalten: ſo kann man das Trageholz nicht ſchonen; ſollten aber mehrere Blumen und Früchte daran bleiben, ſo kann man die Geſtalt nicht wohl erhalten. Es geſchieht daher, wenn die Kugeln oder Pyramiden nach Johannis beſchnitten werden, daß die halb gewachſenen noch übergebliebenen Früchte ebenfalls abgeworfen werden. Man kann ſich zwar durch die Wahl der Arten in etwas helfen, doch nicht beſtändig; und dergleichen Fruchthecken ſehen

ſehen gemeiniglich auf dem Papiere in der Zeichnung ſchöner aus, als im Garten. Denn das kann keinen Kenner reitzen, ſchöne fruchttragende Bäume durch den Schnitt ſo zu verſtümmeln und einzuſchränken, wenn er einmal in gewiſſen Jahren im Garten etliche Pyramiden mit ein Paar Mandel Birnen gewahr wird, die an andern wohl gezogenen und gewarteten Bäumen ſchockweiſe zu ſehen ſind. Doch es giebt bey der Gärtnerey auch manche Moden, die Geld einbringen, wie bey andern Künſten und Profeſſionen, welche die Liebhaber gern ohne weitern Genuß bezahlen. Unter allen dieſen haben die Quitten-Hecken den meiſten Beyfall erhalten, in welchen etliche Birnarten, zur Zierde, in Pyramiden gezogen werden können.

Zu den niedrigen Lufthecken werden die kleinern Sträuche, ihrer angenehmen Blüthe und des ſchönen Laubes wegen, gewählet. Außer Geruch und Zierde ſchaffen ſie weniger Nutzen, als alle andere. Man nimmt hiezu ſolche Arten, welche jetztgedachte Eigenſchaften beſitzen, und weder durch die auslaufenden Wurzeln und häufigen Nebenſproſſen, noch den ausfallenden Samen, ſich dazu untüchtig machen. Dahin gehören z. B. die niedrigen Geißkleearten, Kellerhals, Rainweide, glatte Erdpfrieme, deutſche ſtachelige Erdpfrieme, u. d. gl. Bey Behandlung und Unterhaltung der niedrigen Hecken iſt eben das zu beobachten, was man bey den Mittel- und hohen Hecken in Acht zu nehmen hat, wenn man zugleich auf den Boden, Lage und die Eigenſchafren einer jeden Art ins beſondere ſehen will.

Von den Luſthecken iſt übrigens auch dasjenige, was ich davon im XVI. Th. S. 232, fgg. bey Gelegenheit der Gartengänge oder Alleen geſagt habe, nachzuſehen.

Hecken=Apfel, Pyrus Malus frutescens *Linn.*; ſiehe unter Malum.

Hecken=Baum, ein jeder Baum oder baumartiges Gewächs, welches ſich in Hecken ziehen läſſet, dergleichen die Hagebüchen, Kirſchen u. ſ. f. ſind.

In engerer Bedeutung iſt der wilde Kornelbaum Cornus ſanguinea *L.* um eben dieſer Urſache willen unter dieſem Namen bekannt; ſiehe in K.

Hecken=Beere, Ribes Uva criſpa *L.*; ſiehe Stachel=Beere.

Hecken=Binder, in der Landwirthſchaft, ein Arbeiter, welcher die Hecken, d. i. Dornenbüſche, woraus man an manchen Orten eine Art des Hages oder Zaunes verfertiget, bindet und zubereitet.

Hecken=Büche, Carpinus betulus *L.*; ſiehe Th. VII, S. 314.

Hecken=Hopfen, ſ. Hopfen.

Hecken=Iſopp, Gratiola; ſ. Gnaden=Kraut.

Hecken=Käfer, ſ. May=Käfer.

Hecken=Kirſche. 1. An einigen Orten eine Benennung der Lonicera Xyloſteum *L.*; ſ. unter Kirſche.

2. Auch eine Art Gartenkirſchen, welche in Italien wild wachſen, in Deutſchland aber in Hecken gezogen werden; ſiehe eben daſelbſt.

Hecken=Roſe, ein Name der gemeinen wilden Roſe, weil ſie gern in Hecken oder Zäunen wächſet; ſ. Hage=Butte.

Hecken=Same, Ulex europaeus *L.*; ſ. Th. XVII, S. 356.

Hecken=Scheere, ſ. Scheere der Gärtner.

Hecken=Schnarre, ſ. Wachtel=König.

Hecken=Wicke, Vicia dumetorum *L.*; ſ. Wicke.

1. **Hecken**, iſt im g. L. einiger Gegenden für hacken, Niederſ. hicken, mit dem Schnabel beißen, imgleichen für beißen, ſtechen überhaupt, üblich, und in dieſer Bedeutung von hacken nur der Mundart nach verſchieden.

2. **Hecken**, als ein Neutrum, welches das Hülfswort haben zu ſich nimmt, iſt im g. L. einiger Gegenden für hocken üblich. Auf einander hecken, ſitzen, d. i. ſehr nahe um und neben einander ſeyn, von lebendigen Geſchöpfen. Siehe Hocken.

3. Hecken,

3. **Hecken**, (*) ebenfalls als ein Neutrum, ſich fortpflanzen, ſeines Gleichen erzeugen, wo es aber nicht ohne Einſchränkung gebraucht werden kann. Man ſagt es 1. von Vögeln, beſonders von kleinern Arten derſelben, und ſolchen, welche ſich zu dieſem Geſchäfte paarweiſe verſammeln, wo es dann das Begatten, Niſten und Ausbrüten mit unter ſich begreift. So ſagt man von den Tauben, Schwalben, Lerchen u. ſ. f. daß ſie Junge hecken. Keine Taube heckt einen Sperber. Von größern Arten, wohin Gänſe, Aenten und Hühner u. ſ. f. gehören, iſt, wie ſchon Hr. Stoſch angemerkt hat, brüten und ausbrüten üblicher, welches Wort über dieß nur das Sitzen über den Eyern ausdrückt, folglich von eingeſchränkterer Bedeutung iſt. 2. Von einigen kleinern vierfüßigen Thieren. Der Igel wird auch daſelbſt niſten und legen, brüten und aushecken, Eſ. 34, 15. Am häufigſten von den Kaninchen. 3. In noch weiterer Bedeutung wird es, obgleich nur im Scherze oder aus Verachtung, von Perſonen weiblichen Geſchlechtes gebraucht; ſiehe Heck-Mutter. 4. Im weiteſten, vielleicht figürlichen Verſtande, iſt es im Oberdeutſchen für hervor bringen überhaupt üblich. Ein Krieg heckt den andern. Zähne hecken, d. i. bekommen. Siehe auch Heck-Groſchen, Heck-Pfennig.

Das Hauptwort die Heckung iſt nicht gebräuchlich: ſ. Hecke 1.

Heckerling, ſ. Häckerling.

Heckſe, der Kniebug; ſ. Häkſe.

Heckſel, ſ. Häckerling.

Hectiſches Fieber, ſ. Schwindſucht.

Hede, (die) Heede, ein vornämlich in Niederſachſen übliches Wort, das Werk oder vielmehr Werrig, d. i. die

(*) Friſch leitet es von Hecke, ein Zaun, Gebüſch, her, andere von dem Angelſ. Aeg, ein Ey. Allein, da es ſcheint, daß es ehedem überhaupt hervor bringen, zeugen bedeutet habe, ſo muß es wohl von einem andern Stamme herkommen, der deſſen Bedeutung nicht ſo ſehr einſchränkt. Siehe Heck-Drüſe.

die verworrenen gröbern und kürzern Faſern des Hanfes und Flachſes zu bezeichnen, welche im Hecheln davon abgeſondert werden, beſonders das Mittelwerrig, welches die zweyte Hechel giebt, wo dieſes Wort in einigen Gegenden auch Heide lautet.

Daher das Bey- und Nebenwort heden, aus Hede verfertigt. Hedene Leinwand.

Hedel, (das) ein in der gemeinen Sprache der Bergleute übliches und aus Häuptel verderbtes Wort, den beſten oberſten Schlich in der Wäſche und dem Schlämmgraben zu bezeichnen, der daher auch Hedelſchlich genannt wird. Der Hedelheerd, eine Art des Waſchheerdes, welcher einen Abhang von 15 bis 20 Grad hat. Siehe Häuptel.

Hedenſchmuck, ſ. Heiden-Schmuck.

Hedera, ſ. Epheu.

Hederich, Heiderich, iſt in unſern Gegenden, und vielleicht in ganz Deutſchland, ein gewöhnlicher Name eines Unkrautes, welches ſich unter dem Getraide einfindet. Es giebt aber mehrere, einigermaßen einander ähnliche, doch wirklich verſchiedene Gattungen, welche mit dieſem Namen beleget werden.

1. Eine Pflanze mit vier langen und zween kurzen Staubfäden, welche gelbe Blumen und eine gerade viereckige Schote trägt, und ſowohl als ein Unkraut häufig unter der Gerſte, als auch an den Wegen, auch auf Brandſtätten, Wällen und Dämmen wächſt; Eryſimum Dioſcoridis *Dod.* & *Gerard.* Eryſimum Irio *Ruell.* Eryſimum vulgare *C. B.* Eryſimum foliis pinnatis, pinnis rectangulis acutis, extrema triangulari maxima, ſiliquis adpreſſis *Hall.* Eryſimum officinale, ſiliquis ſpicae adpreſſis, foliis runcinatis *Linn.* Fr. Tortelle, Velar. Der Stamm dieſer jährigen Pflanze iſt aufrecht, und treibt viele Aeſte. Die Blätter ſind zottig und gefiedert. Die kleinen gelben Blumen zeigen ſich im Jun. Jul. und Auguſt. Sie ſchmeckt

wie

wie Kreſſe, aber nicht ſo ſcharf; doch ſoll ſie, zerrieben und auf die Haut gelegt, Blaſen ziehen. Sie beſitzt eine auflöſende Kraft, und dient nicht nur in dem Scharbock, ſondern auch vorzüglich in langwierigen Bruſtkrankheiten ohne Fieber, indem ſie alle Ausleerungen, hauptſächlich aber die Ausförderung des Schleimes aus den Lungen erleichtert; doch muß ſie nicht lange gekocht werden. Sie wird daher auch, weil ſie der Heiſerkeit abhelfen, und den Sängern die verlorne Stimme wiederherſtellen ſoll, im Fr. Herbe aux chantres genannt. Man hat ſie auch äußerlich in Krebsſchäden und andern Geſchwulſten nützlich befunden. Man gebraucht vornämlich das Kraut.

Obſ. de efficacia Eryſimi in tumoribus ſcirrhoſo-cancroſis, ſt. in Act. Medicor. Berolinenſ. Decad. III. Vol. I. S. 59—6?.
Frid. Leb. Benj. Lentin obſ. de pulveris Eryſimi praeſtantia in ſtatu mucoſo, ſt. in Deſſ. Obſſ. medicar. Faſc. II. Cellis 1770. 8. Obſ. 7, S. 28—30.

Die junge Pflanze iſt in einem feuchten und fruchtbaren Boden ſüßlich, wäſſerig und ſaftig, und, wenn ſie noch zart iſt, ein angenehmes und geſundes Futter für die Schafe.

2. Der Ackerkohl, oder Ackerſenf, wilder früher Ackerſenf, Feldkohl, Feldſenf, ſchwarzer Feldſenf, Schüttſenf, Wegeſenf, wilder Senf, Eruca arvenſis vulgaris; Sinapi arvenſe praecox, ſemine nigro *Moriſ.* Rapiſtrum flore luteo, foliis inciſis vel ſinuatis *C. B.* Sinapis arvenſis, ſiliquis multangulis toroſo-turgidis laevibus roſtro ancipiti longioribus *Linn.* Engl. Charlock, Curlock, ein in ganz Europa auf den Aeckern beſchwerliches Unkraut, von welchem die Felder oft ganz gelb ausſehen, führt in Oberſachſen gleichfalls den Namen des Hederiches, falſcher Hederich, gelber Hederich. In Niederſachſen wird er Rüdick, Kettich, Röddick, Röeck, Reeck, Dän. Kidike, um Ulm Triller, genannt. Er gehört unter die Sommergewächſe. Seine Wurzel iſt ſüß, knollig, klein nnd weiß. Sein Stängel iſt, beſonders unten, ſo wie auch ſeine Blätter, ſehr rauh, blattreich

und hart, wird bis 2 Schuh hoch, und treibt Aeſte, welche wie ein Arm ausgeſtreckt ſind. Seine Blätter ſind ſägenartig gezahnt, und eyrund-lanzenförmig, bald ganz unzertheilt, bald in wenige Blättchen zerſtückt. Seine Blumen, welche ſich vornämlich im May zeigen, ſtehen auf eigenen Stielen in den Winkeln der obern Blätter und an dem Gipfel des Stängels in Aehren beyſammen; ihr Kelch ſteht weit offen, iſt blaß und glatt, und beſteht aus vier gleich breiten eckigen Blättchen, welche mit der Krone abfallen, und wovon zwey nach unten zu höckerig ſind; ihre Krone iſt gelb, aderig und aufrecht, und beſteht aus vier gleichen, weit auseinander und kreuzweiſe ſtehenden, rundlichen, platten und unzertheilten Blättchen; ihre ſechs Staubfäden ſind pfriemenförmig und aufrecht; zween derſelben ſind mit dem Kelche von gleicher Länge, vier aber weit länger. Seine Schote iſt länglich, glatt, inwendig durch eine große lange Scheidewand in zwey Fächer getheilt, und länger als das Horn, welches der zurück gebliebene lange und feſte Griffel bildet, hat viele Ecken und da, wo die Samen liegen, Knoten, und enthält viele kugelrunde, braune und ſcharfe Samen. Sein Kraut, welches mit dem Kraute des kurz vorher beſchriebenen Eryſimum vulgare gleiche Arzenenkräfte beſitzt, iſt nicht nur ein gutes Futter für das Rindvieh, und wenn es noch jung, ſaftig, weich und ſüßlich iſt, und in einem feuchten und fruchtbaren Boden wächſt, eine angenehme Nahrung für die Schafe, ſondern kann auch, unter letztern Umſtänden, in theuern Zeiten zur Speiſe für Menſchen dienen, ſo wie es in Schonen als Kohl genoſſen wird.

Da man denſelben auf denen Aeckern, wo März- oder Frühgerſte gebauet wird, ſehr früh hat, ſo könnte er auch bey uns als Grünkraut im Frühlinge, wenn noch kein grüner Kohl zum Blatten gefunden wird, und andere Küchengewächſe noch ſehr ſparſam ſind, anſtatt deſſelben zum Eſſen zubereitet werden. Wenn die Blätter deſſelben breit und lang genug ſind,

wer-

werden ſie verleſen und gewaſchen, wie Grünkohl fein zerſchnitten, und mit Butter oder Schmalz gekocht. Am beſten ſchmeckt dieſer Ackerkohl oder Hederich mit Schinkenbrühe gekocht. Man hat gar nicht nöthig, das erſte Waſſer abzugießen. Es ſchmeckt das Gericht beſſer, als der gemeine Gartenkohl, hält im Geſchmacke zwiſchen Spinat und Kohl das Mittel, und iſt zugleich ein recht geſundes Eſſen. Es ſollte daher bey allgemeiner Theurung dieſe Pflänze mehr geſucht und gegeſſen werden. Die Bettelleute ſollten, da doch jeder Ort die ſeinigen, wie billig, verſorgen muß, angehalten werden, den Hederich aufzuſuchen und zu kochen. So aber läßt man dieſe Leute müſſig umher gehen, und allein vom Brode leben. Es dürfte nur eine Gerichtsobrigkeit an einem einzigen Orte die Anſtalt machen, die Bettelleute unter Aufſicht eines Vogtes in das Feld führen, und ſich Hederich pflücken und kochen zu laſſen. Hiedurch würde Brod geſparet, Müſſiggang verhütet, der Acker gebeſſert, und dem Lande ein wahrer Nutzen verſchaffet. Eben dieſe Bettelleute müßten auch den Einwohnern ihres Ortes ſo viel Hederich oder anderes Unkraut, als ſie zur Fütterung für ihr Vieh, grün oder trocken, verbrauchen könnten, zubringen. Etwas Zwang muß dabey ſeyn. Denn das Herumſtreichen vor den Thüren iſt für die Bettelleute freylich gemächlicher. Das Hederichpflücken aber iſt eine Sache, womit Kinder ſowohl als die älteſten Leute ſich beſchäftigen können. Hr. Paſtor Germershauſen verſichert, an ſeinem Orte Dorfarme zu kennen, die ſich nicht auf Betteley legen wollen; die ſich beſtändig Hederich kochen, und ſo wenig Brod dazu eſſen, daß ſie die ganze Woche mit etwa 4 Pfund Brod zum Hederich durchkommen können. Statt des Fettes rühren ſie ein wenig Mehl an den Hederich, und ſind ganz geſund dabey; gewiß geſünder, als bey allen Kraft- und Nahrungsſuppen. Warum ſollte nun dieſes nicht im Größern nachgemacht werden können? Ein patriotiſcher und zugleich wirthſchaftlicher Edelmann dürfte nur erſt den Anfang mit einer ſolchen Einrichtung machen; es würden gewiß bald mehrere nachfolgen.

22. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1771, S. 180, und 26. St. deſſ. v. J. 1772, S. 205, f.
No. 26 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1771, S. 289.
Der preußiſche Sammler, 1. Band, Königsb. 1774, 8. S. 303, f.

Seine Blumen ſind den Bienen ſehr angenehm, und werden daher fleißig von ihnen beſucht. Der Same kann anſtatt des ſchwarzen Senfes gebraucht werden,

(wie er dann auch ſelbſt in England unter dem Namen Durham Muſtard-ſeed verkauft wird) und giebt durch die Preſſe ein fettes Oehl. Weil der Same ſehr öhlreich iſt, ſo erhält er ſich, wenn er tiefer in die Erde kömmt, als zu ſeinem Aufgehen und Wachsthume erforderlich iſt, bis drey Jahre wider die Fäulniß; daher es auch als Unkraut ſchwer auszurotten iſt.

3. Der Ackerrettig, Heidenrettig, Acker- oder Feldkohl, insgemein der weiße Hederich genannt, Raphaniſtrum ſegetum flore luteo vel pallido *Tourn.* Rapiſtrum flore luteo, ſiliqua glabra articulata *Raj.* Raphanus ſylveſtris *Gerard.* Raphanus Raphaniſtrum, ſiliquis teretibus articulatis lævibus unilocularibus *Linn.* wächſt in ganz Europa, vornämlich in naſſen Jahren häufig als eins der beſchwerlichſten Unkräuter unter dem Getreide, auch auf Brachäckern. Es iſt ein Sommergewächs, und blüht vom May bis in den Herbſtmonat. Dieſer Hederich iſt überall, nur die Schoten ausgenommen, rauh und ſcharf anzufühlen. Er treibt aus der holzigen, ſaſerigen, weißen, und ſcharf wie Rettig ſchmeckenden Wurzel, einige tief und faſt bis in die Mitte eingeſchnittene, den Rüben ähnliche Blätter, deren Lappen gemeiniglich wechſelsweiſe geſtellet, eingekerbet, und von verſchiedener Größe ſind; der letzte iſt der größte und eyförmig. Der Stängel erreicht $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Höhe, und theilt ſich in einige Zweige. Stängel und Aeſte ſind mit ſeicht eingeſchnittenen, auch oberwärts mit ganzen und nur eingekerbten Blättern, und an der Spitze mit einer Blumenähre beſetzt. Die Blumen öffnen ſich nach und nach; die Aehre wird immer länger, und man findet auf einer Aehre ſowohl Schoten, als auch aufgeblühete und noch verſchloſſene Blumen. Der vierblätterige Kelch iſt Anfangs grün, zuletzt hellbraun, und die vier kreuzweiſe geſtellten Blumenblätter ſind blaßgelb oder weiß, oder, welches in der Schweiz und in Schwaben am gewöhn-

lichſten

lichſten iſt, weiß mit blauen oder purpurrothen Adern und Streifen, oder bläulich; innerlich ſtehen 2 kurze und 4 lange Staubfäden. Alle dieſe Theile fallen ab. Das dünne, gekrümmte und gleichſam mit einem Horne ſich endigende Schötchen beſteht aus 4 bis 6 unterſchiedenen Abſätzen oder Gelenken, in deren jedem ein einziger rundlicher Same liegt. Solchergeſtalt ſcheint es, als ob viele an einander geſetzte Schötchen das Ganze ausmachten; wie dann auch ſolches nicht, wie andere Schoten, aus zwo Klappen beſteht, und ſich der Länge nach nicht öffnet.

Der vorher beſchriebene Ackerſenf iſt dieſem Hederich in Anſehung der Blätter und des Wachsthums ſehr ähnlich, auch endigt ſich deſſen Schote mit einem Fortſatze oder Horne; die Blumenblätter aber ſind durchaus von einerley gelben Farbe, und die eckige Schote iſt nicht in wirkliche Gelenke abgetheilt.

Dieſer Hederich iſt ſowohl eine ſchädliche als nützliche Pflanze. Schädlich iſt ſie, weil ſie den Acker ausſauget, und Krankheiten veranlaſſen ſoll. Inſonderheit iſt der Same verdächtig. Ellis hat demſelben nicht nur eine ſchädliche Eigenſchaft auf die Schafe, ſondern Hr. v. Linné auch auf die Menſchen zugeſchrieben. Es enthält derſelbe ein flüchtiges, ſcharfes Weſen, welches die Nerven angreift, und wunderbare Zuckungen in verſchiedenen Theilen des Körpers verurſachet. Dieſe Schärfe vermehrt ſich, wenn die Pflanze in einem feuchten Boden wächſt, oder die Witterung ſehr naß iſt. Linné hat daher behauptet, daß die der Kriebelkrankheit ähnliche Krankheit, welche in einer abwechſelnden krämpfigen Zuſammenziehung der Gelenke mit heftigen Schmerzen beſteht, vorzüglich in dem Genuſſe dieſes Samens ihren Grund habe. Denn obgleich die Schötchen mit dem Samen häufig auf dem Felde abfallen, und wenig davon mit dem Getreide, inſonderheit der Gerſte, worunter der Hederich am häufigſten wächſt, in die Scheune gebracht wird: ſo kann doch vielleicht der Gerſtenſame dadurch

unrein, und das daraus gebackene Brod ſchädlich werde. Linné bemerkt inſonderheit, daß dieſe Krankheit gemeiniglich 1) nur nach einem naſſen Sommer, in welchem der Hederich ſehr häufig wächſt, und mehr Schärfe beſitzt, und zwar gleich nach der Erndte ſich äußere, wenn man von dem neuen Getreide Brod zu backen anfängt; daß 2) dieſelbe nur das gemeine und arme Volk, welches ungereinigte Gerſte zum Brodbacken nehmen muß, befalle; und 3) weil unter der Gerſte kein Unkraut ſo häufig wachſe, als der Hederich und Ackerkohl (Braſſica campeſtris), von letzterm aber der Same keine Schärfe beſitze; 4) daß diejenigen, welche zu der Zeit, als dieſe Krankheit faſt allgemein geweſen, kein Gerſtenbrod gegeſſen, oder die Gerſte vorher gereinigt hätten, von dieſer Krankheit frey geblieben ſeyn; daher hat auch derſelbe dieſer Seuche einen neuen lateiniſchen Namen gegeben, und ſie Raphania genannt.

Car. de Linné diſſ. de raphania. Reſp. Ge. Rothmann. Upſ. 1763, 4. 3 B.

Extrait d'une Theſe de Médecine, de la Raphanie, ſoutenuë a Upſal, ſous la préſidence de Mr. *de Linné*, par Mr. Rothmann, ſt. in No. 22 der Gaz. ſalut. v. J. 1767.

Hr. D. **Wahlin** aber hat in ſeiner Abhandlung von der in Smaland herumgehenden Kriebelkrankheit, welche im 33. B. der überſ. Abhdl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1771, Lpz. 1775, gr. 8. S. 18, fgg. befindlich iſt, den Hederich von dieſer Beſchuldigung frey geſprochen. Auch Hr. D. **Spielmann** verſichert, daß man in Elſas, wo der Hederich häufig unter dem Getreide wächſt, niemals eine ſchädliche Wirkung davon wahrgenommen habe. Es möge indeſſen der Hederichſame wirklich zu dieſer Krankheit Gelegenheit geben, oder andere Urſachen, und inſonderheit der Genuß des Mutterkornes vieles dazu beytragen, ſo iſt der Hederich doch, weil derſelbe den Acker als ein Unkraut ausſauget, und mit ſeinem Samen die Getreide-

früchte

früchte verunreiniget, als eine ſchädliche Pflanze anzuſehen. Am häufigſten wächſt ſolcher unter der Gerſte, weniger unter dem Rocken, und ſelten unter dem Weizen. Inſonderheit hat man angemerkt, daß die Felder ſehr dazu geneigt ſeyn, wenn ſie mit Kuhmiſt allein gedünget werden, welcher dieſes Unkrau weit mehr, als jede andere Düngung befördert, wofern er nicht mit Pferdemiſt oder einem andern hitzigen Dünger gemengt wird. Man hat daher alle Mühe angewandt, dieſes Unkraut auszurotten, oder wenigſtens zu vermindern. Beydes iſt ſchwer, doch das letzte eher, als das erſte, zu bewerkſtelligen.

Zur gänzlichen Vertilgung des Hederichs ſcheint nur ein Weg übrig zu ſeyn, nämlich den Acker mit dem Spaten wenigſtens 1½ Fuß tief zu riolen. Den Nutzen dieſes Verfahrens beſtätigt ein Landwirth bey Potsdam im 25. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1772, S. 202. Da aber dieſes vielen zu koſtbar ſeyn dürfte, muß man ſich an der Verminderung begnügen laſſen. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Hederichs; der harte Same, welcher einige Jahre im Acker unverſehrt bleibt, und andere Umſtände mehr machen zwar alle gewöhnliche Mittel des Ausgätens, der Reinigung des Getreideſamens u. ſ. w. größtentheils vergeblich; und man ſieht nicht ſelten ganze Hafer = Gerſten = Lein = und Buchweizenfelder durch den Hederich verdorben, wenn auch alle dieſe Vorſichten angewendet worden ſind. Indeſſen kann doch auch nicht geläugnet werden, daß dieſes Unkraut auf ſchlecht bearbeiteten Aeckern in weit größerer Menge gefunden wird, als in Aeckern, bey deren Cultur der Landmann dem ihm obliegenden Fleiße Genüge zu thun ſucht. Und hieraus läßt ſich allerdings ſchließen, daß kein ſicherer Weg ſey, den Hederich zu vermindern, als der, wenn man das Land mit der möglichſten Induſtrie pfleget. Ich werde die von einigen praktiſchen Landwirthen zu Vertilgung oder

Verminderung dieſes ſchädlichen Unkrautes auf verſchiedenen Arten der Getreidefelder gethanen Vorſchläge und wirklich angeſtellten Verſuche erzählen.

In Schleſien verſuchte ein Mitglied der Liegn. Fürſtenth. Geſellſchaft, nachdem er lange ohne gehofften Erfolg mit ſorgfältiger Reinigung des Samens, mit Ausgäten des Unkrautes u. ſ. w. wider den Hederich geſtritten hatte, ob er nicht durch eine andere Cultur des Ackers, als die gewöhnliche, bezwungen werden könne. Sein Unternehmen gelang, und der Nutzen davon wurde noch ausgebreiteter, als er ſeiner erſten Abſicht nach hoffen konnte. Seit den 12 Jahren, als er ſeine Verſuche fortſetzte, hat ſich nicht nur der Hederich von ſeinen Feldern faſt gänzlich verloren, ſondern ſeine Erndte am Sommergetreide ward auch um vieles reichlicher, und ſeine Aecker ſind jetzt nicht nur reiner von allem Unkraute, ſondern laſſen ſich auch leichter als ehedem bearbeiten. Da er ſahe, daß unter dem Wintergetreide ebenfalls Hederich wächſt, und er überhaupt ſchloß, daß ſeine Mühe, denſelben vertilgen zu wollen, vergeblich ſeyn würde, wenn er nicht bey jeder Bearbeitung des Ackers, zu jeder Fruchtart auf ihn Rückſicht hätte, ſo fieng er auch ſchon auf den Brachfeldern an, alle Mittel vorzukehren, die ihm ſeine Ausrottung verſprachen. Er braachte das Land (d. i. er ließ es nach der gewöhnlichen Ruhe zum erſtenmal pflügen) ſo früh, als er der Hutung wegen dazu kommen konnte; er wandte daſſelbe nach einiger Zeit, wenn er gewahr ward, daß der Hederich ausgeſchlagen war; er rührte es bey gleichen Kennzeichen (ließ es mit dem Rührhaken oder Hakenpfluge der Quere nach überfahren) ließ nach dieſer Arbeit den Acker fein egen, und ihn, ſo viel möglich, von allen Quecken reinigen, und nahm hiebey beſonders in Acht, daß, von da an, das Land wenigſtens 4 Wochen bis zum Beetpflügen ungeſtört liegen blieb. In dieſer

Zwi-

Zwiſchenzeit wuchs noch alles übrige Unkraut aus, und wurde hernach beym Ackern (letzten Pflügen) abermal zerriſſen, und der Kraft fortzuwachſen und zu wuchern beraubet. Auf dieſe Art reinigte er nach und nach ſeine Winterfelder, und mit ihnen ſchon zum größten Theil auch die Sommerfelder.

Bey Beſtellung der Sommerfelder war derſelbe in Verfolgung ſeines Feindes nicht minder eifrig. Weil er glaubte, daß die alte Gewohnheit in dortigen Gegenden, den Hafer ſo zeitlich als möglich zu ſäen, und alsdann erſt die Zurichtung der Gerſten- und Leinäcker vor die Hand zu nehmen, dem Wachsthume des Hederichs ſehr beförderlich ſey, ſo gieng er davon ab, wandte und rührte während der Zeit, als er den Haferacker beſtellen ließ, oder auch noch vorher, wenn es die Beſchaffenheit des Landes geſtattete, die Gerſten- und Leinfelder, und nahm ſelten früher, als im April, die Ausſaat des Hafers vor. Ehe er damit fertig ward, ruheten die Gerſten- und Leinfelder 4 bis 5 Wochen lang. Der Hederich und alles Unkraut gieng auf, und wurde alsdann beym Saatpflügen wieder verdorben. Durch dieſe Zurichtung ward er deſſelben meiſtentheils los.

14. St. der ökon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſ. a. d. J. 1775, S. 111, f.

Es erhellet hieraus, daß eine fleißige Cultur des Ackers zur Ausrottung oder Verminderung des Hederichs gar ſehr beytrage, da hingegen ſeicht und ſchlecht beſtellte Felder ihn noch mehr verbreiten. Nur muß man zwiſchen jeder Pflugart einige Zeit vorbey gehen laſſen, damit unterdeſſen der Hederich ausſchlagen könne. Verdirbt man ſolchergeſtalt öfters ſeine junge Pflanzen, ſo wird man ihn ohne Zweifel um ſo eher bezwingen. Aus dieſem Grunde iſt es auch bey Beſtellung des Hafers rathſam, mit der Ausſaat dieſer Sommerfrucht nicht ſo zu eilen. Der Hederich kömmt im Frühlinge ſehr zeitig herfür. Ein großer Theil wir daher zu Grunde gerichtet, wenn man mit dem Ackern nicht ſobald anfängt. Der Hafer beſtockt ſich alsdann ſchon, ehe das Unkraut ſich wieder erholen und nachwachſen kann, und hat weniger von ihm zu befürchten. Einige

Landwirthe laſſen ſogar das Haferfeld, wenn ſie es gepflügt haben, noch einige Zeit liegen, ehe ſie den Samen ausſtreuen und unteregen. Wenn es die Beſchaffenheit des Ackers zuläßt, ſo iſt auch dieſes Verfahren nicht zu verwerfen.

Nach dem Vorſchlage des Frh. v. St**. im 33. St. der ökon. Nachr. der patriot. Geſ. in Schleſ. a. d. J. 1775, S. 272, ſoll man, um den Hederich auf den Haferäckern zu vertilgen, nach folgender Methode verfahren, Man ſtürzt im frühen Herbſte die künftigen Haferfelder, läßt ſie 4 Wochen liegen, und eget ſie vor Winters ſorgfältig zu. Hiebey muß man aber auch in Acht nehmen, daß alle Waſſerfurchen tief genug aufgeführt werden. In der Mitte des Märzes wird alsdann (die Gebirgegegenden ausgenommen) wenn irgend Wetter und die Beſchaffenheit des Ackers es zulaſſen, mit Pflügen und Sägen der Anfang gemacht, und damit, ſo viel möglich, unausgeſetzt fortgefahren. Unterdeſſen wird der Hafer immer auf den friſch gepflügten Acker gebracht, und es bleibt dieſer niemals lange unbeſäet liegen. Solchergeſtalt ſteht der Hafer nie in Gefahr, vom Hederich überwältiget zu werden, ſondern es wird vielmehr dieſem Unkraute im Wachsthume zuvor kommen, und ſolches dämpfen.

Ebenderſelbe hat noch ein anderes gleich bewährtes Mittel, den Hederich zu tilgen, durch eigene Erfahrung gelernt. Auf einem Stücke, welches nicht nach jetzt erwähnter Art zugerichtet worden war, wuchs derſelbe ſo geil, daß man davor keinen Hafer ſehen konnte. Er ließ den Hederich mit Grasſenſen abhauen, aber hieben, ſo viel möglich, behutſam zu Werke gehen, daß das Herzblatt des Hafers unbeſchädigt blieb. Indeſſen konnte doch bey aller Vorſicht nicht verhütet werden, daß nicht ein großer Theil des Hafers an den Spitzen verſchnitten wurde. Dem ungeachtet erholte ſich derſelbe in kurzer Zeit, und ſtand in der Folge dem beſten Hafer gleich; der Hederich kam auch nicht

ferner

ferner zum Blühen, ſondern verlor ſich nach und nach gänzlich.

Einige vertreiben den Hederich dadurch, daß ſie ihn, wenn er eben zum Vorſchein gekommen iſt, mit einer von Schwarzdorn durchflochtenen Ege ausziehen laſſen. Bey der Haferſaat geht es zuweilen an, daß der Hederich, wenn er dem Hafer überwachſen iſt, durch das Egen vermindert werde. Denn er vertrocknet, zumal bey dürrem Wetter, wenn er durch die Zinken der Ege angegriffen und zerriſſen worden iſt. Dem Hafer ſchadet die Ege nicht, wenn er auch ſchon einer Hand hoch wäre. Allein man kann doch hiebey zuweilen auch dem Hafer Schaden thun. Folgt eine zu lange Dürre darauf, ſo wird der ſolchergeſtalt mit der Ege angeriſſene Hafer kränklich; es wäre denn der Acker von ſolcher innerlichen Güte, daß er, der Dürre ungeachtet, dennoch den Hafer ſtark treiben und in die Höhe bringen könnte. Hiebey iſt indeſſen zu merken, daß der Hafer unterpflüget ſeyn muß, weil ihn ſonſt die Ege ausreißen würde.

Eine andere Art, den Hederich zu vermindern, und die der gänzlichen Vertilgung am nächſten kömmt, iſt dieſe, daß man ein Stück Acker, um es zu reinigen, 3 bis 4 Jahre hinter einander mit Winterkorne beſäet. Selten trifft man unter Winterkorn Hederich an; es müßte denn ein ſehr gelinder Winter ſeyn. Sind aber die Winter kalt genug, ſo wird der im Herbſte mit der Saat aufgehende Hederich unfehlbar erfrieren. Jedoch geht dasjenige, was man bey der Verminderung des Hederichs auf dieſe Weiſe gewinnt, bey dem Wintergetreide wieder verloren. Einerley Art Getreide auf denſelben Acker ſo oft hinter einander, iſt allen jungen und unerfahrnen Wirthen beſtändig zu widerrathen. Man ſehe dasjenige nach, was ich im I. Th. S. 178, fgg. von Abwechſelung der Getreideſaat geſagt habe.

Zur Vertilgung des Hederichs in der Gerſte habe ich bereits im XVII. Th. S. 419 das ſpätere Einegen des Gerſtenackers empfohlen.

Nach No. 45 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1766, S. 401, und No. 26 deſſ. v. J. 1780, S. 214, muß in dieſer Abſicht ſowohl die Reinigung der auszuſäenden Gerſte, als auch die Reinigung des Ackers, worauf die Gerſte ausgeſtreuet werden ſoll, in Obacht genommen werden. Man hat dieſes ſeit einigen Jahren folgendermaßen unternommen, und davon einen erwünſchten Nutzen geſpüret. 1) Man hat die Gerſtenſaat, aus welcher der Same des Hederichs niemals ganz rein gebracht werden kann, an dem Tage, da ſie ausgeſäet werden ſollte, viertelweiſe in eine große Wanne geſchüttet, und reines Waſſer darauf gegoſſen, bis das Waſſer 1 Elle über der eingeſchütteten Gerſte geſtanden; alsdann iſt dieſe Gerſte mit einer hölzernen Schaufel dergeſtalt fleißig in dem Waſſer aufgerührt worden, bis der Hederichſame (welcher leicht iſt, und oben auf zu ſchwimmen pflegt, da hingegen die Gerſte zu Boden fällt) völlig von der Ausſaat ſich abgeſondert hatte, und oben abgereiniget worden. 2) Den Acker von dieſem Unkraute zu reinigen, hat man folgende wohl gelungene Verſuche angeſtellt. Man hat, nachdem der Acker zu gehöriger Zeit geſtürzt und gewendet worden, die auf obige Art gereinigte Saat auf dem Acker ausſäen und mit unterpflügen laſſen, und alsdann mit Einegung dieſer Ausſaat ſo lange Anſtand genommen, bis die noch in dem Acker geſteckte Hederichpflanze aufgegangen war, welches, nachdem die Witterung feucht und warm iſt, in einer Zeit von 4 bis 6 Tagen zu geſchehen pflegt; alsdann hat man erſt die ausgeſäete Gerſtenſaat über- und einegen laſſen, da dann die aufgegangenen Hederichpflanzen mit ausgeriſſen worden, und auf dem Acker liegend verdorrt ſind; wodurch die Gerſte vorzüglich wohl gerathen iſt.

Die-

Dieſer Vorſchlag, das ſpätere Einegen der Gerſte mit dem Schwimmen der Saatgerſte zu verbinden, hat in der That viele Wahrſcheinlichkeit, wenn man dabey die Natur des Hederichs in Erwägung zieht. Die Erfahrung lehrt, daß der Hederichſame nicht gleich in dem erſten Jahre mit der Gerſte zugleich aufgeht, ſondern erſt in den folgenden zum Vorſchein kömmt. Ein offenbarer Beweis hievon ſind die zum erſtenmal gedüngten und mit Gerſte beſäeten Aecker. In ſolchen wird man ſelten etwas von dieſem Unkraute wahrnehmen, ſondern jederzeit die reinſte Gerſte, wenn auch gleich die Ausſaat mit Hederichſamen vermengt geweſen iſt, erbauen. In der Folge aber, und wenn, ſolche neu bemiſtete Aecker mit Gerſte zu beſäen, fortgefahren wird, findet ſich dieſes Unkraut ebenfalls in großer Menge darin. Um alſo von dieſem großen Gerſtenfeinde Meiſter zu werden, müſſen ſowohl, um den in dem Lande ſteckenden Samen zu vertilgen, Mittel angewendet, als auch, daß der Acker nicht auf das künftige verunreiniget werde, die nöthige Vorſicht gebraucht werden. Der vorangeführte Vorſchlag iſt daher mit vieler Ueberlegung auf beydes gerichtet. Durch das ſpätere Einegen wird der ſchon vorhin in dem Lande befindliche Same geſtöret; und durch das Schwemmen der Saatgerſte wird verhindert, daß nichts weiter von dieſem ſchädlichen Samen in den Acker komme. Nur wünſchte ich, daß das Schwemmen der Saatgerſte nach der vorgeſchriebenen Methode im Großen eben ſo bequem fallen möchte, als es im Kleinen möglich iſt. Denn da das Schwemmen der Saatgerſte, und die darunter zum Endzweck habende Abſonderung des Hederichſamens nur viertelweiſe geſchehen ſoll, ſo muß nothwendig die Bewerkſtelligung dieſes Mittels in großen und weitläuftigen Landwirthſchaften, wo öfters in einem Tage 30 und mehr Scheffel auszuſäen ſind, vielen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn. Indeſſen muß man, dieſer Schwierigkeiten wegen, nicht gleich die ganze Sache verwerfen, oder ſich davon abſchrecken laſſen. Kann man gleich nicht in dem erſten Jahre ſeinen ganzen Gerſtenacker auf ſolche Art beſtellen, ſo wird es doch in den folgenden nach und nach möglich ſeyn. Hat es ein Landwirth nur erſt dahin gebracht, daß er durch das vorgeſchlagene Mittel ſo viel Gerſte, als er zur Saat gebraucht, ganz rein und ohne Zuſatz gezeuget hat; ſo wird er auch gar bald dieſes ſchädlichen Unkrautes von ſeinem ganzen Felde los werden.

Hie-

Hienächſt muß man auch, wenn man den Hederich vermindern will, die rechte Zeit in Ausſäung der Gerſte zu treffen wiſſen. Iſt eine naſſe und kalte Saatzeit, ſo wird der Hederich voran gehen, und die Gerſte nachkommen und Schaden leiden. Die in trocknen Tagen geſäete Frühgerſte wird ganz rein; diejenige hingegen, welche an regenhaften Tagen eingeſäet worden, mit Hederich überzögen ſeyn. Mit der kleinen Gerſte iſt noch mehr Vorſicht nöthig. Wenn nach der Ausſaat etwa noch 3 Tage trocken und warm einfallen, ſo wird die Gerſte voran gehen, der Hederich aber nur wenig nachkommen, und von der Gerſte unterdrückt werden. Fehlt es dem Hederich an Feuchtigkeit, ſo wird er allemal nur ſparſam und matt aufgehen.

Eben ſo ſehr muß man auch dahin ſehen, daß der Hederichſamen den Schweinen oder anderm Viehe nicht ungekocht zur Fütterung gegeben werde. Er geht meiſt unverdauet wieder von ihnen, und wird mit dem Miſte abermal häufig auf den Acker hingeſchleppt werden. Man wird dieſes in den Gärten am erſten bemerken können. Hier ſieht man ſehr oft im Frühlinge viel Hederich aufſchießen, ungeachtet alle Jahre gegätet und keine Hederichpflanze zum Saattragen gelaſſen wird. Dieſer Hederich hat alſo offenbar aus dem Miſte ſeinen Urſprung.

25. St des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1772, S. 204, f.

Ein beobachtender und erfahrner Wirth hat bemerkt, daß auf einem Stücke Feldes, welches mit Gerſte beſäet, und rund herum mit großen Eichen beſetzt war, die Gerſte voll Hederich geſtanden; ſo weit ſie aber an den Seiten von den Bäumen beſchattet wurde, rein geweſen. Es wäre wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, ob der Schatten der Bäume überhaupt, oder nur der Schatten der Eichbäume, oder das durch die herab fallenden Blätter lockerer gewordene Erdreich, oder die mehrere Trockenheit des Bodens, oder ſonſt ein

ein anderer davon abhängender Umſtand das Wachsthum dieſes Unkrautes verhindere?

6. Band der Berlin. Sammlungen, 1774, 8. S. 505, f.

Bey Vertilgung des Hederichs in dem Heidekorn oder ſogenannten Buchweizen muß ebenfalls auf die Reinigung der Saat und des Ackers das Abſehen gerichtet werden; nur iſt das Verfahren mit dieſer Sommerfrucht gegen das mit der Gerſte gar ſehr unterſchieden, theils darum, weil das Heidekorn eine leichte Hülſenfrucht iſt, welche im Waſſer nicht unterſinkt, theils auch deswegen, weil das ausgeſäete Heidekorn eher auskeimet und aufgeht, als die Gerſte, und mit der Hederichpflanze zugleich aufgeht, und daher leztere zur Saatzeit nicht mit ausgeeget werden kann. Um aber doch den Hederich auch aus dieſer Sommerfrucht zu bringen, hat Hr. Helwig folgende ebenfalls ſehr wohl gerathene Verſuche damit angeſtellt. 1) Wenn das Heidekorn ausgedroſchen und rein gemacht worden, hat er beym Wurfen in der Scheune wohl wahrgenommen, daß dreyerley Arten der Körner auf die Tenne der Scheune gefallen, nämlich von vorn die ſchwerſten und zur Grütze tauglichen Körner, in der Mitte etwas leichtere doch reine Körner, und hinten nach dem Dreſcher zu die leichteſten und mit Hederichſamen voll vermengten Körner, welche leztere Art von den meiſten Landwirthen zur künftigen Ausſaat abgeſondert und aufbehalten wird, weil die beſten und vollen Körner deswegen zur Ausſaat nicht wohl zu verbrauchen ſind, weil in einem vollen Korne, ſobald ſolches in das Erdreich kömmt, die dünnen Schalen zu geſchwinde ſich ablöſen, und das darin befindliche Mehl gleichſam zu einer Milch wird, welche keine Keime zu Faſſung einer Wurzel hinter ſich läßt, da hingegen die geringen Körner viel eher zum Auskeimen gelangen. Von einem ſolchen Ausdruſch ließ derſelbe die mittelſten Körner zur Ausſaat abſondern und aufbewahren, welche durch das

Wur-

Wurfen vom Hederichſamen an ſich gereiniget worden. 2) Wird dieſe Art Früchte auf einen Acker geſäet, welcher vorher geſtürzet und gewendet worden. Je zeitiger nun der geſtürzte Acker im Frühlinge wieder gewendet wird, deſto beſſer iſt es, weil die Hederichpflanze deſto eher auszuſchlagen pflegt; nur muß das Wenden zu einer Zeit geſchehen, wenn der Acker trocken iſt; da hingegen die meiſten Landwirthe darauf nicht Acht haben, und ſich doch großen Schaden zuziehen, wenn der geſtürzte Acker zur naſſen Zeit gewendet wird, weil der Acker dadurch derb und untragbar wird. Nach Wendung des geſtürzten Ackers muß man fleißig auf ſolchem Acker nachſehen, ob die Hederichpflanze aufgegangen, und ob in derſelben das Herz ausgebrochen, welches eine grüne Knoſpe einer Erbſe groß iſt, und gemeiniglich in der 20ſten Woche des Jahres hervor kömmt. Sobald der Hederich in ſolcher Beſchaffenheit anzutreffen iſt, kann man zur Ausſaat pflügen, das Heidekorn ausſäen, und ſogleich einegen, wodurch der Hederich mit untergepflüget, und ihm die Kraft, hervorzukommen, benommen wird; da hingegen, wenn er zärter oder größer mit untergepflüget wird, demſelben das Wachsthum keinesweges entzogen wird.
No. 27. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1780, S. 220, f

So ſchädlich dieſe Pflanze den Getreidefeldern iſt, und ſo ſehr ein kluger Landwirth mit allem Ernſt auf ihre Ausrottung bedacht ſeyn muß: ſo kann er doch, wenn ſie ſich einmal eingefunden hat, gute Vortheile daraus ziehen.

In Holſtein pflegt man den Hederich entweder grün, oder getrocknet, oder auch den Samen davon, mit Hafer vermengt, als ein ſehr kräftiges Futter den Pferden zu geben. Die von den Getreideſamen abgeſonderten Samenkörner können auch zum Futter für Schweine dienen; jedoch mit der dabey oben S. 668 erwähnten zu beobachtenden Vorſicht. Wenn die

Pflanze jung, noch vor der Blüthe aufgezogen und getrocknet wird, giebt ſie zur Winterszeit dem Rindviehe eine Nahrung, die noch weit über alle beſte Arten des Klees hinaus zu ſetzen iſt. Wenn die Kühe im Winter kalben, brühet man ihnen dieſen Hederich unter anderes Gemenge von Heu oder Häckerling auf. Sie freſſen dieſes Futter gern, und die Milch wird ihnen ſehr darnach vermehret. Hat man die Menge getrockneten Hederich, und kann mit deſſen Verfütterung anhalten, ſo bekömmt man eine ſchöne Winterbutter, welche an Farbe und Geſchmack aller andern vorzuziehen iſt.

Der Hederich iſt eins der vornehmſten Bienenkräuter, im platten Felde, welches viel Honig und Wachs liefert, und um deſto nützlicher wird, weil es wegen der verſchiedenen Ackerbeſtellung und Beſtellungsart den größten Theil des Jahres in der Blüthe ſeyn kann. Anſtatt anderer ſchotentragenden Pflanzen könnte es für die Bienen, wie auch zum Oehlſchlagen, zu verſchiedener Jahrszeit geſäet werden.

Der Hederich kann ſehr gut zu Oehl geſchlagen werden, wenn er in der Scheune durch ein enges Sieb, welches die Gerſte oder den Hafer zurück behält, gelaſſen wird. Einige ziehen den zur Reife kommenden Hederich im Felde aus dem Sommergetreide auf, wenn ſeine Menge nämlich das letztere übertrifft, legen ihn auf Haufen, und verfahren damit wie mit dem Rübeſamen. Es iſt aber in dieſem Falle zu beurtheilen, ob die dabey niederzutretende Gerſte oder anderes Getreide von dem Hederichſamen werde in Anſehung des Nutzens übertroffen werden oder nicht. Es muß wenigſtens das Ausziehen der zur Reife kommenden Hederichpflanze ſo geſchehen, daß die Perſonen, welche das Ausziehen verrichten, von Diſtanz zu Diſtanz ganz gerade Gänge, und zwar ſo halten, daß immer ein und eben derſelbe Gang von einer Perſon ſo gehalten werde,

werde, damit ſie darin erſt den zur rechten, und hierauf den zur linken Hand ſtehenden Hederich ausziehe.

In Liefland, wo ſich dieſes Unkraut in trocknen Jahren dermaßen häufig unter der Gerſte einſindet, daß die Hälfte der Feldfrucht davon vertilgt wird, woher es auch vielleicht den fürchterlichen Namen Pehrkons, d. i. des Donners, führt, wird daſſelbe am Dünaſtrande durch Kinder auf eine bequeme Art, kurz nach einem Regen, zur Zeit ſeiner Reiſe aus der Gerſte gezogen. Jedes Kind hat zwo etwas breite Bänke zu ſeinem Gebrauche, von der Höhe einer kleinen Elle, deren oberer Theil aus einem mit Fichtenſpänen überflochtenen Rahmen beſteht, in deſſen vier Ecken ſehr ſchief vier Beine eingeſetzt ſind. Die Kinder gehen auf den Bänken ſelbſt hin und wieder, wenn ſie eine um die andere vermittelſt eines Strickes, welcher in der Mitte angebracht iſt, fort tragen, welches ſie längs dem Acker hinauf ohne Weitläuftigkeit fortſetzen. Da die Bänke leicht, die Kinder aber der Arbeit gewohnt ſind, ſo raufen ſie, auf dem Bauche liegend, oder auch halb ſitzend, ohne der Gerſte den geringſten Nachtheil dadurch zu verurſachen, den Hederich rein aus. Nach einer kleinen Röſtung in der Rauchſcheune (Riehe) driſcht ihn der Wirth, und läßt die Körner in der gewöhnlichen Hanfſtampfe zerquetſchen, und alsdann zur Speiſe unter den Hanf miſchen; das dürre Stroh aber ſpart er zur Streu für das Rindvieh.

Sollte dieſer Handgriff nicht auch hier zu Lande denjenigen Armen anzurathen ſeyn, die ſich ſo mühſam bey der Erndte mit Aehrenleſen beſchäftigen, und denen jeder Beſitzer eines mit Hederich überhäuften Ackers gern noch überdies eine Vergütung ihrer Mühe zugeſtehen würde, wenn ſie ihm ein Unkraut vertilgen hülfen?

Hiebey muß ich noch eines Vortheiles gedenken, durch den man alle noch nicht ganz reife Oehlkörner in den Stand ſetzen kann, daß ſie in kurzer Zeit ſo gut, als die auf dem Stängel völlig reif gewordenen, zum Oehlpreſſen geſchickt ſeyn. Man legt nämlich die unreifen Stängel auf einen Haufen dergeſtalt über einander, daß derſelbe, damit das Regenwaſſer leicht ablaufen könne, oben ganz ſpitzig zugeht, wo man ihn mit einem Strohbändchen, als einem Hute bedeckt. Hier erhitzt ſich in kurzer Zeit alles dermaßen über einander, daß der Same braun wird, und leicht ausfällt, weshalb derſelbe ſogleich auf einem hart getretenen Plätzchen ausgedroſchen werden muß. Wie lange der Haufen liegen müſſe,

ehe die Körner bis zu dem gehörigen Grad der Reiſe erhitzt ſind, läßt ſich nicht beſtimmen, ſondern man muß von Zeit zu Zeit einige Stängel aus dem Haufen ziehen, und ſeine Veränderungen unterſuchen. Läßt man die Haufen zu lange ungeſtört liegen, ſo geräth endlich alles in Fäulniß. Dieſe erhitzt geweſenen Stängel müſſen, wenn man ſie zur Streu aufbehalten will, vorher wohl aus einander gebreitet und getrocknet werden, widrigenfalls ſie ſich auf dem Heuboden aufs neue erhitzen, und zwar nicht wie das Heu anbrennen, aber doch gänzlich verfaulen. Sind ſie aber einmal recht trocken, ſo kann man ſie ohne alle Gefahr auf die Böden bringen.

No. 14 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1768, S. 146, f.

Endlich hat auch die Hederichpflanze als Dünger auf dem allerſchlechteſten Acker gebraucht, den Vorzug vor allen möglichen Arten des Düngers; worüber des rechtſchaffenen Hrn. Paſt. Germershauſen Verſuche und Erfahrungen, im 25 St. des Wittenb. Wochenb. v. J. 1772, S. 206, f. nachgeleſen und nachgemachet zu werden verdienen.

4. Der Erdepheu, Glecoma hederacea *Linn.* welcher bey den ältern Kräuterkennern Hedera terreſtris heißt, wird in vielen Gegenden gleichfalls Hederich, in Hamburg Huderich, in Lübeck Hederik, an andern Orten aber Donnerrebe, Gundermann genannt. Siehe Th. XX, S. 350, fgg.

Endlich iſt 5. auch die Grindwurzel, Rumex acutus oder Lapathum acutum *Linn.* in Niederſachſen unter dem Namen des rothen Hederichs bekannt. Siehe Th. XX, S. 62, fgg.

In der 4ten Bedeutung iſt dieſer Name vermuthlich aus dem Lat. Hedera entlehnet, wegen der Aehnlichkeit des Erd-Epheues mit der wahren Hedera oder dem Epheue der Alten. In den übrigen Fällen iſt die Abſtammung ſo deutlich nicht, ob gleich Heide, eine ebene unfruchtbare Gegend, den nächſten Anſpruch darauf zu haben ſcheint. Siehe auch Heiderich.

Hedyotis Linn. ſ. Ohren = Pflanze.

Hedypnois major, ſ. Röhr = Kraut.

Hedyſarum, ſpaniſcher oder Süß-Klee; ſ. Klee.

Heede, ſ. Hede.

Heedweg, ſ. Heetweck.

Heer. (*) (das) 1. In der weiteſten Bedeutung, eine große Menge neben oder bey einander befindlicher Dinge. Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer, 1. Moſ. 2, 1. mit allen darauf befindlichen Geſchöpfen. Das Heer des Himmels, 5 Moſ. 4, 19. der ganze Umfang aller Welt- oder Himmelskörper. Im Hochdeutſchen braucht man es nur noch in einigen Fällen von ſolchen Dingen, welche als im Zuge, oder doch in der Bewegung begriffen, vorgeſtellet werden.

2. In

(*) Bey dem Ulphilas iſt Harji, eine Legion, bey dem Ottfried Heri und Heriſcaf, eine Menge Menſchen, und ein Kriegesheer, welche leztere Bedeutung auch das Angelſ. Here, Herig, Herg, und das Isländ. Her, haben. Im Schwed. bedeutete Haer ſowohl einen Landtag, als eine bürgerliche Verſammlung, als endlich auch eine Zahl von hundert. In den ältern oberdeutſchen Schrifſtellern kommt auch Harſt, für Heer, Kriegesheer, und Harſter, für Soldat, mehrmals vor. Daß Heerde, Schaar und vielleicht auch Horſt, mit zu dem Geſchlechte des Wortes Heer gehören, iſt ſehr wahrſcheinlich. Allein, welches der erſte und herrſchende Begriff in dieſen Wörtern iſt, iſt nicht ſo leicht zu beſtimmen. Friſch ſcheint das alte hor, hoch, als das Stammwort anzuſehen; ſiehe Hehr. Wäre, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, der Begriff des Zuges, der Bewegung, der in den meiſten Fällen mit dem Worte Heer verbunden iſt, der herrſchende: ſo würden das Nebenwort her, das Hebr. גור, wandern, und das Deutſche ſcheeren, in den niedrigen R. A. ſich fortſcheeren ſich herſcheeren u. ſ. f. gleichfalls mit dahin gehören. Friſch führt aus einer alten Reiſebeſchreibung die Stelle an, als bald die Nacht zu Here gieng, d. i. anbrach, herein brach. Auch das alte haren, rufen, ſchreyen, könnte dabey in Betrachtung kommen, das Getöſe vieler bey und neben einander befindlicher Dinge auszudrücken. Siehe Heerde, Horſt, Schaar.

Da das Wort Heer im Oberdeutſchen zwar beſtändig üblich geblieben iſt, im Hochdeutſchen aber durch franzöſiſche Wörter verdränget worden, ſo gilt ſolches auch von den meiſten der folgenden Zuſammenſetzungen, da ſie doch vor dem ſtatt ihrer eingeführten ausländiſchen Ausdrücken immer noch den Vorzug verdienen. In einigen derſelben iſt das lange ſcharfe e in ein kurzes offenes übergegangen, wie in Herberge, Hermann und Herzog.

2. In engerer Bedeutung eine bey und neben einander befindliche große Menge Geſchöpfe. Ein Heer Heuſchrecken. Ein Heer Weber, Kinder u. ſ. f. Das Heer des Himmels, Pſ. 33, 6. Nehem, 9, 6. d. i. die unſichtbaren Geſchöpfe Gottes, iſt im Hochdeutſchen ungewöhnlich.

3. In der engſten Bedeutung eine Menge zum Kriege gerüſteter Menſchen, welche dem Oberbefehle, eines einzigen unterworfen ſind; ein Kriegesheer zum Unterſchiede von einem Heere aus andern Urſachen verſammelter Menſchen. In dieſer alten und guten Bedeutung, in welcher es noch in der deutſchen Bibel ſehr oft vorkömmt, iſt es im Hochdeutſchen ſehr aus dem Gebrauche gekommen, ſeitdem das Franz. Armee beliebter geworden iſt. Indeſſen hat ſich doch Heer, und noch mehr Kriegesheer von Zeit zu Zeit in der edlen Schreibart erhalten. Ein Heer auf die Beine bringen, anwerben. Mit dem Heere ausrücken, in das Feld rücken. Mit Heeres Kraft, mit einem zahlreichen Kriegesheere, iſt im Hochdeutſchen veraltet.

Das Faſtnachtsheer, wüthende Heer, die wilde Jagd, oder die wüthenden Jäger, ein eingebildetes Geſpenſt, welches mit einem großen Gefolge und ſchrecklichen Getöſe durch die Wälder und Felder fahren ſoll; oder ein geſpenſtiſcher Aufzug, welcher das Anſehen hat, als wenn die Geiſter eine Proceſſion halten, oder gar eine Komödie ſpielen wollten.

Nach der Erzählung des Fabelkrämers **Prätorius**, im 1 Th. ſeiner Beſchreibung des Blocksberges, ſoll ſich um die Weihnachts= und Faſtenzeit in Thüringen ein Haufen Geſpenſter, Poltergeiſter und ſeltſamer Geſichter, auf dem Felde, auch in Städten und Flecken, als eine Menge Reiterey und Fußvolk ſehen laſſen. Voran geht ein alter anſehnlicher Mann, mit einem Stabe in der Hand, den man den getreuen Eckart nennt, und vermahnt das Volk aus dem Wege zu gehen, damit ihnen nicht etwas übles begegne. Hinter ihm folgen mehr als 100 allerley Geſichter. Etliche haben keine Köpfe, andere das

das Geſicht auf der Bruſt, etliche zerſtümmelte Hände und Arme, andere laufen auf einem Beine, einige legen die Beine auf die Schultern, und laufen dennoch geſchwinde fort; einige ſind wie Irion an Räder gebunden, und werden umgedreht. Man hört ein Geſchrey der Jäger und Schallen der Waldhörner; man hört Hunde bellen, Schweine grunzen, Löwen brüllen, ſieht Haſen laufen u. d. gl. Der Hörſelberg in Thüringen ſoll der Sitz dieſes wüthenden Heeres ſeyn.

Andere ſchreiben, daß dieſe Geiſter bisweilen in großer Anzahl, wie in Soldatenordnung aus den Bergen hervor krochen, ein Geräuſch machten, als wenn ſie von einem Befehlshabtr commandirt würden, und gegen einander ein Treffen halten wollten. Wenn aber ein harter Klang, wie einer Glocke, welches etwa die Loſung ihres Anführers wäre, gehört würde, eilten ſie wieder in guter Ordnung ihren Bergen zu, und verſchwänden.

Der Name **wüthendes Heer** ſoll ſo viel heißen, als **Wodans Heer**, von einem Abgott der alten Deutſchen, welcher auch ſonſt **Othinus** oder **Odinus** genannt wird. Dieſer Abgott wurde inſonderheit von den alten nordiſchen Völkern, als ein großer Wunderthäter, welcher ſich in allerhand wilde Thiere verwandeln, auch ſonſt viel Wunder thun könnte, verehret.

Von dem Anführer des wüthenden Heeres ſoll das Sprichwort: **du biſt der treue Eckart**, welches von einem, der vor Schaden warnet, gebraucht wird, entſtanden ſeyn.

Man hat noch eine andere Art von wüthendem Herr erdonnen, welches man eigentlich den **wüthenden Jäger** oder das **Waldheer** nennt, und wovon man ebenfalls in den thüringiſchen Gegenden vieles zu ſagen weiß. Es ſollen ſich nämlich des Nachts in den Wäldern ein Gebelle der Hunde, Geſchrey der Jäger und die Waldhörner hören laſſen, als wenn eine große Jagd gehalten würde.

Ein Mehreres von ſolchen fabelhaften Erzählungen, findet man im 1 Bande des Schauplatzes vieler ungereimten **Meinungen und Erzählungen**, Berl. 1736, 8. S. 444—454.

Aller Aufklärungen in der Naturgeſchichte ungeachtet haben ſich dennoch gewiſſe Vorurtheile bis auf unſere Zeiten fortgepflanzt und erhalten. Die Stille und Dunkelheit der Nacht begünſtiget noch immer hie

und da eine Geſpenſterhiſtorie, und unterſtützt auch den alten Aberglauben von einer wilden Jagd oder einem wüthenden Heere. Man hört das Rufen der Jäger, das Bellen der Hunde, den Schall des Hiefhornes. Man ſieht in der Ferne Menſchen und Thiere mit feurigen Augen; der Zug nähert ſich gleich einem brauſenden Sturmwinde; und wer ihn hört und ſieht, bekreuzt ſich, zittert und entflieht; und ſo weiß eigentlich Niemand, was er geſehen und gehört hat. Die Unwiſſenheit in natürlichen Dingen, wenn ſie ſich mit einer feurigen Einbildungskraft verbindet, iſt die fruchtbarſte Mutter des Aberglaubens. Der Mangel in der Kenntniß der Naturlehre ſetzt uns alle Augenblicke in Gefahr, falſche Urſachen von Begebenheiten zu erdichten, und Irrthümer mit Irrthümern zu häufen. Heftige Sturmwinde, welche ſich beſonders zur Winterszeit vorzüglich wirkſam beweiſen, können mancherley Getöſe in Wäldern und Feldern, auch wohl pfeifende Töne in mancherley Abſtand, in der Tiefe und Höhe, ein Knickern und Praſſeln der dürren Baumäſte u. ſ. w. erregen. Ein widernatürlicher Zuſtand der Ohren kann ebenfalls den Menſchen auf die Gedanken leiten, als ob er mancherley Schälle und Töne höre, wenn gleich gar keine äußere Objecte vorhanden ſind, die als eine Quelle ſolcher Wirkungen anzuſehen wären. Der natürliche Forſchungstrieb der Menſchen ſucht nun die Urſache zu dieſen, eben nicht zu jeder Zeit ſich ereignenden, Schällen. Da er aber nichts vor ſich ſieht, was in dieſer Wirkung eine Aufklärung geben könnte, ſo ruft er ſeine betriegeriſche Einbildungskraft zur Gehülfin, und ſucht bey ihr einen Unterricht, den ſie ihm auch eben ſo dienſtfertig und bereitwillig, als täuſchend, ertheilt. Sie ſtellt die Urſache von ähnlichen Schällen, die bey Jagden, von Jagdhörnern, Reitern, die durch das Gehölz ein Knickern rc. erregen, Rufen und Schreyen entſtehen, mit der

größten Behendigkeit an die Stelle der wahren Urſache, welche in dem Sturmwinde zu ſuchen iſt, und bereichert den wiſſensgierigen Menſchen mit falſchen oder Scheingründen. Dieſes iſt der Anfang des Betruges, den ihm ſeine Gefährtin und Gehülfin ſpielt. Da aber auch der Vernunfttrieb ein Begleiter dieſer Gefährtin zu ſeyn pflegt, ſo denkt der Menſch nach, ob denn wirklich Jäger und Reiter vorhanden ſeyn möchten. Er ſucht ſie begierig, und findet ſie nirgends. Dennoch müſſen die Schälle, nach dem richteriſchen Ausſpruch der Imagination, von Jägern herkommen. Hier ſieht ſich der ſchwache Wißbegierige in der größten Verlegenheit, er ſieht ſich zwiſchen der Imagination und Vernunft im Gedränge, und ſucht neue Hülfe. Da nun die Phantaſie weit mehr, als die Vernunft, geſellig, und in der Geſchwindigkeit den Bedürfniſſen unſerer Kenntniſſe abzuhelfen bemühet iſt; da ſie gleichſam mit Eiferſucht ihre Ausſprüche vor den Urtheilen der Vernunft geltend zu machen ſucht: ſo ſchiebt ſie den Menſchen durch das Gedränge, und verwandelt die lebenden Jäger in abgeſchiedene Jägerſeelen, in Geſpenſter. Die Vernunft der Mehreſten weiß nicht viel wider dieſen neuen Ausſpruch einzuwenden, weil ihre Kenntniß von dem Zuſtande der Geiſter, jenſeit des Grabes, nicht deutlich genug vor Augen liegt. Daher erhält die Imagination den Sieg, und der Menſch ſetzt nicht den geringſten Zweifel, noch ein Mißtrauen in das phantaſtiſche Endurtheil. Er glaubt, er habe ein ganzes (verſteht ſich verſtorbenes) Jägerheer gehört. Furchtſam flieht er davon, und hat wenigſtens den Vortheil von ſeinem Glauben, daß er das Geld für ein Schwitzpulver erſparen kann.

Von Geiſter und Geiſterſehern, (von Hrn. Hofr. Hennings in Jena,) Leipz. 1780, 8. S. 832—835.

Zuweilen iſt ein Heer von Nachtvögeln und Eulen, inſonderheit denjenigen von der größern Art, welche man die große Ohreule (Schufut, Uhu, Buhu,) nennt,

nennt, welche den Landmann durch ihr Geſchrey erſchrecken. Dieſe Licht- und Menſchenſcheue Thiere, welche in der Stille des Nachts, wenn keines andern Thieres Stimme mehr gehöret wird, das fürchterliche Geſchrey, Huihu, Huhu, Buhu, ertönen laſſen (ſ. Th. XI, S. 682,) nehmen gemeiniglich in den dickſten Buchwäldern ihren Aufenthalt. Hier ſitzt in einem Bezirke von einigen hundert Schritt eine ganze Familie zuſammen. Im Winter verbergen ſie ſich einzeln in den Baumhöhlen, wo ſie bey anhaltender Kälte von ſehr wenigen Nahrungsmitteln ihr Leben nothdürftig erhalten, vielleicht auch einen guten Theil ihres Daſeyns verſchlafen. In der Mitte des Frühlinges oder zu Ende der Mayes, verlaſſen ſie ihre kümmerliche Winterquartiere, und ziehen in die kleinen Buchwälder, die nahe an den Vorhölzern und freyen Feldern gränzen. Hier halten ſie ſich gemeiniglich den Sommer über auf. Bey Tage ſchlafen ſie; des Nachts ziehen ſie auf die Jagd. Man wird daher niemals in den Wintermonaten, oder in ihrer Brutzeit, die in den Jun. fällt, wohl aber im Jul. Aug. und Sept. von einem wüthenden Heere ſprechen hören. Die ganze Erſcheinung läßt ſich alſo, auch von dieſer Seite betrachtet, ſehr natürlich erklären, wenn man bedenkt, daß der Frühling, welcher die ganze Natur mit Leben und Vergnügen erfüllt, auch den Trieb zur Fortpflanzung erregt, und daß dieſer Trieb in allen Thieren, welche den Tag über ſchlafen, viel heftiger zu ſeyn ſcheint, weil ſie eine längere Erholung genießen, und bey der Ausübung deſſelben nicht ſo ſehr ermattet werden. Dieſen zu befriedigen, durchziehen ſie die Vorhölzer, und verfolgen mit der ungeſtümſten Wolluſt und Eiferſucht ihre Weibchen. Dieſes dauert gemeiniglich eine Stunde, auch länger, alsdann kehren ſie einzeln zu ihren Wohnungen zurück, für ihre Erhaltung zu ſorgen, oder ſich Neſter zu bauen. In den übrigen angezeig-

ten Monaten machen ſie eine noch größere Geſellſchaft aus, weil ſie alsdann ihre Jungen mit ausführen, um ihnen die Gegenden bekannt zu machen, und ſie zum Raube anzulehren; und jetzt iſt ihr Geſchrey deſto fürchterlicher, je verſchiedener die Töne ſind.

4. Jahrg. der neueſten Mannigfaltigkeiten, Berl. 1781, gr. 8. S. 492—496.

Heer=Bann, L. Heribannus, Fr. Arrière-ban, der Bann, d. i. das Aufgebot der Unterthanen zur Vertheidigung des Landes; imgleichen die Verbindlichkeit, auf vorhergegangenes Aufgebot in den Krieg zu ziehen; ſ. Heeres=Folge; wie auch die im Weigerungsfalle darauf geſetzte Strafe.

Heerberge, ſ. Herberge.

Heer=Biene, Bienen, welche nicht ſelbſt Honig einſammeln, ſondern es andern Bienenſtöcken rauben, und daher am häufigſten Raubbienen (Th. IV, S. 709) genannt werden. Siehe Heeren.

Heer=Führer, der oberſte Befehlshaber oder Anführer eines Heeres, beſonders eines Kriegesheeres, der Feldherr; wofür doch die franzöſiſchen Ausdrücke General en Chef und commandirender General im g. L. üblicher ſind.

Hr. Stoſch unterſcheidet einen Heerführer von einem Feldherren dadurch, daß dieſer unter jenem einen Theil des Kriegesheeres anführt. Es wäre gut, wenn dieſer Unterſchied allemal beobachtet würde; allein in der edlern Schreibart, in welcher beyde Wörter nur allein vorkommen, werden ſie gemeiniglich als gleichbedeutend ohne allen Unterſchied gebraucht. Uebrigens waren für Heerführer ehedem auch die Wörter Herzog, Heerfürſt, Heermeiſter und Heergraf üblich, von welchen die drey letztern noch jetzt mit Nutzen gebraucht werden könnten, wenn man die hohen Kriegesbedienungen, für welche wir nur noch franzöſiſche Namen haben, deutſch geben wollte. Heerfürſt kommt noch 2 Chron. 16, 4. und Jer. 52, 25. vor, wo es den oberſten Befehlshaber eines Kriegesheeres, oder doch eines Theiles deſſelben bedeutet.

Heer=Fürſt, ſ. den vorhergeh. Artikel.

Heer-Gans, in einigen Gegenden ein Name des grauen, blauen oder aſchfarbenen Reihers, Ardea pella, pulla, cinerea *Klein.*

Bey dem Altenſteig heißt eine Art Waſſerhühner oder ſchwarzer Taucher, die Heergans.

Heer-Geräth, ein Collectivum, alles dasjenige Geräth zu bezeichnen, welches im Kriege, und zu deſſen Führung erfordert wird, und wovon die Bagage oder das Gepäck, und das Heergewette nur einen Theil ausmacht; im ripuariſchen Geſetze Harireda. Oft wurde es ehedem auch von dem zur Ausrüſtung eines einzelen Kriegesmannes nöthigen Geräthe gebraucht.

Durch Heer-Gewette, Niederſ. Herwedde, L. Res expeditoriae, verſteht man die Kriegsrüſtung eines Mannes, welche bey deſſen Tode allemal ſein älteſter Sohn oder nächſte männliche Erbe zum voraus bekam; imgleichen das Recht, dieſe Rüſtung, wohin auch die beyden Kleider und Zierathen gerechnet wurden, zum voraus zu erben. Die letzte Hälfte des Wortes iſt das alte Gewette, bey dem Ottfried Giwati, von Wad, Kleid; ſiehe Gewand. Da bey der veränderten Kriegesverfaſſung die Sache ſelbſt in vielen Provinzen abgeſchaffet worden, ſo iſt auch das Wort mit in Abgang gekommen, indem es nur noch in denjenigen Gegenden gehöret wird, wo dieſes Recht bey Todesfällen noch gültig iſt.

In ſeiner erſten Bedeutung bezeichnete das Wort Heergeräth diejenigen Stücke welche ehemals, als eine beſondere Rechtswohlthat, nach dem Sachſenrechte, den Mannsperſonen zum Heerzuge, wenn ſie nämlich in den Krieg zogen, als zu ihrem täglichen Gebrauche unentbehrliche Dinge, mitgegeben wurden. Es iſt aber dieſe Gewohnheit nachher beybehalten worden; und da Anfangs nur adeliche Perſonen Heergeräth verlaſſen, und darin ſuccediret haben, hernach aber auch unter Standesperſonen und Bürgern, ja ſo gar un-

unter Bauern eingeführt worden: ſo bedeutet es nunmehr einen gewiſſen Auszug aus dem Erbe, welchen der erſtgeborne Sohn, oder, in deſſen Ermangelung, der nächſte Freund männlichen Geſchlechtes vom Vater her, bekommt, und begreift, nach eingeführter Gewohnheit, mehrere oder wenigere Stücke.

Nach dem allgemeinſten Gerichtsbrauche ſächſiſcher Lande, gehören hiezu: 1. das beſte Pferd; 2. der beſte Harniſch, zu eines Mannes Leib; 3. das beſte Schwert; 4. des Mannes tägliche Kleider; 5. ein Heerpfühl, d. i. ein Bett nächſt dem beſten, nämlich 1 Kiſſen und 2 Leilachen; 6. ein Tiſchtuch; 7. zwey zinnerne Schüſſeln; 8. ein Fiſchtiegel; 9. eine Handquehle; und 10. ein Hohl⸗oder Schüſſel⸗Ring. Daher auch das Heergeräth insgemein mit einem Worte die neun, oder, mit Einſchließung des Harniſches, die zehn Stücke genannt werden. Jedoch werden an manchen Orten noch mehrere dazu gerechnet; als: der Petſchierring, wie auch die Bücher, welche der Mann für ſich gebraucht hat.

In der Ober⸗Lauſitz ſind die Stücke, welche zum Heergeräthe gehören: I. Bey einem von Adel: 1. das beſte Roß, geſattelt und gezäumt; 2. ſein beſter Harniſch; 3. ſein Schwert; 4. ein Kleid nach dem beſten; 5. ein Gebett Betten; 6. ein Tiſchtuch; 7. ein Handtuch; 8. zwey Schüſſeln. Was von den Stücken nicht vorhanden iſt, wird nicht gegeben. II. Bey Bürgern und Landleuten: 1. alle männliche Kleider; 2. alles ſilberne Geſchmeide, welches zur Mannszierde gemacht iſt, und nicht über 2 Mark Silber wiegt; 3. ein Schrein oder Kaſten; 4. ein Spanbett mit zwey Betten nächſt dem beſten, 2 Leilach, 1 Kiſſen, 1 Hauptpfühl; 5. ein Stuhlkiſſen; 6. ein Bankpfühl. Pferde bleiben bey dem Erbe, imgl. eine Hauswehre bey dem Hauſe und Gute. So

aber

aber mehr denn einerley vorhanden, ſoll dem Heergeräthe folgen. Hiebey iſt auch zu merken, daß, wenn der älteſte Sohn, oder nächſte Freund vom Manne her, ein Prieſter, Schulmeiſter oder Küſter iſt, nicht dieſer, ſondern der nächſtfolgende, vom väterlichen Heergeräthe das Schwert voraus bekömmt, und die übrigen Stücke unter die, ſo weltlichen Standes ſind, in gleiche Theile getheilet werden. Dagegen aber haben ſie das Beneficium, daß ſie mit ihren Schweſtern, der Mutter ꝛc. in der Gerade folgen. Wider die Orte, davon man das Heergeräth nicht folgen läßt, wird das Jus retorſionis oder talionis gebraucht, d. h. an ſelbige läßt man auch dergleichen von andern Orten nicht abfolgen. Es fällt aber ſolches alsdann nicht der Obrigkeit, ſondern denen zu, welchen es nach dem Erbgangsrechte gebühret; außer, wenn kein Erbe vorhanden iſt, oder alle an Enden ſeßhaftig ſind. Zu Leipzig fällt ſolches von einem in einem Bürgerhauſe verſtorbenen Univerſitätsverwandten, in ſolchem Falle, vermöge der Compacten, nicht der Univerſität, ſondern dem Rathe, anheim; und dem Kreisamte zu Wittenberg kommt davon nur $\frac{3}{4}$, dem Amtsrichter aber $\frac{1}{4}$ zu.

Auch in Schleſien iſt das Jus Saxonicum commune in Abſicht des Heergeräthes angenommen worden; doch iſt daſelbſt das Heergeräth, ſo wie die Gerade, nur bey adelichen Perſonen in Gebrauch, bey Bürgerlichen und Bauern aber ceſſirt es. Was für Stücke aber zu dem Heergeräthe zu rechnen ſeyn, darüber verdient das in dem Oberamtlichen Bericht v. 19 Nov. 1773 angeführte Judicatum de publ. d. 8 März 1745, in Sachen des Freyherrn v. Schweinitz auf Hausdorf contra die verehel. Freyinn v. Poſadowski, als Erbinn ihres Bruders, des Grafen v. Schweinitz angemerkt zu werden, indem bey der Glogauiſchen Ober=Amtsregierung ſolches zeither zur beſtändigen Richtſchnur ange-

ge=

genommen worden; es haben auch bey deſſen Abfaſſung beyde Senate concurriret. (*)

In

(*) In Sachſen des Freyherrn v. Schweinitz auf Hausdorf Imploranten an einem, entgegen und wider die verehlichte Freyin v. Poſadowski, geb. Freyin v. Schweinitz auf Cſcheplau, Imploraten am andern Theile, in puncto prätendirenden Heergeräthes aus der Graf v. Schweinitziſchen Verlaſſenſchaft, erkennen Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König in Preußen ꝛc. ꝛc. nachdem Wir Uns die Sache im Rath gebührend vortragen laſſen, hiemit für und zu Recht:

daß von denen in der Fol. 2 Act. übergebenen Specification geforderten Stücken, Imploratin als Erbin ihres Bruders dem Imploranten, qua nächſten Agnaten und Schwertmagen, mehr nicht denn nachfolgende zum Heergeräthe gehörige Sachen auszuantworten ſchuldig, als:

1. Das beſte geſattelte und gezäumte Pferd mit Piſtolen und Holſtern, auch einer für Leute von Rittersart zu heutigen Feldzügen anſtändigen Schabracke. Wenn jedoch wegen dieſes von Zeit des angetragenen Heergewettes in der Imploratin Futter gebliebenen Pferdes ſich Implorant mit derſelben zuvor gütlich geſetzet haben wird, in deſſen Entſtehung nach übergebener Liquidation richterliches Erkenntniß ergehen ſoll. 2. Des Verſtorbenen beſtes, nach jetziger Façon zu reden, ſo genanntes Campagne=Kleid, beſtehend in Rock, Weſte und Hoſen. 3. Ein Bett nächſt dem beſten, ſamt 1 Kiſſen und 2 Leilaken. 4. Ein Tiſchtuch und 1 Dutzend Servietten. 5. Ein Handtuch. 6. Statt des ſonſt im Sachſenrecht ausgeſetzten Schwertes nach dermaliger Kriegsmanier und täglicher Obſervanz, denjenigen Degen, ſo Defunctus auf Reiſen und außerdem am meiſten an ſeiner Seite getragen. 7. Zwo zinnerne Schüſſeln. 8. Einen Keſſel, oder, in deſſen Ermangelung, den anbegehrten Fiſchtiegel. 9. Einen Hohlring oder Keſſelhaken. 10. Einen Spieß, und 11. eine Axt.

Die übrigen dort aufgeführten Stücke aber werden als hieher nicht gehörig billig übergangen, außer, daß wegen des abgängigen Harniſches Imploratin ihr Vorgeben, daß keiner vorhanden, binnen Ordnungsfriſt beſſer erweiſen oder eidlich erhärten müſſe. So wie hingegen wegen des geforderten großen ſilbernen Beckens und Gießkanne Imploranten, ſalva reprobatione, der Beweis dahin offen gelaſſen wird, daß der abgelebte Graf von Schweinitz ſolches gleichfalls bey der Partage zum Heergewette bekommen habe, wo ſodann überall weiter ergehen ſoll was Rechtens iſt: compenſatis caeteroquin expenſis. v. R. w.

In dieſem Proceß war auf folgende Stücke libellirt worden:

1) das beſte geſattelte und gezäumte Pferd; welches auch dem Agnaten, und zwar mit Piſtolen und Holſter, auch einer für Leute von Rittersart zu heutigen Feldzügen anſtändigen Schabracke zugeſprochen worden, ob gleich man ſich beklagterſeits darauf bezog, daß das Jus Saxon weder Piſtolen, noch Piſtolenholſter, noch Schabracke enthalte, zu der Zeit auch, als das Heergeräth aufgekommen, weder jene noch dieſe im Gebrauch geweſen.

2) ein Heerpfühl, d. i. ein gutes gebettetes Bett.

3) zwo Leilaken oder Betttücher.

Beklagterſeits war mehr nicht als ein Bett und ein Kiſſen zugeſtanden, unter dem Anführen, daß die alten Sachſen im Feldzuge ein mehreres nicht mit ſich geführet. Es iſt auch mehr nicht als ein Bett nächſt dem beſten ſammt einem Kiſſen und zwo Leilaken zuerkannt.

4) ein Tiſchtuch und ein Dutzend Servietten.

5) ein Handtuch, welches beydes dem Kläger zugebilliget worden, ob gleich die Servietten aus der Urſache von der Bekl. beſtritten worden, weil das Jus Sax. davon ſchweigt.

6) des verſtorbenen beſte Kleider.

7) der beſte Mantel.

Die Bekl. geſtand nur die täglichen Kleider zu, welche Defunctus auf Reiſen oder bey ungeſtümem Wetter gebraucht, und zwar nur einen Rock, Weſte und Hoſen, ohne Mantel, Strümpfe, Schuhe, Hut ꝛc. weil das Sachſenrecht nur die täglichen Kleider zum Heergeräthe ausſeze, zu der Zeit, da das Heergeräth aufgekommen, keine galonirte Kleider im Gebrauch geweſen, und Gallakleider dazu nicht beſtimmt wären, ſich damit vor dem Feinde zu zeigen. In dem Judicato iſt bloß auf des Verſtorbenen beſtes (nach jetziger Art zu reden ſo genanntes) Campagnekleid, beſtehend aus Rock, Weſte und Hoſen, erkannt worden.

8) der beſte Harniſch.

9) das beſte Schwert.

Der Harniſch wurde nicht difficultirt, ſondern nur behauptet, daß dergleichen in der Verlaſſenſchaft nicht vorhanden wäre. Galanteriedegen, dergleichen nur allein in der Verlaſſenſchaft wären, wollte man nicht paſſiren laſſen, weil ſie nicht zum Gebrauch im Heerzuge beſtimmt waren. Durch das Judicatum aber iſt derjenige Degen, den Defunctus auf Reiſen

ſen und außerdem am meiſten an ſeiner Seite getragen, zuerkannt. Noch iſt

10) der beſte Küraß

gefordert; aber um deswillen, weil ſchon vorher ein Harniſch gefordert worden, das Sachſenrecht auch nur einen Harniſch ausſetzt, difficultirt und durch das Judic. gleichfalls aberkannt worden.

Ferner ſind gefordert: 11) der beſte Stock; 12) die beſte goldene Uhr, Tabatiere und Etuis, deren ſich Defunctus bedient; 13) ein großes ſilbernes Becken nebſt der Gieß-Kanne; 14) ein diamantener Ring; 15) Handknöpfe, Halsknöpfe und Schuhſchnallen mit Diamanten, als welche Defunctus beſtändig an ſeinem Leibe getragen; 16) eine goldene Kette; 17) das beſte Trinkgeſchirr, d. i. der beſte ſilberne Becher; aber alleſammt um deswillen beſtritten, weil dergleichen Stücke zum Heerzuge nicht beſtimmt ſind, noch auch zur Zeit der Einführung des Heergeräthes im Gebrauch geweſen. Im Judicato ſind ſie alleſammt aberkannt; nur iſt wegen des ſilbernen Beckens darauf Rückſicht genommen worden, daß, nach der Behauptung des Klägers, ſolches auf den Def. als ein Heergeräthsſtück gekommen ſey.

18) ein Dutzend ſilberne Schüſſeln und Teller. Dieſe ſind aus gleicher Urſache geweigert und in Sententia nur nach dem Ausſpruch des Sachſenrechtes auf 2 zinnerne Schüſſeln erkannt worden.

19) ein Keſſel, oder, in deſſen Ermangelung, ein Fiſch-Tiegel; 20) ein Hohlring oder Keſſelhaken; 21) ein Spieß, und 22) eine Axt. Dieſe Stücke ſind zugeſtanden, weil ſie dem Juri Sax. gemäß ſind, und das Jud. hat ſie zuerkannt.

Von dieſem Urtheil iſt nicht appellirt, ſondern beyde Theile haben dabey acquiescirt. Es ſind zwar keine Gründe dabey befindlich; man kann aber daraus nichts anders abnehmen, als daß (weil in dem ganzen Glogauiſchen Departement und den dazu gehörigen Fürſtenthümern Glogau, Liegnitz, Wohlau und Sagan keine geſchriebene Geſetze wegen des Heergeräthes exiſtiren,) lediglich das Jus Saxonicum zum Grunde gelegt, und nur in den Arten der ex veteri conſuetudine herrührenden Heer-Geräthsſtücke, in ſo fern von der alten Simplicität abgegangen iſt, als der Gebrauch dieſer Stücke in den heutigen Heerzügen ſich geändert, und die beſondere Obſervanz in Schleſien die Abweichung beſtätigt hat.

Bey

Bey der Frage: ob und was für Stücke nach veränderten Sitten der in alten Zeiten üblichen Rüſtungen zu ſubſtituiren ſeyn? verdient auch ein unter d. 20 Dec. 1776 hieſelbſt ergangenes Judicatum, wovon nicht appellirt worden, angemerkt zu werden.

Aus dem Nachlaß des hier verſtorbenen Hauptmanns v. Wieſe, Freyh. v. Kellerſchen Regiments, forderte der geweſene Major v. Wieſe, als älteſter Bruder deſſelben und Heer-Gerechts-Succeſſor (denn in Schleſien erhält der älteſte unter den nächſten Agnaten das Heergeräth allein,) auch die Schärpe und den Ringkragen, oder vielmehr, weil das Regiment ſolche einem andern Officier überlaſſen hatte, den daraus gelöſeten Werth. Die Erben, und unter ſelbigen Fiscus, ſtatt zweyer darunter ſich befundenen ausgetretenen Vaſallen, machten ihm dieſe Stücke ſtreitig, und ſie wurden ihm aberkannt, aber aus folgenden Gründen.

1. Nach der Natur des Heergeräthes, welche deſſen Urſprung beſtimmt, gehören dazu nur ſolche Stücke, die zu der ehemaligen Ausrüſtung der Lehenleute von Rittersart *ad expeditionem bellicam* gebraucht wurden.
2. Nach veränderten Sitten und Kleidungsgebräuchen, werden zwar heut zu Tage manche Stücke dazu gerechnet, die ehedeſſen dazu nicht gehörten, doch aber nur ſolche, welche in die Stelle der alten Ausrüſtungsſtücke getreten ſind; und dieſe müſſen alſo als *Surrogata* mit den in vorigen Zeiten üblichen *eiusdem naturae* ſeyn, z. B. der Degen ſtatt des ehemaligen Schwertes.
3. Zu der ehemaligen Ausrüſtung gehörten nur ſolche Stücke, die einem jeden Heergeräths-Succeſſori nützlich ſeyn konnten, nicht aber ſolche, die den Heergeräths-Succeſſoren von keinem gemeinen Gebrauch waren.
4. Von der erſten Art ſind die ſtreitigen Stücke nicht, ſie können alſo auch nicht als *Surrogata* an-

angeſehen werden. Ein jeder Heergeräths-Succeſſor kann ſich deren nicht bedienen. Sie ſind nur bloß Ehren- und Unterſcheidungszeichen der Officier, die dieſe ſo gar nicht anders als im wirklichen Dienſt tragen dürfen; ſie ſind alſo nur *certo Ordini Militum ad determinatum uſum* verliehen.

5. Daß der Heergeräths-Succeſſor ein Officier geweſen, macht keinen Unterſchied, theils, weil vorangeführtermaßen ſo gar wirkliche Officier ſich der Stücke *quæſt.* nur im eigentlichen Dienſte bedienen können, theils aber weil es nicht auf die accidentelle Qualität des Heergeräths-Succeſſors, ſondern darauf ankömmt, was *in regula* zu den Heergeräths-Stücken zu zählen iſt, und in welcher Qualität *Defunctus* die ſtreitigen Stücke beſeſſen und verlaſſen hat, welches nicht in Qualität eines von Ritterart, der Heergeräths-Stücke nachläßt, geſchehen iſt.

Glogau, d. 18 Jan. 1778.

— — W.

Beytr. zu der juriſt. Litterat. in den preuß. Staaten, 2te Samml. Berl. 1778, gr. 8. S. 356, fgg.

In Stettin wird das Heergewette in das lebendige und todte eingetheilt. Das lebendige Heergewette wird dasjenige genannt, was dem überlebenden Ehemann vi juris ſtatutarii nach Abſterben ſeiner Frau ex maſſa bonorum an beweglichen Stücken voraus gebühret; das todte iſt dasjenige, was nach dem Abſterben einer Mannsperſon, ſeine nächſte Agnaten, wenn ſie ſich qualificiren können, oder in deren Ermangelung dem Fiſco aus der Erbſchaftsmaſſe vi juris ſtatutarii an beweglichen Stücken gebühret.

In das todte Heergewette gehören folgende Stücke: 1. ein Bett, und 2. ein Pfühl, beydes mit Bühren; 3. ein Paar Laken; 4. eine Bettdecke; 5. ein Mannsmantel nebſt dem Kleide, alles nächſt dem beſten.

In

In das lebendige Heergewette werden dem hinterbliebenen Wittwer geleget: 1. Unterbett, und 2. drey Pfühle, mit ihren Bühren; 3. zwey Kiſſen, 4. ein Oberbett, 5. zwey Paar Laken, und 6. eine Bettdecke, mit ihren Bühren; das beſte ſo zu finden von alle dem und in der Erbſchaft; 7. ſämtliche des Mannes Kleidung zu ſeinem Leibe gezeuget und getragen, ſie haben Namen wie ſie wollen; deſſelben ſämtliche Leinen Leibgeräthe klein und groß; 9. das beſte Pferd, gezäumt und geſattelt, mit allem Zugehör; 10. alle Rüſtung, als: Harniſch, Degen, Piſtolen und andern Hausgewehr; 11. des Mannes Silber oder Gold, auch Perlen, ſo er an den Gürteln, Knöpfen, Hut oder Kragen, Band u. d. gl. zu ſeinem Leibe gezeuget und getragen; 12. deſſelben Signet, Hand- und Trauring; 13. zwölf ſilberne Löffel, und 14. zween ſilberne Becher; die beſten; 15. alle ſeine Betbücher ſamt einer Bibel und Poſtille, worin er geleſen; 16. der größte Keſſel; 17. der größte Grapen.

Hrn Juſtizrath Ge. Guſtav v. Gerbers Abhandlung von der ſtettiniſchen Gerade und dem Heergewette, ſt in der erſten Zugabe der Beytr. zu der juriſt. Litterat. in den preuß. Staaten, Berl. 1780, gr. 8. S. 1—50.

Heer-Gewette, ſ. den vorhergeh. Artikel.

Heer-Holz, in einigen Gegenden ein Name des Holzhähers, aus welchem Worte derſelbe auch verderbt iſt; ſ. Th. XX, S. 637.

Heer-Horn, eine ehemalige, nunmehr aber veraltete Bedeutung einer Trompete, weil man ſich derſelben vornämlich bey den Kriegsheeren bedienet. In der Schweiz ſind in einigen Cantons noch die Harſchhörner üblich, welches Wort aus Heerhorn verderbt iſt; obgleich dieſe Harſchhörner von unſern hieſigen Trompeten noch verſchieden ſind.

Heer-Kraft, oder Heereskraft, ein veraltetes Wort, ein zahlreiches Kriegesheer zu bezeichnen. Ein Geſchrey von Roſſen, Wagen und großer Heerskraft, 2. Kön. 7, 6. Er wird daher ziehen mit großer Heerskraft, Dan. 11, 13. 25, ꝛc.

Heer-Kutſche, ſ. Land-Kutſche.

Heer-Lager, das Lager eines Heeres, beſonders eines Kriegsheeres; ein im Hochdeutſchen gleichfalls in Ab-

gang gekommenes Wort. Der Stank von eurem Heerlager, Amos 4, 10. Jmgleichen das Kriegesheer ſelbſt, auch wenn es nicht im Lager ſtille liegt. Da zogen hinauf die 5 Könige mit all ihrem Heerlager, Joſ. 10, 5.

Heer=Macht, ein ſo wie Heerkraft im Hochdeutſchen, veraltetes Wort, ein zahlreiches Kriegesheer zu bezeichnen, welches noch 1. Chron. 21, 1. und 2. Chron. 26, 13. vorkömmt.

Heer=Meiſter, der Meiſter, d. i. Oberſte, Vorgeſetzte, eines Theiles eines Kriegesheeres. Beſonders iſt dieſes Wort noch bey einigen kriegeriſchen Ritterorden üblich, wo die Vorgeſetzten einer Provinz, welche bey andern Orden Landcommenthur genannt werden, Heermeiſter heißen, weil ſie die Ritter ihrer Provinz im Kriege anführen. Dergleichen iſt der Heermeiſter des Johanniterordens zu Sonnenburg.

Daher heermeiſterlich, demſelben gehörig; das Heermeiſterthum, deſſen Würde und Gebiet.

Oft lautet dieſes Wort auch Herrenmeiſter, entweder nach einer verderbten Ausſprache, oder auch weil dergleichen Ritter gemeiniglich Herren genannt werden.

Heer=Moos, in einigen Gegenden eine Benennung des Hippuris oder Equiſetum hyemale *Linn.* ſ. Schaft=Heu.

Heer=Pauke, ſ. Pauke.

Heer=Pfühl, das Bett eines Soldaten im Kriege, ein in denjenigen Gegenden, wo das Heergewette noch gangbar iſt, übliches Wort, eine bereitetes Bett nächſt dem beſten zu bezeichnen, welches dem älteſten Sohne oder nächſten männlichen Erben eines Verſtorbenen, als ein Theil des Heergewettes überlaſſen wird. Siehe oben, S. 682.

Heer=Raupe, ſ. Raupe.

Heer=Schaar, ein im Hochdeutſchen ungewöhnlich gewordenes Wort, eine Schaar, d. i. einen verbunde-

nen Haufen eines Heeres, beſonders eines Kriegeshee=res, zu bezeichnen; ein Detachement, eine Legion, ein Regiment. In der deutſchen Bibel wird es im Plural häufig von einer großen Menge verbundener Geſchöpfe, beſonders aber auch von einem Kriegesheere gebraucht.

Heer=Schatz, an einigen Orten eine Lehenwaare von einem erkauften Bauergute, welche an andern Orten der Handlohn, die Anfahrt, der Leihkauf, das Pfund=geld u. ſ. f. genannt wird.

Das Wort iſt ohne Zweifel aus Ehrſchatz verderbt, welches in dieſer Bedeutung gleichfalls üblich iſt; ſiehe Th. X, S. 203.

Heer=Schild, ein in den neuern Zeiten ungangbar gewordenes Wort. 1. Ein Schild, ſo fern man ſich deſſelben ehedem im Kriege bediente; in welchem Verſtande es mit der Sache ſelbſt längſt veraltet iſt.

2. In dem deutſchen Staatsrechte bezeichnete dieſes Wort ehedem den Stand, die angeborne Würde, beſonders die Ritterſchaft, deren jeder Stand ſich durch ſeinen Schild oder Wappen von den andern unterſchied. Es gab ſieben ſolcher Heerſchilde oder Stände.

Heer=Schnepfe, ein Name der Feldſchnepfe; ſiehe Schnepfe.

Heer=Steuer, ein nur noch in einigen Gegenden übliches Wort, die Kriegesſteuer zu bezeichnen, d. i. diejenige Steuer, welche zum Behuf eines Krieges gefordert oder bewilliget wird. Imgleichen diejenige Steuer, womit ſich ein Vaſall oder Unterthan von den perſönlichen Kriegsdienſten befreyet, und welche bey adelichen Vaſallen gemeiniglich das Ritterpferd genannt wird.

Heer=Straße, ſ. Land=Straße.

Heer=Volk, ein veraltetes Wort, ein Kriegesheer, imgl. Kriegesvölker oder Truppen zu bezeichnen, welches noch 1. Sam. 16, 5. 1. Chron. 8, 4. Nahum 2, 4. vorkömmt.

Heer-Wagen, ein nur noch in einigen Gegenden übliches Wort. 1. Ein jeder bey einem Kriegsheere befindlicher Wagen; daher ehedem ſowohl die Rüſt- und Munitionswagen, als auch die Ritterwagen, die Wagen, aus welchen eine Wagenburg geſchloſſen wurde, u. ſ. f. Heerwagen genannt wurden.

2. Ein Bezirk von gewiſſen Dorfſchaften oder Unterthanen, welche in Kriegszeiten einen Heerwagen ſtellen und unterhalten müſſen.

So ſind die Amtsdorfſchaften in Sachſen in Anſehung der Frohnen noch itzt in gewiſſe Heerwagen eingetheilt. Zu dem Pflügiſchen Heerwagen befanden ſich 1745 in ſechs Dörfern 147 Pferde.

3. Der gemeine Mann nennt ein Geſtirn in der nördlichen Halbkugel, welches unter dem Namen des Bären am bekannteſten iſt, den Heer- oder Himmelswagen.

Heer-Wurm, eine Art kleinen ſprenklichen Ungeziefers, wie Maden, mit ſchwarzen Köpfen, welche ſich oft zwo Ellen lang an einander anhängen, und in dieſer Geſtalt als ein ſcheckiges ſtarkes Seil auf den Heerſtraßen fortziehen. Der Pöbel weiſſaget aus ihrer Erſcheinung Krieg.

Hrn. D. Kühn Nachricht von dem ſo genannten Heerwurm, ſt. im 1. St. des Naturforſchers, Halle, 1774, gr. 6. S. 79—85.
Hrn. Paſt. Goeze Gedanken über den Heerwurm, ſt. im 9. St. deſſ. 1776, S. 79, f.

Heer-Zug, ein veraltetes Wort, den Zug eines Heeres, beſonders eines Kriegesheeres, Fr. Marche, zu bezeichnen.

Man ſagt auch: die Heerzüge der Fiſche; ſ. Th. XIII, S. 489.

Heerd, ſ. Herd.

Heerde, (*) L. Armentum, Grex, Fr. Troupeau, ein Haufen Viehes, beſonders zahmen Viehes, welche mit

(*) Bey dem Ulphilas Hairda, bey dem Kero und Willeram Chortar, bey dem Notker Herto, im Angelſ. Hiord, Heord, Hired

mit einander ausgetrieben und geweidet werden, oder bey und neben einander befindlich ſind. Eine Heerde Vieh, eine Heerde Schafe, Kühe, Schweine, Ziegen, Gänſe. Eine Heerde Truthühner, ſagt man auch alsdann, wenn man ſie in Menge auf die Weide oder zu Markte zu treiben pfleget. Figürlich. Die Heerde Chriſti, die Gemeinde, Kirche Chriſti. In noch weiterer Bedeutung, eine jede Menge mehrerer bey und neben einander befindlicher Perſonen, doch gemeiniglich nur im Scherze, oder mit einem verächtlichen Nebenbegriffe. Eine ganze Heerde Kinder haben. Eine Heerde ſchreyender Weiber.

Heeren, ſtammet von dem Worte Heer ab, iſt aber im Hochdeutſchen veraltet. Es bedeutete ehedem, 1. mit einem Kriegsheere anfallen, mit Krieg überziehen, bekriegen, in welchem Verſtande ehedem das Schwed. haerja üblich war.

2. Rauben, eine der ehemaligen Kriegsverfaſſung ſehr gewöhnliche Ausſchweifung. Siehe auch Heer-Biene.

3. Durch Rauben und Plündern zu Grunde richten, verderben, im welchen Verſtande noch das zuſammen geſetzte verheeren üblich iſt.

Bey dem Notker kömmt das einfache herron noch vor. Auf ähnliche Art machten die Römer von Populus, das Zeitwort populare, und die Griechen von λαος, ληιζεσθαι, beyde in der Bedeutung des Verwüſtens.

Hired, im Holländ. Her, Herde, im Schwed. und Isländ. Hjord, im Engl. Heard, im Dän. Hiord, im Lat. Hara und Haracium. So natürlich ſich bey der Ableitung dieſes Wortes das vorige Heer darſtellet, ſo wahrſcheinlich iſt es doch, daß es zunächſt nicht von demſelben, ſondern vielmehr von dem alten hirten, bewahren, Schwed. hirda, Fr. garder, wofür jetzt warten üblich iſt, herkömmt, ſo daß es zunächſt ſo viel zahmes Vieh bedeutet, als man mit einander auszutreiben oder zu hüten pfleget. Auf ähnliche Art iſt für das mehr Oberdeutſche Heerde, in Niederſachſen Drift, Trift, und Hode, Hut, üblich. Siehe Hirt und Hürde. Im Franz. bedeutet Harde eine Heerde oder einen Haufen Hirſche, und im Schwed. Hirt, einen Haufen Menſchen, und beſonders eine Familie.

Heeresfolge, L. Jus ſequelae, die Verbindlichkeit dem Heere ſeines Herrn zu folgen, die Waffen für ihn zu ergreifen; der Heerbann, die Landfolge, ehedem auch der Kriegesbann, die Heerfahrt, die Reiſe.

Heeres-Kraft, ſ. Heer-Kraft.

Heerling, ſ. Herling.

Heetweck, Heedweg, (der) ein nur in Niederſachſen übliches Wort, eine Art eines geſottenen Gerſtenbrodes zu bezeichnen, welches vier Zipfel in Geſtalt eines Kreuzes hat, und am Faſtnachtstage warm gegeſſen wird; ſ. Th. XII, S. 672.

Von heet heiß, und Weck, ein längliches oder keilförmiges Brod. Siehe Weck.

Hefen, (*) (die) L. Faex, Fex, Faeces, Fr. Baiſſiere, Faiſſes, Fondrailles, Fondrilles, Lie, dasjenige bey einem flüſſigen Körper, was durch die Gährung in die Höhe getrieben wird, und ſich hernach zu Boden ſetzt, Bierhefen, Ciderhefen, Weinhefen, welche auch die Mutter genannt werden. In weiterer Bedeutung wird auch der Bodenſatz eines jeden flüſſigen Körpers, auch wenn er nicht durch die Gährung niedergeſchlagen worden, die Hefen genannt. Daher dann der Bodenſatz

(*) Obgleich dieſes Wort im Hochdeutſchen im Plural am häufigſten iſt, ſo iſt doch der Singular nicht ganz ohne Beyſpiel. Ein Mahl, darinnen keine Hefen iſt, heißt es Eſ. 25, 6. In der Oberpfalz iſt die Hefe nur allein im Singular üblich. Das Wort ſtammet von dem Zeitworte heben ab, welches ehedem hefan lautete, weil die eigentlichen Hefen nicht nur in der Gährung in die Höhe gehoben werden, ſondern auch andere, beſonders flüſſige Körper zum Aufblähen und zur Gährung bringen. Aus eben dieſem Grunde wird auch der Sauerteig im Oberdeutſchen Hebel und Hefel genannt, wo hebeln auch für ſäuern üblich iſt. Die gleichbedeutenden Wörter von Hefen beſtätigen dieſe Ableitung, wohin das in den gemeinen Mundarten gehörige Bärme, welches mit dem Lat. Fermentum überein kömmt, von dem alten bären, heben, das Oberdeutſche Gärm, Germ, Görm, von gähren, das Oeſtreich. Urhab, Ura, Nura, und andere mehr gehören; ſiehe auch Sauerteig. In Steyermark werden die Hefen Gleger, von legen, genannt.

denſatz des Oehles auch unter dem Namen der Oehlhefen bekannt iſt. Das Bier, den Wein auf den Hefen liegen laſſen, ihn von den Hefen ziehen.

Daher heſicht, den Hafen ähnlich, nach Hefen ſchmeckend. Heſig, Hefen habend, von Hefen trübe.

Etwas bis auf die Hefen austrinken. Die Hefen trinken, figürlich, die unangenehmen Folgen einer Sache empfinden. Die Hefen austrinken müſſen, figürlich, eine Strafe nach aller ihrer Schwere empfinden müſſen. Die Gottloſen müſſen alle trinken und die Hefen ausſaufen, Pſ. 75, 9. Die Hefen des Taumelkelchs haſt du ausgetrunken, Eſ. 51, 17. Auf die Hefen kommen, auf die Hefen ſitzen, auf das Aeußerſte gekommen ſeyn, nicht weiter können. Auf ſeinen Hefen ſtille liegen, figürl. in Ruhe und Sicherheit leben, Jer. 48, 11. Zeph. 1, 12. Figürlich ſind die Hefen des Volkes die geringſten, ſchlechteſten Glieder eines Staates oder eines Volkes.

Bey den Bierhefen unterſcheidet man die Gohre, Gäſcht, Oberhefen oder Spundhefen, welche in der Gährung oben ausgeſtoßen werden, und die Unterhefen, welche ſich nach der Gährung auf den Boden ſetzen.

Die Hefen, welche an das friſch gebraute Bier, ſolches auf den Gährbottichen aufſtoßend zu machen, gethan werden, heißen daher Stellhefen, weil anderes Bier damit geſtellet, d. i. zum Gähren gebracht wird. Es müſſen dieſes keine alte, ſaure und verdorbene, ſondern friſche, junge und bittere Hefen ſeyn. Könnte man aber ja keine junge Hefen haben, ſo gießt man auf die alten friſches Waſſer, und rührt ſie wohl um; davon vergeht ihnen der üble Geſchmack. Hernach vermiſcht man ſie mit Staubmehl und gießt Bier aus dem Bottiche, welches am Feuer erwärmt worden, hinzu.

Wie die Hefen lange gut zu erhalten, ſ. Th. V, S. 182, fgg. Wie ſie zu Wege zu bringen, ſo oft man ihrer nöthig hat, S. 184, f. Wie dieſelben in kurzer Zeit zu vermehren, S. 185.

Die Bierhefen gebraucht man ſowohl zum Backen der Semmeln und Kuchen, als auch zum Branntweinbrennen. Zum Backen braucht man inſonderheit diejenigen Hefen, welche das Bier, nachdem es gefaſſet worden, zum Spundloch auswirft (Spundhefen), welche daher auch Backhefen genannt werden. Einige Bäcker bedienen ſich zwar auch der unreinen Unterhefen, wiewohl ſie nicht von allen Arten von Bier zu gebrauchen ſind; es wird aber nur ſehr ſchlechte Waare daraus verfertiget; und es gehört für das Amt der Policey, eine ſolche Sudelbäckerey, die einen Ekel für dergleichen Waare erweckt, auf das ſorgfältigſte zu verhüten. Bey dem Handel mit den Hefen, oder wo es verſtattet wird, daß andere Leute, als Bäcker, die Hefen aufkaufen, und damit Handel treiben, ſind die Verfälſchungen derſelben faſt unvermeidlich, und es kann alsdann von den Bäckern nicht gefordert werden, gute Waaren zu liefern. Es werden nicht allein Unterhefen unter die Spundhefen gemiſchet, ſondern auch die ſogenannten Ausſpühl= oder Grundhefen von den Fäſſern, wovon das Bier abgezapfet worden.

Die vornehmſten Eigenſchaften guter Hefen, ſowohl zum Backen als Brauen, ſind, daß ſie friſch, rein, leicht, kräftig riechend, nicht ſauer, und von einem guten Geſchmacke ſeyn müſſen. Die vom Weißbiere ſind beſſer, als die vom Braunbiere; jene aber werden eher ſauer, als dieſe, und müſſen daher zeitiger gebraucht werden.

Zum Backen bedient man ſich der Hefen entweder in flüſſiger Geſtalt, oder nachdem man ſie getrocknet hat. Die getrockneten Hefen haben mehr Mehlichtes in ſich, und kommen alſo hierin dem Teige und dem

eigentlichen Sauerteige näher. Die flüſſigen Backhefen ſind ſpirituöſer und kräftiger, und verurſachen, daß der Teig eher aufgeht. Sollen die trocknen Hefen gut ſeyn, ſo müſſen, wenn man ſie drückt, die Finger nicht durchdringen; ſie müſſen zerbrechlich ſeyn, und ſich, ohne zu zerbröckeln, brechen laſſen; ſie müſſen gelb ausſehen und etwas in das bräunliche fallen. Wenn ſie ſchwarz an Farbe und bitter an Geſchmack ſind, taugen ſie nichts. Die trocknen Backhefen probiret man folgendermaßen. Man läßt etwas davon in heißem Waſſer auflöſen, und gießt von dieſem aufgelöſeten Hefen etwas in ſiedend Waſſer; wenn ſie alsdann von dem Boden aufſteigen, und auf der Oberfläche des Waſſers ſind, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie gut ſeyn; fallen ſie aber zu Boden, und bleiben unten liegen, ſo taugen ſie nichts. Man probiret auch die friſchen oder flüſſigen Hefen auf ähnliche Art. Man läßt einen oder ein Paar Tropfen in ſiedend Waſſer fallen; ſind die Hefen gut, ſo bleiben ſie oben, und gerinnen wie Fett in kaltem Waſſer; ſinken ſie aber unter, ſo ſind ſie untauglich.

Wenn die friſchen Hefen ihre Kraft verloren haben, ſo bedient man ſich folgenden Mittels, zu erfahren, ob ſie noch zu gebrauchen ſeyn, oder nicht. In 1 Quart Hefen thut man 2 Eßlöffel voll Branntwein, feinen Zucker, ſo viel als die Größe von 2 Haſelnüſſen beträgt, und 2 Löffel voll Weizenmehl; dieſes rührt man in die Hefen, und ſetzt ſie an einen warmen Ort. Wenn die Hefen nicht ganz verdorben ſind, ſo wird bald eine Gährung darin erfolgen, ſie heben ſich, und müſſen bald verbraucht werden; ſind ſie hingegen verdorben, und mithin untauglich, ſo gehen ſie nicht.

Zu bloßem Rockenbrod kann man keine Hefen nehmen; man nimmt ſie auch nicht zu ſchwarzem Brod, ob es gleich dadurch einen beſſern Geſchmack bekömmt; man hat aber den Zuſatz der Hefen hier nicht nöthig, weil

weil der ſchwarze Teig leichter gährt, als der Teig zu weißem Brode. Man bedient ſich daher der Hefen nur zu weißem Brode, zu den Semmeln und Kuchen. Die Hefen verurſachen, daß der Teig noch mehr aufgeht, und beſchleunigen deſſen Gährung noch beſſer, als der gemeine Sauerteig; daher hat man nicht nöthig, den Teig ſo lange und ſo ſtark zu kneten, weil er leichter durchzuarbeiten iſt. Jedoch geben die Hefen kein ſo weißes, geſundes und wohlſchmeckendes Brod, als der Sauerteig. Daher bedienen ſich einige franzöſiſche Bäcker nicht der Hefen, ſondern ſie machen den Sauerteig vom feinſten Rockenmehl zu ihrem Weizenbrod, und befinden ihn beſſer als den von Weizenmehl.

Man hat Brode, die allein mit Hefen, andere, die allein mit Sauerteig, und noch andere, die mit Hefen und Sauerteig zugleich, zum Aufgehen gebracht ſind. Dieſe verſchiedene Gährungsmittel machen freylich einen Unterſchied des Brodes, welcher aber, wenn ſonſt gehörig dabey verfahren worden, auf die Geſundheit keinen merklichen Einfluß hat. Es gehört aber viel Geſchicklichkeit dazu, wenn ein Sauerteig wohl zugerichtet, und zu rechter Zeit unter den Teig genommen werden ſoll. Ins beſondere iſt dieſes bey den Bierhefen weit ſchwerer, als bey dem Sauerteige. Die Fehler des Brodes, die von Bierhefen herrühren, ſind merklicher, als die, welche vom gemeinen Sauerteige herkommen. Wenn man zu viel oder zu alten Sauerteig genommen hat, ſo ſchmeckt das Brod darnach, und iſt ſäuerlich; hat man aber zu viel oder verdorbene Bierhefen genommen, ſo iſt das Brod ſauer und bitter, im Munde kleberig, und noch weit ſchlechter, als das, ſo mit ſchlechtem Sauerteige eingemacht worden.

Brod, welches anſtatt des Sauerteiges mit Hefen zum Aufgehen gebracht worden, wird Hefenbrod, und in Pommern Pamel genannt.

Vom

Vom Gebrauche der Bierhefen beym Branntweinbrennen, ſ. Th. VI, S. 463, f.

Man pflegt auch kupfernes und meſſingenes Geräth eine Zeit lang in Hefen zu legen, und alsdann daraus zu ſäubern, welches ihnen einen vortrefflichen Glanz giebt.

Die Spundhefen, inſonderheit von Weizenbier, machen eine reine und glatte Haut, wenn dieſe oft damit gerieben oder beſtrichen wird. Die Hefen, welche, nachdem der Branntwein davon gezogen iſt, übrig bleiben, ſind zu Erziehung des Viehes, vornämlich der Schweine, welche davon gar ungemein gedeihen und zunehmen, dienlich.

Von den Cider- (Obſtwein-), Wein- und Oehlhefen, werde ich an gehörigen Orten handeln.

Hefen-Brod, ſ. oben, S. 698.

Hefen-Kuchen, ein junger Kuchen, welcher mit Bierhefen zur Gährung gebracht worden. In Nürnberg werden beſonders die Pfann- und Eyerkuchen, Hefenküchlein genannt, weil ſie daſelbſt auf eben dieſe Art zubereitet werden.

Hefen-Schwarz, ſ. unter Schwarz.

Hefen-Stück, bey den Bäckern, Mehl, welches mit Bierhefen zu einem Teige gemacht worden, und bey den Semmeln anſtatt des Sauerteiges dient.

Hefener, an einigen Orten derjenige, welcher Wein- und Bierhefen zuſammen kauft, und ſolche entweder verbraucht oder wieder verhandelt.

1. **Heft**, (*) (das) derjenige Theil eines Werkzeuges, wobey

(*) Im Niederſ. Hecht, im Engl. und Poln. Haft, im Dän. Hefte, im Angelſ. Haeft. Es ſtammet zunächſt von haben her, ſo fern es ehedem halten bedeutete, und auch heben geſchrieben wurde. In einigen Gegenden iſt es männlichen Geſchlechtes, der Heft. Im Oberdeutſchen lautet es an einigen Orten Haft. Gottſched wollte es Häft geſchrieben wiſſen; allein alsdann müßten auch heben, Hefen, heftig und hundert andere dieſer Schreibart folgen.

bey man daſſelbe angreift und handhabet, der Stiel, die Handhabe, der Griff, L. Manubrium. Das Heft eines Degens, derjenige Theil des Gefäßes, wobey man denſelben angreift; zuweilen auch das ganze Gefäß, wie Richt. 3, 22. Das Heft eines Meſſers, einer Ahle, eines Meißels. Im Hefte wackeln. Eine Sache bey dem Hefte angreifen, an ihrem gehörigen Orte, das gehörige und ſchicklichſte Verfahren beobachten. Siehe Stiel, wo deſſen Unterſchied von Heft gezeiget werden wird.

2. Heft, (*) (das) im Diminut. das Heftchen, Oberd. Heftlein und zuſammengez. Heftel.

1. Ein Werkzeug, vermittelſt deſſen zwey Dinge zuſammen geheftet werden, doch nur in einigen einzelnen Fällen.

1) Die Stecknadeln werden im Oberdeutſchen häufig Heftel genannt, daher auch die Nadler in Nürnberg Hefteinsmacher heißen.

2) Ehedem waren, beſonders im Oberdeutſchen, Hefte, Heftlein oder Heftel, geſpaltene dünne Spangennadeln, gewiſſe Theile der Kleidungsſtücke damit zuſammen zu heften, da ſie dann zugleich einen Theil des Frauenzimmerputzes ausmachten. Zu der Zeit wird der Herr den Schmuck — wegnehmen, und die Hefte und die Spangen, Eſ. 3, 18.

3) Ein kleiner krumm gebogener Haken von Draht mit zwey Oehren an einem Ende, der an diejenige Dingen genähet wird, die man bald an und aus einander hängen will, wie etwann die Wände an den Zelten; da dann dieſes Heft in eine Schlinge oder ein Oehr von Draht eingreift; L. Fibula, Fr. Boucle, Fermaille, Fermeillet. In Niederſachſen wird dieſes Heft

(*) Siehe Heften, von welchem es zunächſt abſtammet. In einigen Gegenden iſt auch dieſes Wort männlichen Geſchlechtes, der Heft. Im Oberdeutſchen lautet es ſehr oft Haft; ſiehe Haft 2.

Heft der Haken, und die Schlinge die Oehſe genannt. In einigen oberdeutſchen Gegenden heißen beyde Stücke der Mönch und die Nonne.

Die Hefte an der Stiftshütte, 2. Moſ. 26, 6. 11. 33. waren vermuthlich von dieſer Art.

4) Bey den Jägern ſind die Heftel (Spannſtöcke) ſtarke unten zugeſpitzte Pflöcke, woran man die Leinen der Tücher und Netze, wenn ſie geſtellet werden, anbindet und befeſtiget; ſ. Heftel.

2. Dasjenige, was zuſammen geheftet iſt. In dieſem Verſtande pflegt man einen oder mehrere Bögen zuſammen gehefteten Papieres oder Pergamentes, es mag darauf geſchrieben ſeyn oder nicht, ſehr häufig ein Heft, Fr. Cahier, zu nennen.

Heft-Eiſen, bey den Glasmachern, ein langes rundes gerades Eiſen, mit einem eben ſo langen hölzernen Stiele, womit ſie ein wenig geſchmelztes Glas aus dem Ofen nehmen, die andern halb verfertigten Gläſer damit gleichſam anzuheften oder zu befeſtigen.

Heft-Faden, ein Faden, womit zwey Stücke Zeuges geheftet, d. i. verloren zuſammen genähet werden; Niederſ. Rijdraht.

Heft-Haken, ſ. den folg. Artikel.

Heft-Lade, Fr. Couſoir, ein Werkzeug der Buchbinder, welches in einem Bret mit zwo Schrauben, und einem mit Haken verſehenen Querbalken beſteht, worin die Bücher geheftet werden; Fig. 1296. Das untere Bret a b ruhet auf niedrigen Füßen; und auf dieſem Bret ſteht neben jeder ſchmalen Seite eine lange hölzerne Schraubenſpindel, h r und k l. Auf den beweglichen Schraubenmüttern dieſer Schraubenſpindeln, f und e, ruhet ein Querbalken oder eine ſtarke Leiſte, c d, welche beynahe von einer Schraubenſpindel bis zur andern einen Einſchnitt hat; in dieſem Einſchnitt ſtecken einige eiſerne Haken mit Flügelſchrauben, welche die Schnüre oder Streifen, worauf ein Buch geheftet wird,

wird, halten, und Hefthaken heißen, g, beweglich, ſo daß man ſie nach der Richtung c d, und wieder zurück verſchieben kann. Ein ſolcher Hefthaken iſt unten in g gekrümmt, in l aber hat er eine Flügelſchraube, daß man ihn alſo in etwas hinauf und hinab ſchrauben kann. Endlich hat das Bret a b in m n einen Ausſchnitt, welcher durch die Leiſte oder Vorlagen (den Vorſchlag) m n ausgefüllet iſt. Letztere kann man abnehmen, und wieder mit 2 Schrauben m und n anſetzen.

Ehe der Buchbinder die gefalzte, geſchlagene und zu mehrerer Sicherheit nochmals collationirte, Materie heftet, ſchneidet er das Vorſetzpapier zu Anfange und Ende des Buches zu, und mißt das Buch mit dem Zirkel aus, wie viel Bünde (Gebünde) er machen muß. Es wird nämlich die Materie eines Buches auf dem Rücken an Bindfaden, welche man Heftſchnüre nennt, oder an Pergamentſteifen angenähet oder angeheftet. Soll jeder Bund auf dem Rücken des bereits mit dem Bande belegten Buches ſichtbar ſeyn, wie z. B. bey den ledernen Bänden von aller Art, ſo nimmt man Bindfaden; ſoll er aber, wie z. B. bey den Pergamentbänden, nicht in die Augen fallen, ſo werden Pergamentſtreifen genommen. Das Format und der Band beſtimmen die Anzahl der Bünde. Nimmt man hiezu Heftſchnüre, ſo werden 7 bis 8 Bünde erfordert, wenn die Materie ein Foliant iſt; und der Rücken muß, ſeiner ganzen Länge nach, in 8 bis 9 gleiche Theile mit dem Zirkel getheilet werden. Bey Quart- und Octavbänden werden etwa 5 Bünde erfordert, und die Länge der Materie wird alſo in 6 gleiche Theile getheilet. Wird hingegen das Buch mit Pergamentſtreifen geheftet, ſo macht man nicht ſo viel Bünde, weil ſie nicht ſichtbar werden ſollen. In Fig. 1297 ſieht man die Bünde bey a vorgeſtellt. Man möge nun aber mit Heftſchnüren oder Pergament

ment heften, ſo müſſen die Bünde in der vorher feſtge= ſetzten Anzahl und Entfernung auf der Heftlade aus= geſpannt werden. Die erforderliche Entfernung kann der Buchbinder genau mit dem Zirkel beſtimmen, da die Hefthaken l g ſich nach der Richtung c d und wieder zurück verſchieben laſſen. In einem ſolchen Haken ha= ket er den Bund oben ein, und beſtimmt mit den Schraubenmüttern f und e die Entfernung der Leiſte c d von dem Bret a b, nach der Stärke der Materie, die er heften will. Hienächſt nimmt er die Vorlage m n ab, durchſticht und befeſtiget jeden Bund mit ei= nem eiſernen oder meſſingenen Heftſtift, Fig. 1298, und ſetzt hierauf die Vorlage m n mit ihren Schrauben wieder an. Solchergeſtalt ſind die Bünde hinter der Vorlage ausgeſpannt, und unter dieſen ſind die Heft= ſtifte. Zuletzt ſchraubet er die Schraubenmutter f und e, und zugleich die Leiſte c d in die Höhe, und ſpannet hiedurch die Bünde ſtraff aus. Iſt etwann ein Bund noch nicht ſtraff genug ausgeſpannt, ſo hilft er mit der Flügelſchraube des Hefthakens nach. Nun= mehr ſchreitet er zum Heften ſelbſt, und macht mit dem letzten Bogen den Anfang, welchen er daher auf das Bret a b in gehöriger Proportion hinter die Bünde legt.

Es giebt eine franzöſiſche und eine deutſche Art zu heften. Die Franzoſen fangen von vorn, oder vom Titel des Buches, an, ſo daß das Obertheil der Bogen allemal in der Heftlade zur rechten Hand zu liegen kömmt. Die Deutſchen hingegen fangen hinten an, ſo daß das Obertheil ihnen zur linken Hand liegt, mit welcher Hand ſie den Bogen unter dem Heften zu halten pflegen. Die deutſche Manier iſt deswegen bequemer, weil die Bogen dem Obertheile der Hand näher ſind, und folglich damit gleicher auf einander gehalten werden können, als wenn man mit der linken Hand ganz herum auf die an= dere Seite greifen, und den Arm ſo lange in die Heftlade ſtecken, oder die Bogen mit der rechten Hand, in welcher man die Heftnadel führt, vergleichen und halten muß.

Zum Heften ſelbſt, gebraucht man, nach Beſchaffenheit der Bücher, ſtärkere oder ſchwächere, faſt $\frac{1}{2}$ Spanne lange, Heftnadeln mit einem weiten Oehr. Es müſſen aber allemal etwas ſtärkere Nadeln, als der Zwirn iſt, genommen werden, damit man durch das dicke Papier beſſer durchkommen, die gehefteten Bögen damit niederſtreichen, und große Löcher ſtechen könne, in welche ſich der Leim recht hinein begeben, und auch die innerſten Blätter des Bogens zuſammen halten möge. Zum Zwirn nimmt man grauen oder ungebleichten, weil dieſer am beſten hält.

Der Zwirn muß nach Unterſchied der Bände erwählet werden, indem ein Duodezband ſtärkern Zwirn erfordert, weil er mehr Blätter hält, als ein Quartant; es muß derſelbe auch recht gleich und feſt ſeyn, und mit Wachs beſtrichen werden, worunter etwas Terpentin und Talg zerlaſſen iſt. Wer die Koſten daran wenden will, kann die Bücher mit Seide heften laſſen; wiewohl es bey franzöſiſchen und engliſchen Bänden ein ganz unnöthiger Aufwand wäre, weil der Rücken ſteif bleibt, und die Seide mit an das Leder gekleiſtert wird; bey hohlen Rücken hingegen, als: Pergamentbänden, welche immer offen liegen ſollen, thut die Seide freylich mehr als der Zwirn. Auch Bücher, deren Bünde im Rücken eingeſäget werden, kann man füglich mit Seide heften.

Die kleinen Vortheile und Handgriffe laſſen ſich beym Heften ſelbſt am beſten zeigen; ich will alſo nur das Nöthigſte anführen. Zuerſt ſticht der Buchbinder mit der Nadel etwas unter den Schnitt b, Fig. 1297, ein, ſo daß eine kleine Schlinge auf dem Rückenfalz des Bogens ſtehen bleibt. Hierauf ſticht er mit der Nadel hinter den erſten Bund c nach d zu, und zwar von dem Innern des Bogens nach dem Aeußern zu, ein, und hernach wieder von dem Bunde c nach b, und zwar von dem Aeußern nach dem Inner zu. Alſo ſetzt er dieſe Arbeit bey jedem Bunde fort, und umſchlingt ihn. Zuletzt ſticht er noch etwas hinter dem letzten Bunde durch den Bogen in d, und zwar von dem Innern nach dem Aeußern. Nunmehr iſt der letzte Bogen der Materie geheftet, und es folgt der vorletzte. Dieſen legt er gehörig gerade auf den vorigen, ſticht in d wieder zuerſt durch, umſchlingt abermal alle Bünde auf vorgedachte Art, und verſchlingt ihn endlich in b durch

vorge-

vorgedachte Schlinge. Solchergeſtalt werden alle Bögen hinter einander geheftet. Man ſieht leicht, daß die Bögen nicht durch einen Bund, ſondern nur durch Zwirn mit einander vereinigt ſind; und dieſe Verknüpfung heißt die **Hauptfitze**. Der Buchbinder erleichtert ſich die Sache, aber nicht ehrlich, wenn er zween Bogen zugleich heftet.

Nach dem Heften wird das Buch **umgeklopft**, da man den Rücken vermittelſt eines Hammers rund austreibt, und den Hammer daher gegen den überſtehenden Schnitt richtet, u. ſ. w.

eft-Nadel, bey den Buchbindern, eine lange Nähnadel, die Bücher damit zu heften; ſ. auf der vorhergehenden Seite.

Auch die Wundärzte und Zergliederer haben gekrümmte **Heftnadeln**, die Wunden und gewiſſe Theile des Leibes damit zuſammen zu heften und zu vereinigen. Fig. 1299.

Dieſe Nadeln beſtehen aus dem Kopfe a b, mit einem Einſchnitt auf jeder Seite, wodurch das Oehr geht; aus dem Körper b c, welcher dicker iſt als der Kopf, damit in der Oeffnung Raum für den Faden und den Kopf entſtehe; und aus der dreykantigen Spitze c d. Zwo Kanten der Spitze müſſen einerley Richtung mit den Einſchnitten des Kopfes haben. Die Nadel wird aus Stahl geſchmiedet und gehärtet. Um das Oehr zu verfertigen glühet der chirurgiſche und anatomiſche Inſtrumentenmacher die Nadel vor dem Härten, biegt den Kopf erſt auf einer, und hernach auf der andern Seite krumm, und giebt in beyden Fällen der Nadel in der Krümmung einen Einſchnitt mit einer feinen Feile. Hiedurch entſteht ſchon in der Mitte eine kleine Oeffnung, die nur noch mit einem vierkantigen kleinen Dorn zu einem Oehr erweitert werden darf. Bey dem Gebrauche wird die Nadel mit einem Nadelhalter gehalten.

Heft-Pflaſter, ein Pflaſter, welches über eine Wunde gelegt wird, damit die Faſen, und dasjenige, womit ſie verbunden worden, nicht heraus falle. Auch ein Pflaſter, die von einander ſtehenden Theile einer Wunde an einander zu halten.

Heft-Scharte. 1. Im Weinbaue, der Stiel oder das Heft an dem Weinmeſſer.

2. Bey den Faßbindern, die Bänder von Weiden, womit die Enden der Reiſe zuſammen gebunden werden, und welche auch Heftſpäne heißen.

In beyden Fällen von dem Oberd. Scharte, ein Stück, ſiehe dieſes Wort.

Heft-Schnur, der Buchbinder, ſ. oben, S. 702.

Heft-Span, Heftſpäne; ſ. Heft-Scharte.

Heft-Stift, ſ. oben, S. 703.

Heft-Strick, im Bergbaue ein Stück Seil, womit das Holz, wenn es in die Grube gelaſſen werden ſoll, zuſammen gebunden wird, und welches, wenn es von Eiſen iſt, ein Schurz heißt.

Hefte, (die) die Handlung des Heftens, ein nur im Weinbaue übliches Wort, das Anheften oder Anbinden der Weinreben an die Pfähle zu bezeichnen. Die erſte Hefte geſchieht gleich nach der Breche im Junius, die andere aber gleich nach der andern Hacke. Siehe Weinſtock.

Heftel, (das) das Diminut. von Heft, für Heftlein; ſ. Heft 2. Bey den Jägern wird es gemeiniglich im männlichen Geſchlechte gebraucht, der Heftel, der Hauptheftel, Spannheftel u. ſ. f. Alsdann iſt es freylich nicht das Diminutivum, ſondern die Endung — el iſt alsdann das Merkmal eines Werkzeuges.

Daher hefteln, das Diminut. des folgenden, mit kleinen Heften oder Hefteln befeſtigen.

Heften, (*) das Activum von dem Neutro haften, haften machen; figere, affigere, Fr. ficher.

1. Ei-

(*) Schon in dem überſetzten Iſidor heftan, bey dem Ottfried aber haftan, im Nieders. und Holländ. hechten, im Schwed. haefta, im Isländ. hefta. Aus dem erſtern erhellet zugleich, daß es ehedem in einem viel weitern Umfange der Bedeutung üblich geweſen; weil daſelbſt heftida auur zi, ſo viel iſt, als er fügte von neuem hinzu, und in Borhorns Gloſſen wird heftan durch nectere erklärt. Bey dem Tſchudi bedeutet heften in Verhaft nehmen. Diejenigen, welche dieſes Wort und deſſen Ableitungen häften ſchreiben wollen, weil das Neutrum

1. Eigentlich, wo es durch den Gebrauch auf verſchiedene einzelne Fälle eingeſchränkt worden, wo es zum zum Theil nur eine Befeſtigung auf kurze Zeit bezeichnet.

1) Mit Nägeln befeſtigen. Die Tiſchler heften eine Leiſte, wenn ſie ſolche anleimen, und inzwiſchen bis der Leim bindet. mit einigen Nägeln befeſtigen. Die Philiſter hefteten Sauls Schedel an das Haus Dagon, 1 Chron. 11, 10.

2) Mit Stecknadeln befeſtigen, wo es beſonders im Oberdeutſchen für anſtecken üblich iſt, daher die Stecknadeln auch daſelbſt Heftel genannt werden. Eben daſelbſt ſind auch die Diminut. hefteln, anhefteln, abhefteln, zuhefteln u. ſ. f. für anſtecken, abſtecken, zuſtecken üblich.

3) Vermittelſt eines Bandes, für anbinden. So wird in dem Weinbaue der Wein geheftet, wenn die Weinreben und Schoſſe mit Stroh an die Pfähle gebunden werden. Siehe Hefte.

4) Durch Hefte und Schlingen, oder Hacken und Oehren, wo beſonders die Zuſammenſetzungen anheften, aufheften, abheften, zuheften u. ſ. f. üblich ſind.

5) Am häufigſten braucht man es von der Befeſtigung durch Nähen, wo man es theils für nähen überhaupt braucht; Fr. coudre. Und ſollt ſie (die Onychſteine) auf die Schultern des Leibrockes heften, 2 Moſ. 28, 12. So heften auch die Buchbinder die Bögen, wenn ſie ſolche auf der oben, S. 701, beſchriebenen Heftlade mit Zwirn oder Seide an einander befeſtigen. Jemanden etwas auf den Aermel heften,

trum haften ein a hat, bedenken nicht, daß das Neutrum und Activum in vielen andern Fällen auf ähnliche Art unterſchieden ſind; z. B. hangen und henken, laben und leben, prallen und prellen, darben und verderben, ſchallen und ſchellen, naſſen und netzen, ſchwanken und ſchwenken, und a. m.

oder ihm etwas aufheften, ſeine Leichtgläubigkeit miß⸗brauchen, ihn einer Unwahrheit bereden. Theils von dem Nähen mit weiten Stichen, zwey Dinge nur auf einige Zeit mit einander zu befeſtigen, welches bey den Schneidern auch anſchlagen, in Niederſachſen aber rijen, rigen, reihen, anreihen, genannt wird. So werden zwey Stücke Zeuges, welche zuſammen genähet werden ſollen, zuvor geheftet. Auch die Wundärzte heften auf ähnliche Art die Wunden, damit die ge⸗trennten Theile zuſammen wachſen.

2. Figürlich. Seine Augen auf etwas heften, ſie auf eine anhaltende Weiſe auf etwas richten. So auch, ſeine Gedanken, ſeine Aufmerkſamkeit auf ei⸗nen Gegenſtand heften.

Das Hauptwort die Heftung, iſt nur in den Zu⸗ſammenſetzungen üblich. Doch kömmt es auch in dem einfachen Worte zuweilen im figürlichen Verſtande vor.

Heftig, (*) einen hohen Grad der innern Stärke habend und bemühet, denſelben thätig zu erweiſen, imgleichen in dieſer Eigenſchaft gegründet.

1. Ue⸗

(*) Im Dän. heftig, im Schwed. heftig. Die wahre Abſtam⸗mung dieſes Wortes iſt auch ungewiß, weil mehrere Wörter und wie es ſcheint, mit ziemlich gleichem Rechte darauf An⸗ſpruch machen können. Bey dem Ottfried Notker und Ta⸗tian kömmt das Wort hebig vor, welches daſelbſt ſchwer, groß, wichtig, heftig bedeutet, zu dem Zeitworte heben ge⸗hört, und das Stammwort von unſerm erheblich iſt. Das Angelſ. hefig, Niederſ. hevig, und Engl, haevy bedeuten gleichfalls wichtig, ſchwer, groß, heftig, ſehr. Daher Wach⸗ter unſer heftig mit vorzüglicher Wahrſcheinlichkeit von die⸗ſem hebig ableitet. Friſch läßt es zunächſt von heften abſtam⸗men, und erklärt es, woran man als geheftet iſt. Ihre ſieht das Isländ. heipt, Zorn, Wuth, als das Stammwort an, und wird darin von der niederſ. Mundart unterſtützt, wo eine hatske Kälte, eine heftige Kälte bedeutet, von Haat, Haß. Allein da heftig nicht bloß auf den Zorn allein einge⸗ſchränkt iſt, das Isländ, heipt auch, allem Anſehen nach, zu dem niederſ. Haat, Haß, und mit demſelben zu Hitze gehört: ſo ſcheint Wachters Ableitung den Vorzug zu verdienen.

1. Ueberhaupt. Ein heftiges (groſſes) Feuer, Eſ. 62, 2. Die Ströme werden ſich heftig ergieſſen, Weish. 5, 23. Die Hitze iſt ſo heftig, daß Niemand dauern kann. Eine heftige Kälte. Das ſchmerzet mir überaus heftig. Ein heftiges Fieber. In dem heftigſten Sturme, Regen, Ungewitter. Ein heftiger Anfall. Beſonders von Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen. Eine heftige Liebe. Ein heftiger Zorn.

2. In engerer Bedeutung, zu ſtarken Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften geneigt, und in dieſer Neigung gegründet. Er iſt ein ſehr heftiger Mann. Eine heftige Natur, ein heftiges Temperament haben.

Hege, die damit zuſammen geſetzten Wörter, als: Hegebereiter, Hegeholz, Hegemahl, Hegereis, Hegereiter, Hegeſäule, Hegeſchau, Hegeſchlag, Hegewaſſer, Hegeweide, Hegewieſe, Hegewiſch, Hegezeit, ſ. unter Hä, im XX. Th. S. 632, fgg.

Hege, ein hölzerner Hammer oder Schlägel; ſ. Heye.

Hegen, ſ. Hägen.

Heger, ſ. Häger.

Hegira. Dieſes arabiſche Wort bedeutet überhaupt eine Flucht. Man bezeichnet aber damit inſonderheit die Flucht Muhameds von Mecca nach Medina, als die Epoche oder Denkzeit, von welcher die Muſelmänner anfangen die Jahre zu zählen. Dieſe Flucht geſchah in der Nacht zwiſchen d. 15. und 16. Jul. des Jahres Chriſti 622, unter der Regierung des Kaiſers Heraklius. Unſer gegenwärtiges 1789ſtes Jahr, iſt das 1203te der Hegira.

Heher, ſ. Häher.

Hehler, im Niederſ. Holker, im Dän. Häker, im Schwed. Haelare, im Walliſ. Celewr, L. Celator, eine Perſon, welche eine ſtrafbare Sache, beſonders, eine geſtohl-

ſtohlne Sache, gefliſſentlich verhehlet. Der Hehler iſt ſo gut wie der Stehler.

1. **Heide**, (die) ein beſonders in Niederſachſen übliches Wort, das Werrig von dem Hanfe und Flachſe zu bezeichnen; ſ. Hede.

Ein anderes niederſächſiſches mit dieſem gar nicht verwandtes Wort iſt Heide, ſo fern es etwas bedeutet, welches man zuſammen ſparet und verſtecket. Ein Heide Aepfel oder Birnen, Aepfel oder Birnen, welche man ſammelt und heimlich aufhebt.

In dem Bremiſch-Niederſ. Wörterbuche wird es ſehr wahrſcheinlich von hödden, hüden, hüten, oder auch von hägen, ſparen, abgeleitet.

2. **Heide**, (die) eine Pflanze mit 8 Staubfäden und einem Staubwege, welche viele holzige, harte, braunrothe Stängel und eine Menge Blätter treibt, welche beſtändig grün bleiben, Erica *Linn*; ſ. Heide-Kraut.

Auch der wilde Rosmarin, Ledum paluſtre *Linn.* wird in einigen Gegenden weiße Heide genannt; ſiehe Porſch.

3. **Heide**, (die) ein ſehr altes Wort, welches ehedem, ſo wie das heutige Feld oder Land, den Städten und bewohnten Oertern entgegen geſetzt wurde, in welcher jetzt veralteten Bedeutung es in den älteſten und mittlern Zeiten noch häufig vorkömmt. So bedeutet Haithi bey dem Ulphilas das Feld; wie Matth. 6. 28. Blomans haithjos die Blumen des Feldes; V. 30. Havi haithjos, das Heu des Feldes; Marc. 1, 6. Milith haithivisn, wildes Honig. So auch bey den ſchwäbiſchen Dichtern, wo es häufig für Flur gebraucht wird.

> Wie ich danne ſunge von den vogellinen,
> Von der h e i d e und von den bluomen.
> Walther von der Vogelweide.

Und ſo in vielen andern Stellen mehr, wovon einige auch die folgende Bedeutung eines Waldes leiden: Ueber Heide und über Wieſe, hieß ehedem ſo viel als

als über Stock und Stein, über Berg und Thal. Noch jetzt heißt im Niederſ. Heide und Weide in verſchiedenen ſprichwörtlichen R. A. ſo viel als alles mit einander, wie es in Hamburg Hey und Wey lautet; einem Heide und Weide vorrücken, alle genoſſene Wohlthaten. Auch im Walliſ. bedeutet Haithio der Acker; ſ. Heide-Schwamm. In dieſer weitern Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo man es nur noch in folgenden zween Fällen braucht, welche Ueberbleibſel derſelben zu ſeyn ſcheinen.

1) Ein großer, wilder, mit Tangel- oder ſchwarzem Holze bewachſener Wald, worin gemeiniglich auch viel Heidekraut wächſt; in welchem Verſtande es in Ober- und Niederſachſen häufig iſt. In dem Sachſenſpiegel heißt es B. 2. Art. 61. Drey Heiden ſint binnen Sachſen, do den wilden thieren fride gemacht iſt by Konigsbann, ane den beeren, wolffen, fuchſen. Die Heiden heiſſen Bannforſte. daz eyne iſt die Heide zv Koyne. der ander iſt der Harz. der dritte di Meideheide. Die Dübenſche oder Tornauiſche Heide, iſt noch jetzt ein im Leipziger Kreiſe bekannter und anſehnlicher Wald, ſo wie die Brandsheide, im Zerbſtiſchen, die Gardelegiſche Heide in der Altmark, die Moſigkauer und Qualendorfiſche Heide im Deſſauiſchen, die Jungfernheide bey Berlin, u. a. m. Indeſſen braucht man doch in der edlen Schreibart ſtatt dieſes Ausdruckes lieber das Wort Wald.

Im Altſchwediſchen war Id, Ed gleichfalls ein Wald. Siehe Hain, welches vielleicht mit dieſem Worte verwandt iſt.

Siehe auch Heide-Knecht. Heide-Reiter.

2) Ein unfruchtbares ebenes Feld, welches ungebauet liegt, weil es weder Getreide, noch brauchbares Gras, ſondern nur Heidekraut, Geniſte und anderes Geſträuch trägt, und in Oberſachſen eine Lehde, in Oberdeutſchland eine Aegerte, Egerte, Egde (vielleicht von Ericetum, und dies von Erica, Heidekraut) und in Rußland eine Steppe genannt wird. Im Niederſäch-

derſächſiſchen gleichfalls Heide, wo vornämlich die Lüneburgiſche Heide, ſo wie die Raſtädter Heide in der Markgrafſchaft Baaden, in dieſem Verſtande bekannt ſind. Der wird ſeyn, wie die Heide in der Wüſten, Jer. 17, 6. 48, 6. David war in der Wüſten Siph in der Heide, 1 Sam. 23, 15. 19. Wie der Löw das Wild frißt in der Heide, Sir. 13, 23.

Im Angelſ. Haeth, im Schwed. Hed, im Dän. Heede. Wachter leitet es in dieſer Bedeutung von haed, ha, hoch, ab, und will, daß es eigentlich ein hoch gelegenes Land bedeute; andere von dem Heidekraute. Man könnte auch leicht auf das deutſche Oede fallen, wenn es nicht glaublicher wäre, daß es in dieſem Verſtande ein Ueberreſt der allgemeinen Bedeutung eines Feldes, im Gegenſatze der bewohnten Städte und Oerter, wäre. Werden doch von unſerm deutſchen Land wüſte und unbebaute Gegenden im Franzöſiſchen les Landes, und im Ital. le Lande genannt, wenn nicht dieſe Wörter durch das von nieſelnden Mundarten eingeſchobene n aus unſerm Lehde gebildet worden; ſiehe daſſelbe. Auf der Inſel Madagascar heißt eine Wüſte gleichfalls Heta.

Die Oberfläche derjenigen Freyplätze, die weder mit Holz, noch mit tauglichem Graſe bewachſen ſind, ſondern weiter nichts, als eine Menge Heidekraut, Porſch, Geniſte, Binſen, Moos u. d. gl. tragen, und welche man daher Heiden, (Lehden) Heidefeld, Heideland, Heidegegenden oder Heideplätze, L. Ericetum, Fr. Bruyère, neunt, beſteht gemeiniglich aus einem trocknen, ſcharfen, ſteingruſigen Erdreiche. Hieraus werden ſich ſchon die Urſachen, warum ſolche, öfters ſehr große und anſehnliche Gegenden, die der Lage nach, weil ſie meiſtentheils in einer völligen Ebene liegen, ſich ſonſt zum Ackerbau ſehr wohl ſchicken würden, bisher wüſte und unbebauet geblieben ſind, von ſelbſt vor Augen legen, zugleich aber auch, daß dieſelben mit Vortheil tragbar (urbar) gemacht werden könnten, wenig Hoffnung übrig laſſen. Ein ſolcher ſteingruſiger Grund könnte wohl nicht anders verbeſſert und zum

Ge=

Getreidebringen geſchickt gemacht werden, als daß man ihn mit einer andern Erdart überfahren ließe; ſ. Th. XI, S. 317, fgg. Allein, dieſe an ſich nützliche Erdvermiſchung, würde doch nur im Kleinen Statt finden können, und daher auf ſolchen großen Einöden wenig zu bedeuten haben. Auch iſt zu zweifeln, daß eine zu ſolcher nützlichen Erdvermiſchung erfoderliche beſſere Erdart allemal in der Nähe angetroffen werden möchte. Der Umſtand, daß auf ſolchen wüſten Plätzen auch nicht einmal Bäume und Strauchwerk wachſen wollen, läßt wenigſtens vermuthen, daß die unter der Oberfläche liegenden Erdſchichten ebenfalls nicht die fruchtbarſten ſeyn müſſen.

Es giebt nur wenige Länder, die von dergleichen wüſten Heiden gänzlich befreyet ſeyn ſollten. In den königl. preußiſchen Staaten trifft man ſolche Gegenden unter andern am häufigſten in einem Theile von Hinterpommern, und in den beyden lezten Kreiſen der Neumark an. So wenig ſolche wüſte und in ihrem Grunde ſelbſt unbrauchbare Gegenden ſich zum Ackerbaue ſchicken, und ſo wenig die Glückſeligkeit eines Landes, wenn ſie auch wirklich urbar gemacht würden, dadurch befördert werden möchte: ſo ſind dieſelben doch, wegen des darauf wachſenden ſtarken und großen Heidekrautes, zur Schaf- und Bienenzucht brauchbar, als welches, wie ich weiter unten zeigen werde, den Schafen und Bienen zur Nahrung dient. Weil indeſſen die Heidegegenden doch nicht allemal und überall vorgedachten ſchlechten Boden haben, und überhaupt keine Oberfläche des Erdbodens, ſie ſey von welcher Beſchaffenheit ſie wolle, gänzlich unfruchtbar iſt: ſo kömmt es auf wiederholte Verſuche an, dergleichen Gegenden, wenn ſie nicht zur Weide und Bienenpflege unentbehrlich ſind, nach Ausrottung des Heidekrautes, zum Getreidebau, zum Holzanflug, oder zu Wieſen zuzubereiten.

Das Heidekraut auszurotten, hat man verſchiedene Mittel erſonnen. Man hat angemerkt, daß die Buche das Heidekraut vertreibe, und dieſes nicht wachſe, ſo weit jenes Baumes Aeſte reichen. Vermuthlich iſt das Buchenlaub Schuld daran, indem dieſes ein ganzes Jahr, und länger, die Erde bedeckt, ehe es fault, hernach aber ſolche locker macht, wodurch Heidekraut, Moos und dergleichen Kräuter ausgerottet werden. Das Heidekraut verträgt auch die Näſſe nicht, und es würde daher daſſelbe, wenn man ſolche Gegenden unter Waſſer ſetzen könnte, leicht auszurotten ſeyn. Gemeiniglich aber fehlt an ſolchen Orten das Waſſer; und Buchen aufzuziehen, wo ſchon Heidekraut wächſt, möchte viel Mühe verurſachen, und doch vielleicht nicht gelingen. Das ſicherſte Mittel, die Heiden in tragbaren Stand zu ſetzen, wenn man auf ihnen keine Sümpfe auszutrocknen, und keine Stöcke auszurotten hat, iſt wohl dieſes, daß man ſie im Herbſte mit dem Pfluge, welcher, der Sicherheit wegen, ein eiſernes Haupt haben muß, aufreißt, und es der Kraft des Winters überläßt, daß er den Boden mürbe machen, und das Unkraut tödten werde. Man darf alsdann nur im folgenden Jahre einigemal den Rührhaken und die Ege zur Hand nehmen, und man wird es mit ziemlicher Hoffnung wagen können, den neu geſchaffenen Acker, wo nicht ſchon im Herbſte mit Weizen, doch gewiß im nächſten Frühlinge mit Hafer oder Hirſe zu beſäen. Ich ſage: mit ziemlicher Hoffnung; denn bey dieſer Art, die Heiden urbar zu machen, wird das Land eine lange Zeit roh bleiben, und erſt nach und nach gut werden.

Ein anderes Mittel, ob es gleich mühſamer iſt, iſt unſtreitig nützlicher; denn es verbeſſert den ſchlechteſten Heideboden auf einmal, und von Grunde aus, und verwandelt ihn bald in fruchtbare Erde, geſetzt auch, daß er mit Heidekraut u. d. gl. ganz überzogen geweſen

ſen

ſen wäre. Man ſticht nämlich, vermittelſt eines Bruſtgrabſcheites, welches man Fig. 1300 abgebildet ſieht, und welches von einem einzigen Manne regiert werden kann, den Raſen Stück vor Stück, nach der Breite des Pfluges, etwa 4 Zoll dick, aus. Die bey A, in die Höhe gerichtet ſtehende kleine Schneide dient, nach der Verſicherung des Hrn. **Mortimer**, eines erfahrnen Landwirthes in England, dazu, um den Raſen ſogleich bey dem Stiche von der übrigen grünen Schwarte abzuſöndern; und man kann es leicht aus der Geſtalt dieſes Werkzeuges abnehmen, daß, wenn das Land nur nicht voll Quecken und Wurzeln iſt, mit demſelben gut zu rechte kommen müßte.

Einen beſondern Pflug, um ein mit Heidekraut überwachſenes Feld damit aufzureißen, von der Erfindung des Hrn. **Ringroſe**, ſtellt Fig. 1301, im perſpectiviſchen Riß dar.

A, der Zaum, iſt 1 Fuß lang, und an dem Vorderende des Tragebaumes mit einem eiſernen Stifte befeſtigt.

B, der Tragebaum, iſt 18 Fuß lang; hinten hat er 4 Zoll im Quadrat. Vom erſten Meſſer bis an das Vorderende nimmt er beſtändig ab, ſo, daß er vorn nur 3 Zoll in der Dicke hat.

C, ein hölzerner Anſchlag oder Backen, welcher 1 Fuß 11 Zoll lang, 3 Z. breit, und 2 Z. dick iſt. Auf der Seite dieſes Anſchlages ſind zwo Oeffnungen für die zwey zirkelförmigen Zungen oder Bögen D und F des Keiles und des Drückers.

D, der Bogen des Drückers iſt 3 Z. breit und 1 Z. dick. Sein Obertheil geht ganz leicht durch die vordere Oeffnung des Anſchlages, und wird daran mit einem eiſernen Nagel befeſtigt, welcher eine Bewegungsſtütze für ihn abgiebt.

E, der Fuß des Drückers, oder der krumme Keil, iſt von ſeinem dicken Ende bis an die Spitze $9\frac{1}{2}$ Z. lang, und 7 Z. breit. Er dient, die Tiefe der Furchen zu beſtimmen, und drückt zugleich das Heidekraut von den Meſſern und vor der Schar nieder.

F, Die zirkelförmige Zunge oder der Bogen des Drückers iſt mit Löchern, welche ungefähr ½ Z. von einander ſtehen, durchbohrt. Sein Untertheil iſt in den Fuß des Drückers eingelaſſen, und kann vermittelſt eines eiſernen Nagels, welcher durch denſelben geht, höher oder niedriger geſtellt werden.

G, das vordere Pflugmeſſer iſt 1 F. 11 Z. lang, 4 Z. breit, und auf dem Rücken ¾ Z. dick. Es ſteht in einer geraden Linie mit der Schar, und mit dem hintern Meſſer. Deswegen wird es unter dem Tragebaume gebogen, damit es einen rechten Winkel formire; wie aus deſſen beyſtehenden beſondern Zeichnung zu erſehen iſt. Seine Stellung aber iſt der Stellung des hintern Meſſers entgegen geſezt, damit es das Heidekraut, indem es über daſſelbe fährt, drücken und ſchneiden könne. Sein Neigungswinkel hat 25 Grad. Sein Schneidepunkt iſt 2 F. 7 Z. von der Spitze der Schar, und 4 F. von dem Vorderende des Tragebaumes entfernt.

H, das hintere Meſſer iſt 2 F. lang, oben 4 Z. und bey der Spitze 1½ breit. Es ſteht von der Spitze der Schar 1 F. 6 Z. ab, und neiget ſich gegen den Horizont mit 20 Grad.

I, die Pflugſchar iſt von der Spitze bis an die Grundraſt 1 F. 2 Z. lang, und hat von der Spitze bis an die Schalter 10½ Z. Ihre ganze Breite iſt 9½ Zoll.

K, ein runder eiſerner Stab, welcher 1 F. 10 Z. lang, und 1 Z. dick iſt. Er hat einen in die Grundraſt eingelaſſenen Kopf, und einen Einſchnitt, durch welchen er oben an dem Tragebaume vermittelſt eines Keiles befeſtigt wird. Seine Entfernung von der Spitze der Schar iſt 9½ Zoll; oben ſteht er von dem Hinterende 1 F. 9 Z. ab.

L, das Erdbret iſt 2 F. 6 Z. lang, 1 F. 3 Z. breit, und 1½ Z. dick. Sein Hintertheil weicht von dem Tragebaume 1 F. 4½ Z. ab, und iſt mit einem ſtarken hölzernen Stabe daran befeſtigt, welcher zugleich durch das Bret und den Tragebaum geht. Es iſt auch an dem Untertheile der rechten Handhabe vernagelt, und an der Säule mit einem hölzernen Stifte befeſtigt. Es macht mit dem Horizonte einen Winkel von 20 Grad.

M, die Säule iſt 2 F. 6 Z. lang, 4½ Z. breit, und 2¼ Z. dick. Ihr Vorderende iſt von der Spitze 1 F. 1 Z. entfernt, und ihr Neigungswinkel hat 20 Grad. Unten iſt

ſie

ſie in die Grundraſt, oben aber in den Tragebaum ein=gelaſſen.

N, die Grundraſt iſt von ihrem Hinterende bis an die Röhre der Schar 1 F. 11 Z. lang, 4 Z. breit, und 3 Z. dick.

O, ein hölzerner Stab, welcher durch das Untertheil der Grundraſt, durch die rechte Handhabe und durch das Erdbret getrieben wird.

P, eine eiſerne Stütze, welche in die Säule und in das Untertheil des Tragbaumes eingelaſſen iſt.

Q, ein runder hölzerner Stab, welcher in die rechte Handhabe und in den Tragebaum eingeſchlagen iſt.

R, R, die Handhaben, (Sterzen) mit welchen der Pflug gehalten und regiert wird. Die ganze Länge der rechten Handhabe, von der Grundraſt bis an ihr Oberende, iſt 5 Fuß. Unten iſt ſie 4 Zoll breit, und $2\frac{1}{2}$ Z. dick. Die Länge der Linken iſt 4 F. 1 Z., die Breite $4\frac{1}{2}$ Z. und die Dicke 3 Zoll.

Dieſer Pflug iſt der Commitee vom Feldbau zu unterſuchen übergeben worden; welche der Meinung war, daß der Zuſatz des vordern Meſſers, die Art und Weiſe ſeiner Wirkung, und der beſondere Gebrauch des Druckkeiles, eine neue Erfindung, und dieſer Pflug ein mit Heide überwachſenes Feld zu brechen und zu bearbeiten, nach dem Zeugniſſe des Hrn. Hanbury, mit Nutzen zu gebrauchen ſey.

Will. Bailey Beſchreib. der nützl. Maſchinen und Modelle, welche in dem Saale ꝛc. München, (1776) gr. 4, S. 57, fgg.

Allenfalls wird es auch ein gemeiner Pflug thun; nur wird man, wenn man ſich deſſelben bedient, hernach die Streifen, die ſein Strichbret auf die Seite gelegt hat, etwa in anderthalb Fuß lange Stücke zu zerſchneiden, die Mühe übernehmen müſſen. Dieſes Verfahren iſt deswegen nothwendig, weil der Raſen verbrennt werden ſoll, welches in ſeinen langen Streifen ſchwer, oder wohl gar nicht, geſchehen könnte. Das übrige dieſer Kunſt kömmt darauf an, daß die Raſenſtücke ſobald ſie trocken geworden ſind, in kleinen hohlen Haufen, 4 bis 5 Fuß aus einander, auf das Feld geſtellt, und zu Aſche verbrannt werden. Dieſe Aſche wird ausgebreitet, und nach dem erſten Regen untergepflüget. Da Hr. v. Juſti, in ſeinem, im 2. B.

der neuen Wahrh. zum Vorth. der Naturk. S. 666, fgg. befindlichen, leſenswerthen Gutachten vom Anbau der jütländiſchen Heiden, auch auf die Methode kömmt, wie dieſe Heiden am kürzeſten und einträglichſten urbar zu machen ſeyen: ſo ſchlägt er dazu gleichfalls das Brennen, nicht nur des Heidekrautes und der Oberfläche, ſondern ſelbſt das Brennen ganzer vorher getrockneter Heideſchollen, vor, weil dieſe Schollen eine Art von durchwachſener Wurzelerde ausmachen, und daher vermittelſt der Aſche dieſer ausgebrannten Erdſchollen ein vortrefflicher Dünger erhalten wird. Alle Feldbeſteller aller Zeiten behaupten, daß man durch dieſes Verfahren nicht nur alle ſaure Säfte und alles Unkraut tödte, ſondern auch das ungeſchlachteſte und dürftigſte Land ſo gutartig und fruchtbar mache, daß es ſich viele Jahre, auch ohne Beyhilfe des Düngers, im vortrefflichſten Zuſtande erhalten werde. Die Vorſicht, welche man hiebey zu beobachten hat, und andere das Brennen des Landes betreffende Umſtände, habe ich bereits im VI. Th. S. 611, fgg. angezeigt.

Was inſonderheit die Zubereitung der Heideplätze zum Holzanflug betrifft, ſo kann das Laub- und Nadelholz auf denſelben entweder durch Beſamung, oder durch Anpflanzen, erzeugt werden.

Heideplätze, worauf junges Holz durch Beſamung angezogen werden ſoll, müſſen durch gehöriges Graben oder Pflügen in den Stand geſetzt werden, daß ſo wenig Heide, als anderes Unkraut, in etlichen Jahren zum Vorſchein kommen kann. Iſt das Heidekraut auf denſelben von hohem Wuchſe, ſo läßt man daſſelbe durch Senſen (*) abhauen und auf die Seite bringen; bey niedrigem iſt das Graben oder Pflügen hinlänglich.

Man

(*) In den niederdeutſchen hohen Ländern, hat man eine eigene Art Senſe oder Sichel, das Heidekraut damit abzumähen, oder vielmehr abzunarben, welche das Siebt oder Heideſicht genannt wird. Es beſteht aus einem 12 Zoll langen und 2 Z.

brei=

Man läßt, nach der Breite ſolchen Platzes, eine $1\frac{1}{2}$ Fuß breite und 1 F. tiefe Furche ausgraben, und die Erde abwärts des zu beſäenden Ortes werfen. An dieſer Furche wird, der Länge nach, von den Arbeitsleuten, ſo viel deren ſind, der Raſen in parallelen, $1\frac{1}{2}$ F. breit von einander entfernten, Linien mit Grabſcheiten durchſtoßen. Der durchgeſtoßene Raſen wird auf gleiche Art in 2 Fuß lange Stücke abgetheilt, daß ſolchemnach die obere Erdfläche gänzlich in $\frac{2}{1\frac{1}{2}}$ fußige Quadrate durchſchnitten vertheilt wird. Zween der Arbeiter laſſen die abgetheilten Quadrate ſtückweiſe vermittelſt ihrer Grabſcheite in die Furche fallen, daß die obere Fläche unten ſchräge zu liegen komme, als wenn ſie mit dem Pfluge wären umgeſtürzt worden; die übrigen graben dieſe Furche bis auf 1 Fuß tief aus, und überwerfen damit jene Erdſchollen. Dieſe Arbeit wird fortgeſezt, bis der ganze Fleck auf die beſchriebene Art riolet iſt. Will man in dieſem bearbeiteten Erdreiche Eichheiſter anziehen, werden ſofort die Eicheln auf die umgeſtürzten quadrirten Erdſchollen, 1 Fuß weit von einander gelegt, und mit der auszugrabenden lockern Erde 2 bis 3 Zoll hoch bedeckt, daß folglich jede Furche mit einer Reihe Eicheln, 1 F. von einander, beſäet wird. Die Bucheicheln hingegen werden, wenn ein Strich 6 Fuß breit umgegraben worden, oben auf geſäet, und vermittelſt einer Harke mit Erde hinlänglich bedeckt. Auf ſolche Art wird dem Heidekraute der Wiederwuchs benommen, und durch die nach und nach verfaulenden Wurzeln und Raſen wird ein lockeres Erdreich unterhalten, worin die Wurzeln der aufgehenden Holzpflanzen dergeſtalt um ſich greifen, daß ſie den Stäm=

breiten Meſſer, welches wagerecht an einem 3 Fuß langen Stiele hängt, der ſich im Umfange des dritten Fußes ſeiner Höhe auswärts beuget. Das Wort Siebt iſt mit Säbel verwandt, und bedeutet ein ſchneidendes Werkzeug. Im Bremiſchen heißt es Segd, da es dann zu Sichel, Säge, Sech, Sache u. ſ. f. gehört.

Stämmen einen Trieb, welcher den geſchwindeſten und beſten Aufwuchs verſpricht, zu geben vermögend ſind.

Bemerkt man, daß im folgenden Sommer nach dem Beſäen, von den ausgeſäeten Eicheln oder Buch-eicheln nicht alles aufgeht, und der Same etwa durch Mäuſe oder andere widrige Zufälle ruinirt worden: ſo iſt nöthig, die leeren Flecke mit Birkenſamen zu über-ſtreuen, um zu verhüten, daß die jungen Bäume nicht buſchartig aufwachſen, ſondern durch Hilfe der aufge-henden jungen Birken in die Höhe, und zum Verſe-tzen zu tauglichen Stämmen getrieben werden.

Nichts iſt einer ſolchen Ausſaat gefährlicher, als die Mäuſe. Zu Abhaltung derſelben möchte das beſte Mittel ſeyn, den beſäeten Ort mit zwo Reihen Löcher einzufaſſen, und zwar auf folgende Art. Man macht, $1\frac{1}{2}$ Fuß lange und breite, und 2 Fuß tiefe Löcher, 1 F. weit von einander um den beſäeten Ort; die zwote Reihe dieſer Gruben kömmt gegen die erſte verſchränkt, wie °₀°₀°₀°₀ zeigt, worin die Mäuſe beym Hinein-fallen ſich zu Tode laufen, weil ſie an der Sanderde aufwärts zu kommen nicht vermögend ſind. Eine ſol-che Einfaſſung giebt auch für Rindvieh und Wildbret eine beſſere Befriedigung ab, als ein Graben und auf-geworfener Erdwall.

Große Plätze durch jetzt beſchriebenes Umgraben zu cultiviren, würde zu koſtbar und langweilig fallen; bey ſolchen bedient man ſich des Pfluges. Man nimmt einen gemeinen Feldpflug, nebſt 9 bis 10 Mann mit Grabſcheiten oder Schaufeln, und theilt den zu beſäen-den Diſtrict in gewiſſe Stücke als Ackerland. Dieſe Stücke werden aus einander gepflüget. Die Arbeits-leute werden nach der Länge des Stückes, welches um-gebrochen wird, vertheilt, welche, ſo oft der Pflug ei-ne Furche gezogen hat, den ihnen angewieſenen Theil der Furche ausgraben, und damit, was der Pflug um-geriſſen hat, bedecken. Iſt dieſes an der einen Seite

des Stückes geſchehen, ſo gehen die Arbeiter auf die andere Seite, und verfolgen den Pflug mit ihrem Ausgraben, bis alle Stücke auf dieſe Weiſe umgepflüget, und zugleich umgegraben ſind. Hiedurch wird das Heidekraut ſo tief mit Erde bedeckt, daß es der Beſamung in Zukunft nicht ſchädlich ſeyn kann, im Gegentheil aber lockern Boden unterhält, der den zarten Wurzeln des jungen Holzes zum Fortkommen gute Dienſte leiſtet.

Hiebey iſt zu beobachten, daß 1) die auf vorbeſchriebene Art bearbeitete Stücke ſo einzurichten ſeyn, daß die Furchen mit dem Abhange des Berges fortlaufen, um der überflüſſigen Feuchtigkeit einen Abzug zu verſchaffen; 2) dieſe Arbeit im Herbſte vorzunehmen, wenn auch das Beſäen erſt im folgenden Frühlinge geſchehen könnte, weil, zumal der kleinkörnige Same in dem tief umgebrochenen friſchen Erdreiche nicht gut fortwächſt; 3) zu Nadelholzbeſamungen die Stücke nicht zu breit zu machen; 20 Fuß wäre auf etwas feuchtem Boden breit genug; wo es hingegen trocken iſt, können ſolche breiter ſeyn. Die Abſicht dabey iſt, zu verhüten, daß die Erde im Winter nicht zu feucht werde, damit die jungen Nadelholzpflanzen durch den Froſt nicht in die Höhe gehoben, und bey dem Wiederaufthauen die Wurzeln von der Erde entblößet werden. 4) Die Stücke ſind deswegen (vornämlich zu Nadelholz) alle aus einander zu pflügen, damit in der Mitte jedes Stückes eine tiefe Furche, und da, wo zwo Seiten der Stücke an einander kommen, eine Erhöhung abgebe, die überflüſſige und ſchädliche Winternäſſe abzuleiten. 5) Um dem zarten Nadelholze im erſten Sommer vor der Sonnenhitze Schutz zu geben, kann man rauhen Hafer auf das Land ſäen und unteregen, alsdann mit Nadelholzſamen beſäen, und mit einer beſonders dazu eingerichteten Schleppe zur Erde bringen. Man bindet nämlich an einer langen ſchwanken Stange Zweige von Fichten = Tannen= oder anderm Buſchwerke, mit dem dicken Ende dicht an der ganzen Stange; an beyden Enden der Stange, auch nach Beſchaffenheit in der Mitte, befeſtiget man Stricke, womit zwo oder mehrere Perſonen den Samen einegen.

Bey Pflanzung junger Heiſter verfährt man folgendermaßen. Hohes Heidegeſträuch wird ſtrichweiſe, etwa 40 bis 50 Schritt breit, nach beyden Seiten ab=

geräumet; alsdann ſteckt man eine Linie oder Garten⸗ſchnur an einem Ende des abgeräumten Ortes, der Breite nach, quer über, und ſtößt mit einem Grabſcheit daran herunter, dergleichen auf eines Fußes Breite nochmal geſchieht. Der auf ſolche Art losgeſtochene Raſen wird ausgegraben, und auf der Seite, wo die Schnur gezogen iſt, geleget, damit die oben geweſene Fläche unten komme. Auf einer Breite von 5 Fuß geſchieht ein gleiches. Mithin hat man ein 5 Fuß brei⸗tes Beet, welches an beyden Seiten mit Raſen belegt iſt. In der Mitte dieſes Beetes wird eine Furche, et⸗wa 1 Fuß breit, ausgeſtochen; der Raſen wird auf die Seite geworfen, und in dieſe Furche werden alsdann Heiſter von 1 bis 8 und mehr Fuß lang, 1 ½ bis 2 Fuß von einander geſetzt. Die Wurzeln werden aus den Seitenfurchen mit etwas lockerer Erde beworfen. Man continuirt damit, daß eins ums andere, ein Beet von 5 Fuß, und ein Graben von 2 Fuß breit kömmt, ſo weit man will. Die Gräben werden an den Seiten ſenkrecht geſtoßen, auf 1 Fuß tief, und die ausgegra⸗bene Erde wird zu beyden Seiten auf die vorbeſchrie⸗benermaßen bepflanzten Beete vertheilet. Iſt man ſo weit fertig, wird das abgeräumte Heidekraut zu Aus⸗füllung der Gräben verwendet, um ſowohl an den Sei⸗ten den Wiederwuchs des Heidekrautes zu verwehren, als auch durch deſſen Verweſung ein lockeres Erdreich zu unterhalten. Iſt aber das Heidekraut nicht ſo lang, daß ſolches abzumähen nöthig iſt, ſo muß im dritten Jahre nach geſchehener Pflanzung, zu Anfange des Sommers bey trockner Witterung, das an den Sei⸗ten der Gräben wieder hervorſproſſende Heidekraut mit einer ſcharfen eiſernen Schaufel durchſtoßen werden. Hat man junge Birken vorräthig, ſo würde von gutem Nutzen ſeyn, ſogleich nach geſchehener Pflanzung der Heiſter, junge Birken in die Gräben zu ſetzen, um da⸗mit das wieder wachſende Heidekraut zu unterdrücken,

und

und den Heiſtern einen beſſern Trieb in die Höhe zu verſchaffen. Sollten hernach ſolche Birken den Heiſtern im Wachsthum zuvor kommen und überhand nehmen wollen, ſo iſt leicht durch ihr Abhauen Luft zu machen.

Die jungen Heiſter müſſen, nachdem ſie ausgehoben worden, an den Wurzeln dergeſtalt beſchnitten werden, daß alles gequetſchte davon komme; auch werden alle Aeſte und Augen bis an den Gipfel glatt weggeſchnitten. Im nöthigen Falle, wenn die Heiſter etwa dünn und langſtämmig ſind, kann man die obere Spitze abſtutzen, und alsdann, ſo bald als möglich, pflanzen, damit die zarten Wurzeln nicht verdorren. 2) Die oberſten Wurzeln an den Heiſtern müſſen beym Setzen in der Oberfläche des Erdbodens zu liegen kommen, welche hernach beym Auswerfen der Gräben hinlänglich mit Erde bedecket werden. 3) An Orten, wohin kein Vieh kömmt, kann man zu ſolcher Pflanzung Heiſter, die ſchon 1 Fuß hoch ſind, gebrauchen; und iſt dabey eine Furche zum Platze der Wurzeln auszuſtechen nicht nöthig, ſondern man ſtößt in der Mitte der Beete nur mit einer Schaufel entlang, und bieget das Erdreich etwas von einander, um die Herz- oder Pfahlwurzel darein ſtecken zu können; auch müſſen alsdann die Beete 1 Fuß, und die Gräben ½ Fuß ſchmäler ſeyn. 4) Heiſter, (zumal Eichen,) welche über den Wurzeln 7 und mehr Fuß lang ſind, kann man in den Reihen weiter aus einander ſetzen. 5) Hat man eine Pflanzung vor kleinen Heiſtern, von etwa 1 Fuß, ſo nahe an einander, wie vorgeſchrieben, geſetzt, und es wäre in der Folge zu befürchten, daß ſich ſolche zu nahe kommen wollten: ſo kann man nach einigen Jahren etliche wieder ausheben, und an einen andern Ort verpflanzen.

101. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1768.

Um die **Heideplätze** zu nützlichen **Wieſen** zuzubereiten, bricht und lockert man ſie, nach abgeräumtem Heidekraut, auf, welches bey trocknem Wetter am leichteſten von ſtatten geht. Man läßt ſie ſolchergeſtalt aufgeriſſen liegen, damit die Feuchtigkeit der Luft und der Regen hinein wirke, und zum Theil auch die darin vorhandenen Salze, als den Stoff der Fruchtbarkeit, auflöſe. Alsdann düngt man ſie, und zwar, wo möglich, mit Salzaſche, oder mit zerſtoßenem Pfannenſtein aus

 den

den Salzſiedereyen, mit etwas Holzaſche vermiſcht, und ſtreuet hernach Samen von allerhand Futterkräutern und Gräſern hinein.

Bey gerichtlicher Taxirung der Lehen- und Landgüter iſt das Heideland allemal, nach Abzug deſſen, ſo der Hütung unumgänglich nöthig iſt, auf ein Gewiſſes anzuſchlagen. Es iſt aber dabey ein Unterſchied zu machen, ob es noch einigermaßen gut iſt, und zu tragbarem Acker gemacht werden kann, oder ob es ganz ſchlecht und unbrauchbar iſt; imgleichen, ob es in der Nähe, oder weit abgelegen iſt, und nicht wohl bebauet werden kann. Iſt der Acker gut, auch nicht gar zu weit entlegen, ſo wird er entweder nach Morgen angeſchlagen, oder es wird die ordinäre Ausſaat in etwas erhöhet, dieſe aber nebſt den Koſten, welche zur erſten Cultur erfordert werden, vergütet.

Für einen Morgen in die Cultur zu bringen, pflegt in Pommern 1 Rthlr. angeſetzt zu werden, welche Unkoſten aber nicht von der jährlichen Abnutzung, ſondern von dem Capital, abzuziehen ſind, weil das Heideland, wenn es einmal ausgepflüget iſt, künftig nicht alle Jahre ſolche Unkoſten erfordert.

Iſt das Heideland aber ſehr ſchlecht, (d. i. wenn es etwa nur im 6ten oder 9ten Jahre beſäet werden kann,) und weit abgelegen, ſo wird es entweder gar übergangen, (weil ſonſt die Unkoſten an Pflügen und Ausſaat ſich höher belaufen würden, als die Abnützung einbrächte; und wofern die Schäferey deshalb wäre vergrößert worden, dieſe dagegen wieder zu verringern ſeyn würde, wobey denn ſchlechter Vortheil wäre;) oder die Schäferey deshalb etwas höher angeſchlagen. Wäre es aber ſo groß, daß ein ganzes Ackerwerk oder eine Schäferey darauf geleget werden könnte, ſo iſt auch hierauf allerdings zu reflectiren.

Der beſte Gebrauch, den man von Heideländern machen könnte, würde wohl darin beſtehen, daß man, in deſſen Abſicht, die Schäferey zu verſtärken ſuchte; zu

zu Anlegung eines Ackerwerkes aber wird es, wie ich bereits erwähnt habe, mehrentheils untauglich bleiben, und am Ende mehr Koſten verurſachen, als Nutzen bringen.

4. **Heide**, (der) eine Perſon, welche außer der Erkenntniß des wahren Gottes lebet, ein Ungläubiger im weitern Verſtande; L. Ethnicus, Gentilis, Paganus; daher im alten Teſtamente alle Völker außer den Juden, heut zu Tage aber alle außer den Juden, Chriſten und Türken Heiden genannt werden, ob man gleich in den mittlern Zeiten auch die Türken mit zu den Heiden zu zählen pflegte. Im gem. Leben einiger Gegenden ſind die Zigeuner unter dem Namen der Heiden in engerer Bedeutung bekannt. Auch ein noch ungetauftes Kind wird im g. L. häufig ein Heide genannt, weil es noch nicht auf eine ſichtbare Art in die Gemeinſchaft des wahren Gottes aufgenommen iſt. Siehe auch Heiden-Haar und Heiden-Haut.

Dieſes Wort iſt eigentlich ein abgeleitetes; denn es iſt von Heide, das Feld, das Land, im Gegenſatze der Stadt (ſ. Heide 3) gerade auf eben die Art gebildet worden, wie das Lat. Paganus von Pagus. Es iſt bekannt, daß, als Conſtantin und deſſen Söhne die Götzendiener aus den Städten verbanneten, ſich dieſe auf das Land und in die Dörfer, in Pagos, begaben, und daſelbſt ihren Götzendienſt in der Stille fortſetzten, daher ſie von den lateiniſchen Chriſten gegen das Ende des 4ten Jahrhundertes Pagani genannt wurden. Als die Deutſchen ſich zur chriſtl. Religion bekannten, überſetzten ſie nebſt vielen andern chriſtlichen Kunſtwörtern auch dieſes wörtlich, und nannten einen Götzendiener einen Heidener, einen Bewohner des flachen Landes, woraus mit der Zeit der Heiden, und noch kürzer der Heide geworden. Hieraus erhellet zugleich, woher das n in den übrigen Endungen außer der erſten kömmt.

Gottſched, der alle gleichlautende Wörter von verſchiedener Bedeutung auch durch die Schreibart unterſchieden wiſſen wollte, ſchrieb Hayde, ein Wald, Heide ein unfruchtbares Stück Land, und Heyd, paganus; allein zum Unglücke war er in Ableitung der Wörter, die doch hier den Ton angeben ſollte, faſt allemal unglücklich, daher dieſe und andere Neue-

rungen auch nur bey einigen wenigen ſeiner nächſten Anhänger Bey all gefunden haben.

Heide=Bereiter, ſiehe Heide=Reiter.

Heide=Beſen, ein Beſen von Heidekraut, deren man ſich in einigen niederſächſiſchen Gegenden häufig bedient; ſ. unten, S. 733.

Heide=Biene, Bienen, welche man den Herbſt über in die unfruchtbaren Heiden trägt, und daſelbſt ihren Honig einſammeln läßt, wie ſolches in einigen niederſächſiſchen Gegenden ſehr üblich iſt. Sie ſind kleiner und ſchwärzer als die Bienen aus fettern Gegenden. Der von ſolchen Bienen, welche man in unfruchtbaren Heiden ſtehen gehabt, geſammelte Honig, wird daher Heidehonig genannt, und iſt hochgelb von Farbe; ſiehe Th IV, S. 674, fgg.

Heidebienen=Kraut, Ledum paluſtre, *L.*; ſ. Porſch.

Heide=Böckchen, in Oberſachſen, Haufen, welche man auf dem Felde von dem abgemähten Heidekorne macht, damit die Körner deſto beſſer austrocknen können; ſ. Th. VII, S. 225.

Heide=Buſch, im gem. Leben, beſonders Niederſachſens, ein jedes ſtrauchartiges Gewächs, welches nur auf den unfruchtbaren Heiden wächſt, und auch Brake genannt wird; dergleichen das Heidekraut, der Ginſter u. a. m. ſind. Siehe Heide 3, 2.)

Heide=Deich, in Niederſachſen, ein kleiner Deich, welcher in den Mohren und ſumpfigen Heiden aufgeworfen wird.

Heide=Feld, ſiehe oben, S. 712.

Heide=Fench, eine oberdeutſche Benennung des Heidekornes.

Heide=Gegend, ſ. oben S. 712.

Heide=Gras, Lichen islandicus *L.*; ſ. Th. XIV, S. 76.

Heide=Grütze, die aus dem Heidekorne bereitete Grütze; ſ. Th. VII, S. 230.

Heide=Honig, ſ. Heide=Biene.

Heide=

Heide-Kern, Tormentilla *L.*; ſ. Tormentill.

Heide-Knecht, in einigen Gegenden, ein Unterförſter, ein geringer Forſtbedienter, welcher dem Heidereiter, oder Förſter untergeordnet iſt, und auch Heideläufer, Forſtläufer und Forſtknecht genannt wird; ſiehe Th. XIV, S. 537.

Heide-Korn, der oberdeutſche Name derjenigen Pflanze und ihres Kornes, welche in Ober- und Niederſachſen unter dem Namen des Buchweizens am bekannteſten iſt. Siehe Th. VII, S. 217—243.

Heide-Kraut. 1. Ein jedes Kraut, welches auf dürren unfruchtbaren Heiden wächſet; ſ. Heide 3. 2).

2. In engerer Bedeutung eine Pflanze mit acht Staubfäden und einem Staubwege, welche bey uns an unfruchtbaren Oertern, beſonders auf den dürren Heiden in großer Menge wächſt, und auch Heide, in Niederſachſen auch Brüſch, Heede und Heen genannt wird; Angelſ. Haeth, Engl. Heath, L. Erica, Fr. Bruyère.

Vermuthlich hat dieſe Pflanze den Namen von ihrem gewöhnlichſten Aufenthalte, d. i. den unfruchtbaren Heiden, da dann der Name Heide aus Heidekraut verkürzet ſeyn würde; obgleich Andere es umdrehen und die Heiden von dieſer Pflanze benannt wiſſen wollen. Indeſſen ſteht es dahin, ob nicht die vorworren unter einander gewachſenen Stängel zu deſſen Benennung Anlaß gegeben, da denn der deutſche Name Heide, zu dem Niederſ. Heide oder Hede, (ſ. Hede,) der lat. Name Erica aber zu unſerm Werrig, Werk gehören würde.

Das Heidekraut, Erica, iſt eines der zahlreichſten Geſchlechter, wovon Linné 60 Arten angegeben hat. Die meiſten davon wachſen in Aethiopien, und gehören zu den ſeltenſten. Auch die europäiſchen laſſen ſich nicht füglich außer ihrem Geburtsorte erziehen. In unſern Gegenden findet man am meiſten folgende zwo Arten:

1. Gemeine pfeilblätterige Heide, rothe Heide, Heidekraut, glatter Heideſtrauch, Erica prima *Matthiol. Lacun. Dod.* & *Dalechamp.* Erica myricae folio

folio, *Penae, Lobel.* & *Cluſ.* Erica vulgaris, *Trag.* & *Thal.* Erica vulgaris ſ. pumila *Gerard.* Erica vulgaris glabra *C. Bauh.* Erica vulgaris humilis ſempervirens flore purpureo *J. Bauh.* Erica foliis imbricatis glabris *Hall.* Erica vulgaris, antheris bicornibus incluſis, corollis inaequalibus campanulatis mediocribus, Foliis oppoſitis ſagittatis *Linn.* Engl. Common Heath.

2. Sumpfheide, brabantiſche oder niederländiſche Heide, braunrothe oder rothſchwärzliche Beſenheide, Winterheide, Erica pumila altera Belgarum *Lob.* Erica ex rubro nigricans ſcoparia *C. Bauh.* Erica brabantica, folio coris hirſuto, quaterno *J. Bauh.* Erica Tetralix, antheris bicornibus incluſis, corollis ſubgloboſis aggregatis folio longioribus, foliis quaternis ciliatis patentibus *Linn.* Engl. Dutch Heath, Beſome-Heath.

Dieſe beyderley Arten ſind in vielen königl. preuſſiſchen Ländern ſehr gemeine, niedrige, immergrüne Sträuche, von verſchiedener Geſtalt, Höhe und Stärke. Sie pflanzen ſich durch den Samen und die Wurzeln in dem ſchlechteſten, kalkgründigen, harten, rauhen, ſteinigen, auch in einem brennend heißen, ſandigen, wüſten, verangerten Grunde, und ſelbſt im Flugſande fort; wiewohl ſie auch in Niederungen das Waſſer auf einige Zeit vertragen, wobey ſie alsdann ihr glattes Anſehen verändern, und rauch oder etwas wollicht, und zugleich größer werden. Ein gedüngtes fettes Land, wenn es noch dazu bearbeitet wird, vertragen ſie nicht, ſondern ſie werden durch die Bearbeitung und Düngung bald ausgerottet, ſo wie ſie im Gegentheil in einem verwilderten, ungebauten, ganz unfruchtbaren Boden ſtark überhand nehmen, alles neben ſich vertreiben, und den Anflug des Holzes völlig hindern. Sie wachſen zwar beyde an freyen und aller Witterung ausgeſetzten Orten, in ſandigem Boden, und die letztere an mooſigen

Orten,

Orten, um die Ellern ſehr ſtark; ſie beſtauden ſich aber auch in dicken ſchattichten Fichtenwäldern nicht wenig.

Das Heidekraut No. 1, giebt in manchen Ländern, ganzen Förſten und Revieren den Namen der Heiden. Oefters findet es ſich in ſolchen Wäldern nicht immer eben ſo ſtark, daß es den Boden überlaufen und einnehmen ſollte: wo es aber recht überhand genommen hat, da iſt an kein Aufkommen des jungen Holzes zu denken, ehe es nicht getilget worden iſt. Denn ſeine ſehr weit auslaufende, zähe, braunrothe, kriechende Wurzeln, welche oberwärts in der Dammerde ziemlich hoch ausſtreichen, ſaugen alles aus, und entziehen dem jungen Holze die Nahrung. Sie treiben Stängel, welche überaus hart, zäh, dauerhaft und von gleicher Farbe ſind. Dieſe bleiben im Freyen, wo ſie die Schafe beſtändig abweiden, immer jung, kurz und grünend; ſonſt wachſen ſie auch zuweilen 1 bis 4 Fuß hoch, bekommen viele Zweige, und ſtrecken ſie am unterſten Ende, insgemein gar ſehr leicht. Die Zweige ſind mit ſehr feinen, dunkelgrünen, dicht und ſchuppenweiſe über einander liegenden und kreuzweiſe ſtehenden Blättern beſetzt, und grünen beſtändig. Bey No. 1, geben ſie den Sträuchen ein ſehr angenehmes Anſehen des Cypreſſenbaumes oder der Tamariskenſtaude; bey No. 2. hingegen, welche ihre beſondere Schönheit hat, ſtellen ſie die Rothtanne im Kleinen ziemlich ähnlich vor. Die häufigen Blätterchen, welche die Zweige ganz bedecken, ſind kurz, oval, rauh, hart, auch ein wenig zurück gebogen, und ſtehen paarweiſe, zumal an den äußerſten Zweigen, wo ſie zugleich kreuzweiſe abwechſeln, und eine von den an den unterſten Aeſten befindlichen Blätterchen etwas verſchiedene Lage und Diſtanz nehmen, da ſie ſonſt an den untern Theilen der Zweige mehr zuſammen gezogen ſind. Bey No. 2. ſind die Stängel und Zweige kürzer, und dünner, höchſtens 1 Fuß hoch. Die dicken, ſchmalen

und ſehr ſpitzigen Blätterchen daran, welche wie die Nadeln der Rothtanne ausſehen, wachſen dicht, ſtehen aber doch ſehr weit aus einander, und zwar insgemein zu drey beyſammen, und fallen nicht leicht, auch nicht bald, ab. Die Blumen von No. 1, welche am Ende des Sommers und den ganzen Herbſt über anzutreffen ſind, haben eine Farbe, die ſich aus Purpur auf Violet zieht, oder weiß, auch wohl fleiſchfarben iſt. Sie ſtehen zwiſchen gedachten Blätterchen, auf ſehr kurzen Stielchen, insgemein nach einer Seite zu. Ihre äußere Kelchblätter ſind zum Theil haarig, zum Theil mit feinen Sporen verſehen; der innere Kelch aber, welcher größer iſt als die Blumenkrone, iſt auch zugleich färbig, und fällt nicht ab, ſondern verwelkt vielmehr mit der Frucht ſelbſt. Das rundliche Samenbehältniß iſt von dem Kelche ganz umgeben, öffnet ſich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Samen. Die Blumen von No. 2. kommen im Herbſte zum Vorſchein, haben eine cymbelförmige Geſtalt, weiße oder rothe Farbe, und ſind größer als die vorigen, ſtehen aber nicht in ſo langen Spitzen. Die trockenen Kelche bleiben nach dem Verblühen faſt immer an dem Stängel, und geben daher den Unwiſſenden Gelegenheit, zu glauben, daß ſie blühen.

Das Heidekraut iſt insgemein verhaßt. Wo es ganze Fluren bedeckt, verhindert es inſonderheit, erwähntermaßen, allen Aufluz vom jungen Holze. Man hat daher, wie ich oben, S. 714, fgg. gezeigt habe, auf Mittel geſonnen, daſſelbe auszurotten, und die Heideplätze zu tragbarem Lande zu bearbeiten. Man hat indeſſen doch auch das Heidekraut auf verſchiedene Art zu nützen geſucht.

Das Kraut giebt zu allen Zeiten, ſowohl im Sommer als Winter, für die Schafe eine gute Weide; wie denn auch auf der Lüneburger Heide eine Art Schafe erzogen wird, welche kleiner, aber fetter und wollreicher

cher ſind, als andere Schafe, und, weil ſie ſich vorzüglich von der Heide nähren, Heideſchafe, in Niederſachſen auch Geeſtknabben (von Geeſt, hohes, unfruchtbares Land), im Lüneburgiſchen und um Hamburg Schnicken, Schnucken, Heideſchnucken, woraus einige Hochdeutſche Heideſchnaken und Heideſchmacken gemacht haben, (vermuthlich vom Angelſ. ſnicean, kriechen,) genannt werden. In Hinterpommern und der Neumark haben die dortigen Schäfer, wenn das Feld auch mit dem tiefſten Schnee bedeckt iſt, eine Erfindung, ihren Schafen den Genuß des Heidekrautes zu verſchaffen. Sie gehen nämlich, indem ſie ihre Heerden austreiben, mit einer großen Krücke, welche wie eine Ofenkrücke, womit man die Kohlen aus dem Backofen hervor zu ſchieben pflegt, geſtaltet iſt, voran, und ziehen mit derſelben, Strich bey Strich, den Schnee von dem damit bedeckten Heidekraute herunter. Dieſes kömmt wegen ſeiner Höhe ſogleich hervor, und die herbey eilenden Schafe können ſich alsdann an demſelben ungehindert ſättigen. Im Nothfalle kann man auch im Winter Pferde, wie auch das Rindvieh, damit füttern. Es iſt auch zu dieſer Zeit eine gute Nahrung für das Rothwildbret. Es nützt ferner bey der Bienenzucht, und die Bienen ſammeln daraus viel und guten Honig, den ſchon Plinius, Hiſt. nat. XI, 16. Mel ericeum nennt. Wo rothblühende Heide häufig wächſt, wird man feuerrothen Honig einſammeln. In einigen Gegenden pflegt man ſogar die Bienenſtöcke und Körbe, zur Zeit der Heideblüthe, gleichſam zur Maſt dahin zu fahren.

Das Heidekraut ſoll nur alsdann recht für die Bienen ergiebig ſeyn, wenn man an der Blüthe deſſelben einen kleinen Schmetterling mit blauen Flügeln ſitzen, und daneben in größſerer Menge, als ſonſt, herum fliegen ſieht.

43. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1773, S. 346.

Ferner kann das Heidekraut, anſtatt der Eichenrinde, zum Gärben des Leders gebraucht werden.

Schon

Schon vor einiger Zeit kam Hr. D. Alb. Gesner, Leibmedicus bey dem Herzoge zu Würtemberg, auf die Gedanken, anſtatt des Staubes von der Rinde junger Eichen, das Heidekraut, welches im Ofen getrocknet, und hernach zu Pulver gemacht worden, zum Gärben zu nehmen. Er hat Verſuche damit angeſtellt, die ihm ſehr gut geglückt ſind, und hat der göttingiſchen Akad. der Wiſſenſ. einige, nach dieſer Art zubereitete, Stücke Leder überſchickt, die ſehr gut geſchienen. Die einzige Unbequemlichkeit, die er dabey gefunden, iſt, daß die Operation länger dauert. Nachher haben zween Engländer, Tho. Rankin und Holt Waring eine ähnliche Methode erfunden, und den 13. May 1766 dem Parlament in Ireland vorgelegt, auf deſſen Befehl dieſelbe auch öffentlich bekannt gemacht worden iſt.

Man läßt nämlich das Heidekraut 3 Stunden lang in einem großen kupfernen Keſſel kochen, und gießt hernach dieſes Waſſer in große Kufen, welche etwas erhaben ſtehen müſſen, damit das Waſſer wieder abgelaſſen werden könne. Es müſſen aber die Häute nicht eher in die Gärbekufen gelegt werden, als bis das Waſſer den Grad der Wärme, den das Blut von friſch geſchlachtetem Vieh hat, erreicht hat. Dieſer Grad der Wärme verurſachet, daß das Waſſer die Häute beſſer durchdringt, und die Operation viel mehr beſchleuniget, als die gewöhnliche Methode, da man den Liquor kalt gebraucht. Man muß aber ſchlechterdings keine eiſerne Keſſel zum Abkochen des Waſſers gebrauchen, weil das Leder davon ſchwarz und hart werden, auch brechen würde. Je öfter man das lauliche Waſſer abläßt, und friſches Gärbewaſſer aufgießt, welches, wie geſagt, die natürliche Wärme des Blutes haben muß, deſto eher geht das Gärben von ſtatten, und deſto beſſer wird das Leder. Das Gärben mit Eichenlohe kömmt damit gar nicht in Vergleichung.

London. Magaz. May. 1766, S. 269.
Neues Brem. Magaz. 1. Band, S. 359, f.
57. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766, Col. 909, fgg.
No. 1. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1767, S. 11.
Hirſch geſammelte Nachr. der ökon. Geſellſch. in Franken, a. d. J. 1767, S. 256.
Stahls Forſtmagazin, 19. S. 332, f.
Berlin. Magaz. 4. B. 3. St. S. 296, f.

In

In dem Lüneburgiſchen werden aus den Stängeln des Heidekrautes Beſen verfertigt, die in großer Menge unter dem Namen der Heidebeſen nach Hamburg, und von da weiter nach Holland, gebracht werden. Ein gleiches geſchieht auch in Italien, in dem Großherzogthum Florenz, wo daher dieſer Strauch insgemein Scopa genannt wird. Aus den zarteſten Spitzen dieſer Stängel oder Ruthen werden auch in Frankreich die Kleiderbeſen, Fr. Vergettes, gemacht, deren Verfertigung eine beſondere Fabrik daſelbſt ausmacht.

Auf der Inſel Ilay, einer von den hebridiſchen Inſeln in Scotland, macht man Ale (engliſch Bier) von den Spitzen des Heidekrautes, wozu man $\frac{1}{3}$ Malz, und zuweilen auch ein wenig Hopfen nimmt.

In Scotland wird das Heidekraut anſtatt der Betten, und in mitternächtlichen Ländern zur Bedeckung der Häuſer, gebraucht. Ein mit Stroh und Heide gedecktes Dach liegt weit länger als ein bloßes Strohdach, weil der Wind darin nicht ſo, als in dieſem, wüthen und es abdecken kann.

10. Band des überſ. Muſeum ruſticum & commerc. Lpz. 1769, 8. S. 14.

Das Heidekraut wird auch zu den Spinnhäuſern der Seidenwürmer gebraucht.

Man ſtreuet die junge und weiche Heide, in Ermanglung des Strohes, in die Ställe und Miſtgruben; oder macht auch Miethen davon, d. h. man legt Miſt und Heideplaggen (mit Heidekraut bewachſene Raſenſtücke) ſchichtweiſe auf einen Haufen, bis alles durchgebrannt und vermodert iſt, um damit den Acker zu düngen. Einige Landwirthe verwerfen den Heidemiſt, und behaupten, daß er das Land mit der Zeit gänzlich verderbe.

75. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1775, Col. 1199.

Man füllet mit Heidekraut, anſtatt der Faſchinen, tiefe Wege und Löcher aus, und bedeckt ſie alsdann mit

Stei-

Steinen und Erde; auch macht man von Heidekraut und Moos, gemeine Wald- und Feldhütten.

Wo das Reisholz ſelten iſt, kann die Heide zum Brennen gebraucht werden. Sie giebt Hitze genug, zumal in derben Bündeln, und dabey eine gute ſcharfe und viel Aſche, die, in einzelnen Haushaltungen geſammelt, ihre Dienſte thun kann. Nach Hrn. von Linné Bericht, in ſeinen weſtgothiſchen Reiſen, dient das Heidekraut den dortigen Einwohnern ſtatt des Brennholzes. Es wird ſolchergeſtelt eingekauft, daß man jährlich 16 Stüber für jeden Heerd bezahlt, um das für denſelben benöthigte Heidekraut ſammeln zu dürfen.

Stahls Forſtmagazin, 12. Band, S. 325.

Mit dem Heidekraute rathen einige, die Kammern oder Kornböden, die man von Ratzen und Mäuſen reinigen will, auszuräuchern. Man ſoll dazu 3 bis 4 Hände voll nehmen, wenn es noch nicht ganz dürre iſt, und den Rauch davon ſo vertheilen, daß er alle Ecken und Winkel durchdringt.

Mit dem Heidekraute kann man, mit vielem Nutzen, trockne Sandhügel beſäen, welche es durch das Wuchern der Wurzeln ſofort feſt macht, daß der Wind den Sand nicht mehr auf die benachbarten Aecker wehen kann. In dieſer Abſicht wird der Same zu Ende des Novembers geſammelt, und im Frühlinge kurz vor einem bevorſtehenden Regen auf den Sand geſäet, wo er denn ſofort nach dem Regen aufgeht und fortwächſt.

Der Geſchmack der Heide iſt erdhaft, bitterlich und herblich, austrocknend und zuſammenziehend, daher ſie einige auch in der Arzneywiſſenſchaft empfohlen haben; allein, ſie verdient hier keine Achtung, und weder weiße Heide in Bier gekocht und getrunken, wird den ſäugenden Weibern die Milch vermehren, noch das daraus bereitete Bad lahme und ſchmerzhafte Glie-

Glieder verbeſſern. Wiewohl Hr. D. Schmidel verſichert, daß ſie, als Thee getrunken, in dem Bluthuſten und einigen damit verknüpften Bruſtkrankheiten ſehr heilſam geweſen ſey.

Hirſch geſammelte Nachrichten ꝛc. a. d. J. 1766, S. 413.

Ob man, aus der blühenden Heide eine Vorbedeutung auf das Künftige in der Witterung nehmen, und vorgeben könne, daß, wenn an den Stängeln im Juli viele Blüthen oben an den Spitzen hinaus ſitzen, auch der Winter lang hinaus; wenn aber nur unten Blüthen, und oben nicht, ſind, der erſte Winter zwar hart ſeyn, aber hinauswärts nicht lange dauern werde; wenn hingegen die Stängel von unten bis oben hinans ſehr vollkommen blühen, ein langer und ſtarker Winter erfolge: laſſe ich an ſeinem Orte geſtellt ſeyn.

Wo Heide wächſt, findet man guten Torfmohr, und an den Wurzeln die deutſche Cochenille.

Das Heidekraut hat ſeine eigene Motte, welche darin Nahrung und Aufenthalt findet; obſchon von andern Arten etliche Phalänen nebſt mehrern Inſecten, die ſich davon nicht nähren, ſich darin verbergen. Sie iſt die Waldmotte; Phalaena Noctua Ericae, *Hufnag*. Tab. No. 37. Die Oberflügel des Nachtvogels im April ſind braun, und haben weiße geſchlängelte Querſtreifen; die Unterflügel hingegen haben einen ſchwarzen Rand, und ſind an ihrer Einlenkung pomeranzengelb. Die einſam lebende Raupe kömmt auf dem Heidekraute erſt im Sept. etwas ſelten zum Vorſchein. Sie iſt hellgrün, glatt, mit weißen Flecken, und auf jedem Gelenke mit Eckſpitzen verſehen, und ſonſt theils hell- theils dunkelgrün.

3. Auch der Felſenſtrauch, Empetrum, *Linn.* iſt in einigen Gegenden unter dem Namen des Heidekrautes bekannt, weil er gleichfalls gern an dürren unfrucht-

unfruchtbaren Orten wächſt. Dieſes Heidekraut trägt zwar zuweilen Zwitterblumen, gemeiniglich aber männ- und weibliche auf zwo Pflanzen. Beyde haben einen dreyfach geſpaltenen Kelch, und drey längliche Blumenblätter. In der einen ſieht man drey ſehr lange Staubfäden; in der andern ſitzen auf dem Fruchtkeime neun, auswärts gerichtete Staubwege. Die rundliche Beere enthält neun Samen. Sonſt iſt dieſes Pflanzengeſchlecht auch unter den Namen Beerheide, Beerentragende Heide, Affenbeere, Apenbeere. Krähenbeere, Moosbeere, Rauſp, Steinraute, Trinkelbeere, Schwed. und Dän. Kragebär, Kräkebär, bekannt. Es giebt zwo Arten davon:

1. Die ſchwarze geſtreckte Beerheide, Heide mit ſchwarzen Beeren, Erica baccifera *Cluſ.* Erica baccifera procumbens nigra *C. B.* Empetrum montanum fructu nigro *Tourn.* Empetrum procumbens, foliis ovato-lanceolatis obtuſis *Hall.* Empetrum nigrum procumbens *Linn.* Fr. Camarigne oder Bruyère à fruit noir, Engl. black-berried Heath. Sie wächſt in der Schweitz, in Schweden, und andern nördlichen Gegenden von Europa, auf unfruchtbaren Anhöhen, wie auch an ſumpfigen Orten. Sie iſt ein niedriger, der gemeinen Heide ganz ähnlicher, in viele geſtreckte und mit Warzen beſetzte Aeſte verbreiteter Strauch. Die Blätter ſtehen dicht bey einander, gemeiniglich vier in einem Zirkel, ſind trocken, aber ſchwammicht anzufühlen; länglich, und endigen ſich mit einer Spitze. In den Winkeln derſelben liegen zu einer Zeit grünliche und röthliche Blumen, wie auch ſchwarze Beeren, welche faſt wie Wachholderbeeren ausſehen.

2. Die weiße aufrecht ſtehende Beerheide, Heide mit weißen Beeren, weißer Felſenſtrauch, Erica coris folio *Cluſ.* Erica erecta baccis candidis *C. B.* Empetrum Luſitanicum fructu albo *Tourn.* Empetrum album

album erectum *Linn.* Dieſe Art iſt in Portugal, an ſandigen Orten, zu Hauſe, und der vorhergehenden ganz ähnlich; doch ſind die Aeſtchen haaricht, und die Blätter länger, oberwärts rauh anzufühlen, und unterwärts vertieft. Die Beeren ſind weiß.

Beyde Arten blühen im Jul. und Auguſt. Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man, ſobald er reif iſt, an einen feuchten und ſchattigen Ort ſäet; er muß aber vom Unkraut gereiniget, und bis in das zweyte Jahr in Ruhe gelaſſen werden, wo er erſt aufgeht, im folgenden Jahre aber kann man dieſe Pflanzen ſetzen, wo ſie bleiben ſollen; doch werden ſie, bey aller Wartung, ſelten ausdauern.

Die Beerheide dient vortrefflich, durch ihre tiefe Wurzeln den Flugſand zu binden, und kömmt auf dem unfruchtbarſten Boden fort. Die Schafe laſſen ſie ſtehen. Man hat die Schwarzen Beeren für giftig gehalten, weil ſie Kopfſchmerzen und Schwindel erregen ſollen; die Kamtſchadalen aber pflegen ſolche in Menge zu ſammeln, den ganzen Winter aufzubewahren, und zu verſchiedenen Speiſen zu gebrauchen.

Olai Borrighii diſquiſitio: Ericae bacciferae uſus an noxius? iſt in Tho. *Bartholini* Act. med. & philoſ. Hafnienſ. Vol. II. A. 1673. S. 161. f.

In Island, auch einigen Provinzen von Norwegen, wird das kleine Reis, woran ſie wachſen, Luſalauch genannt, weil man glaubt, es vertreibe Flöhe und anderes Ungezifer, wenn man es unter die Bettkleider legt. Man ſammelt daſelbſt die Beeren im Sommer, um ſie mit Skiör vermiſcht zu eſſen, und einige verwahrt man alſo bis auf den Winter, da dann der ſäuerliche Geſchmack des Skiörs dadurch noch angenehmer wird. Man gießt auch Waſſer in große Gefäße auf die Beeren, und läßt ſie alſo eine lange Zeit ſtehen, da dann das Waſſer den Saft aus denſelben heraus zieht, welches ſowohl für ſich allein, als auch mit Molken vermiſcht, ein gutes Getränk abgiebt.

Dieſe Beeren ſind ſonſt in Island im Sommer und zur Aerndezeit das beſte Eſſen für die Raben, ſo wie ſie es in andern Ländern für die Krähen ſind; daher auch ihre Benennung entſtanden iſt.

Die isländiſchen Jahrbücher berichten; daß ein isländiſcher Biſchof auf Skaltholt, Namens Povel, im J. 1203, Wein aus den ſchwarzen Beeren gemacht habe. Dieſen Wein zu bereiten, ſoll er ſich eines Mannes, der von den canariſchen Inſeln gekommen war, und die Einwohner daſelbſt Wein machen geſehen, bedient haben. Olaſſen und Povelſen ließen im J. 1753 eine Menge dieſer Beeren kommen, preßten den rothen Saft, aus und verſuchten, nach Boerhaavens Vorſchrift (Elem. Chem. Part. II. Proc. 42), denſelben zur Gährung zu bringen, aber vergebens; doch ward er immer mehr und mehr ſäuerlich, und dabey ſtyptiſch. Sie kochten hiervon Syrupp, welcher für Bruſtkrankheit und ſchwachen Magen gut war. Einige Pott dieſes Saftes wurden deſtillirt, und gaben ein ſäuerliches, ſehr adſtringirendes Waſſer, welches in Diarrhöe und Dyſenterie gute Wirkung äußerte.

E. Olaſſen und B. Povelſens Reiſe durch Island, 1. Th. Kopenhag. und Lpz. 1774, 4. S. 92.

Von den ſchwarzen Beeren pflegen ſich auch die Birkhähne vorzüglich zu nähren. Sie geben mit leinenem oder wollenem Garn, welches vorher in Alaunwaſſer gebeizt worden, gekocht, eine braune, dunkelrothe oder violette Farbe. Sie färben auch den Koth der Vögel, welche dieſelben genießen, purpurroth. In Kamtſchatka bedient man ſich ihrer, mit Fiſchfett und Alaun gekocht, um durch dieſen Anſtrich den Fellen der Zobel und Seebilder einen ſchönen ſchwarzen blendenden Glanz zu geben. Zum mediciniſchen Gebrauch rühmen einige die Beeren im Scharbock. Aus den gekochten Blättern machten die alten einen trocknenden Umſchlag.

Die Blätter der weißen Beerheide haben einen adſtringirenden, im Halſe gleichſam brennenden, Geſchmack, welcher an den kleinen ſaftigen Beeren, die wie Perlen ausſehen, merklich ſauer iſt. Eben dieſes angenehm ſäuerlichen Geſchmackes wegen, wurden die-

ſe Früchte ehedem den Fieberpatienten zu Löſchung ihres Durſtes als Limonade empfohlen. Man hat ſie auch in Waſſer eingeweiht, und ein Augenwaſſer davon gemacht, welches man für eine Stärkung des blöden Geſichts hielt. Unſere heutigen Aerzte pflegen von beyden Arten gar keinen Gebrauch zu machen.

Heide-Läufer, ſ. **Heide-Knecht.**

Heide-Land, ſ. oben, S. 712.

Heide-Lerche, eine Art Lerchen, welche ſich am liebſten in den **Heiden**, d. i. Schwarzwäldern, aufhält. Siehe **Lerche.**

Heide-Miſt, ſ. oben, S. 733.

Heide-Pflug, ein Pflug zum Aufreißen eines mit Heidekraut überwachſenen Feldes; ſ. oben, S. 715.

Heide-Pfriemenkraut, Spartium ſcoparium *Linn* ſ. Th. XVII. S. 350.

Heide-Plaggen, mit Heidekraut bewachſene Raſenſtücke; ſ. oben, S. 733.

Heide-Reiter, in denjenigen Gegenden, wo man die Schwarz- oder Tangelwälder Heiden zu nennen pflegt, ein Förſter zu Pferde, der die Heide zu bereiten hat; der **Heidebereiter.**

Heide-Roſe, Roſa ſpinoſiſſima *L.*; ſ. unter **Roſe.**

Heide-Schaf, ſ. oben, S. 731.

Heide-Scheffel, ſ. **Heitſcheffel.**

Heide-Schmacke, **Schnake**, **Schnucke**, ſ. oben, S. 731.

Heide-Schwamm, in einigen beſonders oberdeutſchen Gegenden, eine Art eßbarer Feldſchwämme, welche daſelbſt auch **Heideriche** und **Heiderlinge**, und in Sachſen mit dem ohne Noth erborgten franzöſiſchen Namen, Champignons, genannt werden; ohne Zweifel, ſo fern Heide ehedem das Feld bedeutete; ſ. **Heide** 3. Man findet ſie im VIII. Th. S. 14, fgg. unter der Benennung Champignon abgehandelt.

Heide-Schwarm, in Niederſachſen, ein Bienenſchwarm, der von dem Vorſchwarme zuweilen ausflieget; weil ſolches zu der Zeit zu geſchehen pflegt, da die Bienen ſchon in der Heide ſtehen.

Heide-Siebt, ſ. oben, S. 718, Anm.

Heidecker, ein Name des Merſeburger Bieres; ſ. Th. V, S. 29.

Heidel, die oberdeutſche Benennung des Heidekornes.

Heidel-Beere, die Beeren einer Pflanze mit acht Staubfäden und einem Staubwege, welche ſtaudenartig wächſt, und die ſchattigen Wälder liebt, und dieſe Pflanze ſelbſt; Vaccinium *Linn.* Es giebt ihrer verſchiedene Arten.

1. **Die gemeine Heidelbeere, Blaubeere, Myrthenbeere, Roßbeere,** (*) **Schwarzbeere, Staudelbeere, Waldbeere,** in Niederſachſen **ſchwarze Beſinge, Bickbeere, Beksbeere, Biksbeere, Pickelbeere,** (welche Namen ſie vermuthlich von ihrer ſchwarzen Farbe erhalten hat; ſ. Pech.), in Bayern **Aigelbeere,** Eng. black whorts, black whortle berries, Bill-berries, Holl. Crackebeſien, Schwed. Blöbär, Dän. Blaabär, Vaccinium nigrum *Off.* Myrtillus germanica *Dalech.* Vitis idaea foliis oblongis crenatis, fructu nigricante *C. Bauh.* Vaccinium foliis rugoſis ovato-lanceolatis ſerratis, caule anguloſo *Häll.* Vaccinium Myrtillus, pedunculis unifloris, foliis ſerratis ovatis deciduis, caule angulato *Linn.* Fr. Airelle, Myrtille, Raiſin des bois; woraus zu erhellen ſcheint, daß ſie auch den deutſchen Namen Heidelbeere daher erhalten habe, weil ſie in den Heiden, d. i. Tangelwäldern, häufig wächſt.

Die Pflanze, worauf dieſe Beere wächſt, der **ſchwarze Heidelbeerſtrauch, Heidelſtrauch,** iſt ei-

nes

(*) Vielleicht von Ruß, wegen ihrer ſchwarzen Farbe, oder auch von Rieß, ein gebirgiger Wald, weil ſie in ſolchen Wäldern ham äufigſten wachſen.

nes der dauerhafteſten wuchernden Gewächſe, in allen unfruchtbaren und kalten Heidegegenden, von der ſchlechtteſten Art des Bodens, welches die Blößen in Fichten=, Birken= und Büchenwäldern, in platten und bergigen, auch in den höchſten Gebirgen, und ſteinigen, mooßigen wüſten Gegenden bald überzieht, dem jungen Aufſchlag des Holzes ungemein ſchädlich iſt, und in gedachten Gegenden und Böden, wo es einmal ſeinen Stand hat, ſehr ſchwer zu vertilgen iſt; wie es denn, ohne daß man es zum öftern ausreißen läßt, nicht völlig ausgerottet werden kann. Die Wurzel dieſes niedrigen Strauches iſt beſtändig kriechend, holzig, dünn, zähe und mit feinen Haarfäſern beſetzt. Sie läuft ganz oben in der Dammerde, im Mooſe, und unter den dünnen Heideraſen überall ſehr weit aus, wenn ſie nur Feuchtigkeit hat. Im bloßen Sande liegt ſie etwas tiefer, treibt aber häufige Wurzelbrut, und überzieht daher die unfruchtbarſten, kalten, feuchten, bemooſten Plätze, läßt weder Sonne, Regen noch Thau tief in den Boden dringen, dergeſtalt, daß alle noch Anfangs dazwiſchen ſtehende Gewächſe, auch ſo gar der Moos ſelbſt, endlich darunter vergehen. Man wird hieraus den Schluß auf die jungen zarten Samenpflänzchen in den hernach mit einmal gelüfteten Gehauen, und folglich auch auf eine glückliche oder unglückliche Selbſtbeſamung in den Forſten leicht den ſichern Schluß machen können, welche manche Forſtmänner der Natur ſo ſchlechterdings und ohne Unterſchied überlaſſen wiſſen wollen. Wenn aber die Samenloden ſchon etliche Jahre voraus haben, auch bey zunehmendem Wachsthum immer ſtärker zu werden anfangen, ſo erſticken ſie das Heidelbeerkraut doch nach und nach wieder. Aus der Wurzel dieſes Strauches treiben 10, 15 bis 20 Zoll hohe Zweige, welche grünlich, zäh und äſtig ſind, und ſich dermaßen ausbreiten, daß ſie uns überhaupt auch im Gehen durch die Gehä-

ge ſehr beſchwerlich werden. Das junge im May ausbrechende, hellgrüne, glatte Laub beſteht in länglichen, an beyden Enden zugeſpitzten Blättern, deren Ränder mit ſehr feinen Zähnen beſetzt ſind. Sie haben Anfangs einen ſauern, dabey herben Geſchmack, doch nicht ohne alle Schärfe; ſie werden hernach härter, ſteifer und ganz dunkelgrün, und fallen im Herbſte ab. Die Blumen kommen im May und Jun. zum Vorſchein; ſie ſtehen auf einzelnen Stielen hin und wieder, haben eine weißröthliche Farbe, eine ſchellenförmige Geſtalt, und fallen ſehr bald ab. Die Früchte oder Beeren werden im Julius reif, ſind oben mit einer kleinen Höhle, in der Geſtalt eines Nabels, verſehen, ſehr ſaftig, mit vielen kleinen Samenkörnern in vier Fächern angefüllt, kugelrund, von der Größe und Geſtalt einer Johannis- oder Wachholderbeere, und dunkelblau oder blauſchwarz, mit welcher Farbe ſie auch, wenn ſie gegeſſen werden, die Zunge und Lippen färben. Ihr Geſchmack iſt angenehm ſüßſäuerlich und weinhaft.

Es giebt auch eine Varietät mit einem ſehr bleichgrünen Laube; und mit ganz weißen Früchten, welche man an ihren Sträußen im ſächſiſchen Thüringen mit zu Markte bringt, wo man ſie Karrenhengſte zu nennen pflegt.

Die Heidelbeere läßt ſich nicht gut im Garten ziehen; wenigſtens iſt ſie alsdann nur von kurzer Dauer. Miller hat einige Verſuche damit angeſtellt, und zu verſchiedenen Jahrszeiten Pflanzen mit voller Erde ausheben und in den Garten ſetzen laſſen; ſie dauerten aber nie über zwey Jahr, und kamen auch nicht zur Tracht. Er hält es alſo der Mühe nicht werth, ſie zu verpflanzen. Vielleicht kann ſie, wie das Heidekraut, keinen Dünger ertragen; und ſie könnte alſo, wie Hr. Superint. Lüder vermuthet, dennoch vielleicht in magern Sandgegenden, wo ſie nicht wild wächſt, im Garten gezogen werden, wenn man ſie zum Vergnügen zu ziehen Luſt hat.

Die

Die Heidelbeeren werden im Jul. und Auguſt von den Bauern und gemeinen Leuten abgepflückt, und auf die Märkte zum Verkauf gebracht. Wo dieſelben häufig wachſen, und man lange Zeit zubringen müßte, wenn man deren eine Menge einzeln ableſen wollte, bedient man ſich zum Abſtreifen derſelben von den Sträuchen, eines gewiſſen dazu bereiteten Inſtrumentes, welches der Heidelbeerkamm genannt wird; *Fig.* 1302. Es wird nämlich aus leichtem und dünnem Holz, ein mit drey Wänden a b c, und einem Boden d verſehenes offenes Fach gemacht, woran hinten ein bequemer Griff e, der Boden d aber wie ein Kamm ausgezahnt, doch ſo, daß nicht nur ein Heidelbeerſtrauch mit ſeinen Zweigen ſich bequem durchziehen laſſe, ſondern auch noch hinter den Zähnen ein Raum f übrig ſey, wo die abgeſtreiften Beeren ſich ſammeln, und von da in ein Geſchirr geſchüttet werden können.

Mit den Beeren wird vielleicht in keiner Gegend mehr Verkehr getrieben, als in der Gegend von Haarburg, wo in den Monaten Jul. und Auguſt täglich große Schiffsladungen davon nach Hamburg und Altona übergefahren werden, wo man ſie zur Farbe gebraucht.

Die Beeren laſſen ſich, zum ökonomiſchen Gebrauche, nicht nur friſch, ſondern auch getrocknet, aufbehalten. Will man dieſelben *friſch aufbehalten*, ſo muß man ſie ganz behutſam ableſen, damit ſie weder gedrückt noch zerriſſen werden. Alsdann füllet man ſie, ohne ſie vorher zu waſchen, mit eben ſolcher Behutſamkeit in gläſerne Flaſchen, verſtopfet dieſelben wohl, und bindet ſie mit einer Blaſe feſt zu. Die Bouteillen werden alsdann in kaltem Waſſer auf das Feuer geſezt, und ſtehen gelaſſen, bis das Waſſer kochet. Wenn es eine halbe Stunde oder länger gekocht hat, hebt man das Gefäß vom Feuer, ohne die Bouteillen heraus zu nehmen, und läßt daß Waſſer wieder kalt

werden; alsdann nimmt man die Bouteillen heraus, und läßt ſie ſtehen. Auf ſolche Weiſe kann man die Heidelbeeren das ganze Jahr hindurch erhalten, daß ſie friſch und unverſehrt bleiben. Auf eben die Art laſſen ſich auch ſchwarze ſaure Kirſchen aufbehalten.

Man kann ſie auch mit Zucker einmachen und erhalten, um ſie als ein Nebeneſſen bey Gebratenem zu genießen. Sie werden, in dieſer Abſicht, mit hinlänglich zerſchlagenem Zucker in einem Steintopfe in der Ofenpfanne, oder ſogenannten Röhre, geſchmoret, bis ſie ſaftig ſind. Darauf wird in eben demſelben, oder einem andern Steintopfe, ein reiner leinener Lappen darauf, und hierüber ein accurat paſſender hölzerner Teller, oder ein anderer Deckel, und auf dieſen ein Paar Pfundgewichte geleget. Sollte ſich mit der Zeit etwas Kahm darüber, und neben dem Dekel, anſetzen, werden ſie davon gereiniget, und wenn man eine Portion daraus genommen hat, werden ſie wieder ſo zugedecket, und gepreßt gehalten, da ſie den bis in den Sommer dauern. Bey dem Gebrauche kömmt es auf den Geſchmack an. Sind ſie noch zu ſauer, kann mehr Zucker, oder auch Syrupp, damit vermiſchet werden, bis der Geſchmack angenehm iſt; da ſie dann eine wahre Erfriſchung ſind. Man kann die Beeren auch für ſich allein in einem Keſſel zu einem ſteifen Mus kochen, und in ſteinernen Töpfen aufbewahren. Werden ſie mit Zucker gekocht, ſo nimmt man etwa nur den vierten Theil Zucker gegen das Gewicht der Beeren. Außer dem Zucker pflegt man ſonſt kein anderes Gewürz hinzu zu thun.

Hienächſt laſſen ſich die Beeren auch ſchon auftrocknen, und alſo erhalten. Man ſetzt ſie, in dieſer Abſicht, in reinen Sieben, oder andern bequemen Geſchirren, an die Sonne, oder unter und auf einem warmen Ofen, welcher jedoch nicht ſo heiß ſeyn muß, daß die Beeren plötzlich verdorren, ſondern ſie müſſen nach

und nach trocken werden. Wenn ſie gehörig trocken ſind; ſetzt man ſie an einen kühlen Ort, bis alle Sonnen- oder Ofen-Wärmen von ihnen iſt, thut ſie alsdann in hölzerne Kaſten, und verwahret ſie an einem Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt iſt, ſo bleiben ſie viele Jahre gut.

Nächſt dem Heidekraut im Herbſte, (ſ. oben, S. 731,) iſt im Frühlinge die Heidelbeerblüthe für die Bienen von ſehr großem Nutzen, und es wäre zu wünſchen, daß auch darauf mehr Bedacht genommen, und die wenige Mühe und Koſten nicht geſcheuet würden. Man hat, wie ich bereits im IV. Th. S. 664, angemerkt habe, Beyſpiele, daß die Bienen auf den in oder nahe an Wäldern gelegenen Revieren in den Beuten noch vor der Kornblüthe ſo voll gebauet haben, daß man zweymal im Jahre hat zeideln können. Ein fleißiger Bienenwirth theilt, im 47. St. des ſo lehrreichen Wittenb. Wochenbl. v. 27. Nov. 1778, Folgendes, was er davon in dieſem Jahre, da die Bienen äußerſt ſchlecht aus dem Winter kamen, aus eigener Erfahrung für großen Nutzen gefunden, Andern zur Ermunterung, darin nachzufolgen, mit.

„Die Heidelbeere blühet, nachdem die Witterung des Frühjahres iſt, bald zu Anfang, bald in der Mitte, und auch zuweilen, wenn es lange kalt bleibt, erſt zu Ende des Aprils. Man muß ſich alſo nach der verſchiedenen Witterung richten, und genau Acht haben, wenn eigentlich die Blüthe da iſt. Sie iſt noch honigreicher, als das Heidekraut, indem man in jeder Blüthe ein Tröpfchen antrifft, welches den völligen Honiggeſchmack hat; und wenn man zur Blüthezeit durch hohe Heidelbeerſträuche geht, bleibt der lautere Honig an Schuhen und Stiefeln kleben. Wie nöthig iſt nicht ein ſolcher Honigſegen in den meiſten Frühjahren, wenn die Bienen auf dem platten Lande wegen rauher Luft noch wenig ausfliegen können, auch oft leider nirgends Honig finden! Sind ſie vollends honigarm und müſſen gefüttert werden, wer wollte ſich nicht gern die Mühe nehmen, und ſie an einen Ort bringen, wo man deſſelben überhoben ſeyn könne, und wo ſie in kurzer Zeit ihre Körbe

mit neuem Baue und Honig anfüllen! Die ſchlechteſten Körbe haben ſich im Frühjhare 1781 binnen drey Wochen auf der Heidelbeere faſt voll gebauet. Es kömmt nur darauf an, daß einige Bienenbeſitzer zuſammen treten, und ſich einen ſchicklichen Ort erwählen, wo ſie ihre Bienen zuſammen hinbringen, und mit wenigen Koſten einen Wächter beſtreiten können. Denn höchſtens dauert die Trachtzeit vier Wochen; oft iſt mit drey Wochen alles vorbey. Daraus iſt ſchon zu ſehen, daß ſich die Koſten für den Wächter ſo hoch nicht belaufen können. Die Hütten dürfen auch von keiner großen Dauer ſeyn, und können aus ſtarken Pfählen errichtet, und mit Fichtenreis auf dieſe kurze Zeit genugſam vor dem Regen bedecket werden.

Wenn die Bienen erſtlich über Feld in das Holz nach der Heidelbeere fliegen ſollen, werden ſie wenig Nutzen davon haben. Denn die Luft iſt in dieſer Jahrszeit noch zu rauh, ſie können die wenigſten Tage weit ausfliegen; und wenn ſie es doch aus Begierde nach Nahrung thun, ſo kommen ſehr viele, die ſich wohl beladen hatten, nicht wieder zu Hauſe. Daher iſt darauf nicht zu bauen, wenn man auch ſeine Bienen nicht weit von einer Heide, worin viele Heidelbeeren wachſen, entfernt ſtehen hat. Man muß dieſelben ſchlechterdings mitten in die Heide hinein bringen, wo ſie wenig vom Winde, Regen und kalter Luft, die zu dieſer Jahrszeit gewöhnlich ſind, empfinden. Man erwählt dazu einen Ort mitten im Walde, wo die Heidelbeeren dick in großen Sträuchen, und einzelne ſtarke und hohe Bäume ſtehen. Wenn man ihnen einen ſolchen Stand verſchaffet, ſo wird man mit Verwunderung ſehen, wie ſie bey ziemlichem Sturme oder Regen dennoch eifrig fliegen und tragen, und wenn ſie auf dem platten Lande wegen rauher Luft gar nichts thun, hier alles in voller Arbeit angetroffen wird. Auf die Heidelbeere kann man auch die ſchwächſten Körbe bringen. Denn im Frühjahre kömmt es hauptſächlich darauf an, daß ein Korb nur Volk erlange, und dieſes ſetzen ſie bey der guten Tracht in Menge an. In dieſem Jahre, da die Witterung dazu ſo vortheilhaft war, haben auch die ſchlechteſten Körbe, die zu Hauſe kaum gegen Johannis angebauet haben würden, beynahe ganz voll gebauet. Es iſt wahr, nicht alle Jahre werden ſo ergiebig ſeyn, weil der April ſelten in der Witterung ſo gemäßigt ausfällt, und die erſte Blüthe zuweilen durch den Froſt leidet. Es wird aber doch immer von beträchtlichem Nutzen ſeyn, wenn man ſeinen Bienen dieſe gute Gelegenheit verſchaffet, ſich im Frühjahre zu helfen, zumal da dieſelbe faſt in allen

len Gegenden anzutreffen iſt. Die Erfahrung beweiſet es auch alle Jahre, daß auf Mühlen und Dörfern, die in Waldungen liegen, wo die Biene die Heidelbeere fleißig beſuchen kann, ſchon im May häufig Schwärme kommen. Es fehlt freylich hernach ſolchen Gegenden wieder an guter Sommertracht, die in guten Feldern und Wieſen anzutreffen iſt. Wer aber nun ſeine Bienen von der Heidelbeere in ſolche fette Gegenden zurück bringen kann, der muß auch größern Nutzen haben."

Fernere Nachricht vom Nutzen der Heidelbeerblüthe bey der Bienenzucht, ſ. im 51. St. des Wittenb. Wochenb. v. J. 1780, S. 401, f.

Der Heidelbeerſtrauch beſitzt in verſchiedenen ſeiner Theile, medicinische Kräfte. Die Wurzel davon gepülvert und in die Wunden geſtreuet, benimmt das faule Fleiſch und heilet ſehr. Aus den Beeren wird ein Waſſer, welches wider die Bränne und in hitzigen Fiebern ſehr gut iſt, gezogen, und ein Syrup gemacht, welcher allerley Blutflüſſe ſtillt, und den Kindern, wenn ſie die Maſern oder Blattern haben, ſehr dienlich iſt. Hr. D. Ehrhart rühmt die zarten Heidelbeerblätter, als Thee gebraucht, ungemein. Es müſſen aber die Blätter, zu dieſem Gebrauche, alsdann geſammelt werden, wenn die Blümmchen abfallen, und die Beeren kaum anfangen ſichtbar zu werden. Der Nutzen dieſes Heidelbeerthees, deſſen Geruch etwas den Roſen ähnliches hat, iſt, ſeiner Verſicherung nach, ſo gut, als des ausländiſchen, oder eines guten Bruſtthees. Er ſtopft nicht, ſondern löſet; er öffnet das Haupt und die Urinwege. Die getrockneten Beeren beſitzen eine zuſammenziehende Kraft, welche die Fäſerchen des Magens und der Därme ſtärket, und mithin die allzu große Erſchlaffung dieſer Theile heben kann. Daher bedient man ſich ihrer wider den Durchlauf und die rothe Ruhr, welche ſie zuweilen beſſer, als viele Arzeneyen, ſtillen. Da indeſſen dieſe Krankheiten von verſchiedenen materiellen Urſachen entſtehen können, welche die Gedärme reizen, und die Säfte herbey locken, daß ſie ſich häufig in dieſelben ergießen: ſo muß

man

man ſolche Urſachen vorher zu dämpfen ſuchen. Wenn z. B. der Durchlauf von einer Gährung roher Speiſen herrührt, ſo müſſen dieſe zuvor ausgeführet; wenn er von einer Schärfe oder ſäure in den Gedärmen erreget wird, ſo muß dieſe erſt gedämpfet; wenn er von der, durch eine Erkältung zurückgetriebenen unmerklichen Ausdünſtungen verurſachet wird, ſo muß dieſe erſt wieder hergeſtellet werden, u. ſ. f. Indeſſen kann, dem ungeachtet, der Durchlauf zuweilen doch fortdauern; und in ſolchem Falle iſt, nach dem Gebrauche gedachter Arzeneyen, das Decoct der getrockneten Heidelbeeren ein ſehr bewährtes Mittel, den Durchlauf zu ſtillen. Es iſt beſonders eine Arzney für arme Leute, weil ſie wenig koſtet, und von einem Jeden ſelbſt zubereitet werden kann. Man nimmt 1 oder 2 Hände voll von den trocknen Beeren, kochet ſie mit einem Nößel (Seidel) Waſſer, und thut, wenn man es haben kann, zu Ende des Siedens, ein wenig Zimmetrinde mit hinein. Von dieſer Suppe trinkt man einige Theetaſſen voll warm, doch ohne Zucker, und wiederholt dieſes alle vier Stunden, ſo lange bis der Durchlauf nachläßt. Man könnte auch nur die Hälfte Waſſer und die Hälfte rothen Wein zum Decoct nehmen; allein, das bloße Waſſer iſt ſchon hinlänglich; nur muß man keinen Syrupp oder Zucker in das Decoct thun, weil dieſes Salz die Wirkung ſchwächen, oder wohl gar eine entgegen geſetzte Wirkung thun möchte. Anſtatt eines davon bereiteten Decoctes, kann man ſie auch roh gebrauchen. Man nimmt nämlich ſo viel Beeren, als man in der Hand halten kann, und wiederholt dieſes des Tages zwey bis dreymal. Wenn ſich alsdann die rothe Ruhr oder der Durchlauf den erſten Tag nicht leget, kann man nach und nach etwas mehr Beeren nehmen. Doch muß ſich der Kranke hiebey vor groben und harten Speiſen, auch ſtark treibendem Getränke hüten. In gleicher Abſicht können auch die fri-

friſchen Beeren gebraucht werden. Nach einigen neuern Erfahrungen dienen die Beeren auch wider den Stein, und ſollen mit den ſpaniſchen Heidelbeeren oder der Bärentraube (Arbutus uva urſi *L.*) einerley Eigenſchaft haben; inſonderheit ſoll der häufige Genuß der Beeren das beſte Verwahrungsmittel davor abgehen.

Das Decoct der Blätter mit Waſſer iſt, nach des Lanciſi Erfahrung, ein Mittel gegen eine bösartige Hornviehſeuche.

Die Lappländer mengen die Beeren unter die Käſe, welche ſie von Rennthiermilch machen, und halten ſolche für einen Leckerbiſſen.

Nach unſern Seeſtädten werden viele Frachten auf Karren und Wägen hingefahren, um die abſtehenden Franzweine damit aufzuſtutzen und zu verbeſſern, hiemit alſo den wahren Pontack nachzumachen, wovon dieſe Weine auch die Farbe und den anziehenden Geſchmack erhalten. Dieſe Weinerbveſſerung iſt weit geſünder, als alle andere Arten, vornämlich mit Alaun und Färbeholz, wovon ein ſehr ungeſunder rother Wein entſteht, den der Kenner aber durch den Geſchmack wohl zu unterſcheiden weiß. Da es auch bekannt iſt, daß gedörrte Heidelbeeren auch häufig nach Frankreich verfahren werden: ſo muß man daſelbſt den weißen Wein ebenfalls damit färben und in Pontack umſchaffen; und daß dieſes gewiß ſey, ſieht man öfters an den aus Frankreich unmittelbar erhaltenen Weingefäßen, an deren Holze vielmals die Hilſen der Beeren häufig auf dem Boden gefunden werden. Man muß daher ſagen, daß dieſe Frucht faſt mehr vertrunken als verſpeiſet werde. Denn welcher Wein wird ſo häufig in der Welt, als Pontack, getrunken? Der wahre Pontack wächſt nur in einem ſehr kleinen Reviere; und es iſt zu glauben, daß von dieſem wahren Pontack kaum ſechs Oxhoft jährlich aus Frankreich ausgehen mögen.

Um

Um einen Saft aus den Heidelbeeren, unter den Wein, beſonders Franzwein, zu einer ſchönen Farbe und angenehmen Geſchmack zu genießen, zu machen, drückt oder quetſcht man die Heidelbeeren klein, und zum Saft, welches in einem meſſingenen Gefäße oder in einem Steintopfe mit einem etwas großen und ſtarken Löffel geſchieht. Uiber einen andern großen Steintopf legt man ein reines Tuch von alter Leinwand, doch ohne Löcher, gießt das Gequetſchte darauf, und ringet über dem Topf den Saft ſo rein, als möglich, aus. Die nach dem Ausringen in dem Tuche überbleibenden Hilſen können zur Suppe gebraucht werden. Wenn man nun etwann 2, 3 bis 4 Maß hat, wird, zu 1 Maß, ½ Pfund in kleine Stücke zerſchlagener feiner Zucker in den Saft gethan; der Zucker muß aber nicht klein geſtoßen werden, weil er ſonſt auf den Grund fällt, und nicht ſüßt. Iſt der Zucker in dem Safte geſchmolzen, ſo wird er in Bouteillen gegoſſen, und an die Sonne zum Deſtillieren geſetzt, bis er auf aufgähret, oder in den Bouteillen in die Höhe, und wohl gar, wenn ſie zu voll ſind, heraus ſteigt, da man denn dieſelben in einen Napf oder in eine Schüſſel ſetzt. Iſt die Gährung geſchehen, (welche, nach Beſchaffenheit des Sonnenſcheines und der Wärme, früher oder ſpäter erfolgt,) ſo legt man das vorige Leinentuch in ein Haarſieb, legt über den ſchon gebrauchten, oder einen andern Steintopf, zwey dünne und ſchmale Hölzer, ſetzt das Haarſieb darauf, und gießt den Saft darein, damit er nach und nach durchfließe. Die letzte Portion läßt man bis auf den andern Tag darin ſtehen, bis aller Saft durchgeronnen, und das Ueberbleibſel ganz hart iſt. Der durchgeſeihete Saft wird alsdann in reine Bouteillen gegoſſen, die mit einem Korkſtöpfel wohl verwahret. und in den Keller oder die Speiſekammer geſetzt werden. Man kann dieſen durchgeſeihten Saft, wenn man ihn recht

klar haben will, auch einige Tage an die Sonne ſetzen, und hernach noch einmal auf gleiche Art durchſeihen. Wenn er einige Tage geſtanden hat, gießt man eine Portion davon in den Wein, nach dem man denſelben mittelmäßig oder ſtark gefärbt haben will; da er dann in dem Glaſe eine ſchöne durchſichtige rothe Farbe hat, und ſehr angenehm ſchmeckt. Iſt der Saft an ſich noch nicht ſüß genug, oder der Wein etwas herbe, ſo thut man noch einige Stückchen Zucker in die Bouteillen, bis der Geſchmack angenehm iſt.

Auf eben die Art läßt ſich auch aus Erdbeeren, Himbeeren und Preiſelbeeren, ein ſolcher Saft, unter den Wein zu gießen, präpariren, die demſelben eine rothe Farbe, aber nicht ſo hoch, als von Heidelbeeren, und einen beſondern angenehmen Geſchmack geben. Es erfolgt aber aus dieſen drey Waldgewächſen nicht ſo viel Saft, als aus den Heidelbeeren.

Man kann auch guten Branntwein daraus verfertigen, indem man die Beeren gähren läßt. Dieſer Branntwein wird für ſich nicht recht hell; man darf aber beym Läutern nur ein Säckchen mit Holzaſche hinein thun, ſo wird das Trübe völlig verſchwinden.

Die friſchen Heidelbeeren werden entweder roh, als eine kalte Schale, mit Milch oder Wein, oder als ein Zugemüſſe gekocht, genoſſen. Zu einer kalten Schale wird, wenn man die Heidelbeeren verleſen, gewaſchen, und das Waſſer hat abtröpfeln laſſen, ſüße Milch aufgegoſſen, auch wohl Zucker übergeſtreuet. Anſtatt der Milch pflegt man auch wohl Wein über die Heidelberren zu gießen, und mit Zucker zu verſüßen. Man muß aber nicht Pontack nehmen, weil dieſe Frucht, und der gedachte Wein beyſammen, zu ſehr ſtopfen, und Hartleibigkeit verurſachen könnten. Will man die Heidelbeeren als ein Zugemüſe kochen, ſo werden ſie, nachdem ſie zuvörderſt rein geleſen und gewaſchen worden, entweden mit Waſſer oder Milch bey dem Feuer gedämpfet, klar gequerlet, auch wohl mit Zucker und Nelken gewürzt, über geſchnittenes

Brod oder gebähete Semmelſchnitten in einer Schüſſel angerichtet.

Zur Bereitung einer Heidelbeerſuppe, müſſen die Beeren wohl verleſen, gewaſchen, und eben ſo gekochet, gewürzet und über geröſtete Semmelſchnitten gegoſſen werden, wie die Suppe von gebackenen Kirſchen. Sie iſt aber leichter zu bereiten, weil hier nichts zu zerſtoſſen, und vermittelſt eines Durchſchlages abzuſeihen iſt.

Man hat daran eine Gaſtſuppe, welche dieſes vor einer Kirſch- und Pflaumenſuppe voraus hat, daß ſie ſich mit allen Speiſen verträgt. Wer aber zu Verſtopfungen geneigt iſt, muß dieſe Suppe weder zu viel auf einmal, noch zu oft eſſen. Sie wird auch kalt gern gegeſſen.

Hin und wieder werden auch die Heidelbeeren zu einer Suppe und Milch gekochet.

Ein Heidelbeerkuchen wird wie ein Kirſchkuchen gemeiner Art bereitet. Es werden nämlich die wohl gewaſchenen und verleſenen Beeren auf einem guten, dünn von einander getriebenen oder ausgerollten und mit einem Rande verſehenen, Butterteige dicht neben einander geſtreuet, auch wohl Sahne oben her dazu gegoſſen. Ein ſolcher Kuchen iſt aber nur Familienſpeiſe.

Zu einer Heidelbeertorte, werden die Beeren verleſen und abgewaſchen, und man läßt ſie in einem Durchſchlage oder Siebe wieder trocken werden. Hernach legt man auf den Boden Zucker, alsdann eine Lage Heidelbeeren, ſodann wieder eine Lage Zucker, und eine Lage Beeren, bis es genug iſt.

Dieſe leicht zu verfertigende Torte iſt nur eine Gaſtſpeiſe von der dritten Ordnung. Sie iſt aber eine der geſündeſten unter den Torten, und beſonders für diejenigen dienlich, die, wegen eines Durchfalles, andere Fruchttorten zu eſſen ſich nicht getrauen.

Die getrockneten Heidelbeeren kann man auf eben die Art, wie trockne Kirſchen, zur Suppe gebrauchen, auch auf dieſelbe Art kochen und zubereiten. Die Suppe davon iſt ſehr ſchmackhaſt, und um ſo viel ap-

petit-

petitlicher zu genießen, da ſie nicht ſo, wie grüne oder friſche Heidelbeeren, den Mund färbet.

Der aus geſtoßenen friſchen Heidelbeeren ausgepreßte Saft giebt verſchiedene ſchöne dauerhafte Farbe. So kann man z. B. durch eine Beize von Alaun, auf die Wolle eine ſehr feſte violette Farbe bringen. Wenn die Wolle oder Leinwand vorher in Alaunwaſſer eingeweicht worden, kocht man ſie mit den friſchen Beeren in Waſſer einige Stunden, bis ſie ihre Farbe von ſich gegeben haben; alsdann wird die Wolle getrocknet, und durch eine gemeine Lauge gezogen, da ſie denn ſchön dauerhaft violett gefärbt seyn wird. In Schweden färbt man auf ſolche Art die Strümpfe damit. Eben dieſer Heidelbeerſaft färbt mit Alaun und einem Zuſatz von Kupferſchlag ſchön blau; welche Farbe noch dunkler wird, wenn Galläpfel dazu genommen werden. Miſcht man zu dieſem Safte viermal ſo viel ungelöſchten Kalk, Grünſpan und Salmiak, ſeihet es es durch, und läßt es gehörig einkochen, ſo erhält man eine ſchöne Purpurfarbe zum Färben; wird aber dieſer Saft mit Alaun und etwas gebranntem Kupfer durch das Kochen inſpiſſirt, ſo bekömmt man eine ſchöne Purpurfarbe, welche für die Maler ſehr dienlich iſt.

In den Wildbahnen ſind die Beeren ein Geäß für verſchiedene Arten des kleinen Wildes. Im Hochgebirge gehen die Bären ihnen ſehr nach, welche aber doch von den Beerenſammlern durch Pferde oder Kühſchellen verjagt werden können.

Die ältern und wohl getrockneten Blätter empfiehlt Hr. D. Ehrhart zu Matratzen und Hauptkiſſen für Perſonen, die mit langwierigen Flußſchmerzen, oder ſolchen Zufällen, welche die Federbetten nicht leiden können, behaftet ſind.

2. Die große Heidelbeere, Bruchbeere (weil ſie gern in Brüchen, d. i. Moraſten und Sümpfen zu

wachſen pflegt,) Drumpelbeere, Jägerbeere, Jugelbeere, Kosbeere, Krackbeere, Kuhtäken, Kuhtecken (weil ſie dem Acaro-Ricinus, welcher ſich in den Wäldern in die Haut des Viehes einzuſaugen pflegt, gleichen,) Mohrbeere, Moosbeere, Moosheidelbeere, Rauſchbeere, Trunkelbeere (weil ſie rauſchen und trunken machen, oder den Kopf einnehmen,) im Dän. Böllebär, Böller, Vitis idaea foliis ſubrotundis exalbidis *C. B.* Vitis idaea magna, ſ. Myrtillus grandis *J. B.* Vitis idaea ſecunda *Cluſ.* Vaccinium pedunculis unifloris, foliis integerrimis ovatis venoſis *Hall.* Vaccinium uliginoſum, pedunculis unifloris, foliis integerrimis ovalibus baſi cilitatis *Linn.* Fr. grande Airelle, Engl. great Bilberry-buſh, great round deavel Wortle-berries, Schwed. Odon. Dieſer Strauch iſt ſtärker im Holze, auch höher und größer, als der vorige; denn er wird an 3 Fuß hoch. Er liebt einen feuchten guten Mohrgrund, wo die Bergwäſſer zuſammen fließen, ſtehen und verſinken, zwiſchen den Hügeln und hohen Gebirgen, in den tiefen Thälern, welcher öfters die Oberlage des Torfes ausmacht. In dieſen breitet er ſeine harte, holzige und ſehr faſerige Wurzeln überall aus, und treibt häufige runde, äſtige, aufrecht ſtehende und kriechende Zweige, welche ſich ſtark bewurzeln, und die Dicke einer ſtarken Federſpuhle erhalten. In einem guten feuchten Boden, und an ſchattigen Orten läßt er ſich im Herbſte ſehr gut verpflanzen, und breitet ſich eben ſo aus, wie er in ſeinem wilden Zuſtande thut, dabey er auch vom Samen aufgeht. Die herben Blätter ſind feiner, zarter, ſehr glatt, mit feinen Adern durchzogen, mehr rund als lang, mit einem ganzen Rande, auch beynahe von gleicher Größe mit dem Preiſelbeerlaube. Oberwärts ſind ſie hellgrün, unterwärts aber meergrün, oder faſt weißlich. Sie ſchlagen, wie die von der vorhergehenden Art, im May aus, und werfen ihr Laub auch faſt zu gleicher Zeit im

Herb-

Herbſte ab. Die weißlich-röthlichen Blumen kommen im May ganz einzeln auf langen Stielen, und ſind mit den Blumen der erſten Art von gleicher Geſtalt. Die Beere wird im Auguſt und Sept. reif, ſchmeckt wie die gemeine Heidelbeere, iſt aber größer und mehr blau oder graulich, und inwendig weißlich. Sie hat das Anſehen und die Größe einer Wacholderbeere, und einen aus der Mitte etwas erhabenen Nabel, wovon ſie etwas länglich zu ſeyn ſcheint. Ihre Samen beſtehen in ſehr kleinen dunkelgelben Körnern. Man findet dieſen Strauch hin und wieder auf dem Harze und in Thüringen, auch in Schweden, in Toscana, und in der Schweitz. Die Beeren werden in Etrurien gegeſſen, denn ſie ſchmecken nicht unangenehm, ſind aber in Menge genoſſen ungeſund, weil ſie gleichſam berauſchen und trunken machen; daher ihnen unter den eßbaren Früchten weiter kein Platz gebührt, als um dafür zu warnen. Man bemerkt auch hier zu Lande, was Hr. v. Haller aus der Schweiz anführet, daß dieſer Strauch ſelten Beeren anſetzt. Eine weiſe Anordnung in der Natur, da dieſer der Geſundheit eher nachtheilige Strauch nicht ſo häufig Früchte bringt, wie jener! Das Holz iſt ziemlich feſt, zäh und hart, aber ſehr ſchwach. Der Strauch giebt indeſſen mit ſeinem Laube unter dem vorigen mit verbrannt, eine gute Aſche. In einigen Gegenden im hohen Gebirge, muß derſelbe die Feuerung auf dem Heerde vornämlich mit unterhalten. Einige Färber und Gärber bedienen ſich der herben ſauern Blätter und jungen Zweige, anſtatt des Porſches.

3. Die rothe Heidelbeere, welche gleichfalls in den Heiden, d. i. ſchattigen Wäldern, niedrig an der Erde wächſt, Vaccinium Vitis Idaea *Linn.* iſt in Oberſachſen unter dem Namen der Preiſelbeere am bekannteſten; ſiehe dieſes Wort.

4. Der ſpaniſche Heidelbberſtrauch, und deſſen Beere, die Bärentraube genannt, Arbutus Uva *L.* ſiehe Sand = Beere.

Heidelbeer=Kamm, ſ. oben, S. 743.

Heidelbeer=Kuchen, ſ. oben, S. 752.

Heidelbeer=Myrthe, Myrica Gale *Linn.* ſ. Porſch, No. 2.

Heidelbeer=Suppe,] ſ. oben, S. 752.
Heidelbeer=Torte,]

Heidel=Blume, Gnaphalium arenarium *Linn.*; ſiehe Rain=Blume.

Heidel=Brey, am häufigſten im Oberdeutſchen, ein Brey von gekochter Heidegrütze; ſ. Th. VII, S. 230.

Heidel=Gries, im Oberdeutſchen, Gries aus Heidekorn; ſ. Th. XX, S. 21.

Heiden=Dreck, ſ. Heiden=Haut.

Heiden=Geld, in einigen oberſächſiſchen Gegenden, ein Geld, welches für das Betreiben der Felder mit dem Viehe gegeben und auch das Triftgeld genannt wird. Vielleicht, weil es zunächſt für das Betreiben der Waldungen entrichtet wird; oder auch, weil Heide hier noch die erſte Bedeutng des Feldes, der Flur hat, ſ. Heide 3.

Heiden=Haar, (das) ohne Plural, oder die Heiden=Haare, ohne Singular, im g. L. beſonders Niederſachſens, diejenigen Haare, welche die Kinder mit auf die Welt bringen. Figürlich auch wohl die erſten Federn der Tauben, ſo lange ſie noch den Haaren gleichen. Siehe das Folgende.

Heiden=Haut, im g. L. einiger Gegenden, beſonders Niederſachſens, eine Unreinigkeit, welche die neugebornen Kinder auf den Köpfen mit auf die Welt bringen, und welche ſich hernach in Geſtalt einer Rinde oder einer Haut ablöſet. Dieſe Unreinigkeit wird auch der Heidenkoth, und in den niedrigen Sprecharten der Heidendreck genannt.

Die

Die erſte Hälfte dieſer Wörter zielt auf den alten Gebrauch, Kinder, ſo lange ſie noch nicht getauft ſind, Heiden zu nennen. Siehe Heide 4.

Heiden-Jſopp, in einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, ein Name des Kirſchiſoppes Ciſtus Helianthemum *Linn.* weil er auf dürren Heiden und unfruchtbaren Triften wächſt, und daher auch Heidenſchmuck genannt wird. Siehe Th. XX, S. 318.

Heiden-Koth, ſ. Heiden-Haut.

Heiden-Meiſe, Haubenmeiſe; ſ. Meiſe.

Heiden-Reich, an einigen Orten ein Name des Bauernſenfes, Thlaſpi arvenſe *Linn.* wo dieſer Name auch in Heiderich zuſammen gezogen wird.

An andern Orten wird der wilde Meerrettig, Thlaſpi campeſtre *Linn.* der auf den Feldern und an den thonigen Wegen wächſt, Heidenreich und Heidenrettig genannt.

Heiden-Rettig, eine Benennung des Hederiches; Raphanus Raphaniſtrum *L.*; 2. des wilden Meerrettiges, Thlaſpi campeſtre *Linn.*

Heiden-Schmuck, eine Benennung: 1. der Färber-Scharte, Serratula tinctoria *L.*; ſ. Scharten-Kraut; 2. des Heiden- oder Kirſch-Jſoppes, Ciſtus Helianthemum *L.*; ſ. Th. XX, S. 318.

Heiderich, ein Name: 1. des Hederiches; 2. des Bauernſenfes; ſ. Heidenreich; 3. eßbarer Feldſchwämme; ſ. Heideſchwamm.

Heiderling, ſ. Heide-Schwamm.

Heidere, ſ. Eidechſe.

Heidie, (mit dem Ton auf der letzten Sylbe) eine niederſächſiſche Redensart, welche in der niedrigen Sprechart von den gemeinen Leuten häufig gebraucht wird. Sie ſagen nämlich von Jemand der fortgelaufen oder entwiſcht iſt: er iſt heidie. Der Gefangene iſt dem Gerichtsdiener entſprungen, und heidie gegangen. Oder die Bauern ſagen, ſie hätten dem

Ausreißer bis an die Gränze nachgeſetzt, aber er wäre heidie. Auch von einer Sache, welche verloren gegangen, ſie iſt heidie u. d. gl.

Der gelehrte Sprachforſcher, Hr. Pred. Stoſch vermuthet, daß dieſe Redensart ihren Urſprung von dem franzöſiſchen Worte adieu genommen hat. Nachdem dieſes Wort als eine Abſchiedsformel auch unter den gemeinen Leuten gebräuchlich geworden, hat man es auf mancherley Weiſe verſtümmelt: Man hat adjeh, adee, adies, adjes und auch heidie, daraus gemacht; wie denn einige, wenn ſie weggehen wollen, zu ſagen pflegen: Ich will Heidie gehen; Na Heidie! u. d. gl. Weil ſie nun dieſes Wort als ein Abſchiedsformel angeſehen: ſo haben ſie es hernach überhaupt gebraucht, wenn ſie von Jemand ſagen wollen, er ſey weggegangen: Er iſt heidie, das ſoll ſo viel heißen, er iſt weggegangen, er hat ſeinen Abſchied genommen; und endlich von allem was nicht mehr da iſt: Der Gefangene iſt heidie, d. i. er iſt fort; die Sache iſt heidie, ſie iſt fort, ſie iſt verloren gegangen. Eben wie man auch wohl, von Jemand, welcher entwiſchet iſt, zu ſagen pflegt: er hat ſich empfohlen; er hat ſeinen Abſchied genommen; er hat ſeinen Abſchied hinter der Thür genommen, oder, weil man ihm den Abſchied nicht geben wollte, hat er ihn ſich ſelber genommen u. d. gl.

Heidniſches Wundkraut, Solidago Virga aurea *Linn.* ſiehe **Wund-Kraut**.

Heiduck, Fr. Heiduque, ein ungariſches Wort, welches eigentlich einen leicht gewaffneten Soldaten zu Fuß bedeutet. Auch außerhalb Ungarn belegt man mit dieſem Namen einen Diener von anſehnlicher Länge, den man in die Tracht eines hungariſchen Heiducken kleidet, und deſſen vornehmſtes Amt gemeiniglich darin beſteht, die Kutſche oder Sänfte ſeiner Herrſchaft zu begleiten. Im Poln. lautet dieſes Wort Chayduk.

Heie, Heige, ein hölzerner Hammer oder Schlägel; ſ. Heye.

Heil, ein Bey- und Nebenwort, welches aber im Hochdeutſchen in der Geſtalt eines Nebenwortes am üblichſten iſt. Es bedeutet,

1. Eigentlich, ganz, unzertheilt, unzertrennt, in welcher Bedeutung es nur noch im Nieders. wo es heel lautet, gangbar, im Hochdeutschen aber fremd iſt. Die hele oder heile Welt, die ganze Welt. Heil mager, ſehr mager, ganz mager. Die Hochdeutſchen, welche es im g. L. in einigen Ausdrücken beybehalten haben, haben es zugleich in hell verändert. Der helle Haufen, der ganze völlige Haufen; ſiehe Hell. 1.

In dieſer Bedeutung lautet es ſchon bey dem Ottfried heil, im Engl. Whole, im Angelſ. hal, im Holl. heel, geheel, im Dän. heel, im Schwed. hel, im Walliſ. oll und olh; womit das Griech. ὅλος, und das Hebr. כל ſehr genau übereinſtimmen.

2. In engerer Bedeutung, unverwundet, und nach der Verwundung wieder geheilet, von äußern Schäden und Verletzungen der Glieder. Auf heiler Haut iſt gut ſchlafen. Aus heiler Haut ſterben ohne ſichtbare Veranlaſſung von außen. Ein Geſchwür aus heiler Haut bekommen. Doch dieſe R. A. ſind größtentheils niederſächſiſch. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung nur als ein Nebenwort üblich. So iſt der Grind heil, 3 Moſ. 13, 37. Wie das Mahl des Ausſatzes heil worden iſt, Cap. 14, 3. Da das Volk beſchnitten war, blieben ſie an ihrem Ort — bis ſie heil wurden, Joſ. 5, 8. Die Wunde iſt ſchon heil. Indeſſen hat es doch auch hier etwas niedriges; daher man in der anſtändigen Sprechart lieber das Mittelwort geheilet, oder einen ähnlichen Ausdruck dafür gebraucht.

3. Figürlich, geſund, von den innern Theilen des Leibes; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, in welcher dieſes Wort noch einigemal in der deutſchen Bibel vorkömmt.

In dieſer Bedeutung lautet es bey dem Ulphilas hails, bey dem Ottfried und Kero heil, im Engl. hail, im Schwed. hel, und im Griech. ὅλος. Siehe das Folgende und Heilen.

Heil, (das) das vorige Wort als ein Hauptwort gebraucht, welches aber nur in einigen figürlichen Bedeutungen vorkömmt.

1. Die Geſundheit, im Walliſ. Hwyl, im Schwed. Hel, im Engl. mit einem andern Suffixo Health. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo es nur noch im g. L. in den Namen einiger, ſowohl in Anſehung äußerer Wunden, als auch innerer Krankheiten, heilſamen Pflanzen vorkömmt. So werden ſowohl die Agrimone (Agrimonia Eupatorium *L.*), und das Benedictenkraut (Herba benedicta,) als auch der Ehrenpreis (Veronica *L.*), und das Gauchheil (Anagallis arvenſis *L.*) in einigen Gegenden Heil aller Schäden, Heil aller Welt, Grundheil, genannt.

2. Die menſchliche Glückſeligkeit oder Wohlfahrt, ſowohl ihrem ganzen Umfange, als auch ihren einzelen Stücken nach. Jemanden alles Glück und Heil wünſchen. Sein Heil verſuchen, ſein Glück verſuchen, ob man in einer Sache glücklich ſeyn könne. Sein Heil im Kriege, im Spiele u. ſ. f. verſuchen. In engerer Bedeutung iſt es in der Gottesgelehrſamkeit von allen Arten geiſtlicher Güter und Wohlthaten noch am häufigſten üblich; L. Salus.

3. In der dichteriſchen und höhern Schreibart der Neuern wird dieſes Wort, mit der dritten Endung der Perſon, häufig als ein Glückswunſch gebraucht, Jemanden alle Arten der Wohlfahrt, der Glückſeligkeit anzuwünſchen, oder wenn es an Gott gerichtet wird, als eine Formel des Dankes, des Ruhmes, des Preiſes.

Heil=Bad, in einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden, eine mineraliſche Quelle, in welcher man ſich, zur Wiederherſtellung der Geſundheit, badet, ein Geſundheitsbad.

Heil=Blatt, an einigen Orten ein Name der Wieſen=Raute oder Krötendiſtel, Thalictrum *Linn.* vermuthlich wegen ihrer Heilkräfte.

Heil=Bock, ſiehe Heilen 2, S. 763.

Heil=Brunnen, in einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden, eine mineraliſche Quelle, deren Waſſer zur Wiederherſtellung der Geſundheit getrunken wird; der Geſundheitsbrunnen.

Der Geſundheitsbrunnen zu Heilbrun in Bayern, 5 Meilen von der Hauptſtadt München, gehört unter die muriatiſchen oder kochſalzigen Waſſer.

Joh. Ant. Carl Beſchreibung deſſelben, ſt. im 2 B. der Abhdl. der churf. Bayerſchen Acad. d. W. S. 201—231.

Joh. Friedr. Zückers ſyſtemat. Beſchreib. aller Geſundbrunnen und Bäder in Deutſchl. Berl. und Leipz. 1768, gr. 4. S. 202—204.

Heil=Gift, Giftheil, Aconitum Anthora *Linn.*; ſiehe Th. I, S. 378, fgg.

Heil=Gurke, Balſamapfel; ſ. Momordica.

Heil=Holder, Attich, Ebulus; ſ. unter Hohlunder.

Heil=Jahr, ein im Hochdeutſchen ziemlich ungewöhnlich gewordenes Wort, die Jahre nach der Geburt Chriſti, und dadurch verſchafften geiſtlichen Wohlfahrt der Menſchen zu bezeichnen. Im Heiljahre 1499.

Heil=Kraut, ein Kraut, welches ſeiner heilſamen Kräfte wegen, in der Arzneykunſt gebraucht wird; ein officinelles Kraut.

Ins beſondere führen die Bärenklau und das Gauchheil in einigen Gegenden den Namen Heilkraut; ſo wie der blaue oder gülden Günſel, Ajuga reptans *L.* (ſ. Th. XX, S. 316) den Nahmen Heilkräutlein.

Heil=Mittel, ein Mittel, Wunden, Schäden oder Krankheiten zu heilen; ein Heilungsmittel, Arzneymittel.

Heil=Monat, der Name des letzten Monates im Jahre, des Decembers, welchen derſelbe ſchon von Carln dem Großen erhalten hat, weil das Feſt der Geburt Chriſti in demſelben gefeyert wird, daher er auch der Chriſtmonat heißt.

Heil-Pflaſter, ein Pflaſter, welches die Wunden heilet; zum Unterſchiede von einem Aetzpflaſter, Heftpflaſter u. ſ. f. Siehe Pflaſter.

Heil-Wurz, ein Name verſchiedener Pflanzen, deren Wurzeln oder übrigen Theile ihrer Heilskräfte wegen in Anſehen ſtehen. 1. des Alantes, Inula Helenium *Linn.* 2. Des Eibiſches, Althaea officinalis *L.* 3. Des Allermannsharniſch, Allium Victorialis *L.* 4. Der Tormentille. 5. Einer Art der Paſtinaken, Paſtinaca Opopanax *L.* welche in Italien wächſt, und deren Wurzel das bekannte Gummi Opopanax liefert; und vielleicht noch andere mehr.

1. **Heilen**, im Niederſ. helen, ſo von dem Bey- und Nebenworte heil abſtammet, und in doppelter Geſtalt üblich iſt.

I. Als ein Neutrum, welches das Hülfswort ſeyn erfordert, heil werden, wo es doch nur von Wunden und äußern Schäden gebraucht wird. Die Wunde heilet ſchon, iſt geheilet. Katzenbiſſe heilen ſchwer.

II. Als ein Activum.

1. Eigentlich, ganz machen, beſonders, was zerbrochen, zerriſſen, zerſtückt iſt. Da alles Volk zu ihm trat, heilete er den Altar des Herrn, der zerbrochen war, 1. Kön. 18, 30. d. i. er beſſerte ihn aus, ſtellete ihn wieder her. Im Hochdeutſchen iſt dieſe Bedeutung veraltet, wo man ſie nur noch zuweilen im Scherze als eine Figur der folgenden Bedeutungen gebraucht.

2. In engerer Bedeutung, von Wunden, Geſchwüren und andern Schäden und Verletzungen des Leibes. Der Wundarzt heilete die Wunde in kurzer Zeit. Das Pflaſter wird die Wunde bald heilen. Einen Bruch, ein Geſchwür, eine Fiſtel heilen.

3. Figürlich. 1) Von Krankheiten des Leibes befreyen, geneſen machen: mit dem Worte von. Jemanden von der Blindheit, von dem Fieber, von dem Podagra u. ſ. f. heilen. Imgleichen mit

der

der vierten Endung der Perſon, mit Auslaſſung der Krankheit oder des Gebrechens. Einen Kranken heilen. So auch mit der vierten Endung der Sache, wenn die Perſon verſchwiegen wird. Eine Krankheit, ein Gebrechen heilen. Eine Arzney, welche alle Krankheiten heilet. Im g. L. iſt dieſes Wort durch das ausländiſche curiren beynahe ganz verdränget worden; allein in der edlern Schreibart hat es noch immer ſeine Stelle behauptet. 2) Von einem Grame, von einem Kummer befreyen, in der edlen Schreibart, und nur mit dem Vorworte von, oder mit der vierten Endung der Sache. 3) Von Unvollkommenheiten, Gebrechen des Geiſtes und der Seele befreyen. Von dem Ungehorſam heilen, Jer. 8, 22.

Daher das Hauptwort die Heilung, die Handlung des Heilens in allen obigen Fällen.

2. Heilen, welches nur noch in einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden, für verſchneiden, caſtriren üblich iſt. Daher verheilen in eben dieſem Verſtande der Heiler, ein verſchnittenes Pferd, ein Wallach, der Heilbock, ein verſchnittener Bock, u. a. m. in eben dieſen Gegenden gebraucht werden.

Friſch leitet es von dem vorigen Zeitworte ab, und glaubt, daß es eigentlich verheilen, d. i. zergänzen, heißen müſſe. Allein, da es in einigen Gegenden richtiger geilen lautet, ſo ſtammet es durch eine gelindere Ausſprache des Hauchlautes unſtreitig auch von dieſem Worte ab. Siehe Geilen 1.

Heiler, ſ. Heilen 2.

Heilig, am wahrſcheinlichſten von dem Hauptworte Heil, und zwar,

I. Im tranſitiven und thätigen Verſtande, für heilſam, Heil, d. i. Geſundheit, Nutzen bringend, auf welche Art heillig̃h bey dem Kero für ſalutaris vorkömmt. In dieſer allem Anſehen nach ſchon lange veralteten Bedeutung, kommt es noch in den Namen einiger heilſamen Pflanzen vor. Dergleichen iſt die heilige Pflanze, das Cypreſſenkraut, Santolina Chamaecy-

maecypariſſus *Linn.*; ſ. Th. VIII, S. 511, fgg. und das heilige Holz Franzoſenholz, Lignum ſanctum ſ. Guajacum, ſ. Th. XIV, S. 782, fgg.

II. In intranſitiver Bedeutung vermuthlich ſo fern Heil ehedem, dem Bey- und Nebenworte heil zu Folge, die ganze unzertrennte Beſchaffenheit eines Dinges bezeichnet haben mag.

1. Unverletzt, unverderbt, ſich in dem Zuſtande der gehörigen Vollſtändigkeit und Vollkommenheit befindend, wo es doch nur in moraliſchen Verſtande in der Gottesgelehrſamkeit, von der ſittlichen und geiſtlichen Vollkommenheit gebraucht wird, Fertigkeit zur überwiegenden Liebe des Guten und zum herrſchenden Haſſe des Böſen beſitzend.

2. Unverletzlich, von Beleidigungen, Beſchädigungen oder Mißbräuchen geſichert, von dem gemeinen Gebrauche abgeſondert, und zu einem beſondern feyerlichen Gebrauche beſtimmt.

1) Ueberhaupt. Ein heiliger Ort, dergleichen die Freyſtätten, Kirchen, Palläſte u. ſ. f. ſind. Die wildeſten Völker halten das Recht der Ehe für ein heiliges Recht. Die heilige Aſche unſrer Väter. Etwas heilig verwahren, mit großer Sorgfalt. Etwas heilig verſichern, betheuern, verſprechen, zuſagen, auf die feyerlichſte, unverletzlichſte Weiſe. Vermuthlich bezieht ſich auch hierauf die Benennung des heiligen römiſchen Reiches, Lat. ſacri imperii Romani, welche ſchon von den heidniſchen Kaiſern angenommen worden; imgl. des heiligen Beines, Os ſacrum, weil es unter den Zeugungsgliedern liegt, welche bey allen geſitteten Völkern für heilig, d. i. unverletzlich, gehalten werden, und von welchem auch die heilige Pulsader, Arteria ſacra, und die heilige Blutader Vena ſacra, den Namen haben, weil ſie ſich in eben dieſer Gegend befinden.

2) In engerer Bedeutung, dem Gottesdienſte, der Verehrung Gottes gewidmet, und dadurch unverletzlich gemacht, und von dem gemeinen Gebrauche abgeſondert; in welchem Verſtande es in der deutſchen Bibel oft als ein Hauptwort vorkömmt. Kein Heiliges ſoll ſie anrühren, 3 Moſ. 12, 4. Ein heiliger Ort, heilige Sachen, ein heiliger Tag. Der heilige Abend, der Abend vor einem Feſte, der Feſtabend. Ehedem nannte man auch die Prieſter und Geiſtlichen in der römiſchen Kirche die Heiligen. Im vorzüglichen Verſtande giebt man daſelbſt noch jetzt dem Papſte den Namen heiliger, oder wohl allerheiligſter Vater, und im Abſtracto Se. Heiligkeit. Beſonders iſt das Wort heilig von ſolchen Dingen üblich, welche einem feyerlichen Gottesdienſte gewidmet ſind, oder ein Stück eines feyerlichen Gottesdienſtes ausmachen, wo es oft noch mit dem Worte hoch verſtärket wird hochheilig. Die heilige Woche, die Woche vor dem Oſterfeſte, die Charwoche. Das heilige Jahr, in der römiſchen Kirche, worin das große Jubiläum gefeyert wird. In weiterer Bedeutung wird es oft von allem gebraucht, was ſich auf den Gottesdienſt und kirchliche Dinge oder Perſonen bezieht. Die heilige Kleidung, die Kleidung der Geiſtlichen bey dem Gottesdienſte. Das heilige Feuer, der Rothlauf, die Roſe; ſ. Rothlauf.

Heiliger Abend, }
Heiliges Bein, } ſ. im vorgeh. Artikel.
Heiliges Feuer, }

Heiliger Fiſch, Anthiasfiſch; ſ. Th. II, S. 257.

Heilige Geiſt-Wurzel, Engelwurz, Angelica, ſ. Th. II, S. 119.

Heiliges Heu, Heilighеu, eine Benennung der im XI Th. S. 562, fgg. beſchriebenen Eſparſette, Hedyſarum Onobrychis *Linn.* wie auch der Luzerne oder des Schneckenklees, Medicago *Linn.*; ſ. unter Klee.

Heili-

Heiliges Holz, ſ. oben, S. 764.

Heiliges Jahr, ſ. oben, S. 765.

Heilige Pflanze, ſ. oben, S. 763.

Heiligen=Sohle, in dem Salzwerke zu Halle, diejenige Sohle, welche wöchentlich den Kirchen zum Beſten verſotten wird.

Heilige Woche, ſ. oben, S. 765.

Heilſam, was Heil bringt, unſer Heil befördert.

1. Was Wunden und Krankheiten heilet, und überhaupt die Geſundheit befördert und erhält. Ein heilſames Pflaſter, heiſame Kräuter, eine heilſame Arzney. Das iſt der Geſundheit ſehr heilſam. Im Oberdeutſchen wird auch die Arzneywiſſenſchaft zuweilen die heilſame Kunſt, Ars ſalutaris, genannt.

2. Was unſere zeitliche und geiſtliche Wohlfahrt befördert. Heilſame Geſetze. Die Züchtigung war ihm ſehr heilſam. Ein heilſamer, ſehr nützlicher Rath.

Heilsbronner Waſſer, gehört zur Claſſe der einfachen alkaliſchen Wäſſer, und quillt mitten in dem ehemahl. Kloſter Ciſtercienſer Ordens, und nunmehrigen berühmten Gymnaſio zu Heilsbronn im Anſpachiſchen. Es muß mit dem oben, S. 761, erwähnten Waſſer zu Heilbrunn in Bayern nicht verwechſelt werden.

Zückert Geſundbrunnen. ꝛc. S. 148.

Heilungs=Mittel, ſ. Heil=Mittel.

Heim, (das) oder die Heime, (*) ein, wenigſtens im Hochdeutſchen, völlig veraltetes Hauptwort, welches nur um der folgenden Wörter willen zu merken iſt. Es bedeutete,

1. Ei=

(*) Das Wort iſt zu alt, als daß man deſſen Abſtammung mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit ſollte beſtimmen können. Die beſte Ableitung iſt noch die, die es von dem alten hemen, hemmen, bedecken, abſtammen läßt; ſiehe Hemd und Himmel, welche aus eben dieſer Quelle herfließen; obgleich Ihre es umkehrt, und hemmen, bedecken, von Hem und Heim ableitet.

1. Einen Zaun, welche Bedeutung Schilter als die erſte und urſprüngliche annimmt, und ſich dabey auf den Kilian beruft, der es durch ſepes, ſepimentum, ſeptum, und heimen durch ſepire, obvallare erklärt.

In Oberſchwaben iſt heimen noch jetzt ſo viel als einzäunen und hägen. Indeſſen ſcheint es in dieſer Bedeutung zunächſt zu Hain und mit demſelben zu Hag zu gehören; ob gleich einige Heim und Hain für einerley Wort halten, wenigſtens beyde aus einer Quelle herleiten.

2. Ein umzäunter oder eingehägter Bezirk, ein in ſeinen Gränzen eingeſchloſſenes Gebiet, eine Flur, eine Mark; ſ. Heim-Buch, Heim-Bürge, Heim-Feld, Heim-Geruth, Heim-Rath.

3. Ein Gezelt, eine Hütte, ein Wohnhaus mit ſeinem Zubehör; eine im Deutſchen und allen verwandten Sprachen überaus alte Bedeutung. Schon im ſaliſchen Geſetze kommt Cham in verſchiednen Zuſammenſetzungen vor. Das Angelſ. Ham, das Nieder. Heime, das Schwed. Heim, das Engl. Home, und andere mehr haben eben dieſe Bedeutung. Friſch führt aus dem Tſchudi die R. A. an, um Haus und Heim kommen, wofür man jetzt ſagt, um Haus und Hof kommen. In vielen eigenthümlichen Namen der Oerter kommt dieſe und die folgende Bedeutung noch jetzt vor. Das gräfl. öttingiſche Bergſchloß und heutige Oberamt Hohenhaus, wird in den mittlern Zeiten häufig Hürnheim, und in lat. Urkunden Alta domus, Altum caſtrum genannt, hundert andere Beyſpiele zu geſchweigen. In engerm Verſtande bedeutet es ein eigenes Wohnhaus, in welcher Bedeutung auch Haus in den R. A. gebraucht wird, um Haus und Hof kommen, von Hauſe kommen, nach Hauſe gehen u. ſ. f. welche ſich vorzüglich in dem folgenden Nebenworte erhalten hat.

4. Eine Sammlung mehrerer Häuſer, ein Dorf, ein Flecken.

Bey dem Ulphilas ſind Bourgs und Haimos, Städte und Flecken im Griech. κωμαι Bey dem Heſychius ſind ειμαδες, Fiſcherwohnungen. Auch das Franz. Hameau, mittlere Lat. Hama, und im Diminut. Hamellus Hamelettum, und das Lettiſche Kaimo, Kiemas, ein Dorf, gehören hieher, anderer zu geſchweigen.

5. In engerer Bedeutung, der Ort, wo Jemand zu Hauſe iſt, woher er gebürtig iſt, und in weiterer Bedeutung, ein ſolches Land, das Vaterland; eine gleichfalls ſehr alte Bedeutung, in welcher dieſes Wort in dem ſaliſchen Geſetze Cham, bey dem Ottfried Heime, Heiminge, im Niederſ. Heime, bey dem ſchwäbiſchen Dichtern das Heim, lautet. In dem folgenden Nebenworte und in Heimath hat ſich auch dieſe Bedeutung erhalten. In noch weiterm Verſtande bezeichnete es im Schwediſchen auch die Welt, und Heims Kringla, den Weltkreis, das gemeinſchaftliche Vaterland aller Menſchen.

Heim, (*) ein Nebenwort des Ortes, welches im Hochdeutſchen nur im g. L. und den niedrigen Sprecharten üblich iſt, zu Hauſe oder nach Hauſe bedeutet, und diejenigen Zeitwörter begleitet, welche eine Bewegung nach einem Ort bedeuten, da es dann nicht nur das Wohnhaus, ſondern auch den Geburts = oder Wohnort und in weiterer Bedeutung auch das Vaterland bezeichnet, wie aus folgenden Redensarten erhellet. Von dem ſeyn oder Aufenthalte in ſeiner Wohnung, an ſeinem Geburts = oder Wohnorte, oder in ſeinem Vaterlande, iſt daheim üblich.

Sich heim begeben, ſich nach Hauſe, in ſeinen Wohn = oder Geburtsort, in ſein Vaterland begeben. Heim fallen, ſo das Hülfswort ſeyn erfordert, und auch anheim fallen lautet, zufallen, durch einen Todes=

(*) Dieſes alte Nebenwort ſtammet von dem vorigen Hauptworte ab, und lautet ſchon in dem ſaliſchen Geſetze cham, bey dem Ottfried heim, im Dän. hiem, im Schwed. hem.

Todesfall oder andern Umſtand in Jemandes Beſitz gerathen, beſonders von Gütern, wenn ſie wieder an ihren vorigen Herren, oder deſſen Haus fallen. Wenn das Lehen dem Lehensherren heim fallen wird. Solche heim gefallene Güter werden oft heimfällige Güter genannt, nach einer fehlerhaften, aber ſehr gewöhnlichen Verwechſelung der Mittelwörter. Daher der Heimfall, L. Devolutio, derjenige Zufall, da Jemanden ein Genuß oder Eigenthum anheim fällt, durch einen Todesfall wieder zufällt; und das Heimfallsrecht, Jus devolutionis, Fr. Droit de devolution.

An einigen Orten, z. B. in Brabant und in einigen Städten des Elſaſſes, bedeutet das Heimfallsrecht ein beſonderes auf das alte Herkommen ſich gründendes Recht, vermöge deſſen die Kinder erſter Ehe die unbeweglichen Güter erheben, welche die Aeltern während ihrer erſten Ehe erworben oder ſonſt erlangt haben, ſo daß der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon zu genießen hat, und überdieß alle fahrende Habe auf Lebenszeit behält; wiewohl dieſem Landesbrauche durch die Ehepacten derogirt werden kann.

Heim führen, nach Hauſe, in ſeinen Wohnort, in ſein Vaterland führen. Daher die Heimführung, welches in engerer Bedeutung auch von der feyerlichen Führung einer Braut in das Haus ihres Bräutigams gebraucht wird, von der Heimhohlung.

Heim gehen, nach Hauſe, in ſein Haus, in ſeinen Wohnort, in ſein Vaterland gehen. Hebe dein Bette auf, und gehe heim, Matth. 9, 6.

Heim holen, nach Hauſe, in ſeine Wohnung, in ſeinen Wohnort, in ſein Vaterland hohlen. Beſonders, ſeine Braut oder neue Ehegattin feyerlich in ſeine Wohnung führen. Welcher ein Weib ihm vertrauet hat, und hat ſie noch nicht heimgeholet, 5 Moſ. 20, 7. Daher die Heimhohlung, welche, wenn eine ſolche feyerliche Handlung darunter verſtanden wird, auch die Heimfahrt, die Heimführung heißt.

Heim kehren, wieder nach Hauſe, in ſeinen Geburtsort, in ſein Vaterland kehren.

Heim kommen, wieder nach Hauſe in ſeine Wohnung, in ſeinen Wohn= oder Geburtsort, in ſein Vaterland kommen. Daher die Heimkunft.

Heim leuchten, nach Hauſe leuchten. Figürlich auch in der niedrigen Sprechart, nach Hauſe prügeln, fortprügeln. Im Niederſ. utlüchten, ausleuchten.

Heim ſtellen, ſo nur in figürlichem Verſtande des Wortes heim üblich iſt, eines Gutbefinden überlaſſen. Wofür man auch anheim ſtellen zu ſagen pflegt.

Heim ſteuern, ausſteuern, eine Perſon, welche verheurathet werden ſoll, mit der nöthigen Mitgabe verſehen. Daher die Heimſteuerung.

Heim ſuchen. 1. Eines Haus gewaltthätiger Weiſe erbrechen, in welcher Bedeutung auch die Heimſuche und die Heimſuchung vorkommen. Schon in dem ſaliſchen Geſetze findet ſich in dieſem Verſtande Chameſtali, von Cham, das Haus. In weiterer Bedeutung auch ehedem überhaupt, Jemanden in ſeinem Hauſe Gewalt anthun. Iſt das ain Man ſin haus hinlat und ſelb darinne nit en iſt, ſwer das haus dann beſtanden hat, wirt der geheimſuchet, die heimſuch iſt des hofherrn halbw und des der das haus beſtanden hat, halbw, in dem alten augſburger Stadtrechte bey dem Schilter, wo das Hauptwort auch die darauf geſetzte Strafe bedeutet. Es ſey den Blutrunſt oder Heimſuche oder Todtſchlag, oder Knütteln mit bedachtem Mute, in dem Vertrage Erzbiſch. Gerhards zu Mainz mit der Stadt Erfurt von 1289.

2. Unterſuchen, erforſchen, ergründen, vielleicht eine Figur der vorigen Bedeutung, in welcher es aber im Hochdeutſchen veraltet iſt. Wer will über ihn heimſuchen ſeinen Weg, Hiob 36, 23.

3. Beſuchen, einen Beſuch bey Jemanden in ſeinem Hauſe abſtatten.

1) Eigentlich, in welchem Verſtande es im Hochdeutſchen veraltet, im Oberdeutſchen aber noch völlig

gang=

gangbar iſt. Daher in den Kirchen noch das Feſt der Heimſuchung Mariä ſeinen Namen hat, von dem feyerlichen Beſuche, welchen der Engel Gabriel bey derſelben abſtattete.

2) Figürlich wird es in der deutſchen Bibel und der daher entlehnten theologiſchen Schreibart häufig von einer jeden merklichen Offenbarung Gottes und ſeiner Beſchäftigung mit den Menſchen, und zwar ſowohl von der Offenbarung der gnädigen Gegenwart, als auch der Strafgerichte deſſelben, gebraucht. Wenn die Strafe genannt wird, ſo bekömmt ſolche das Vorwort mit, da denn dieſe Redensart auch noch im Hochdeutſchen üblich iſt. *Mit Feuersbrünſten, mit Krieg, mit Peſt, mit einer böſen Frau, heimgeſuchet werden.*

Heim=Buch, in einigen Gegenden, z. B. zu Mühlhauſen, ein obrigkeitliches Buch, welches die Flur= und Feldgeſetze enthält. Siehe das Heim 2. und das Folgende.

Heim=Bürge, ein nur an einigen Orten übliches Wort.

1. In Thüringen und einigen andern Gegenden iſt der Heimbürge eines Dorfes deſſen Kämmerer, und zuweilen auch deſſen Syndicus, indem er die Güter der Gemeinde verwaltet und berechnet, bey Rechtshändeln das Beſte der Gemeinde beſorget, und zuweilen auch die Polizey in ſeinem Dorfe handhabet. Sein Amt wird das Heimbürgenamt, die Heimbürgenſchaft genannt. Er folgt in der Würde nach dem Schulzen, und heißt in andern Gegenden der Heimer, Vorſteher, Dorfmeiſter, Vormünder, Gemeinder, Gemeindsführer, im Hennebergiſchen Bauermeiſter, Baumeiſter, in Sachſen Gemeindemeiſter.

2. An andern Orten, z. B. in Mühlhauſen, ſind es obrigkeitliche Perſonen, welche vornämlich die Streitigkeiten, die in dem Heime, d. i. in der Flur und in den Feldern (ſ. das Heim 2.) vorfallen, unter=

 ſuchen

ſuchen und entſcheiden, und ihre Urtheile nach dem Heimbuche abfaſſen. Sie halten gemeiniglich jährlich einmal im Felde unter freyen Himmel ein öffentliches Gericht, welches das Heimbürgengericht, im g. Leben auch das Heimbürgenſitzen, und zuſammen gezogen das Heimerſitzen genannt wird. An andern Orten heißt es das Hägemahl, ſ. Th. XX, S. 633, ingleichen Feldgericht, ſ. Th. XII, S. 514, fgg.

3. Zuweilen, beſonders im Oberdeutſchen, werden die Gerichtsbothen, oder oberſten Gerichtsdiener Heimbürgen, und im mittlern Lat. Heimburgenſes oder Heimburgii genannt, wie von Speyer, Strasburg und andern Orten erweislich iſt.

Heim-Fahrt, die Fahrt, d. i. Reiſe nach Hauſe. In engerer Bedeutung wird auch die feyerliche Heimführung der Braut, die Heimholung, an einigen Orten die Heimfahrt genannt.

Heim-Fall, Heimfallsrecht; ſ. oben, S. 769.

Heim-Feld, in einigen Gegenden, z. B. in Sachſen, ein Feld, welches in des Dorfes eigenen Heim, d. i. Flur, Mark und Gerichte liegt; ein einheimiſches Feld, im Gegenſatze der auswärtigen Felder oder Weitfelder, welche in andern Fluren oder unter andern Gerichten liegen. Beſtehen dergleichen Felder aus Hufen, ſo werden dieſe auch Heimhufen, und ihre Beſitzer Heimhüfener genannt, welche letztere an andern Orten auch Inmärker heißen, und den Ausmärkern entgegen geſetzt ſind.

Heim-Führung, ſ. oben, S. 769.

Heim-Gereuth oder Heimgeraid, in einigen Gegenden, z. B. um Landau, ein in ſeinen Gränzen eingeſchloſſenes Gereuth, eine Holzmark; ſ. Gereuth und das Heim 2.

Heim-Holung, ſ. oben, S. 769.

Heim-Hufe, Heimhüfener; ſ. Heim-Feld.

Heim=Rath, in einigen Gegenden, z. B. im Clevischen, ein Beyſitzer, oder Rath eines gewiſſen Gerichtes, wo beſonders die Deichgeſchwornen, weil ſie mit in dem Deichgerichte ſitzen, dieſen Namen führen, und vollſtändig Deichheimräthe genannt werden.

Von Heim, ſo fern es einen gewiſſen Bezirk, ein Gebiet bedeutet.

Heim-Schnat, ſ. Schnat.

Heimſiech, ſ. Heim=Weh.

Heim=Steuer, die Ausſteuer einer Perſon, welche verheurathet werden ſoll, und in engerer Bedeutung, die Mitgabe, die Mitgift, das Heurathsgut; ſ. Braut-Schatz.

Heim=Sucht, ſ. Heim=Weh.

Heim=Suchung, ſ. oben, S. 770.

Heim=Weh, ein heftiges Verlangen nach seinem Vaterlande, nach ſeiner Heimath; welches in manchen Fällen in eine körperliche Krankheit, in Melancholie und Abzehrung ausartet, und alsdann auch die Heim-Sucht, oder Heimſehnſucht, und bey den Aerzten mit griechiſchen Kunſtwörtern Noſtalgia (von Νόςος, Rückkehr, und Ἀλγύ, oder Ἄλγος, Schmerz, Traurigkeit,) Noſtomania, Noſtopatridalgia, Noſtopatridomania, Pathopatridalgia, Philopatridomania, Fr. Maladie du païs (auch zuweilen im Scherze Heimvé,) und derjenige, der mit der Heimſucht oder dem Heimweh behaftet iſt, heimſiech genannt wird.

Die Liebe zum Vaterlande, welche allen Menſchen eigen iſt, verurſachet eine Art der Leidenſchaft, welche man die Heimſucht oder das Heimweh zu nennen pflegt. Dieſe reitzende Sehnſucht zieht Leuten, welche ſich eine Zeitlang in der Fremde aufhalten, eine Art der Krankheit ſowohl des Gemüthes, als auch des Leibes zu, welche am füglichſten durch eine baldige Rückkehr geheilet werden kann. Man hat dieſe Krankheit vor andern an den Schweitzern bemerkt, bey de-

nen zuweilen ſo gar ein Bauernlied, der ſchweitzeriſche Kühreihen, (den man beym Zwinger und Hofer, wie auch in den bresl. Sammal. in Noten geſetzt findet,) oder auch nur die Melodie deſſelben, eine bey dieſer Krankheit ſo gewöhnliche Traurigkeit, die ſtärkſte Sehnſucht nach dem Vaterlande, ja gar ein hitziges Fieber hervor gebracht haben ſoll, ſo daß man bey der franzöſiſchen Armee denſelben zu ſpielen und zu ſingen verbiethen müſſen, weil, bey Erſchallung deſſelben, auch die alten Truppen, ohne halten, in das Heimweh und in die mit demſelben verbundenen Krankheiten verfallen. Der berühmte Scheuchzer, in der Schweitz, ein Mann von großer Wiſſenſchaft und Einſicht in der Phyſik, hat ſich, aus Liebe zu ſeinem Vaterlande, die Mühe gegeben, dieſe Art der Krankheit zu unterſuchen, und ſeinen Landsleuten zugleich einige Mittel wider dieſen Zufall vorzuſchlagen. Er ſucht die Quellen des Heimwehes vornämlich in natürlichen Sachen, und glaubt, daß die dünne, reine und feine Luft, welche man in der Schweitz hat, und die Milchſpeiſen, welche man daſelbſt von Kindheit an genießt, einen ſo groſſen Einfluß in die Gemüther ſeiner Landsleute hätten, daß ſie bey dem Aufenthalte in Ländern, denen es an dieſen beyden Stücken fehlt, zuletzt in eine Traurigkeit des Gemüthes und allmähliche Schwäche des Leibes verfielen, welche durch die Rückreiſe in ihr Land am glücklichſten zu heben wären. Die Mittel, welche er ihnen vorſchlägt, beſtehen darin, daß ſie, um neue Luft zu ſchöpfen, auf hohe Berge und Thürme ſteigen, und dabey Arzeneyen, welche viel zuſammen gepreßte Luft in ſich enthalten, (als: Salpeter, nebſt den daraus bereiteten Dingen, dem feuerbeſtändigen Salpeter, dem Arcano duplicato Mynſichti, dem Salpetergeiſte, Schießpulver, friſch ausgepreßten Rebenſaft, Moſt, Bier, welches noch nicht ausgegohren hat, jungen Wein ꝛc.) zu ſich nehmen ſollten. Ich bin nicht in

Ab=

Abrede, daß das Klima, die Luft und Speiſen, allerdings etwas zu dem Heimweh beytragen können; doch glaube ich nicht, daß man die Urſachen dieſes Zufalles allein in phyſikaliſchen, ſondern vielmehr in moraliſchen Dingen ſuchen müſſe. Es kömmt nur darauf an, daß man beyde gegen einander halte, und unterſuche, welche in der Beſtimmung des Heimwehes von größerer Stärke ſeyn. Am allerwenigſten kann ich mich überreden, daß **Scheuchzer** dieſe Urſachen für hinlänglich halten könne, ſondern ich bin vielmehr der Meinung, daß er, aus Liebe zu ſeinem Volke, eine den Schweitzern beſonders eigene Gewohnheit nur mit einer feinen Farbe habe anſtreichen wollen. Denn die Freyheit, die Sitten, die Regierungsform und die Lebensart der Schweitzer ſind wohl unſtreitig die Triebfedern der Heimſucht. Indeſſen, da die Schweitz allerdings eine große Menge überflüſſiger Einwohner hat, ſo ſehen ſich viele derſelben, aus Hoffnung zum Gewinnſte, genöthigt, in auswärtige Länder und Staaten zu gehen, und im Kriege ſo wohl, als an königlichen und fürſtlichen Höfen Dienſte zu ſuchen. Haben ſie nun ſo viel erworben, als ſie ſich vorgeſetzt, ſo kömmt ſie erſt das Heimweh an, wovon ſie viele Jahre vorher keinen Anfall gehabt haben. Sie ſehen, daß ſie nun ein anſehnliches Geld erworben haben, welches ſie zu Hauſe nicht hätten verdienen können. Sie gedenken, daß ſie freye Leute ſind, und bedanken ſich alsdann für die auswärtigen Dienſte. Sie haben alſo eine Zeit lang ſich mit dem Papſt **Sixtus V.** vor andern gebücket, und den Schlüſſel Petri geſuchet; haben ſie nun erlangt, was ſie wünſchten, ſo bekommen ſie das Heimweh, und ſuchen ihr Vaterland. Warum bekommen doch die Schweitzer nicht in den erſten Jahren ihres auswärtigen Aufenthaltes dieſen eingebildeten Zufall, da ſie oft ſechs und mehr Jahre, in Frankreich, Spanien, Holland, Italien und Deutſchland, in Dienſten ſtehen,

 und

und ſie treu und redlich aushalten? Gewiß, binnen ſolcher Zeit, ſind ſie der Luft und Speiſen anderer Völker ziemlich gewohnt worden. Dieſer Beweis iſt gar nicht ſchwer. Denn man ſieht eine Menge italiäniſcher Kaufleute in Deutſchland, welches ihnen ſonſt zuwider iſt. Sie halten ſich, ohne dergleichen Zufall zu haben, der ganz widrigen Luft und Speiſen ungeachtet, ſo lange daſelbſt auf, bis ſie ſo viel erworben haben, als ſie wünſchen, und gehen alsdann erſt zurück, um in ihrem Vaterlande deſto gemächlicher leben zu können. Man kann es indeſſen dem D. Scheuchzer gern zu gute halten, daß die Liebe zum Schweitzerlande ihm die Feder geführt hat.

Daß widrige Luft und Speiſen nicht die einzige Urſache des Heimwehes ſeyn, beweiſet das Beyſpiel der Isländer, denen, wie Horrebow verſichert, das Heimweh ebenfalls gemein iſt, da ſie doch überall beſſer und angenehmer leben können, als in ihrer Heimath. Wenn ſich dieſe Schwachheit bey dieſen und andern nördlichen Völkern findet, welche ihr am wenigſten unterworfen ſeyn ſollten, weil ſie bey der Veränderung des Klima allemal gewinnen, ſo liegt die Schuld vielleicht daran, daß ihr Land von Fremden wenig beſucht wird, und ſie ſelbſt nicht viel reiſen. Denn die Gewohnheit, Niemanden, als ſeine Landsleute, zu ſehen, nebſt der wenigen Kenntniß, die ſie von andern Völkern haben, bindet ſie gewiſſermaßen an ihr Vaterland, und erreget ſo viel Gram bey ihnen, es verlaſſen zu haben, daß aus der Sehnſucht, es wieder zu ſehen, eine tödtliche Abmattung entſteht, wenn ſie nicht bald wieder zurück kehren. Daher kann man ſchließen, daß, je weniger ein Land bewohnt iſt, und je weniger deſſen Einwohner mit andern Nationen Umgang haben, dieſelben deſto mehr für ihr Land und Klima eingenommen, und dem Heimweh ausgeſetzt ſeyn.

Wenn man, ohne beſondere Rückſicht auf die Schweitzer und Isländer, dieſe Art der Krankheit als eine allgemeine Seuche anſieht, und die Sache in ihrem ganzen Zuſammenhange betrachtet: ſo wird man finden, daß man den Grund des Heimwehes mehr in moraliſchen, als phyſikaliſchen, Urſachen ſuchen müſſe, wenn man den unauslöſchlichen Haß einiger Völker gegen einander, die herrſchende Hochachtung einer Nation für ſich ſelbſt, den Gemüthscharacter und die Sitten, den Unterſchied der Lebensart, die Liebe zur Freyheit, und endlich die Liebe zur Religion, in reifere Ueberlegung zieht.

Die Liebe zum Vaterlande iſt nichts anders, als eine innerliche Zuneigung zu dem Bande der Geſellſchaft, in welcher man geboren iſt, und einen großen Theil ſeiner Jahre von Kindheit an zugebracht hat. Dieſe Neigung wird gleichſam mit der Muttermilch eingeflößet, ſo, daß aus dieſem Grunde ſo gar ein elender Grönländer und dürftiger Lappländer ſich einbildet, ſeine Nation ſey die älteſte, die freyeſte, die glückſeligſte, und ſein Vaterland ein irdiſches Paradies. Wenn man die Sache nach dieſem Satze beurtheilt, ſo wird man die Bewegungsgründe des Heimwehes weit glücklicher und leichter entdecken, als wenn man ſie vorzüglich in phyſikaliſchen Urſachen ſetzt. Die Verbindung der Geſellſchaft, in welcher ein Menſch wegen ſeiner Geburt ſteht, verurſachet, daß ſowohl der unauslöſchliche Haß, welcher unter ganzen Völkern gegen einander von undenklichen Zeiten her herrſchet, als auch die Liebe und Hochachtung für ſeine Nation ſehr tief unter ſich Wurzel ſchlägt. Dieſer Haß wird um ſo viel größer, wenn er die Mißhelligkeiten, Feindſeligkeiten und verſchiedenen Sitten zwiſchen ſeiner und einer andern Nation betrachtet. Die Geſchichte der Alten lehrt uns, nach dem Zeugniſſe des Florus (*), daß

(*) Lib. IV. c. 2.

daß allezeit zwiſchen den Karthaginenſern und Römern ein unverſöhnlicher Haß geweſen iſt. Ja, man weiß, daß eben derſelbe dem **Hannibal** von ſeinem Vater, an dem heiligen Altare, in deſſen zarteſter Kindheit, erblich zurück gelaſſen, und auf das feyerlichſte beſtätiget worden iſt. Die blutigſten Kriege, welche unzählige Menſchen gekoſtet haben, und die grauſame Einäſcherung der Stadt Sagunt, ſind hievon die offenbarſten Zeugen. Und man ſagt von einer ſolchen Nationalfeindſchaft nicht zu viel, wenn man die Worte des **Horaz** (*), in welchen er den Haß zwiſchen ſich und dem **Voltejus Mena**, als ein natürliches Weſen und einen angeſtammten Trieb angiebt, auch von ganzen Völkern gebraucht. Dieſer Haß der Völker gegen einander iſt ihnen ſo tief eingepräget, daß er als ein unauslöſchliches Feuer anzuſehen iſt, welches zuweilen nur unter der Aſche glimmet, aber gar leicht in helle Flammen ausbricht. So weiß man, daß eine ſolche heimliche Feindſchaft zwiſchen den Italiänern und Deutſchen, zwiſchen den Spaniern und Franzoſen, zwiſchen den Spaniern und Portugieſen, und zwiſchen den Engländern und Franzoſen herrſcht, welche auch durch die feyerlichſten Bündniſſe und ehelichen Verbindungen niemals getilget werden kann. Ich unterſuche hier nicht, ob ſolcher Nationalhaß bloß aus der Eroberung einiger Länder, aus dem Anwachſe einer größern und fürchterlichen Macht, aus der Betrachtung eines ſtärkern Handels, oder auch aus andern Nebenurſachen herrühre. Genug, daß unter dieſen Völkern ein allgemeiner Haß herrſcht, welcher ſich, nach Beſchaffenheit der politiſchen Umſtände, bald in einem höhern, bald geringern Grade zeigt. Es iſt daher gar kein Wunder, wenn ein Deutſcher, welcher von den

(*) Lupis & agnis quanta ſortito obtigit,
Tecum mihi diſcordia eſt.
Lib. Epod. IV.

den Italiänern für einen Barbar gehalten wird, in Italien, und ein Franzoſe, welcher in den Augen der Spanier eine verächtliche Creatur iſt, in Spanien das Heimweh bekömmt. So werden auch hingegen die Spanier in Frankreich nicht zu leben wünſchen, wofern ſie nicht geſchehen laſſen wollen, daß ſich die Franzoſen über ſie bey aller Gelegenheit luſtig machen. Sie wiſſen die weit ausſehenden Abſichten der Franzoſen von einer Univerſalmonarchie, und dieſe Gedanken ſind vermögend genug, ihren Haß gegen die Franzoſen beſtändig zu unterhalten. Die Verachtung, der Neid, und die liſtigen Kunſtgriffe, welche man gebraucht, einem ſolchen Ausländer zu ſchaden, ſind ihm die ſtärkſten Anreitzungen, an ſein Vaterland zu denken; denn er glaubt nicht Urſache zu haben, ſeine Ehre, ſeine zeitliche Glückſeligkeit und ſein Leben einer ihm aufſätzigen Nation muthwillig aufzuopfern. Ein Fremdling kann aus dieſem Grunde unter einer ſolchen Nation unmöglich ſein Glück finden, ohne zugleich einen heimlichen Haß, einen bittern Neid und tauſend gefährliche Nachſtellungen mit zu übernehmen. So lange das günſtige Glück ſeine Unternehmungen begleitet, und der Himmel ſeine Verrichtungen mit einem erwünſchten Erfolge ſegnet, ſo lange wird er allenfalls, als ein zur Zeit unentbehrlicher Mann, in Anſehen bleiben. Mißlingt ihm aber nur das geringſte, ſo wird er unzählige Vorwürfe und mancherley Tadel erfahren, und ſich nicht weiter aufrecht erhalten können. Kurz, man gebraucht ihn, ſo lange man ihn nöthig hat. Er möge übrigens der größte Kriegsheld, der klügſte Staatsmann, oder der geſchickteſte Künſtler ſeyn, ſo weiß man ihm hernach manches zur Laſt zu legen, und ihn in ſolche Dinge zu verwickeln, daß er oft Freyheit, Ehre, Würde und Leben auf einmal verliert. Der Nationalhaß iſt alsdann eine ſo finſtere Wolke, welche allen Glanz, Ehre und Vortheile, die ein ganzer Staat von ſeinem

Verdienſte erlangt hat, auf einmal ſo verdunkelt, daß man ſeine große Thaten zu lauter Kleinigkeiten, ſeine erhaltene Siege zu Kinderſpielen, ſeine vortreffliche Einrichtung eines Staates zu einer Verwüſtung deſſelben zu machen weiß. Die traurigen Schickſale der größten Männer reden für mich, und ihr Fall dient zu einem unumſtößlichen Beweiſe, wie gefährlich es ſey, ſich als ein Fremder dem Haſſe einer andern Nation Preis zu geben, und nach Erlangung einer anſehnlichen Würde, von der höchſten Stufe der Ehre in den tiefſten Abgrund der Verachtung und des Unglückes zu fallen. Einem edeln Geiſte iſt es alſo unerträglich, und ſehr bedenklich, ſich dieſem Haſſe und heimlichen Nachſtellungen auszuſetzen, und er wird dadurch eine ſtarke Rührung bekommen, an ſein Vaterland zu denken, und in dieſe Krankheit des Heimwehes zu verfallen. Gleiche Wirkung wird dieſe Betrachtung bey einem nicht ſo erhabenen Geiſte haben. Ueberſieht er auch eine Zeit lang dieſe Ungerechtigkeit, und erträgt ſolchen Haß mit einer wahren Standhaftigkeit des Gemüthes, ſo wird er doch in ſich ſelbſt eine Neitzung fühlen, nach ſeinem Vaterlande zurück zu kehren, wo er ſich eine weit liebreichere Aufnahme, und einen viel vertrautern Umgang mit ſeinen Mitbürgern verſprechen kann. Dieſe Antipathie iſt ſchon hinlänglich genug, einem Fremden den Aufenthalt unter einer ſolchen Nation verdrießlich und unangenehm zu machen, und ſeine Heimath mit einem umſchweifenden Ulyſſes zu ſuchen.

Weiter hat man zu erwägen, daß jede Nation eine herrſchende Hochachtung für ſich ſelbſt hat, welche ebenfalls Anlaß zum Heimwehe geben kann. Ich bin nicht in Abrede, daß immer ein Volk vor dem andern in dieſer Ausſchweifung weiter geht, und mit der Einbildung von dem Alterthume, der Hoheit, Glückſeligkeit und Lebensart ſeiner Nation, beynahe eine Art

der

der Abgötterey treibt. Doch muß man den Deutſchen, und andern nördlichen Völkern, hierin die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie in dergleichen Eitelkeit nicht ſo ſehr erſoffen ſind, als ein Spanier, ein Franzoſe, ein Italiäner, oder ein Pohle. Ein Deutſcher hält darin die Mittelſtraße. Die Spanier haben eine ſo hohe Einbildung von ihrer Nation, daß ſie glauben, kein Volk unter der Sonne ſey älter, edler und ſchätzbarer, wie Barclai (*) und Hr. v Montesquieu (**) gezeigt haben. Eben dieſes ſagt Barclai (***) auch von den Ungarn und Pohlen. Auch den Franzoſen iſt dieſe übertriebene Hochachtung für ihre Nation eigen. Wenn man nun dieſe außerordentliche Liebe einer Nation zu ſich ſelbſt ohne alle Parteylichkeit erwäget, ſo wird man finden, daß ſie ein ſtarker Bewegungsgrund des Heimwehes iſt. Denn, da keine Nation ſich der andern nachſetzen, und dieſes vermeinte Vorrecht fahren laſſen will, ohne ſich geringer zu machen, ſo muß nothwendig zwiſchen ihnen eine heimliche Feindſchaft entſtehen, und es wird kein Fremdling unter einem ſolchen Volke glücklich fortkommen, wo er ſich nicht der Verachtung ſeiner Nation zugleich unterwerfen will. Ungeachtet viele hundert tauſend Reformirte in Frankreich, ihrem ehemaligen Vaterlande, unzählige Arten der entſetzlichſten Verfolgungen, der grauſamſten Martern, und der abſcheulichſten Vertreibungen erduldet haben: ſo iſt ihnen doch die Liebe zu ihrer Nation ſo reitzend, daß ſie in denen Ländern, wo ſie aufgenommen worden ſind, und ſich ganz wohl befinden, mit den vertriebenen Juden in Babel immer an Zion gedenken, und alle Thaten und Werke ihrer Landsleute, ſollten ſie auch noch ſo geringe und unerheblich ſeyn, bis auf den höch-

(*) Icon animorum, Cap. 7.

(**) Werk von den Geſetzen, B. 19, Cap. 10.

(***) Icon animor. Cap. 8.

höchſten Gipfel erheben. Sie haben weder Schutz noch Aufenthalt unter den Franzoſen, und gleichwohl iſt ihnen dieſer Name heilig und ehrwürdig. Ein Mann von ihrer Nation iſt ihnen in ihrem Umgange weit angenehmer und ſchätzbarer, als ein Deutſcher, es wäre denn, daß er ſich ihnen zu Gefallen naturaliſiren lieſſe. Die Spanier ſind dieſer Art der Selbſtliebe ihrer Nation dermaßen ergeben, daß ſie einen Franzoſen, einen Deutſchen und einen Italiäner, kurz, einen Fremdling, mit Verachtung anſehen, worin ihnen, wie geſagt, die Franzoſen nichts nachgeben. Beyde erheben die Thaten und Vorzüge ihrer Nation, und bauen überall Ehrenſäulen, an welchen man die Namen dieſer tapferſten, klügſten, gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Völker leſen kann. Sie vergeſſen dabey nicht, ihre Geſchlechtsahnen ſehr weit her zu leiten, wenn auch ihre Aeltern oder Vorfahren ehrliche Handwerksleute, oder nur geringe Bauern geweſen ſind. Indeſſen herrſcht doch unter den Spaniern und Franzoſen ein ewiger heimlicher Rangſtreit, welcher nicht ſelten in ein lächerliches Schauſpiel ausſchlägt, dergleichen dasjenige iſt, welches ſich in der Gränzfeſtung der Franzoſen gegen Spanien, zu Perpignan, zugetragen hat.

Ein ſpaniſcher Ritter von dem Orden zu Calatrava, kam in einem ſehr jämmerlichen Aufzuge an, war aber doch überaus ſtolz, und faſt trotzig, als man ihn nach ſeinem Namen fragte; da man vielleicht aus ſeinem verroſteten und langen Stoßdegen einen ſo heldenmüthigen Ritter von Calatrava ſogleich hätte erkennen ſollen. Der Gouverneur fragte ihn, ob ſein König noch viele dergleichen Ritter hätte? Er verſetzte mit einer ſpaniſchen Grandezza, daß er der einzige wäre, ſolche Leute aber, als der Gouverneur, hätte ſein König im Ueberfluſſe. Der Gouverneur mußte lachen, und hieß ihm eine Ritterzehrung geben, welche er auch, ohne ſeinen Stand zu vergeſſen, ganz begierig annahm, und ſeinen Weg fortſetzte.

Es gefällt mir daher das ſcharfſinnige Urtheil des Curtius (*) ſehr wohl, wenn er ſchreibt: „Unter Perſonen, welche einander gleich ſind, iſt die dauerhafteſte Freundſchaft, und ſie werden ſich auch einander „gleich ſchätzen, bis ſie anfangen, über Oberherrſchaft „und Vorrechte zu ſtreiten“. Kein Spanier, kein Franzoſe, kein Italiäner wird dem andern weichen; denn ein jeder von ihnen glaubt, ſeine Nation habe unendlich größere Vorzüge vor der andern. Und wenn es darauf ankömmt, ſo müſſen die alten und neuen Siege, welche dieſe Nation über jene einmal erhalten hat, der Sache gleichſam den Ausſchlag geben. Ein Italiäner erhebt ſeine Nation wegen der großen Siege, durch welche die Römer einen großen Welttheil bezwungen haben. Ein Franzoſe rühmet die Tapferkeit und Kriege der alten Gallier, welche ſie mit den Römern und den alten Deutſchen geführt haben. Ein Spanier lobet die blutigen Feldzüge wider die Mohrenkönige, die ſie beſiegt und verjagt haben. Kurz, jede Nation hat ſo vielen Stoff zur Erhebung ihres Volkes, und es wird kein kluger Paris entſcheiden können, welche Nation die vorzüglichſte unter dieſen drey iſt. Eine ſolche ſchwülſtige Hochachtung für ſeine Nation ſetzt andere, welche ſich bey ihnen verachtet und geringſchätzig behandelt ſehen, in den ſtärkſten Verdruß, und erweckt in ihnen unvermerkt die Krankheit des Heimwehes.

Mein Beweis erhält eine noch größere Stärke, wenn man den Gemüthscharacter und die Sitten der verſchiedenen Völker in Betrachtung zieht. Das Naturell iſt bey allen Völkern unterſchieden; und es iſt ganz glaublich, daß dieſer Unterſchied der Gemüthseigenſchaften und der Sitten von dem Klima und den Spei-

(*) Lib. VIII, Cap. 8. Firmiſſima eſt inter pares amicitia, & videntur pares, qui non fecerunt periculum virium.

Speiſen herrührt. Die Spanier ſind nach ihrem Gemüthscharacter ſehr aufgeblaſen, ernſthaft, ſparſam, rachgierig, langſam, und zu Sachen, welche ein tiefes Nachſinnen erfordern, beſonders aufgelegt, wie Barclai (*) urtheilt, und worin ihm Hr. v. Montesquieu (**) völligen Beyfall giebt. Die Franzoſen hingegen ſind ſtolz, galant, flüchtig, verſchwenderiſch, und kühn in ihren Unternehmungen (***). Die Italiäner ſind geldbegierig, hoffärtig, heimlich, verſchwiegen, argwöhniſch, und ſehr rachgierig (†); die Engländer großmüthig, prächtig, heftig, der Freyheit ergeben, und grauſam, wenn ſie ſiegen (††); die Ungarn und Pohlen ſtolz, prächtig, träge und unruhig (†††); die Deutſchen ſehr arbeitſam, aufrichtig, tapfer und ſtandhaft (††††). Ein ſo großer Unterſchied der Gemüthseigenſchaften unter dieſen Nationen verurſachet, daß man das Gegenverhältniß eines Volkes gegen das andere nicht wohl beſtimmen kann. Doch folgt daraus ganz unſtreitig, daß Leute von ſo verſchiedenem Character nicht wohl in einer aufrichtigen Freundſchaft und in einem guten Vernehmen bey einander leben können. Einem Spanier ſind die Gasconnaden, das flüchtige Weſen und das viele Plaudern der Franzoſen ſo unerträglich, als dieſen die angenommene Grandezza, große Ernſthaftigkeit und tiefſinnige Ueberlegung der Spanier. Beyde ſind, ihrem Gemüthscharacter nach, ſo ſehr von einander unterſchieden, daß einer dem andern ganz unleidlich, und bey nahe lächerlich wird. Eben dergleichen Verhältniß findet man auch zwiſchen gedachten Na-

(*) Icon animor. Cap. 7.
(**) Werk von den Geſezen, B. 19, Cap. 10.
(***) *Barclaji* Icon anim. Cap. 3.
(†) *Barcl.* Cap. 4.
(††) *Barcl.* Cap. 4. Montesquieu, B. 2, Cap. 4.
(†††) *Barcl.* Cap. 8.
(††††) *Barcl.* Cap. 4.

Nationen, und dem deutſchen, welchem die Sitten ſeltſam vorkommen. Er lacht eben ſo ſehr über die gravitätiſchen Schritte und hohen Reden eines Spaniers, als über das unnütze Schwatzen, Pfeifen, Springen und Aufſchneiden der Franzoſen. Denn dieſes ſind Dinge, die ein berauſchter Deutſcher eben ſo gut, als ein oft noch hungeriger und durſtiger Franzoſe treiben kann. Der Gemüthscharacter eines Engländers geht auch ſehr weit von dem Character der Franzoſen ab. Ein Engländer kann etwas vertragen, und wird nicht ſogleich, wie ein Franzoſe, in Harniſch gebracht; legt er ihn aber einmal an, ſo läßt er ſich auch ſchwer beſänftigen, wenn ihm nicht die vollkommenſte Genugthuung geſchieht. Ich mag hierin nicht weiter gehen, und eine Vergleichung auch zwiſchen den übrigen Nationen anſtellen. Das Angeführte wird zu einem hinlänglichen Beweiſe dienen, daß keine von erwähnten Nationen, ohne ſich eine heimliche Gewalt anzuthun, ſich unter einer von denen, welche ihren Gemüthseigenſchaften ganz entgegen iſt, lange aufhalten könne. Ein Spanier eilt aus Frankreich, und ein Franzoſe aus Spanien. Am allerwenigſten ſteht den Spaniern, den Italiänern, und den Franzoſen, Deutſchland an; den Deutſchen aber gefällt hinwiederum der Gemüthscharacter dieſer drey Nationen im geringſten nicht. Wenn alſo dieſen Perſonen auch Luft, Speiſen und andere Landesarten nicht zuwider wären, ſo würden ſie doch blos aus dem angeführten Grunde einen Anfall vom Heimwehe bekommen können.

Mein Satz erhält durch den Unterſchied der Lebensart, welche unter dieſen Nationen herrſcht, ein neues Gewicht. Die Lebensart oder äußere Aufführung ſteht mit dem Gemüthscharacter in der genaueſten Verbindung. Ein Spanier und ein Italiäner leben, nach ihrer Gemüthsneigung, gern eingezogen und in der Stille, ſie ſind ſparſam, und in allen ihren Hand-

dlungen ſehr geheim. Ein Engländer liebt, ſowohl als ein Franzoſe, große Pracht in Kleidung, im Speiſen, und in ſeiner ganzen Haushaltung. Eben ſolche Pracht und Verſchwendung lieben die Polen und Ungarn, und ſind überdies in ihrer Aufführung ſo unbegränzt, daß ein Spanier und Italiäner faſt allein aus dieſer Urſache bey ſeinem Aufenthalte unter ihnen eine Sehnſucht nach Hauſe bekommen muß. Die Deutſchen, und andere nördliche Völker, als: die Schweden und Dänen, beobachten in dieſen Stücken mehrere Mäßigung, und haben in ihrer Aufführung und ganzen Einrichtung etwas Geſetztes. Ihr Bezeigen iſt ſittſam, anſtändig, mit einem ernſthaften Weſen vermiſcht, daher ſie mit ihrem Betragen keinem andern Volke unleidlich ſind. Sie lieben ein wohl eingerichtetes Weſen in ihrer Kleidung, und ihr ganzes Thun zeuget von einer anſtändigen Ernſthaftigkeit, ohne daß ſie dabey auf allerhand Kleinigkeiten und Ausſchweifungen, in welchen andere Völker etwas Erhabenes und Reizendes ſuchen, verfallen ſollten. Sie ſind in ihrem Umgange nicht unangenehm, noch herrſchſüchtig, ſondern liebreich und beſcheiden. Hingegen iſt die Lebensart der Franzoſen faſt in allen Stücken ganz unterſchieden. Keine Ausſchweifungen ſind ſo groß und unanſtändig, welche ſich nicht ein Franzoſe für eine Ehre hält; ja, keine Tändeleyen ſind ſo gering und lächerlich, in welchen er nicht eine Art des Vergnügens, der Pracht und der Beluſtigung ſucht. Seine Höflichkeit gleicht mehr dem zärtlichen Bezeigen eines verliebten Frauenzimmers, als dem geſetzten Weſen eines Mannes. Beſonders macht ihr freyer Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte ſie bey den meiſten Nationen verhaßt. Hr. **von Montesquieu**, welcher die Fehler ſeiner Landsleute ſehr aufrichtig beurtheilt hat, rechnet es den Franzoſen zu keiner Ehre, daß ſie in der Liebe des andern Geſchlechts ſo unerſättlich, als raſend, ſind. Er führt dieſe un-

verſchämte Lebensart als eine ganz gegründete Urſache an, daß ſie, wegen der ſchändlichen Aufführung mit dem Frauenzimmer, neunmal aus Italien, welches ſie inne gehabt haben, wieder verjagt worden ſind. Die Spanier und Italiäner ſind, bekanntermaßen, dieſem Laſter der Unkeuſchheit ebenfalls im höchſten Grade ergeben, allein ſie ſind darin ſehr heimlich, verſchwiegen, und lieben in der Stille. Ein Franzoſe hingegen iſt in ſeinen Liebeshändeln nicht nur ſehr unverſchämt, ſondern auch praleriſch und ſchwatzhaft, und rühmt ſich oft des Genuſſes einer Sache, die er kaum einmal geſehen hat. Dieſes letztere iſt einem Deutſchen, noch mehr aber einem Spanier und Italiäner, etwas ganz unerträgliches, und ſein Argwohn iſt vermögend, ihm die empfindlichſte Rache einzuflößen. Kurz, es herrſcht in der Aufführung der Franzoſen ein gar zu freyes Weſen; und man möge mit ihnen von Staatsſachen, vom Kriegsweſen, von der Gelehrſamkeit, oder auch nur von häuslichen Angelegenheiten ſprechen, ſo verrathen ſie ſogleich dieſen Fehler. Die Spanier, Engländer und Italiäner ſind in ihrer Aufführung weit geſitteter, und laſſen etwas Edles und Erhabenes blicken, ja auch andern Leuten noch einige Gerechtigkeit widerfahren. Dieſe geſetzte Lebensart iſt gedachten Nationen gleichſam angeboren. Sie haben in ihrer Aufführung und in ihrem Betragen etwas weſentliches zum Grunde, und beſchäftigen ſich nicht mit allerhand kleinen und nichtswürdigen Dingen. Sie ſind eben ſowohl, als ein Franzoſe, gegen andere Nationen höflich und liebreich, ohne daß ſie die Worte und Zärtlichkeit bis auf die äußerſten Liebkoſungen und eiteln Schmeicheleyen treiben ſollten. Sie ſprechen wenig, bezeigen ſich aber nichts deſto weniger liebreich, höflich und gefällig. Dagegen findet ſich in der Lebensart der Polen und Ungarn ſehr vieles, welches faſt allen Nationen höchſt unangenehm iſt. Sie ſind,

was den gemeinen Mann betrifft, herrſchſüchtig, unbändig, trotzig, und glauben, daß ſie ſtets mit ihres Gleichen zu thun haben. Eine ſolche ſtürmiſche und gebieteriſche Aufführung macht ſie ganz unerträglich, und Niemand wird ſich gern in ihren Umgang und Geſellſchaft einlaſſen. Aus dieſer ganz verſchiedenen Lebensart kann nichts anders, als ein geheimes Mißvergnügen entſtehen, da ſich eben keiner verbunden zu ſeyn erachtet, wenn er es nicht aus Noth eine Zeitlang thun muß, eines andern ſeine ganz unbändige, und ihm ſo mißfällige Ausſchweifungen und äußerliches Bezeigen in Gelaſſenheit zu ertragen. Wenn man nun, nach dieſer Vorſtellung, die verſchiedene Lebensart der Völker betrachtet, ſo folgt ganz ſicher daraus, daß Nationen, welche in ſolchem Betragen himmelweit von einander unterſchieden ſind, nicht gern bey einander wohnen werden, geſchweige, daß eine der andern ihr Land zu ihrem Vaterlande machen ſollte. Die Anfälle des Heimwehes werden ſich gar bald finden.

Auch die Liebe zur Freyheit hat einen ſehr großen Einfluß in die Krankheit des Heimwehes. Die alte Geſchichte lehrt uns zur Genüge, was für blutige Kriege ehedem Griechenland mit den Macedoniern, den Perſern, und auch den Römern, geführt hat, ſeine Freyheit zu behaupten. Wenn auch ſonſt unter den kleinen Staaten in Griechenland die größten Feindſeligkeiten geherrſcht haben, ſo, daß immer einer dem andern den Untergang gedroht hat, ſo haben ſie ſich doch ſogleich mit einander vereinigt, wenn es darauf angekommen iſt, die Freyheit des ganzes Griechenlandes aufrecht zu erhalten. Die Neigung zur Freyheit war unſtreitig ehedem die Urſache des Haſſes, welchen die Gallier wider die Römer hegten, wie Julius Cäſar (*) anmerkt. Es koſtete den Römern unglaublich viel

(*) De bello gallico, L. V. Cap. 27.

viel Volk, die Gallier zu überwinden, da dieſe doch allezeit einen unverſöhnlichen Haß gegen jene behielten. Die häufigen Kriege, welche die Römer und Gallier mit den Deutſchen hatten, beſtätigen dieſen Satz vollkommen. Daher hat auch der ſcharfſinnige v. Montesquieu (*) ſehr wohl geurtheilt, daß die Liebe zur Freyheit einigen Völkern, beſonders aber den nördlichen, ganz natürlich und angeboren, dagegen den ſüdlichen Nationen die Knechtſchaft ganz eigen ſey. So ſchätzen die Engländer dieſe Freyheit über alles, und die Regierungsform, welche ſie haben, iſt nicht ſo gebunden und nicht ſo gezwungen, als der Franzoſen ihre, welche bey ihrer eingebildeten Freyheit die Feſſel tragen. Die Engländer ſetzen Leib und Gut für ihre Freyheit auf das Spiel, und ſind ſo glücklich geweſen, ſich bey dieſen Vorzügen mächtig zu erhalten, wenn auch gleich ein König Carl, oder ein König Jacob, den Kopf hergeben, oder aus dem Lande gehen ſollte. Hieraus läßt ſich leicht folgern, daß es eben dem Cromwell nicht ſo große Mühe gekoſtet habe, die Liebe der Nation, unter dem Namen eines Beſchützers der Freyheit, zu erlangen, und ſich bey ſeiner angemaßten Gewalt Zeit Lebens zu erhalten. Was die vereinigten Provinzen in Holland zur Erlangung der Freyheit gethan haben, und was ſie zur Beſchützung derſelben noch thun, iſt bekannt genug. Mit was für weiſer Vorſicht und großem Nachdrucke die Venetianer, ungeachtet ihre Staaten nicht allzu groß ſind, ſowohl wider die mächtigen Türken, als auch wider andere Staaten in Italien, bis auf dieſe Stunde, ihre Freyheit erhalten haben, bezeuget die Geſchichte der Zeit. Ihre Regierungsart iſt auch ſo eingerichtet, daß ſich kein Herzog oder Doge, oder auch Nobile, oder edler Venetianer, in den Sinn kommen laſſen darf, die Freyheit nur zu unter=

(*) Werk von den Geſetzen, B. 21. Cap. 3.

unterdrücken, geſchweige ſich auf den Thron zu ſchwingen, wenn er nicht dieſe Luſt mit ſeinem Kopfe bezahlen will. Die Schweitzer werden ſo lange unüberwindlich bleiben, als der Gedanke der Freyheit ihr Blut beweget. In dieſem freyen Staate hält man es für ganz überflüßig, eine zahlreiche Mannſchaft auf den Beinen zu haben, und mit vielen Koſten zu erhalten. Man legt keine Feſtungen an; denn man weiß, daß auf das erſte Zeichen, welches auf den hohen Bergen durch ein angezündetes Feuer gegeben wird, Mann vor Mann zur Beſchützung ſeines Vaterlandes herbey eilet, und ſein Blut für die edle Freyheit mit Freuden darbietet. Gleiche Hochachtung haben auch die Polen für ihre Freyheit, welche bey dem Adel ſo groß und übertrieben iſt, daß ein jeder gleichſam einen König vorſtellen will. Hat ein Polniſcher von Adel gleich nichts mehr, als den Pflug in der Hand, ſo giebt ihm doch ſein Säbel an der Seite das Recht, ein König von Polen zu werden, darauf er ſich bey allen Reichsangelegenheiten was zu gute thut, und über das liberum veto ſo ſtandhaft, als über ſeine Religion, hält. Aus dieſen Vorrechten der Freyheit fließt auch die beſondere Regierungsform, welche man in ſolchen Republiken findet; denn ſie ſetzt, nach dem Urtheile des Montesquieu, die Eigenſchaften, die Sitten, die Lebensart und die Religion der Völker zum voraus; und nach dieſen Umſtänden kann die Freyheit bey einigen von gedachten Nationen bald größer, bald auch etwas eingeſchränkter ſeyn, ungeachtet ſie doch eine Art der Freyheit zum Grunde hat. Deutſchland iſt nicht weniger in dieſem Stücke glücklich zu nennen, da die Geſetze des Reiches, und die ganze Verfaſſung, Hohen und Niedrigen die ſüſſen Vortheile der Freyheit gönnen, welche ſich auch Deutſchland nie wird nehmen laſſen. Es iſt daher zwiſchen einem deutſchen Reichsfürſten und Grafen, und einem franzöſiſchen Herzoge oder Marquis, ein

ein gar großer Unterſchied. Dieſe letztern gehen, nach Empfang der Lettre de cachet, in die Baſtille, oder an den Ort, welcher ihnen zu ihrer Verweiſung angewieſen iſt; ein deutſcher Reichsfürſt und Graf hingegen, erwartet eine richtige Unterſuchung ſeiner Sachen von dem Kaiſer und den Reichsſtänden, ehe man ſeiner Perſon und ſeinen Ländern das Geringſte anhaben kann. Aus dieſer vorzüglichen Freyheit einer Nation muß vorzüglich ein geheimes Mißvergnügen und ein innerer Verdruß entſpringen, wenn ein die Freyheit liebender Menſch unter einer Nation lebt, bey welcher er dieſe Vorzüge nicht findet. Ein Engländer wird ſich nicht wünſchen, in Frankreich beſtändig zu leben; denn er weiß, was für große Vortheile er in ſeinem Lande hat. Ein Holländer fürchtet ſich unendlich vor dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Joche; und er wird eher Oſt- und Weſtindien zu ſeinem Vaterlande machen, als ſeinen Hals unter ein ſolches Joch beugen. Ein an ſich ſonſt armer Nobile, oder edler Venetianer, wird mit keinem franzöſiſchen Marquis tauſchen, wenn er ihm auch Ehre und Güter, unter der Bedingung, in Frankreich zu leben und zu ſterben, abtreten wollte. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Schweitzer. Die Freyheit iſt ihm ſo heilig, als das goldene Vließ zu Colchis. Sein Aufenthalt in der Fremde dauert nicht länger, als bis er ſich im Stande ſieht, etwas ſchwerer in ſein Vaterland zurück zu kehren, als er vorher aus demſelben gegangen iſt. Indeſſen gebe ich gern zu, daß zwiſchen Nationen, bey welchen ein Gleichgewicht der Freyheit und der Regierungsart iſt, eine nähere Verbindung Statt haben könne, ſo, daß ſich eine Nation gefallen läßt, der andern ihr Land zu einem wirklichen Aufenthalte zu erwählen. Alles dieſes wird dadurch nicht aufgehoben, wenn man einwendet, daß gleichwohl ſo viele Deutſche in unſern Tagen in die entlegenſten Länder gehen, wo ganz an-

dere Sitten, Regierungsform, Luft und Speiſen ſind. Denn, einmal muß man zugeben, daß ſie ſolches entweder aus Verfolgung und Vertreibung ihres Glaubens wegen, oder aus großer Dürftigkeit, oder auch aus einer ſüſſen Einbildung und leichtſinnigen Neugierde thun; wenn man ſie aber hernach an dem Orte, wo ſie ſich nun aufhalten, fragen wollte, würden ſie ganz anders ſprechen. Die kläglichen Briefe, welche ſie zurück ſchreiben, ſind die beſten Redner von dem Heimwehe, welches ſie empfinden. Nun fehlt es ihnen an den Mitteln, eine ſo weite Rückreiſe zu thun; ſie ſcheuen eine große Ungemächlichkeit und Lebensgefahr, welche ſie überſtehen müßten, und ſehen ſich alſo genöthigt, das Heimweh in der Stille zu verſchmerzen. Man kann alſo von Leuten, welche ſich gezwungen ſehen in einem ihnen höchſt unangenehmen Lande, und unter einer ihnen in allen Stücken ganz widrigen Nation aufzuhalten, keinen Schluß machen auf Perſonen, denen es frey ſteht, in einem ſolchen Lande zu bleiben, oder auch nach Belieben wieder nach Hauſe zu kehren. Bey den letztern kömmt es bloß entweder auf die phyſikaliſchen oder moraliſchen Urſachen an, welche ihnen eine Sehnſucht nach ihrem Vaterlande erwecken können.

Endlich kann auch die Liebe zu einer Religion, der man mit aufrichtigem Herzen zugethan iſt, ein überaus ſtarker Antrieb seyn, in einem Lande, welches eine gegenſeitige Religion hat, das Heimweh zu bekommen. Die Religion hat in das Gemüth der Menſchen einen durchdringenden Eindruck, daß ein Menſch derſelben Gut und Blut aufopfern wird. Und je lebhafter und ſtärker die Ueberzeugung iſt, welche ein Menſch von der Wahrheit der Religion, zu welcher er ſich bekennt, hat, deſto brennender wird auch der Eifer für ſeinen Glauben ſeyn, ſo, daß er ſich weder durch zeitliche Vortheile, noch auch durch die grauſamſten Verfolgungen davon wird abwendig machen laſſen. Es iſt

überflüſſig, dieſe große Wahrheit mit neuen Beweisgründen zu beſtätigen, die uns ſowohl die große Standhaftigkeit der erſten Chriſten, welche ſie bey dem Bekenntniſſe ihres Glaubens dargelegt haben, als auch die Beyſpiele der heidniſchen Völker, welche erſt nach vielen Bemühungen die chriſtliche Religion angenommen haben, noch vor Augen legen. Es wird alſo die in einem Lande herrſchende Religion, einem Menſchen von einer gegenſeitigen allzeit eine ſtarke Anreizung ſeyn, die Sehnſucht nach ſeinen Glaubensverwandten zu erwecken, und ihm ein ſolches Land, wenn auch Milch und Honig darin flößen, unangenehm und verabſcheuungswürdig zu machen. Hr. v. Montesquieu hat dieſe Sache ſehr wohl eingeſehen, und zugleich, nach ſeiner etwas freyen Denkungsart, gezeigt, daß die proteſtantiſche Religion bequemer für die freye Regierungsart, die katholiſche hingegen geſchickter für die monarchiſche Regierung ſey. Daß die katholiſche Religion wirklich die Unterthanen in eine Art der Knechtſchaft ſetze, ſieht man in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal. Die blutige Inquiſition, welche ehedem in gedachten Ländern war, und noch jetzt unter einem feinern Namen herrſcht, entblößet dieſelben von Einwohnern, und macht die Mitbürger dieſer Staaten zu Sclaven der Geiſtlichkeit, welche ſich an ihrem Blute beluſtiget, und von ihren Gütern bereichert. Ein Proteſtant iſt in ſolchen Ländern faſt vogelfrey, und er hat Urſache, entweder ſeine Religion zu verheimlichen, welches aber ohne Verletzung des Gewiſſens ſehr ſchwer iſt, oder ſich, je eher je beſſer, nach ſeiner Heimath umzuſehen, geſchweige denn, daß er ſich gar in ſolchen Ländern niederlaſſen ſollte. In Polen und Ungarn iſt man zwar in ſolchen Verfolgungen nicht ſo heftig, es ſind aber doch die Proteſtanten daſelbſt mancherley Gefahr und Nachſteilungen ausgeſetzt, und ſie müſſen viele harte Anzüglichkeiten,

der Religion halber, mit verſchmerzen. Es iſt zwar in dortigen Landen den Proteſtanten die Freyheit ihrer Religion, durch die feyerlichſten Bündniſſe und heiligſten Verträge verſprochen; aber die Klagen, welche in vorigen Zeiten erhoben worden ſind, und die noch immerfort dauern, lehren zur Genüge, wie viele Arten der Kränkungen und Drangſale ſie leiden, und wie ſehr man ſolche freye Religionsübung entweder einſchränket, oder ſie auch gar aufhebet. Nun kann es endlich wohl geſchehen, daß Leute, welche in einem ſolchen Lande geboren, und dieſer Bedrückungen ſchon gewohnt ſind, ſich ſolche gefallen laſſen; demjenigen aber, der die Freyheit der Religion in ſeinem Vaterlande kennt, wird es höchſt empfindlich ſeyn, ſich unter einem ſolchen Volke, welches ihn des Glaubens wegen haſſet, aufzuhalten. Die freye Religionsübung in ſeinem Lande, wird in ihm ſtets eine Sehnſucht nach Hauſe erwecken. Je mehr nun eine Religion von der andern abgeht, deſto ſtärker wird auch die Anreizung zu ſeiner Rückkehr ſeyn. So ſieht man, daß die Lutheraner und Katholiken in der Religion weſentlich von einander unterſchieden ſind, daher ſie nicht wohl in Eintracht mit einander leben werden, wenn nicht die Landesgeſetze beyden Theilen die freye Religionsübung verſtatten. Hingegen werden Lutheraner und Reformirte weit eher in einer bürgerlichen Geſellſchaft verträglich bey einander wohnen, weil beyde von dem Bekehrungs= und Verfolgungsgeiſte ſehr weit entfernt ſind. Doch, hier kömmt es vornämlich auf die Verfaſſung eines Staates an, ob dieſelbe allen drey Religionen gleiche Rechte in der Religionsfreyheit verſtattet, wie es in Holland, England und in den meiſten Ländern des deutſchen römiſchen Reiches iſt. Wo aber dieſes nicht iſt, oder eine Religion in einem Lande gar nicht geduldet wird, da iſt es gar kein Wunder, wenn gegenſeitige Religionsverwandte in einem ſolchen Staate das Heimweh an=

ankömmt. Dieſe freye Religionsübung, ohne eine Bedrückung deswegen zu erdulden, iſt unſtreitig die Urſache, daß das römiſche Reich, England und Holland beſtändig einen Ueberfluß an Leuten haben, welche ſich daſelbſt niederlaſſen können, ohne in Furcht zu ſtehen, an ihrem Gewiſſen und Glauben gekränket zu werden. Es kann alſo dieſe Betrachtung einem Katholiken ſowohl, als einem Proteſtanten, wenn ſie ſich in ſolchen Ländern aufhalten, welche die freye Religionsübung nicht verſtatten, ein ſtarker Bewegungsgrund seyn, in beyden die Sehnſucht nach ihrem Vaterlande zu erwecken. So weiß man, daß die Landesgeſetze in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal, verbieten, daß ſich ein Proteſtant daſelbſt niederlaſſen könne; hingegen erlauben auch die Reichsgeſetze in Schweden nicht, daß ſich daſelbſt ein Katholik weſentlich aufhalten könne. Die Zeit ſeines Aufenthaltes iſt auf ſechs Monate geſetzt, nach deren Ablauf er Schweden verlaſſen muß. Die Königinn Chriſtina hatte, nach ihrem Abfall zur römiſchen Kirche, hohe Zeit Schweden zu verlaſſen, und mußte nun in Rom ihre königliche Reſidenz aufſchlagen, und ſich mit hundert tauſend Ducaten, welche ihr nicht einmal aus Schweden, ſondern aus den pommeriſchen Provinzen gereichet wurden, zu ihrem Gehalte begnügen laſſen.

Wenn man nun alle dieſe moraliſche Gründe entweder einzeln, oder in ihrem ganzen Zuſammenhange, betrachtet, ſo wird man völlig überzeugt ſeyn, daß ſie vor den phyſikaliſchen Urſachen des Heimwehes einen unendlich größern Vorzug haben.

Von der Noſtalgia, oder dem ſo genannten Heimwehe und dem ſchweizeriſchen Kühreihen, ſ. Bresl. Samml. 3 Verſ. 1718, S. 832 — 837; und 26 St. der Fränk. Samml. 1749, 8. S. 141, f.

Neue Erweiter. der Erkenntn. und des Vergn. 7 St. Frf. und L. 1753, 8. S. 3, fgg.

Penſées d'un allemand de Noſtalgie, addreſſées à un de ſes amis en Suiſſe. 1754, 4. 2 und ein halb. Bog.

Diſſer-

Diſſertazione recitata nella Sacra Accademia Fiorentina dal D. G. P. nella quale ſi eſamina, ſe le forze della immaginazione poſſano alcuna volta nelle malattie noſtre la perduta ſanità reſtituirci, ſt. im 2. Th. der Diſſertazioni e lettere ſopra varie materie da diverſi illuſtri Autori viventi, in Firenze, 1750, 8. S. 131 — 153, und handelt inſonderheit vom Heimweh.

Sur la Noſtalgie, ou maladie du pays: Article tiré du 10 vol. de la Collection academique, ſt. in No. 16 der Gaz. ſalut. v. J. 1773.

De Noſtalgia, ſ. *Jo. Frid. Cartheuſer* diſſ. prima de morbis endemiis, Erf. V. 1768, 4. §. 15 — 18, S. 25 — 30.

Jo. Jac. Harder diſſ. de Noſtalgia, vulgo Heimwehe, oder Heimſehnſucht. Baſil. 1678, 4. 2 und ein halb. B. recuſ. 1745.

Jo. Ge. Hoyeri obſ. de Noſtalgia, ſt. in Act. phyſ. med. Acad. N. C. Vol. III. Obſ. 19.

Jo. Jac. Scheuchzer diſſ. de Noſtalgia Helveticorum, ſt. in Commentar. Acad. Bononienſ. To. I. Bonnon. 1731, 4. S. 307, fgg.

D. überſ. u. d. T. Abhandlung von dem Heimwehe, im 1. Th. des allgem. Magaz der Nat. Kunſt und Wiſſ. Lpz. 1753, gr. 8. S. 222 — 234.

Theod. Zwingeri diſſ. de Pathopatridalgia. Baſil. 1714.

Heimath, (*) (die) im g. L. und der vertraulichen Sprechart, der Ort, das Land, wo Jemand daheim iſt, d. i. ſein Geburtsort, ſein Vaterland. Gott, der mich von meiner Heimath genommen hat, 1 Moſ. 24, 7.

Heimbze, ein Kornmaß; ſ. Heimzen.

Heimchen, ſ. Grille.

Heimer, das Heimerſitzen; ſ. Heim-Bürge.

Heimiſch, ein im Hochdeutſchen, außer der Zuſammenſetzung einheimiſch, unbekanntes, im Oberdeutſchen aber noch gangbares Wort.

Es

(*) Bey dem Notker Heimod und Heimuod, bey dem Tſchudi Heimen, bey dem Pictorius Heimand, im Holländ. Heymet, im Niederſ. nur Heime, und im Dän. Hiem. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die letzte Sylbe aus der Endung de entſtanden, wie ſchon Friſch behauptet hat, indem dieſes Wort im g. L. vieler Gegenden wirklich Heimde geſchrieben und geſprochen wird. Ottfried braucht dafür mit einem andern Suffixo Heiminge. In einigen Gegenden iſt es ungewiſſen Geſchlechtes, welches es auch bey dem Friſch hat. Ein Mann verläſſet ſein eigen Heimat und hänget ſeinem Weibe an, 3 Eſr. 4, 20.

Es bedeutet daſelbſt, 1. was im Hauſe iſt, ſich in Wohnhäuſern aufhält. Heimiſche Mäuſe, Hausmäuſe, im Gegenſatze der Feldmäuſe. Heimiſche, arme Leute, Hausarme.

2. Zahm, wofür auch heimlich üblich iſt. Heimiſche Thiere, zahme.

3. Einheimiſch, im Gegenſatze deſſen was fremd iſt. Vermuthlich gehören hieher auch die heimiſchen Trauben in Sachſen und Franken, welche eine Art grüner Weintrauben ſind, den elbingiſchen Trauben gleichen, und ſo wie ſie, hell, dünnſchälig und wäſſerig ſind, und daher auch leicht faulen.

Heimlich, (*) iſt in einer doppelten Hauptbedeutung üblich.

1. So fern es zunächſt von Heim, das Haus, abſtammet, bedeutet es:

1) Was ſich in einem Hauſe befindet, zu demſelben gehört, und in weiterer Bedeutung, was aus einer und eben derſelben Heimath iſt, wofür in dem erſtern Falle im Oberdeutſchen auch heimiſch üblich iſt. Heimliche Thiere, Hausthiere. In den deutſchen Bibeln vor Luthern werden daher auch die Hausbedienten, Hausgenoſſen, die Heimlichen genannt.

2) Figürlich. (a) Verwandt, in welcher es ehedem in Niederſachſen ſehr üblich war. Like hemelik, gleich nahe verwandt, in den bremiſchen Statuten. Siehe Oheim. (b) Vertraut, wie Leute, die zu einer Familie, zu einem Hauſe gehören, gegen einander zu ſeyn pflegen. Den armen was er haimleich, in dem alten Gedichte auf Carl's Feldzug bey dem Schilter. Schwed. hemlig, Lat. familiaris, von welchem es eine buchſtäbliche Ueberſetzung iſt. Beſonders wurde es ehedem (c) häufig von denjenigen Dienern, Miniſtern und

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. hemelik, im Dän. hemmelig, und im Schwed. hemlig.

und Beamten eines Fürſten gebraucht, denen er ſich und ſeine Geſchäfte zunächſt anvertrauete, welche vor andern einen Theil ſeines Hauſes ausmachten, daher ſie auch im mittlern Lat. Domeſtici und Familiares hießen. Daher ein *heimlicher Rath*, ein *heimlicher Schreiber*, ein *Heimlicher*, in den mittlern Zeiten ſo oft für einen geheimen Rath, geheimen Secretär und vertrauten Miniſter vorkömmt. Pharao *nennte* Joſeph den heimlichen Rath, 1 Moſ. 41, 45. David machte den Benaja zum heimlichen Rath, 2 Sam. 23, 23. 1 Chron. 12, 25. In den folgenden Zeiten, wo dieſe Bedeutung unbekannt wurde, oder das Wort heimlich etwas Niedriges bekam, brauchte man dafür das in dieſem Falle ganz unſchickliche *geheimer Rath*, *geheimer Miniſter* u. ſ. f. welches nicht einen vertrauten, ſondern eigentlich einen verborgenen Miniſter bezeichnet. (d) Zahm, von Thieren, wie ſolche Thiere zu ſeyn pflegen, welche ſich in den Häuſern und um den Menſchen aufhalten, in welchem Verſtande es im Oberdeutſchen noch völlig gangbar iſt. *Heimliche und wilde Thiere*, Buch der Nat. 1483. Im mittlern Lat. domeſticus, wo auch domeſticare, zähmen bedeutet. Selbſt unſer *zahm* ſcheint durch Vertauſchung des Hauchlautes mit dem Ziſchlaute davon abzuſtammen. (e) Sicher zu wohnen, ſicher an einem Orte zu bleiben, beſonders in Anſehung der Geſpenſter, noch häufig im Oberdeutſchen. *Es iſt hier nicht heimlich.* (f) Gütig, gnädig, freundlich; in welchem Verſtande es bey den ſchwäbiſchen Dichtern mehrmals vorkömmt. (g) Heiter, fröhlich; beſonders in Schleſien.

Doch in allen dieſen Bedeutungen iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo man es,

2. Nur noch braucht, ſo fern es zunächſt von dem alten *hemen*, bedecken, verbergen, abſtammet, wo es überhaupt etwas das verborgen wird, oder verborgen wer-

werden ſoll, bedeutet, ſowohl ſo fern es ohne anderer Beyſeyn, als auch ſo fern es ohne ihr Wiſſen, und auf eine ihnen verborgene Art und Weiſe iſt und geſchieht. Ein heimlicher Ort, ein heimlicher Winkel, ein heimlicher Gang, eine heimliche Treppe. Das heimliche Gemach, weil man es gemeiniglich den Augen anderer zu entziehen pflegt; im Weichbilde die Heimlichkeit. Heimliche Oerter, heimliche Theile des Leibes, welche der Wohlſtand zu verbergen befiehlt. Heimliche Waffen bey ſich führen. Eine heimliche Liebe, ein heimliches Verſtändniß, heimliche Sünden. Ein heimliches Anliegen haben. Wir haben nichts Heimliches. Ihr Auge verräth einen heimlichen Gram. Ingleichen als ein Nebenwort. Sich heimlich davon ſchleichen, ohne daß es andere gewahr werden. Sich heimlich verbergen. Jemanden etwas heimlich offenbaren. Heimlich zu etwas Befehl haben. Etwas heimlich mit Jemanden verabreden. Etwas heimlich halten. Sich heimlich halten, ſich vor andern verborgen halten. Jemanden heimlich nachſtellen. Heimlich klagen, ſeufzen, weinen, ſich freuen.

In dieſen und wohl allen übrigen Fällen hat heimlich etwas niedriges an ſich, wenigſtens muß es in der Würde dem geheim nachſtehen; daher man es am ſicherſten noch da braucht, wo von einer unerlaubten, oder unanſtändigen Sache die Rede iſt. Dieß iſt vermuthlich auch die Urſache, warum das Unſchickliche dieſes Wortes in folgenden Stellen einem feinen Gehöre ſogleich merklich wird. Gottes heimlicher Rath, Hiob 15, 8. Das heimliche Gericht Gottes, Weish. 2, 22. Die heimliche Wiſſenſchaft. Zum heimlichen Gebrauche des Landesherren. Wo geheim der Würde des Gegenſtandes weit angemeſſener iſt.

Indeſſen findet außerdem noch ein ſehr weſentlicher Unterſchied zwiſchen heimlich und geheim ſtatt. Dieſer rührt von dem Suffixo — lich in dem erſtern Worte her, welches zunächſt eine Aehnlichkeit bezeichnet, ſo daß heimlich eigentlich etwas bedeutet, was einem geheimen Dinge ähnlich iſt, oder

was geheim, verborgen gehalten wird, und, adverbialiter, auf eine geheime verborgene Art; dagegen geheim verborgen ſelbſt bedeutet. Man ſagt daher auch aus dieſem Grunde nicht richtig, alles was heimlich iſt. wiſſen, Weish. 7, 21. ſondern was geheim iſt; nicht richtig, die heimlichen Gerichte Gottes, ſondern geheimen, weil ſie nicht bloß verborgen gehalten werden, ſondern an und für ſich ſelbſt verborgen ſind; nicht eine heimliche Wiſſenſchaft, ſo fern ſie an und für ſich unbekannt und verborgen iſt, ſondern eine geheime; nicht heimlich bleiben, ſondern geheim; nicht das Heimliche an den Tag bringen, 2 Macc. 12, 41. Hingegen iſt heimlich halten und geheim halten, von Sachen gleich richtig, weil halten in dem zweyten Falle ſo viel als erhalten iſt, und ſo viel bedeutet, als eine Sache in dem verborgenen Zuſtande erhalten, worin ſie ſich befindet.

Heimlichkeit, (*) von dem vorigen Bey= und Nebenworte.

1. Der Zuſtand, da man eine Sache geheim zu halten, vor andern zu verbergen bemühet iſt. Die Wohlthätigkeit, welche den Dürftigen ſo ſchön zu finden, und mit ſo glücklicher Heimlichkeit ihm zu helfen weiß.

2. Eine heimlich gehaltene Sache, beſonders von ſolchen Dingen, welche man der Ehre, des Wohlſtandes wegen heimlich hält. Nach eines Heimlichkeiten forſchen. Alle Heimlichkeiten offenbaren, alle Anekdoten. Jemanden ſeine Heimlichkeit offenbaren. In einigen Gegenden wird auch der Abtritt oder das heimliche Gemach die Heimlichkeit genannt; ſ. das vorige. Zuweilen, aber nicht im Hochdeutſchen, auch ohne dieſen Nebenbegriff. Der verrieth den Feinden alle Heimlichkeit, 2 Macc. 13, 21. wo es verborgen gehaltene Sachen überhaupt bedeutet.

Aus dem vorigen erhellet, daß Heimlichkeit eigentlich keine an und für ſich verborgene Sache bedeuten könne, wie Geheimniß, ſo fern nicht zugleich angedeutet werden ſoll, daß ſie vorſez-

(*) In dem Schwabenſpiegel nur das Heimlich.

vorſetzlich geheim gehalten werde. Indeſſen fehlt es nicht an Beyſpielen des Gegentheiles, welche aber im Hochdeutſchen niedrig klingen.

So fern heimlich zunächſt von Heim, das Haus, abſtammet, bedeutete Hemeligkeit in Niederſ. ehedem auch das Beyſammenwohnen in einem Hauſe, imgleichen den nächſten Grad der Verwandtſchaft.

Heimzen, (der) die Heimbze, ein nur in einigen Gegenden, z. B. in Meißen; auf dem Lande, beſonders bey Lieferung des Zinsgetreides übliches Maß, welches nach dem Dresdner Maße $\frac{3}{4}$ eines Scheffels und $3\frac{1}{5}$ Mäßchen hält. Gemeiniglich aber werden 5 Heimzen für 4 Dresdner Scheffel gerechnet. Siehe Himten, mit welchem Worte es verwandt iſt.

Nach Ludovici iſt die Heimbze ein in Merſeburg gebräuchliches Maß, deren 2 einen Scheffel machen, eine Heimbze aber 8 Mezen.

1. Heinrich, ein alter deutſcher Mannsname, der im Lat. Henricus, und im Fr. Henri, lautet, und immer noch ungewiſſen Urſprunges iſt, obgleich Hain, Wald, und — rich, entweder ſo fern es die gewöhnliche männliche Endung iſt, oder auch, ſo fern es reich bedeutet, vielleicht den nächſten Anſpruch darauf machen können. Nach Anderer Meinung ſoll es ſo viel heißen, als Heimrich, d. i. in ſeinem Hauſe reich.

Im g. L. lautet dieſer Name Heinz, und im Niederſ. abgekürzt Hein. Die Namen Hetzil, Hezzo, Hezzin, Heſſo, Eſo, welche in den mittlern Zeiten ſo häufig vorkommen, ſind auch nichts anders als verderbte Ausſprachen oder Diminutiva deſſelben. Viele glauben auch, daß der alte Name Erich, Schwed. Erik, der im Niederſ. noch jezt Ehrke und Erke lautet, von demſelben abſtamme.

2. Heinrich, ein Name verſchiedener Pflanzen. 1. Einer Art des Gänſefußes, welche auf den Ruinen, an den Wegen und Dörfern wild wächſt, und wegen ihrer eröffnenden und kühlenden Kraft, daher ſie zu Klyſtieren und Umſchlägen gebraucht wird, guter Heinrich genannt wird; Chenopodium bonus Henricus *Linn.*

An andern Orten heißt ſie ſtolzer Heinrich, Dän. Stolt-Händrik, Norw. Stolten Henrich, Engl. good Henry; an andern Orten Feld- oder wilder Spinat, Allgut; ſ. unter Spinat.

2. Das im V. Th. S. 320, fgg. beſchriebene Bingelkraut, Mercurialis *Linn.* wird in einigen Gegenden im Gegenſatze der vorigen Pflanze böſer Heinrich, an andern Orten die böſe Blume genannt, weil ſie ein ſchädliches Unkraut iſt. Von andern wird unter böſer Heinrich, die wilde Berg- oder Wald-Nieſewurz, Serapias latifolia *L.* verſtanden; ſ. Helleborinkraut.

Es iſt nicht glaublich, daß dieſe Benennung mit dem vorigen eigenthümlichen Namen einige Verwandtſchaft haben ſollte, obgleich ihr Urſprung mehr auszumachen ſeyn möchte. Vielleicht ſtammet ſie von Heim ab, weil beyde Pflanzen gern an den Heimen, d. i. Zäunen und Dörfern wachſen. Vielleicht auch von Hain, ein Wald.

3. Heinrich, ein chymiſcher Ofen; ſ. Heinz 2.

Heinrich d'or, ſ. *Henri d'or.*

Heinrichs-Nobel, eine ehemalige engländiſche Goldmünze; ſ. unter Nobel.

Heint, ein veraltetes Nebenwort der Zeit, ſo aus heute verderbt iſt, und ehedem theils für dieſes Nebenwort überhaupt, theils auch in engerer Bedeutung von der vorigen Nacht gebraucht wurde, als wenn es aus heute Nacht zuſammen gezogen worden. Heint als die dunkeln Schatten u. ſ. f. in dem bekannten Kirchenliede. Bey dem Ottfried hinaht.

1. Heinz, der zuſammen gezogene eigenthümliche Name Heinrich; ſ. denſelben.

2. Heinz, ein nur noch in einigen Fällen und Gegenden übliches Wort.

1. In dem ſächſiſchen Erzgebirge werden die Zugochſen, dem Melzer bey dem Friſch zu Folge, Heinzen genannt.

2. In dem Bergbaue wird ein ſehr einfaches Röhrwerk, wodurch das Waſſer vermittelſt eines eiſernen

Seiles und der daran hängenden Taſchen aus der Tiefe gezogen wird, ein Heinz, eine Heinzenkunſt, ſonſt aber auch ein Hängeſeilkunſt, genannt. Siehe auch Taſchen-Kunſt.

Es iſt das älteſte unter den im Bergbaue üblichen Kunſtzeugen, und wird bald Heinitz, bald auch Henitz und Hönitz geſchrieben und geſprochen.

3. In der Chymie führt ein Zugofen, welchen man voll Kohlen führet, daher er kein ſo häufiges Nachſehen erfordert, als ein anderer, den Namen des faulen Heinzen, vermuthlich weil er nur ſchwach zieht. Bey einigen heißt er der faule Heinrich, vermuthlich, weil man das Wort Heinz nicht verſtanden, und es irrig für den verkürzten eigenthümlicheu Namen gehalten. Sonſt führt er den Namen Athanor, unter welcher Benennung ich ihn im II. Th. S. 624, f. beſchrieben habe.

Friſch führt aus dem Tſchudi das Zeitwort heunzen an, welches daſelbſt vor Gericht ziehen bedeutet. Hat dieſes ehedem ziehen überhaupt bedeutet, ſo iſt es wahrſcheinlich das Stammwort von Heinz in allen dieſen drey Bedeutungen, weil das Ziehen in allen der herrſchende Begriff iſt. Siehe Heinzelbank, und die folgenden. Indeſſen ſteht es dahin, ob es in der erſten Bedeutung, da es von Zugochſen gebraucht wird, nicht etwa eine Art des eigenthümlichen Namens iſt, dergleichen man auf dem Lande dem Viehe mehrmals zu geben pflegt. Zur zweyten Bedeutung gehört, daß die Stange an einem Ziehbrunnen, woran der Eimer hinab und herauf gezogen wird, an einigen Orten der Hengſt, und im Schwed. Hink genannt wird, vielleicht aus eben dieſer Quelle, obgleich Ihre es von hwika, wanken, ableitet.

Heinze, (die) ſcheint an einigen Orten eine Benennung der Bienen zu ſeyn. Wenigſtens werden die Feldbienen, in einigen Gegenden Waldheinzen genannt.

Etwa von Hain, Heinz, ein Hag? ſiehe Heinzerlein. Oder von dem alten Hans, ein Geſell, Genoß, und Hanſa, eine Vereinigung mehrerer, welche Bedeutung Wachter auch dem veralteten Zeitworte heimen beyleget? Das Niederſ. Imme, Biene, wird von einigen gleichfalls von dieſem Zeit-

Worte hergeleitet, welches alsdann mit dem Griech. ἅμα, zugleich, ſehr deutlich überein kömmt. Ein leer gelaſſener Bienenſtock mit noch vollem Werke heißt in Niederſachſen ein Hänker.

Heinzelbank, in einigen Gegenden, die Schnitzbank, nicht, wie Friſch glaubt, wegen der Aehnlichkeit des dicken beweglichen Kopfes, mit einem Ochſenkopfe; ſ. Heinz 2, ſondern vermuthlich, ſo fern ſie ſonſt auch die Ziehbank genannt wird, weil das Schneiden auf derſelben mit einem Ziehen verbunden iſt. Siehe Heinz 2. Anm.

Heinzelmännlein, im gem. Leben, eine Benennung des Alrauns, Mandragora, weil, wie Friſch vermuthet, dieſe zum Aberglauben gemißbrauchte Wurzel, durch einen Hund aus der Erde gezogen wird. Siehe Heinz 2. Anm.

Heinzenkunſt, ſ. Heinz 2.

Heinzenſeil, in dem Hüttenbaue, das eiſerne Seil oder die Kette, vermittelſt deren die Blaſebälge gezogen werden. Ohne Zweifel auch von dem veralteten heinzen, ziehen. Siehe Heinz 2. Anm.

Heinzerlein, (das) eine in einigen Gegenden, z. B. im Hennebergiſchen, übliche Benennung der Frucht des Hagedornes, der um deswillen daſelbſt auch Heinzerleinsdorn genannt wird.

Hier iſt ohne Zweifel aus Hein, Hahn, Wald, verderbt. Siehe Hagedorn. Aus einer vermuthlich ähnlichen Verderbung heißen die Hagebutten an andern Orten Kunze und Schlafkunze.

Heirath, ſ. Heurath.

Heiſch, ſ. Heiſer.

Heiſchbrief, in einigen oberdeutſchen Gegenden, offene Briefe, wodurch die Unterthanen zu etwas geheiſchet, d. i. zuſammen gefordert, aufgefordert werden.

Heiſchen, (*) begehren, verlangen, bitten, fordern. Ich

(*) Es iſt ein ſehr altes Wort, welches noch im Oberdeutſchen gangbar iſt, und überdaupt, verlangen, und dieſes Verlangen an

Ich wills geben, wie ihrs heiſchet, 1. Moſ. 34, 12. Die jungen Kinder heiſchen Brod, Klagel. 4, 4. Im Hochdeutſchen iſt es veraltet, außer, daß es noch zuweilen von den Dichtern im Andenken erhalten wird.

Heiſer, (*) rauh, dumpfig, doch nur von der Stimme, welche dieſe fehlerhafte Eigenſchaft durch verſchiedene Veranlaſſungen zuweilen erhält. Heiſer ſeyn oder werden. Eine heiſere Stimme haben. Sich heiſer reden oder ſchreyen. In den gemeinen Mundarten lautet es heiſch, welches ſich auch zuweilen in die edle Schreibart mit einzuſchleichen pflegt. Mein Hals iſt heiſch, Pſ. 69, 4.

Daher die Heiſerkeit, die fehlerhafte Beſchaffenheit der Stimme, da ſie heiſer oder rauh iſt.

Die Heiſerkeit, Griech. und Lat. Branchus, Raucedo, Raucitas, Ravis, Fr. Enrouement, Enrouure, oder die Rauhigkeit in der Luftröhre, da die unter der Rede aus den Lungen geſtoßene Luft ganz rauh und dumpfig klingt, entſteht nach Gelegenheit, von ſcharfer, feuchter und nebeliger Luft, vom ſtarken Schreyen, Weinen, vielen Reden, von Erkältung, vielem Weintrinken, Entzündung der Sprachwerkzeuge, u. ſ. f. Der höchſte Grad derſelben iſt die Sprachloſigkeit, welche ſich gemeiniglich bey den mit der Luſtſeu-

an den Tag legen bedeutet, daher Ottfried eiskon auch für wünſchen braucht. Bey eben demſelben bedeutet es auch forſchen, fragen, wie das Angelſ. aſcian, aeſcian, ahſian, und das Engl. ask, fragen. Im Niederſ. iſt esken, eſchen, gleichfalls bitten, verlangen, fordern; ein Amt eſchen, darum anhalten, bitten, im Dän. edske, im Schwed. aeska, im Griech. ἀξιόω. Unſer heiſſen iſt genau damit verwandt, daher auch bey dem Opitz für verheiſſen mehrmals verheiſchen vorkömmt. Im Oberdeutſchen wird auch in einigen Gegenden wirklich heiſſen für heiſchen, fordern, geſagt.

(*) Bey dem Notker nur heis', bey dem Hornegk aber ſchon hayſer, im Niederſ. heeſtrig, im Angelſ. has, im Engl. hoars, im Schwed. hees, im Isländ. haes, im Dän. hås. Im Niederſ. iſt dafür auch demſtig üblich. Heiſer reden, heißt in Baiern grigeln.

che behafteten findet. Nachdem die Urſache dieſes Zufalles iſt, iſt derſelbe leichter oder ſchwerer zu heben. In den meiſten Fällen bedient man ſich der Milch, wie auch der Eyerdotter, oder einer andern Emulſion mit Nutzen. Sonſt iſt auch warme Habergrützbrühe, das Einathmen des Dunſtes von heißem Waſſer, und die Wärme überhaupt, ein gutes Hausmittel dafür.

Heiß, (*) Hitze, d. i. einen hohen Grad der Wärme habend.

1. Eigentlich. *Das Eiſen iſt heiß. Heißes Eiſen, heißes Waſſer, ein heißer Stein. Die Sonne ſcheint heiß. Es iſt heute ein heißer Tag. Ein heißer Sommer. Den Ofen heiß machen*, ihn heizen. *Heiße Stuben ſind ungeſund. Jemanden die Hölle heiß machen*, ſie ihm als heiß vorſtellen, ſein Gewiſſen rühren, und in weiterer Bedeutung, ihm Angſt verurſachen. *Heiße Thränen weinen*, weil die Thränen bey einem hohen Grade der Leidenſchaft wärmer ſind, als gewöhnlich; aber nicht, heiß weinen, wie es Tob. 12, 12. heißt. Imgleichen eine innere Hitze empfinden. *Den Menſchen ward heiß für groſſer Hitze*, Offenb. 16, 9. Im g. L. auch für geſchmolzen. *Heiße Butter*, zerlaſſene. *Heißes Bley*, geſchmolzenes.

2. Figürlich. 1) Von verſchiedenen Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften gebraucht, zeigt es einen hohen Grad ihrer Lebhaftigkeit an, obgleich einen etwas geringern als brennend und feuerig. *Eine heiſſe Andacht*, Hoſ. 7, 6. 7. *Ein heißes Verlangen*, eine

(*) Bey dem Ottfried, Notker und Willeram heiz. Andere Mundarten haben ſtatt des Ziſchlautes ihr gewöhnliches t, wie das Niederſ. heet, das Angelſ. hat, das Engl. hot, das Dän. heed, das Schwed. het. Es iſt ſeinem Urſprunge nach ein ſehr altes Wort, welches zu dem alten Eit, Feuer, und eiten, feuern, zu Heiter, Eſſe, dem Griech. αἶθος, Hitze, dem Lat. Aeſtus, u. a. m. gehört. Siehe Heizen, Hitze Hitzig, Hetzen.

eine heiße Begierde haben. Heiße Seufzer. Die heißeſten Bitten eines Freundes. Eine heiße Liebe. Heiß vor der Stirne ſeyn, im g. L. leicht zornig werden, hitzig ſeyn. 2) Von einer Stadt, in welcher die Lebensmittel theuer ſind, ſagt man im g. L. ſie habe ein heißes Pflaſter.

Heiß = grätig, iſt nur im g. L. einiger Gegenden üblich. Heißgrätige Erze, im Berg = und Hüttenbaue, welche ſtrengflüſſig ſind, und viele Ofenbrüche und Schlacken machen. Im Landbaue einiger Gegenden, z. B. im Hennebergiſchen, wird ein dürrer unfruchtbarer Boden, welcher nichts trägt, heißgrätiges Land genannt.

Heiß = Hunger, ein heißer Hunger, hoher Grad des Hungers, beſonders als eine Krankheit betrachtet, ein widernatürlicher Hunger, alles mit der größten Begierde zu ſich zu nehmen. Der höchſte Grad deſſelben iſt der Hundshunger. Siehe Hunger.

Daher heißhungerig, in einem hohen Grade hungerig. Imgleichen mit dem Heißhunger, als eine Krankheit betrachtet, behaftet und darin gegründet. Niederſ. hungereetsk, grithüngerig, von dem alten Grit, Begierde, Geiz.

Heißen, (*) iſt in doppelter Geſtalt üblich

(*) Heißen, in den alten oberdeutſchen Mundarten heizzen und heizen, in den nordiſchen Mundarten und Sprachen heten, hetan, iſt in ſeinen heutigen Bedeutungen nur noch ein geringes Ueberbleibſel der vorigen Zeiten, wo es ſagen, reden, ſprechen, bejahen, verſichern u. ſ. f. bedeutete, und wovon einige Bedeutungen noch in heiſchen und verheißen übrig ſind. Es gehört zu dem alten chedan, quedan, reden, ſagen, welches in unſern älteſten Denkmälern ſo häufig angetroffen wird, und in manchen Gegenden noch nicht ganz veraltet iſt. Das Lat. ciere und citare, das alte Lat. cedere, welches ehedem ſagen bedeutete, das Wend. kaſam, kaſa, ich befehle, das Ruß. Vkaſa, ein Befehl, und viele andere müſſen mit demſelben billig als geſellſchaftliche Abkömmlinge von einem weit ältern Stamme angeſehen werden.

I. Als ein Aktivum, welches jetzt nur in folgenden Fällen vorkömmt.

1. Für nennen, ſowohl einen eigenthümlichen Namen geben, und dabey rufen, und anreden, als auch mit einer Ausdrückung einer Eigenſchaft anreden. Es erfordert alsdann einen doppelten Accuſativ, ſowohl der Perſon, als der Sache oder des Namens. 1) Einen eigenthümlichen Namen geben oder beylegen, nennen. Adam hieß ſein Weib Heva, 1. Moſ. 3, 20. Imgleichen bey dieſem Namen anreden. Wir heißen ihn nur Peter. In Geſtalt eines Reciproci, ich heiße mich Oreſt, an ſtatt des Neutrius, ich heiße Oreſt, iſt es im Hochdeutſchen ungewöhnlich. 2) Mit Bezeichnung einer Eigenſchaft anreden. Jemanden Du heißen, du zu ihm ſagen, ihn mit du anreden. Er heißt mich Sie. Jemanden kurz und lang heißen, im g. L., ihm allerhand Schimpfnamen geben. Jemanden willkommen heiſſen, willkommen zu ihm ſagen, ihm zu ſeiner Ankunft Glück wünſchen. 3) Figürlich, im g. L. und der vertraulichen Sprechart, drückt es die Verwunderung über den hohen Grad einer Sache aus, wo es aber nur in der erſten einfachen Perſon des Präſens üblich iſt. Das heiß ich ſchlafen! das verdient doch den Namen des Schlafes. Das heiß ich getrunken! Das folgende Neutrum wird auf eben dieſelbe Art gebraucht. 4) Etwas gut heißen, erklären, daß etwas gut, d. i. ſeinem Endzwecke gemäß ſey, doch nur von Handlungen. Ich kann dein Verfahren nicht gut heißen. Im Oberdeutſchen hat man auch den Gegenſatz übel heiſſen, für mißbilligen, welches aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt.

Das Paſſivum kömmt in der letzten Bedeutung häufig, in der 3ten gar nicht, und in den beyden erſten nur ſelten vor. In dieſer ganzen Bedeutung des Nennens lautet es bey dem Tatian heizzen, im Niederſ. heten, im Angelſ. hatan, im Engl. hight.

2. Befehlen, wo es doch nur von einem mündlichen Befehle, und ſowohl im ſchärfſten Verſtande von Obern gebraucht wird, wenn ſie ihren Willen Niedrigern mündlich bekannt machen, als auch in gelinderer Bedeutung, von gleichen Perſonen, wenn ſie ſagen, daß etwas geſchehen ſoll. Es wird alsdann auf doppelte Art gebraucht.

(1) Mit zwey Accuſativis, einem der Perſon und dem andern der Sache, welcher letztere am häufigſten ein Fürwort iſt. Höre, was ich dich heiße, 1. Moſ. 27, 8. was ich dir befehle. Wer hat dich das geheißen? Zuweilen aber auch ein Nennwort. Wer heißt dich ſolche Sachen? Ich habe ihn das Betragen nicht geheißen. Oft ſteht auch nur die vierte Endung der Sache allein. Ich heiße es nicht, und wehre es nicht.

(2) Oft wird die vierte Endung der Sache von einem Zeitworte vertreten, welches alsdann im Infinitivo ohne zu ſteht, wie auch bey den Wörtern dürfen, finden, helfen, ſehen, hören, laſſen, lehren, lernen, u. ſ. f. üblich iſt. Daſelbſt hießen uns ſingen, die uns gefangen hielten, Pſ. 137, 3. Wer heißt dich ſo frey ſeyn?

In dieſer ganzen thätigen Bedeutung ſchickt ſich heißen beſſer für die vertrauliche Sprechart, als für die edlere und höhere, wo man in der erſten Bedeutung lieber nennen, und in der zweyten befehlen oder andere ſchicklichere Ausdrücke gebrauchen wird. Indeſſen lautet es auch in der Bedeutung des Befehlens ſchon bey dem Ottfried und Notker heizzen.

II. Als ein Neutrum, welches das Hülfswort haben bekömmt.

1. Geſagt werden, in unperſönlicher Geſtalt. Es heißt, man ſagt. Es hat ſchon lange geheißen, daß er kommen wird. Es heißt für gewiß, ein oberdeutſches Blümchen, für: man verſichert.

Dieſe Bedeutung iſt noch ein Ueberbleibſel des ehemaligen weitern Gebrauches des Activi, da es ſagen, ſprechen, überhaupt bezeichnete.

2. Genannt werden, einen Namen haben.

(1) Eigentlich mit deſſen ausdrücklichen Meldung, es ſey nun ein eigenthümlicher Name, oder die Bezeichnung eines Dinges vermittelſt einer Eigenſchaft; wo es einen doppelten Nominativ erfordert. Abrahams Weib hieß Sara, 1. Moſ. 11, 29. Wie heißt das auf Deutſch?

(2) In weiterer und figürlicher Bedeutung a) Bedeuten, ein Zeichen, ein Ausdruck eines Begriffes, eines Dinges ſeyn. *Liber* heißt ein Buch. Wo es ſehr häufig die Erklärung eines vorher gegangenen Wortes oder Satzes begleitet. Ein Kunſtwerk iſt deſto ſchöner, je vollkommener es iſt, das heißt, je mehr es Theile hat, und je mehr alle dieſe Theile zum Zwecke beytragen. b) Auf ſich haben, Folgen haben, von Folgen ſeyn; wo zuweilen ein unnöthiges zu vor dem Infinitivo eingeſchoben wird. Ich will ihm weiſen, was das heißt, wegzugehen und nicht zu bezahlen. c) Was ſoll das heißen? im g. L., warum geſchieht das? d) Steht es oft für ſeyn, wenn ein Satz als völlig gleichbedeutend mit dem andern bezeichnet werden ſoll. Das heißt unſer ganzes Geſchlecht beſchimpft, dadurch wird unſer ganzes Geſchlecht beſchimpft. e) Beſonders mit Nachdruck, ſeine Verwunderung an den Tag zu legen. Das heißt Großmuth! das heißt Freundſchaft! das iſt Großmuth, verdient doch den Namen der Großmuth. Das heißt Angſt ausgeſtanden!

So wie hier und in der vorigen Bedeutung heißen für ſeyn ſteht, ſo pflegte man ehedem auch Name für Perſon zu gebrauchen, welches beſonders auch von dem zu heißen gehörigen ehemaligen Hauptworte Heit gilt.

Heiſter, (der oder die) ein nur im Nieberſ. übliches Wort, wo es bald einen jeden jungen Baum Laubholzes, bald aber nur einen jungen noch biegſammen Eich- oder Buchbaum bedeutet.

Heit, ein außer der Zuſammenſetzung veraltetes Wort, welches ehedem eine Perſon bedeutete, da es dann ſowohl im männlichen als weiblichen Geſchlechte vorkömmt, der Heit und die Heit. Adelheid, eine freye Perſon, ſcheint gleichfalls hieher zu gehören; ſiehe Heide 4. Figürlich bedeutete es ehedem auch den Stand einer Perſon, und in weiterer Bedeutung eines jeden Dinges. Jetzt iſt es in dieſer Geſtalt veraltet, wo man es nur noch als eine Endſylbe vieler Hauptwörter weiblichen Geſchlechtes antrifft, denen es die jetzt gedachten Bedeutungen mittheilt.

Heitſcheffel, ein im Herzogthum Schleswich auf der Geeſt, d. i. auf dem hohen Lande, übliches Flächenmaß, welches 6 Schipp, oder 144 Quadratruthen, an andern Orten aber 240 Quadratruthen enthält.

Es ſteht dahin, ob dieſes Wort nicht vielmehr Heideſcheffel geſchrieben werden müßte, da es dann zu Heide, ein dürres, unfruchtbares Land, gehören würde. In den Marſchen, d. i. niedrigen Gegenden, werden die Ländereyen nach Dematen berechnet.

Heiter, (*) klar, hell. 1. Eigentlich, wo es doch nur von der Luft und dem Dunſtkreiſe gebraucht wird, im Gegenſatze des trübe. Eine heitere Luft, welche durch keine Dünſte verdicket und verdunkelt wird. Ein heiterer Himmel, den keine Wolken noch Dünſte verdecken. Heiteres Wetter. Ein heiterer Tag. Heitere Nächte im Winter, helle Nächte.

2. Figürlich. 1) Eine heitere Stimme, welche nicht heiſer oder rauh iſt. 2) Für deutlich, doch nur im

(*) Nach Hrn. Rath Adelung gehört dieſes Wort zu dem alten Eit, Feuer, und eiten, brennen, leuchten, und würde alſo urſprünglich hell im weiteſten Umfange der Bedeutung heißen. Es iſt aber wohl unſtreitig aus dem Griech. αἴθηρ, entſtanden: denn es hat ſo gar die nämliche Bedeutung, die das alte griechiſche Wort hat, und iſt bloß von der reinen Himmelsluft zu gebrauchen.

im Oberdeutſchen. Ein heiterer Beweis, eine heitere Wahrheit. Sich etwas heiter (klar und deutlich) vorbehalten. 3) Von dem Zuſtande des Gemüthes, mit keinem Kummer, von keinen unangenehmen Empfindungen beladen, und in dieſem Zuſtande des Gemüthes gegründet. Ein heiteres Gemüth. Ein heiteres Geſicht. Seine Seele iſt immer heiter, ſo wie ſeine Miene.

Daher die Heiterkeit, der Zuſtand eines Dinges, da es heiter iſt, in allen Bedeutungen des Beywortes. Die Heiterkeit des Himmels, der Luft, des Gemüthes. Die Heiterkeit eines guten Gewiſſens. Bey dem Victorius auch die Heitere.

Und Heitern, heiter machen, welches aber nur in den Zuſammenſetzungen aufheitern, ausheitern und erheitern üblich iſt.

Heiter=Neſſel, ein Name der Brennneſſel; ſ. Neſſel.

Heizen, heiß machen, doch nur von Oefen, und Zimmern, vermittelſt der Oefen. Den Backofen heitzen. Feuer in demſelben anmachen, und ihm die gehörige Hitze geben. Wenn von Zimmern die Rede iſt, braucht man das Wort Ofen nicht, ſondern ſagt nur, ein Zimmer, eine Stube, einen Saal heitzen, ihnen durch Heizung des Ofens die nöthige Wärme mittheilen. Ein geheiztes Zimmer. Daher die Heizung. Siehe Einheizen, Heiß und Hitze.

Bey dem Kalfatern der Schiffe und Fahrzeuge, heißt heizen; die mit Werriche vermachten Fugen vermittelſt angezündeter Holzbüſchel, welche an einem Stock angebunden ſind, heiß machen, und wenn ſolche dadurch genug erwärmet ſind, mit der Betheerung darüber fahren, damit ſich ſolche deſto beſſer einziehe.

Heizer, (der) die Heizerin, eine Perſon, welche dazu beſtimmt iſt, Oefen oder Zimmer zu heizen; der Einheizer, Stubenheizer, und mit einem lateiniſchen Worte zuweilen Calefactor.

Hektiſche Zufälle, ſ. Schwindſucht.

Hel, (das) auf den Schiffen Helle 2.

Helbling, ſ. Hälbling.

Held, (der) die Heldin, L. Heros, Heroina, Herois, Fr. Héros, Héroïne, eigentlich eine mit vorzüglicher Leibesſtärke begabte Perſon. In dieſer Bedeutung war es ehedem ſehr gebräuchlich, da nicht nur die Tapferkeit noch größtentheils in der Leibesſtärke beſtand, ſondern da auch dieſe noch für die erſte und glänzendſte Fähigkeit gehalten wurde. In den ſpätern Zeiten nannte man Perſonen, welche mit einer vorzüglichen Herzhaftigkeit begabet waren, Helden, beſonders wenn ſie einen pflichtmäßigen und für viele vortheilhaften Gebrauch davon machten; in welcher Bedeutung es noch jetzt in der edlen und höhern Schreibart üblich iſt. Inſonderheit nennt man Helden- oder Kriegshelden, diejenigen, die ſich im Kriege durch glänzende Thaten der Tapferkeit und durch andere vorzügliche militäriſche Talente und Tugenden berühmt gemacht haben.

Figürlich, eine Perſon, welche eine Fertigkeit in einem hohen Grade beſitzt.

Siehe auch Heroiſch.

Helde, ein nur noch in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens, übliches Wort, die Feſſel zu bezeichnen, wo dieſes Wort auch Halden lautet, von halten. Siehe Halfter.

Helena, ein aus dem Griech. entlehnter Taufname des weiblichen Geſchlechtes, welcher im gem. Leben nur Leene, Leenchen, im Niederſ. aber Hilke lautet

Helène, bey den Blumiſten, eine columbinfärbig- und rothe Tulpenſorte.

Helenen-Feuer, (welches in den gemeinen Mundarten bald das St. Helmsfeuer, bald aber auch das St. Elmsfeuer, St. Elmofener, oder Telmsfeuer, lautet,) Fr. Feu Sainte Claire, Feu St. Elme, oder Feu St. Eme, Feu Sainte Hélène, Feu St. Nicolas, in der

Schiff-

Schifffahrt, eine Art Irrlichter, Flammen oder Feuerbüſchel, die ſich, wenn die See ſtürmiſch iſt, zuweilen auf den Maſten, Segelſtangen (Rahen), Flaggenſtöcken, und andern vorſpringenden Theilen und Ecken eines Schiffes ſehen laſſen, und von vielen Schiffern für eine gewiſſe Vorbedeutung ihres Schickſales gehalten werden. Laſſen ſich ihrer zwey ſehen, ſo halten die Schiffer dieſelben für ein gutes Zeichen, und begrüßen es mit ihrer Pfeife; eines allein aber, welches ſie ſchlechtweg die Helena nennen, kündigt ihnen Sturm und Unglück an. Bey den Alten hieß das doppelte Caſtor und Pollux; wofür das chriſtliche Alterthum den Namen der heil. Helena eingeführt hat. Die niederſächſiſchen Schiffer nennen es Wetterlicht (Weerlicht). Die Italiäner nennen es Fuoco di San Piedro, oder Fuoco di San Nicolao; die Portugieſen, Corpo ſanto, und, wenn vier oder mehrere ſolcher Lichter als ein Büſchel beyſammen ſind, Corona de nueſſa Senhora; die Holländer, Vree-Vuuren, oder Vrede-Vyer; die Engländer Comazanti.

Ehemals ſchrieben die mehreſten Naturforſcher dieſe Erſcheinung den auf dem Schiffe ſelbſt entſtandenen Ausdünſtungen zu. Andere Seefahrer verſicherten, daß ſie dieſe Lichter mit ihren Händen gegriffen, daß ſolche nichts anders, als kleine weichliche Fiſche, geweſen, welche von den Wellen mit dem Meerſchaume in die Höhe geworfen worden, und wegen ihres kleberigen Schleimes an dieſem oder jenem Theile des Schiffes hängen geblieben wären. Seit dem wir aber des Ritters Forbin Nachricht von dieſem Feuer, in ſeinen Memoires, v. J. 1696, erhalten haben, zweifelt kein Naturkündiger mehr daran, daß dieſe Feuerbüſchel mit denen überein kommen, welche ſich auf den Spitzen bey elektriſchen Verſuchen zeigen, wie denn auch diejenigen Perſonen, welche nahe dabey ſind, das Sauſen, Schwirren oder Kniſtern deutlich vernehmen. Es wer-

werden aber dieſe Wetterlichter, ſeltene Fälle vielleicht ausgenommen, nicht von der Elektricität der Wolke ſelbſt verurſachet, ſondern ſie entſtehen nur durch den Zufluß der in der Luft zerſtreuten Gewittermaterie; daher können ſie nicht bey jeder vorüber ziehenden Wetterwolke, und hingegen auch manchmal ohne einiges Gewitter, meiſtentheils aber bey Zertheilung eines Gewitters, entſtehen. Aus eben dieſer Urſache laſſen ſie ſich vornämlich bey ſtarkem Winde ſehen, als welcher theils die Elektricität in der Luft mehr verbreitet, theils immer neue Luft hinzu führt. Daß aber dieſe Wetterlichter dem Blitze verwandt, und nur eine allmählige Wirkung der Kraft deſſelben ſeyn, läßt ſich, unter andern Umſtänden, daraus abnehmen, da zuweilen wirklich treffende Blitze darauf folgen oder vorhergehen.

Eine lange Erfahrung hatte die Alten gelehrt, daß, wenn Caſtor und Pollux (wie man in den heidniſchen Zeiten dieſes Feuer nannte,) ſich einfinden, kein ſolcher Sturm zu befürchten wäre, als gemeiniglich die Wetterwolken zu begleiten pflegt. Das iſt auch ganz natürlich, weil dieſe Lichter allemal eine Ableitung der in der Luft zerſtreuten elektriſchen Materie anzeigen. Je mehrere ſolche Lichter in der Stille und ohne Geräuſch überhin gehen, deſto weniger hat man ſich vor dem Einſchlagen zu fürchten. Weil aber nicht allemal eine hinlängliche Zerſtreuung und Ableitung der elektriſchen Materie dadurch erfolgt, ſo haben die Alten in ihren Vorherſagungen ſich oft betrogen geſehen, um ſo viel mehr, da ſie die rechten St. Helenenfeuer nicht genug kannten, und oft allerley leuchtende Sachen, die mit Wind und Wetter gar nichts zu thun hatten, mit einander vermengten. So hat z. B. Hr. Braad, in Schweden, an die königl. Akad. d. Wiſſenſch. die Zeichnung und Beſchreibung eines großen leuchtenden Vielfußes (Scolopendra phosphorea *Linn.*) übergeben, der zuweilen einige hundert Meilen weit vom Lande aus der Luft auf die Schiffe nieder fällt, und gar nichts mit dem St. Helenenfeuer gemein hat.

Daß übrigens dieſe Wetterlichter nicht von einer Entzündung daſelbſt anhaftender phosphoriſcher Dünſte entſtehen, erhellet daraus, weil ſie bey ſtarkem Winde nicht zur Seite be-

weget

weget werden, ſondern beſtändig gerade aus ſtrahlen, da entzündete Dünſte gewiß flatternd brennen müßten.

Auch auf den Spitzen der Thürme und Kirchen, pflegen dergleichen elektriſche Feuerbüſchel oder Helenenfeuer zuweilen zu erſcheinen.

Mannigfaltigkeiten, 3. Jahrg. Berl. 1772, gr. 8. S. 717, f.
Prieſtley Geſchichte der Elektricität, nach meiner Ueberſ. Berl. und Stralſ. 1772, gr. 4. S. 252, fgg.
Reimarus vom Blitze, Hamb. 1778, 8. S. 72, fgg. u. 572, f.

Helenen=Kraut, ein Name, welcher von einigen dem im XI. Th. S. 94, fgg. beſchriebenen Alante, Inula Helenium *Linn.* gegeben wird.

Helenen=Pfennig. Die Griechen im türkiſchen Gebiete halten gar viel auf die am Halſe getragenen St. Helenenpfennige, weil ſie gegen alle Anfälle des Teufels und ſeines Anhanges, gegen den Magenkrampf und die Epilepſie, nach ihrer Meynung helfen ſollen, wie dieſes der im heil. Lande viele Jahre geweſene Franciscaner, Ant. de Caſtillo, in ſeinem El devoto Peregrine y Viagge de tierra ſanta, verſichert, und zugleich den Urſprung dieſer Pfennige erzählt.

Es habe nämlich die K. Helena, K. Conſtantins des Groſſen Mutter, im heil. Lande mehr als 500 prächtige Kirchen von Marmor, Porphyr und Cedernholze, erbauet. Wenn es ihr nun hiezu am Gelde gemangelt, habe ſie Thon genommen, und denſelben mit den Fingern breit und rund gedrückt, welche Stücke dann ſogleich erſt in kupferne, hernach in ſilberne, und endlich in goldene Münzen, wie ſie ſolches gewünſchet, durch einen andächtigen Seufzer ſich verwandelt, die auf der erſten Seite des Heilandes, und auf der andern ihr und ihres Sohnes Bildniſſe vorgeſtellet, und zwar ſo, daß, wenn man ſolche umgewendet, die Häupter der Helena und des K. Conſtantin allemal zu den Füßen des Heilandes zu ſehen geweſen.

Köhlers hiſtor. Münzbeluſtig. 6. Th. Nürnb. 1734, 4, S. 111.

Helenen=Wurzel, (Amerikaniſche St.) Cyperus americanus; ſ. Th. VIII. S. 501.

Helenium, Alant; ſ. Th. XI. S. 94, fgg.

Helf=Arm, im Bergbaue, ein eiſerner Arm an der Kunſtſtange, welcher den Krumms hält.

Helf-Brief, ſ. Hülfs-Brief.
Helf-Geld, ſ. Hülfs-Geld.
Helf-Gerichte, ſ. Th. IX. S. 425.
Helf-Kraut, eine Benennung des weißen Andornes, Marrubium album.
Helf-Recht, an einigen Orten, z. B. im Hennebergiſchen, das Recht, die gepfändeten Sachen eines Schuldners an die Meiſtbietenden zu verkaufen, und dadurch dem Kläger zu ſeiner Forderung zu helfen; das Gantrecht, das Stangenrecht.
Helfchen, im Osnabrückiſchen ein Maß flüſſiger Dinge, welches der vierte Theil eines Ortes, oder der ſechzehente Theil einer Kanne oder eines Maßes iſt; vielleicht ſofern es die Hälfte eines andern Maßes iſt, da es dann Hälfchen oder Hälftchen geſchrieben werden ſollte; ſ. Th. XX. S. 642.
Helfen. Dieſes Wort hat zwo Hauptbedeutungen.

1. Eines Zuſtand vollkommener machen.

1) Eigentlich, wenigſtens der wahrſcheinlichſten Abſtammung (von Heil, Geſundheit, Wohlfahrt) nach, Jemandes Heil, d. i. Geſundheit, wieder herſtellen. Der Arzt kann hier nicht mehr helfen. Die Arzney hat wenig geholfen. Dieſe Arzney hilft für oder wider das Fieber. Die Natur hilft ſich ſelbſt. Wenn die Perſon ausgedrückt wird, ſo ſteht ſolche ohne Ausnahme in der dritten Endung. Arzt hilf dir ſelber, Luc. 4, 24. Welche auch im Paſſivo bleibt, ungeachtet ſolches ſelten vorkömmt. Mir wurde geholfen.

2) In weiterer Bedeutung, von einer Noth, von einer Gefahr, von einer Verlegenheit befreyen. Wie iſt da zu helfen? Das Uebel iſt zu groß, hier iſt nicht mehr zu helfen. Imgleichen mit der dritten Endung der Perſon. Seinem Freunde mit Gelde, mit Rath und That helfen. Ich konnte mir nicht helfen, es mußte heraus. Auch im Paſſivo. Nun iſt mir geholfen. Damit iſt mir nicht geholfen. Gott helf!

helf! ein gewöhnlicher Glückwunſch gegen Nieſende, deſſen Urſprung ſich in dem höchſten Alterthume verlieret, und ſchon bey den Griechen ζευ σωζον lautete.

3) In der weiteſten Bedeutung, Jemandes Heil, d. i. Wohlfahrt, befördern, ſeinen Zuſtand vollkommener machen. Was hilft das bloße Anſehen? was nützet es? Am häufigſten gleichfalls mit der dritten Endung der Perſon. Das hilft dir, aber mir nicht. Wem hat es geholfen? Indeſſen findet man es in dieſer Bedeutung auch häufig mit der vierten Endung, entweder nach dem Muſter der Niederſachſen, oder als eine Nachahmung des Lat. juvare. Was hilft michs, daß ich es gethan habe?

2. Seine Kräfte mit den Kräften eines andern zur Erreichung eines Endzweckes vereinigen, einem andern in Erreichung einer Abſicht beyſtehen; gleichfalls mit der dritten Endung der Perſon. Es will uns Niemand helfen. Einem mit Rath, mit der That helfen. Gott helf euch! ein gewöhnlicher Gruß gegen arbeitende Perſonen, deſſen Hugo de Nigella in Leibnitzens Acceſſionibus ſchon bey dem J. 1199 gedenket.

Helfenbein, ſiehe Elfenbein.

Helfer, (der) die Helferin, eine Perſon, welche hilft, in allen Bedeutungen des Zeitwortes. In der zwoten Hauptbedeutung des Zeitwortes, wo in der anſtändigen Schreibart Gehülfe üblicher iſt, kömmt es nur noch in den Provinzen vor, wo beſonders die Diaconi oder Capelläne der Prieſter, im Oberdeutſchen Helfer, ſo wie die Subdiaconi Unterhelfer genannt werden. Gott hat in der Gemeine geſetzt Helfer, 1 Cor. 12, 28. Ein Helfers Helfer im verächtlichen Verſtande, der dem Gehülfen eines andern in einer böſen Sache hilft.

Helfer, (Bett-) Bettzopf; ſ. Th. IV. S. 340.

Helft, Alchemilla; ſ. Th. I. S. 340.

Helfte, ſiehe Hälfte.
Helianthemum indicum tuberoſum C. B. Erdapfel; ſiehe Th. XI. S. 223.
Helianthemum Offic. Sonnengünſel; ſ. Th. XX. S. 318.
Helianthus, ſ. Sonnen=Blume.
Helianthus tuberoſus L. Erdapfel; ſ. Th. XI. S. 223.
Helicteres Linn. ſ. Schrauben=Baum.
Heliocarpus Linn. ſ. Sonnen=Frucht.
Héliodore, eine Tulpenſorte; ſ. unter Tulpe.
Heliodroſium, ſ. Alchemilla.
Helioſelinum, Eppich; ſ. Apium.
Helioſkop, ſ. Sonnen=Glas.
Heliotrop, Heliotropier=Stein; ſ. Jaſpiß.
Heliotropium, ſ. Sonnen=Wende.
Heliotropium tuberoſum, Erdapfel; ſ. Th. XI. S. 223.
Helix, ſ. Schrauben=Linie.
Hell, (das) ſ. Helle 2, S. 823, f.

1. Hell, iſt nur im g. L. für ganz, völlig, beſonders mit dem Hauptworte Haufe üblich. Sie kamen mit hellem Haufen, es kam der ganze völlige Haufe.

Es iſt vermuthlich das Nederſ. heel, ganz; ſiehe Heil, das Beywort. Indeſſen kann doch auch das Nederſ. hellen, von einer abhängigen Höhe herunter fließen, (ſ. Halde) mit in Betrachtung kommen; daher Zehner in ſeinem 1622 gedruckten henneberg. Vocabulario, einen hellen Haufen, durch einen ziehenden Haufen, Agmen, erkläret.

2. Hell, iſt in einer doppelten Hauptbedeutung üblich.

1. Von den Tönen, einen hohen Grad der mit Reinigkeit verbundenen Deutlichkeit habend, und darin gegründet. Eine helle Stimme, welche aus dem offenen Munde ohne Zwang und Drücken der Kehle frey aus der Bruſt hervor gebracht wird. Eine helle oder hell klingende Trompete, welche einen ſtarken, reinen Klang hat; Nederſ. ſchrell. Helle Cimbeln, 1 Chron. 16, 16. 28. Helle Poſaunen, Pſ. 47, 6. Auf ähnliche Art brauchten die Lateiner die Wörter clarus und Splendor von den Tönen und der Stimme. Hell ſchreyen.

2. Eine Eigenſchaft der Körper, in Anſehung der Lichtſtrahlen, zu bezeichnen.

1) Eigentlich. (a) Einen hohen Grad des Lichtes habend, oder von ſich gebend, und darin gegründet; im Gegenſatze deſſen, was dunkel iſt. Das Licht, das Feuer brennt nicht hell. Ein helles Licht. Die hellen Sterne. Es iſt ſternenhell, wenn die Sterne hell leuchten. Der Blitz machte das ganze Zimmer hell. Ein helles Zimmer, welches den nöthigen Grad des Lichtes hat. Es wird hell, wenn der Tag anbricht. Es iſt ſchon heller lichter Tag, im gem. L. Helle Hölzer, im Forſtweſen, welche auch lichte Hölzer heißen, Laubhölzer, mit Laubholze bewachſene Gehölze, weil ſie heller ſind, als die Nadel- oder Tangelhölzer. In einem andern Verſtande iſt eine Holzung hell oder licht, wenn die Bäume ſehr dünn in derſelben ſtehen, und alle viele Lichtſtrahlen durchlaſſen. Helle Farben, welche viele Lichtſtrahlen zurück werfen, im g. L. lichte Farben; im Gegenſatze der dunkeln. So auch in den Zuſammenſetzungen hellblau, hellgrau, hellgrün, hellgelb, hellroth u. ſ. f. im Gegenſatze des dunkelblau, dunkelgrau u. ſ. f. (b) Einen hohen Grad des Glanzes habend, viele Lichtſtrahlen von ſeiner Oberfläche zurück werfend; im Gegenſatze des matt oder trübe. Helle, glänzende, Augen haben. Ein heller Spiegel. Das Geſchirr hell ſcheuern. (c) Einen hohen Grad der Durchſichtigkeit habend, viele Lichtſtrahlen durchlaſſend; im Gegenſatze des trübe. Es iſt ſehr helles Wetter. Die Luft iſt nicht hell, wenn ſie mit Dünſten angefüllt iſt. Das Glas iſt ſehr hell. Der Diamant iſt hell. Reines, helles Waſſer. Helles Bier, welches nicht dick oder trübe iſt. Augen, in denen helle Tropfen hiengen.

2) Figürlich, einen hohen Grad der Deutlichkeit habend; und darin gegründet. Es iſt die helle Wahrheit. Heil denken, mit vieler Deutlichkeit. Ein heller Kopf,

Kopf, welcher ſehr klare und deutliche Begriffe von vielen Dingen hat. In ſeinem Kopfe iſt es hell.

Dieſes Wort lautet in beyden Bedeutungen im Niederſ. hell. In der erſten Bedeutung, in welcher es älter zu ſeyn ſcheint, weil ſich die Töne leichter nachahmen laſſen, als die Empfindung des Sehens, gehört es ohne Zweifel zu dem alten Hall, und hallen, ſchallen. Bey dem Notker kömmt hellen für ſchallen vor. Da es eine eben nicht ſeltene Figur iſt, die Eindrücke des Gehöres auf die übrigen Sinnen, und beſonders auf das Sehen überzutragen, ſo iſt auch hell ſchon ſehr früh von einem hohen Grade des Lichtes und Glanzes gebraucht worden. Das Hebr. הלל glänzen, das Griech. ἥλιος, die Sonne, Lat. Sol, durch Vertauſchung des Hauchlautes mit dem Ziſchlaute, und ἑλη, der Sonnenglanz, und das Walliſ. Haul, die Sonne, ſind ſehr alte Beweiſe davon.

Hell=blau, eine helle blaue Farbe habend, im gem. L. lichtblau; zum Unterſchiede von dunkelblau.

Hell=braun, eine helle braune Farbe habend, im g. L. lichtbraun; im Gegenſatze des dunkelbraun.

Hell=Butte, im Niederſ. ein Name der fetten und großen norwegiſchen Butten oder Schollen, woraus der Raff und Rekel bereitet wird; Pleuronectes Hippogloſſus *Linn.* Fr. Flétan, Niederſ. Heilbutte, Dän. Helleflynder und Hellebutt, Engl. Hallibut, Holländ. Heilbot, Eeelbot. Im Art. Scholle werde ich ausführlicher davon handeln.

Hell=Dunkle, (das) ein in der Malerey der Neuern nach dem Ital. Chiaroſcuro und Franz. Clair-obſcur, gebildetes Wort, die ganze Vertheilung des Lichtes und des Schattens in einem Gemälde zu bezeichnen, imgleichen die Kunſt, beyde auf eine geſchickte Art zu vertheilen; die Haltung der Lichter und Schatten.

Um anzudeuten, daß ein Maler ſeinen Figuren viel Erhobenes und eine große Stärke giebt, daß er alle Gegenſtände ſeines Gemäldes entwickelt, und deutlich kennbar macht, weil er hiezu das vortheilhafteſte Licht gewählt, und die Körper auf eine Art anzuordnen gewußt hat, daß, indem ſie große Lichter empfangen, ſie

auch mit ſtarken Schatten begleitet werden, ſagt man: Dieſer Maler verſteht das Helldunkle ſehr wohl, Fr. ce peintre entend bien le clair-obſcur.

Das Helldunkle iſt alſo die Kunſt, die Lichter und Schatten nicht allein über die einzelnen und beſondern Gegenſtände, ſondern auch über das Ganze des Gemäldes auszutheilen. Dieſe Kunſt, welche nur ſehr wenige Maler recht verſtanden haben, iſt das mächtigſte Mittel, den Localfarben und der ganzen Zuſammenſetzung des Gemäldes ein Anſehen zu geben. Sie macht wirklich den Grund eines guten Colorits aus.

Da der Maler, welcher unſere Augen täuſchen will, auf einer platten Fläche arbeiten muß, kann er die Ründung, das Erhobene und faſt die Bewegung der natürlichen Gegenſtände nicht anders anzeigen, als durch eine Degradation der Tinten, und durch die Entgegenſtellung der Lichter und Schatten, welche er künſtlicher Weiſe auf der platten Fläche ſeiner Leinwand ausſtreuet.

Eine getuſchte Zeichnung, woran die Schatten dunkel, und die Lichter entweder mit Weiß geblickt oder ausgeſpart ſind, wird eine helldunkle Zeichnung, Fr. Deſſein de clair-obſcur genannt. Wie man dann auch die Kupferſtiche in ſchwarzer Kunſt mit dem generiſchen Namen helldunkle Kupferſtiche, Fr. Eſtampes de clair-obſcur belegt. Sonſt aber nennt man clair-obſcur ſolche Kupferſtiche, die mit drey Farben von drey Platten abgedruckt ſind, wodurch die Lichter, Schatten und Halbſchatten ausgedrückt werden.

Ehemals nannte man auch clair-obſcur oder Chiaroſcuro ein Gemälde, welches nur mit Weiß und Schwarz (en blanc & noir) oder auch, welches Grau in Grau gemalt war; ſ. Th. XIX. S. 792.

Hell-Fuchs, ein Fuchs, d. i. röthliches Pferd von heller Farbe, ein Lichtfuchs; zum Unterſchiede von einem Dunkelfuchſe. Siehe Th. XV. S. 410.

Hell-gelb, **Hell-grau**, **Hell-grün**, **Hell-roth**, eine helle gelbe, graue, grüne, oder rothe Farbe habend, im g. L. lichtgelb, lichtgrau, lichtgrün und lichtroth; zum Unterſchiede von dunkelgelb, dunkelgrau, dunkelgrün und dunkelroth.

Hell-Schreyer, die Benennung einer gewiſſen Gattung Dompfaffen oder Gimpel; ſ. Th. XVIII. S. 536.

Hell-Weg, (der) in einigen niederſächſiſchen Gegenden ein auf der Seite abhängig gemachter Weg, damit das Waſſer ablaufen könne; in und um Bremen der Helmer, welches aber auch eine jede Abdachung bedeutet.

Die erſte Hälfte dieſes Wortes gehört zu dem Niederſ. hellen, abhängig ſeyn, ſich neigen, und die Helle, der Abhang. Siehe Halde.

Hell-weiß, eine helle weiße Farbe habend, d. i. welche mit keiner andern Farbe vermiſcht iſt; im g. L. ſchneeweiß, hagelweiß.

1. Helle, das Abſtractum von dem Bey- und Nebenworte hell 2.

1. Die Eigenſchaft einer Sache, da ſie hell iſt, doch nur in Beziehung auf die Lichtſtrahlen. Die Helle der Sonne, des Tages, der Nacht. Die Helle des Glaſes. Imgleichen figürlich, die Deutlichkeit, und ein hoher Grad derſelben. Der Menſch hat mehr Helle in ſeinen Vorſtellungen, als das Thier.

2. Bey den Goldſchmieden iſt die Helle das Pulver von Weinſtein, Schwefel und Küchenſalze, womit das Gold gehellet, d. i. heller an Farbe geſotten wird. Daher die Helle geben, das Hellſieden der vergoldeten Metalle, ihnen eine ſchönere und höhere Farbe zu geben; ſ. Th. XIX S. 414.

Auch vergoldeten Arbeiten von Holz, Stein, Gyps ꝛc. wird die Helle gegeben; ſ. Th. XIX. S. 430.

2. Helle, im g. L. beſonders Niederſachſens, ein verborgener geheimer Ort. Am häufigſten iſt es von dem mehrentheils etwas verborgenen Raume zwiſchen dem Ofen und der Wand, in den Häuſern der gemeinen Leute üblich; wo es aus Mißverſtand oft Hölle geſchrieben und geſprochen wird.

2. Auf den Schiffen iſt das Hell oder Hel, Fr. Foſſe au lion, ein Behältniß unter dem Verdecke am Vordertheile, wo allerhand Tau- und Segelwerk, Klo-

ben, Rollen, und andere zur Ausrüſtung des Schif-ſes gehörige Bedürfniſſe verwahrt werden, und wo der Hochbothsmann (Contre-maître) ſein Lager hat. Derjenige Matroſe, welcher die Aufſicht darüber hat, wird daher der Hellbewahrer, Fr. Gardien de la foſſe au lion, genannt. Dieſes Hell befindet ſich gemeiniglich neben dem Kabelgatt.

Es gehört mit dem Hauptworte Höhle unſtreitig zu dem Zeitworte hehlen.

3. **Helle**, in dem Forſtweſen einiger Gegenden, der ſtarke Afterſchlag; zum Unterſchiede von dem Zopfholze oder dem dünnen Afterſchlage,

Vermuthlich von dem Schwed. Hale, Hebr. אליה, der Schwanz, Schweif. Siehe Helm 1.

Hellebarde, (die) oder vielmehr Hellebarthe, Fr. Hallebarde, (anfänglich Hache danoiſe, weil ſich die Dänen ihrer bedienten, welche ſie auf der linken Schulter trugen) ein Spieß mit einer Barthe, d. i. einer Art eines Beiles; eine ehemalige Art des Kriegsgewehres, welches aus einem runden, ungefähr 5 Fuß langen Schaft oder Stiel, und einem flachen, halbmondförmig ausgeſchweiften Eiſen beſteht, an deſſen Ende eine große, ſtarke, ſpitzige Klinge iſt. Mit der Hellebarde kann daher ſowohl geſtochen als gehauen werden. Daher Hellebardier, Fr. Hallebardier, einer, der mit einer Hellebarde bewaffnet iſt. Ehemals hatte man bey den Armeen ganze Compagnien Hellebardiers. Heut zu Tage führt ſie bey den franzöſiſchen Truppen nur der Sergeant einer Infanteriecompagnie. Wenn es daher von einem Soldaten heißt, er habe eine Hellebarde bekommen (on lui a donné une hallebarde) ſo bedeutet dieſe Redensart: er iſt Sergeant geworden. Bey den Unterofficiers der deutſchen Fußvölker wird die Hellebarde (oder, wenn man will, die Partiſane) das Kurzgewehr genannt, wiewohl ſie eben nicht kurz iſt. Die eigentliche Hellebarde wird jetzt nur noch von den Leibwachen zu Fuße großer Herren geführt.

Nieders. Tweeſnider, Lat. Bipennis, Im Schwed. Hallbard, im Dän. Hellebard, im Böhm. Halapartna, im Engl. Halberd, im Ital. Alabarda. Die letzte Hälfte dieſes Wortes iſt das noch bekannte Barthe, ein Beil. Nur die erſte Hälfte iſt noch dunkel. Wachter leitet es von dem alten hellen, ſtreiten, ab, ſo daß eine Hellebarthe nichts anders als eine Streitaxt ſeyn würde; Friſch und andere von Helm, Caſſis, weil man mit dieſem Gewehre den Helmen den meiſten Schaden zufügen konnte, wobey ihm zu ſtatten kömmt, daß dieſes Wort wirklich ſehr oft Helmbarde und Helmparte geſchrieben wird. Aber mit eben dem Rechte könnte man es auch von Helm, ein langer Stiel, ableiten, ſo daß es ein Beil an einem langen Stiele oder Schafte bedeuten würde. Nach dem Fabricius im Origg. Sax. B. 7, S. 700, ſind die Hellebarthen erſt zu Anfange des 15ten Jahrhundertes erfunden worden. Ihre erinnert ſich dabey des Fechterſpießes der alten Römer, welcher Celibaris genannt wurde, und findet zwiſchen beyden Wörtern eine mehr als zufällige Aehnlichkeit.

Viele verwechſeln die Wörter Hellebarthe und Partiſane mit einander. Aber die Partiſane, (Fr. Pertuiſane) hat einen ſtärkern Schaft, und unter dem Stecheiſen ein zweyſchneidiges flaches Eiſen.

Hellebarden=Kraut, Boronilla Securidaca *Linn.* eine Art der Kronwicke; ſiehe unter **Wicke**.

Helleborine, ſiehe das Folgende.

Helleborinkraut, Frauenſtuhl, wilde Nieſewurzel, Helleborine *Rivin.* Serapias *Linn.* ein Pflanzengeſchlecht, wovon Linné ſieben Arten hat. Ich führe hier nur folgende drey an, welche bey uns einheimiſch ſind, und auf hohen, auch niedrigen Gebirgen, imgleichen auf der Ebene, in dicken und feuchten Wäldern, und an den Hecken um die Wieſen wachſen.

1. Das purpurfarbige Helleborinkraut; hochwachſende, blaue, langblätterige Berg= und Waldcymbelblume, Serapias rubra, bulbis fibroſis, foliis enſiformibus, floribus erectis, nectarii labio acuto *Linn.*

2. Das große weißblümige Helleborinkraut, große weiße Bergcymbelblume, Serapias grandiflora, bulbis fibroſis, foliis enſiformibus, floribus erectis, nectarii labio obtuſo petalis breviore *Linn.*

3. Das breitblätterige Helleborinkraut; wilde Berg- und Waldnieſewurzel; Serapias latifolia, bulbis fibroſis, foliis ovatis amplexicaulibus, floribus pendulis *Linn.* Dieſe dritte Art iſt die merkwürdigſte. Die Blätter haben einen bitterlichen, widrigen und verdächtigen Geſchmack, und werden von keinem einzigen zahmen oder wilden Thiere berührt oder gefreſſen. Hr. Gleditſch meldet, daß dieſelbe, unter anderm grünen Futter vorgelegt, einen ganzen Stall voll geſunde und ſtarke Pferde in einer Nacht krank gemacht, und drey davon getödtet habe; daher er auch wahrſcheinlich vermuthet, daß der böſe Heinrich oder Wieſendingel, wovon in den hannöver. Anzeigen v. J. 1765 Meldung geſchehen iſt, und welcher etlichen Thieren ſchädlich und tödtlich, den Pferden aber beſonders und allemal ſchädlich ſeyn ſoll, eben dieſe Helleborinpflanze ſeyn dürfte.

Helleborus, ſiehe Nieſe-Wurz.

Hellen, hell machen, wofür aber die zuſammen geſetzten aufhellen, aushellen und erhellen üblicher ſind. Nur bey den Goldſchmieden iſt noch das einfache hellen üblich, das Gold heller an Farbe ſieden, welches vermittelſt der Helle, d. i. eines Pulvers von Weinſtein, Schwefel und Küchenſalz geſchieht. Daher das Hellungs- oder Erhellungs-Blech; ſiehe Th. XIX. S. 416.

Heller, ſiehe Häller.

Hellig, ein Bey- und Nebenwort, welches nur in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens, üblich iſt, ermüdet, abgemattet, kraftlos. Lauf dich nicht zu hellig, Jer. 2, 25. In engerm Verſtande wird es im Niederſ. auch für durſtig gebraucht. Ein traurig Herz iſt immer hellig, d. i. durſtig. Das Land iſt hellig, wenn es nach Regen dürſtet.

Friſch leitet es von hallen, ſchreyen, her, und erklärt es durch müde vom ſchreyen. Allein es ſcheint vielmehr eine Nachahmung des keichenden Lautes zu ſeyn, welchen ein von Arbeit abgemattetes Geſchöpf von ſich giebt, womit dann gemeiniglich ein

ein heftiger Durſt verbunden zu ſeyn pflegt. Alsdann würde es zu dem Geſchlechte des Lat. anhelare und Halitus, und das Fr. haleter gehören.

1. **Helligkeit**, von dem vorigen Worte, der Zuſtand, da man hellig iſt; doch nur im gem. Leben.

2. **Helligkeit**, die Eigenſchaft eines Dinges, da es hell iſt, in Betrachtung der Lichtſtrahlen, gleichfalls nur im g. L.; beſſer die Helle. Siehe Helle 1.

1. **Helm**, ein Stiel, beſonders ein langer Stiel, derjenige Theil eines Werkzeuges, woran man daſſelbe hält und handhabet; doch nur in einigen Fällen. Im gem. Leben iſt der Stiel einer Axt oder eines Beiles (ſ. Th. III. S. 313, und Th. IV. S. 155) beſonders unter dem Namen eines Helmes bekannt, (daher wird das Werkzeug, auf welchem der Huf- und Waffenſchmied dem zu einer Axt oder einem Beil zuſammengeſchweißten Eiſen und Stahl vermittelſt eines Hammers äußerlich die gehörige Geſtalt giebt, und wovon das Helmloch ſelbſt zugleich die Geſtalt annimmt, das Helmeiſen oder die Helmſtange genannt) dagegen im Bergbaue alle Stiele oder Hefte der Berggezähe dieſen Namen führen. An den Ankern wird die Ruthe auch der Helm, und an dem Steuerruder der Griff, und beſonders der Knopf an dem Griffe, Fr. Héaume, der Helm genannt.

Man könnte es unmittelbar von Halm herleiten, welches in einigen oberdeutſchen Gegenden gleichfalls Helm lautet. Allein es ſcheint vielmehr zu halten zu gehören, weil es den Theil eines Werkzeuges bedeutet, woran daſſelbe gehalten und geführt wird. Das Niederſ. und die mitternächtigen Mundarten haben dafür ein anderes Suffixum. Ein Heft oder Stiel heißt im Niederſ. Helft, im Angelſ. Helf und Hielfa, im Engl. Helve. In einigen Gegenden iſt es ungewiſſen Geſchlechtes, das Helm. Siehe Helle 3, Helm-Stock und Helmen.

2. **Helm**, in Schleßwich und Holſtein, eine Art Graſes oder vielmehr Rohres, welches den Flugſand ſtehen macht; Meerpfriemengras, Nervengras, Sandrohr, Sandſchilf, Arundo arenaria *Linn.*; ſ. Sand-Rohr.

Der Name Helm iſt nur eine verderbte Ausſprache für Halm, unter welchem es an einigen Orten wirklich vorkömmt; ſiehe Halm 2. Im Dän. wird es Hielme genannt, im Holländ. aber Duinhelm.

3. Helm, die halbrunde erhabene Bedeckung des Obertheiles verſchiedener Körper.

1. Bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzenreiches iſt es das oberſte Blatt der helmförmigen, d. i. einblätterigen ungleichförmigen Blumen (Flores galeati, Fr. Fleurs en caſque, Corolla ringens) Galea oder Labium ſuperius *Linn.* im Gegenſatze des Bartes oder des unterſten Blattes, Barba oder Labium inferius.

2. Das oberſte runde Dach der Thürme, welches im Ital. Cuppola heißt, iſt im Deutſchen gleichfalls unter dem Namen des Helmes, der Haube oder der Kuppel bekannt.

3. In der Chemie verſteht man unter Helm, L. Alembicus, Fr. Alambic, Alembic, Chapiteau, einen Deckel oder Hut, der auf einen irdenen oder gläſernen Brennkolben oder eine kupferne Deſtillirblaſe paſſet, und die Dünſte annimmt, welche von dem zu verändernden Körper in die Höhe geführt werden. Ein gemeiner oder ſogenannter Schnabelhelm, Alembicus roſtratus, beſteht aus einem großen und weiten Stücke, welches man den Kopf nennt. Der oberſte Theil dieſes Stückes iſt zugewölbt, und heißt der Himmel oder Wirbel; der untere Theil deſſelben iſt offen, und heißt der Hals, welcher den Kolbenhals in ſich nimmt, und dergeſtalt gemacht iſt, daß er ein wenig in die innerſte Weite des Helmes hinein geht, in die Höhe raget, und auf dieſe Weiſe eine Rinne macht, welche in das an die Seite angeſetzte Rohr, welches man den Schnabel nennt, und woran die Vorlage (wozu ſich ein Kolben oder ein jeder anderer ſich in eine Röhre endigender hohler Körper ſchickt) kömmt, hinein führt. Dieſe Schnabelhelme dienen zur Deſtillation ſ. Th. IX. S. 128) und müſſen allemal eine Vorlage haben, um

das

das Uebergetriebene aufzufangen, in welche der Schnabel geleitet wird. Bisweilen macht man an einige, inſonderheit gläſerne Helme an den mittlern Theil oder den Wirbel deſſelben ein kurzes Rohr, in welches ein eigeſchliffener gläſerner Stöpſel paſſet; ſolche Helme werden tubulirte Helme, Alembici tubulati genannt. Man gebraucht dieſelben, wenn man die ſauern Flüſſigkeiten aus dem Salpeter und Kochſalze vermittelſt des Vitriolſauren treiben will. Außer dieſen hat man auch noch eine andere Art von Helmen, welche kein Rohr und keine Rinne haben; dieſe werden blinde Helme, Alembici cœci genannt. Man gebraucht dieſelben zur Sublimation.

Die Helme ſind entweder von Thon, von Glas oder von Metall. Die gläſernen erhalten mehrentheils oben einen von Glas eingeſchliffenen Stöpſel, um in dieſelben die verlangte Materie hinein zu bringen, ohne den Kolben und die Vorlage von dem Helme zu trennen. Die metallenen werden vorzüglich von Kupfer gemacht, welches inwendig wohl verzinnt worden, und man bedient ſich ihrer inſonderheit bey der Deſtillir- oder Branntweinblaſe, da ſie alsdann Hüte oder Blaſenhüte genannt werden. So lange die Gewalt des Feuers nicht widerſteht, muß man ſich, wie ich bey den Deſtilliergefäßen überhaupt erinnert habe, der gläſernen Helme bedienen.

Eine Abbildung des Helmes ſtellt Fig. 1303 dar. a, ein gemeiner Helm. b, ein Helm mit einem eingeſchliffenen gläſernen Stöpſel.

Hieher gehören die Sublimirtöpfe oder ſogenannten Aludel, Fig. 1304, worunter die Chemiſten gewiſſe Arten von Töpfen oder Helmen verſtehen, welche an dem untern und obern Theile offen ſind, und welche genau über einander geſetzt und an einander gefügt werden können, dergeſtalt, daß ſie eine mehr oder weniger lange Röhre ausmachen; nachdem die Anzahl

der Aludel, daraus ſie beſteht, gröſſer oder geringer iſt. Der Topf oder der Aludel, welcher die Röhre zu oberſt ſchließt, muß in ſeinem obern Theile verſchloſſen ſeyn, oder nur ein kleines Loch haben. Die Röhre der Aludel iſt ſolchemnach nur eine Art eines blinden Helmes, den man nach Belieben erweitern oder verlängern kann, und den man auf einen Kolben ſetzt. Dieſe Anſtalt iſt dazu beſtimmt, die trocknen und flüchtigen Materien, welche man durch die Sublimation in ein zartes Pulver, ſo man Blumen nennt, bringen will, zu ſammeln und zurück zu halten. Man kann ſich ihrer bey Bereitung der Schwefel- Arſenick- Spießglas- Benzoeblumen u. ſ. f. bedienen.

4. Dasjenige Stück von den Häuten, welches neugeborne Kinder und Thiere zuweilen mit auf die Welt bringen, und welches ein Ueberreſt derjenigen Häute iſt, worin ſie im Mutterleibe eingeſchloſſen waren, iſt gleichfalls unter dem Namen des Helmes bekannt; Fr. Coiffe.

Es ward dieſes ſchon in den alten Zeiten zu mancherley Aberglauben gemißbrauchet. Man hält diejenigen für glücklich, die ſolches Häutchen mitbringen, ſo lange ſie es mit Fleiße verwahren. Man ſagt von einem ſolchen Kinde: il eſt né coiffé, d. h. dies Kind wird in der Welt ein großes Glück machen. Man ſagt daher im Scherz auch von erwachſenen Perſonen, wenn man ſich über ihr großes Glück wundert, daß ſie mit einem Helme auf die Welt gekommen ſeyn müſſen.

5. Am häufigſten bezeichnet man mit dieſem Worte eine ſtählerne, eiſerne oder kupferne Bekleidung des Hauptes im Kriege oder in den Turnieren, welche heut zu Tage nur noch zur Zierde, beſonders auf den Wappen gebraucht wird; die Bickelhaube (welchen Namen noch eine Art des Helmes bey den Scharwächtern an manchen Orten führt) Sturmhaube, Sturmhut (weil man den Kopf damit in den Stürmen, d. i. Gefechten und Treffen, zu ſichern pflegte) L. Caſſis, Galea, Fr. Armet, Caſque, Héaume, Helme.

In dieſer Bedeutung ſchon bey dem Ottfried Helm, im mittlern Lat. Helmus, Elmus, im Ital. Elmo, im Dän. Hälm, im Angelſ. und Engl. Helm, im Poln. Helm, im Isländ. Gialmur, im Schwed. Hjelm, im Griech. γαλεη. Es ſtammet unſtreitig von hehlen, decken, bedecken her, daher es bey den ſchwäbiſchen Dichtern auch Heln geſchrieben wird, und bedeutete ehedem eine jede Decke oder ein jedes Dach, wovon ſich noch Beyſpiele genug finden. Siehe Hehlen, Höhle, Hülle u. ſ. f.

Man bediente ſich der Helme entweder im Kriege oder in den Turnieren. Im Kriege führte man, um das Geſicht bey dem Stechen mit Lanzen zu verwahren, geſchloſſene oder ſogenannte Stechhelme, welche das ganze Geſicht bedeckten, ſo daß nur vor den Augen kleine Löcher durchgeſchlagen waren. Die Turnierhelme hingegen waren offen.

Der Gebrauch der Helme iſt ſehr alt, und ſie wurden von mancherley Materie, vornämlich aber von Kupfer oder Eiſen gemacht, und alſo zugerichtet, daß das Viſier oder derjenige Theil, welcher das Geſicht decket, erhoben und niedergelaſſen werden konnte. Zum Schrecken der Feinde wurden ihnen allerley Geſtalten der Köpfe von Thieren, als: Stier- Pferde- Löwen- Drachen- Widder- Sperber- Adlerköpfe ꝛc. gegeben, und zu mehrerm Anſehen in dem oberſten Theile des Helmes (der Helmſpitze) ein Federbuſch aufgeſtecket, welches das Helmkleinod, der Helmſchmuck oder Helmſtutz, Fr. Cimier, heißt. Auch ſchon die alten Deutſchen haben ſich mit Häuten von wilden Thieren behängt, und die Köpfe davon über die Helme gezogen.

In der Wappenkunſt wird der Helm als ein Zierrath oben auf den Schild geſetzt, und entweder geſchloſſen oder offen geführt. Die geſchloſſenen wurden vor Zeiten ohne Unterſchied geführt; heut zu Tage bleiben ſie dem Bürgerſtande allein, wiewohl auch von demſelben diejenigen, welche adeliche Freyheiten genießen, einen offenen Helm brauchen. Der offene oder Tur-

nierhelm iſt zweyerley, der königliche und der gemeine. Der königliche hat eine ſolche Oeffnung, durch welche das ganze Geſicht geſehen werden kann; die gemeinen haben meiſtentheils vorn ein Gitter oder Fenſter, entweder von einfachen parallel laufenden, oder einander kreuzweiſe durchſchneidenden Reifen oder Stäben, das Helmfenſter, das Helmgitter, der Helmroſt, oder nur Roſt ſchlechthin genannt. In Frankreich giebt man dem Roſte mehr oder weniger Reiſe oder Stäbe, nach Unterſchiede des Standes, und dem Helme unterſchiedene Tincturen; den Fürſten einen goldenen, den Grafen und Herren einen ſilbernen; den übrigen einen ſtählernen Helm, welches aber in Deutſchland nicht beobachtet wird. Die Stellung des Helmes auf dem Schilde hat ihre gewiſſe Weiſe. Wenn der Schild gerade ſteht, wendet auch der Helm das Viſier vorwärts; wenn der Schild ſich neiget, wendet ſich auch der Helm gegen dieſelbe Seite. Wenn zween oder mehrere Helme in gerader Zahl auf einem Schilde ſtehen, wenden ſie ſich gegen einander; und wenn ihrer drey oder mehrere in ungerader Zahl vorhanden ſind, ſteht der mittelſte gerade vor ſich.

Ueber dem Helme zeigen ſich die Helmkleinode, der Helmſchmuck, die Helmzeichen oder Helmzierrathen, d. i die Kleinode oder Zierrathen, womit der Helm eines Wappenſchildes ausgeziert zu werden pflegt. Dieſe werden meiſtentheils aus dem Schilde genommen, außerdem aber Pfauenſchwänze, Straußfedern, Büffelshörner, Adlerflügel, auch Kronen, Wülſte, Hüte; Küſſen u. ſ. f. gebraucht. Hieher gehören auch die ſogenannten Helmdecken, L. Laciniæ, Fr. Lambrequins, d. i. alle gekräuſelte Zierrathen, welche von dem Helme eines Wappens von beyden Seiten herunter hängen, und vor Zeiten wie ein ausgebreitetes viereckiges Tuch ausſahen, heut zu Tage aber wie ein Laubwerk vorgeſtellt werden. Ihre Tincturen

en richten ſich nach den Wapenquartieren, wozu ſie gehören; ſind aber verſchiedene Figuren verhanden, ſo richtet ſich die Farbe der Decken zur rechten Seite nach der Hauptfigur und ihres Feldes, zur linken aber nach den übrigen.

Man findet Wappen, wo die Helmdecken auf unterſchiedene Art gemacht ſind. Einige ſind theils zerſchnitten, theils ganz, andere umgeben die Wappen. Von ihrem Urſprunge hat man zweyerley Meinungen. Einige ſagen, es wären Liebesbänder, die von den Damen ihren Eheherten oder Liebhabern, mit der Farbe ihrer Livree geziert, gegeben worden, um ſie in den Turnieren daran zu erkennen, welche Bänder ſie oben über den Helm angemacht hätten, woraus hernach die Helmdecken entſtanden ſeyn. Andere meinen, die Decken wären viereckige Stücke Tuch geweſen, die im Kriege und in den Turnieren oben am Helme über der Stirn feſt gemacht worden, damit theils die metallenen Helme bey heißem Sonnenſchein nicht erhitzet würden, theils die mit Golde und Edelſteinen ausgezirten Helme bey ſchlechtem Wetter bedecket, und alſo rein behalten würden. Die Urſache aber, warum ſie ſo zerſchnitten erſchienen, rühre daher, weil ſie in Schlachten und Turnieren zerhauen und zerſtochen worden; welche zerfetzte Decken man dann, wie heutiges Tages die zerſchoſſenen Fahnen, als Zeichen der Tapferkeit aufgehoben hätte.

Helm-Biene, an einigen Orten ein Name der Brutbienen, Thränen- oder Waſſerbienen.

Helm-Binde, eine Binde, womit man zuweilen den Helm zu ſchmücken pflegte, und noch bey den Helmen auf den Wappenſchilden üblich iſt.

Ehedem auch die Helmlör, oder Brünlör, von Brün, Galea, und Lör, eine Binde, Lorum.

Helm-Dach, in der Baukunſt, ein Thurmdach, welches nicht gerade in eine Spitze zuläuft, ſondern mit einem Helme (ſ. Helm 2.) verſehen, und nach allerley Ausſchweifungen und Krümmungen gebildet iſt. Siehe Th. VIII, S. 521, und Th. XXII, S. 258.

Helm-Decke, ſ. oben, S. 832.

Helm-Eiſen, ſ. oben, S. 827.

Helm-Fenſter, ſ. oben, S. 832.

Helmförmige Blume, ſ. oben, S. 828.

Helm-Gewölbe, ſ. Th. XVIII, S. 336.
Helm-Gitter, ſ. oben, S. 832.
Helm-Kleinod, alle Zierrathen, womit der Helm eines Wappenſchildes ausgezieret zu werden pflegt; ſ. oben, S. 832. In engerer Bedeutung führt der Federbuſch eines Helmes den Namen des Helmkleinodes.
Helm-Kraut, Caſſida *Tourn.* Scutellaria *Linn*; ſ. Schild-Kraut.
Helm-Lehen. 1. Ein Wappen, ſo fern es ehedem auch zuweilen zu Lehen gegeben würde; ein Wappenlehen.
2. In weiterer Bedeutung wurde ehedem auch ein jedes Ritterlehen, ein Helmlehen, L. Feudum galeatum genannt, weil der Helm eine vorzüglich den Rittern eigene Rüſtung war.
Helm-Reif, die gebogenen Stangen woraus das Helmfenſter oder Helmgitter beſteht.
Helm-Roſt, ſ. oben, S. 832
Helm-Schmuck, ſ. oben, S. 831 und 832.
Helm-Spitze, ſ. oben, S. 831.
Helm-Stange, ſ. oben, S. 827.
Helm-Stock, (bey dem Chyträus das Költer,) an den Schiffen, ein ſtarkes, langes, rundes Holz, welches mit dem einen Ende, vermitttlſt eines großen eiſernen Nagels an den eiſernen Ring des Kolderſtockes Manivelle) befeſtigt iſt, und von dem Steuermanne zur Regierung des Schiffes in der Hand gehalten wird. Mit dem andern Ende geht es durch die Kanonierkammer (Sainte-Barbe) in das oberſte Ende (Haupt) des Steuerruders, welches dadurch ſeine Bewegung erhält. Auf kleinern Schiffen und Fahrzeugen heißt der Helmſtock Fr. Gouſſet oder Héaume, an größern Schiffen aber Barre de gouvernail, oder Timon.
Bey großen Stürmen wird der Helmſtock feſt angebunden, und das Schiff den Winden und Wehen überlaſſen.
HelmStutz, die Zierrathen oben auf dem Helme, dergleichen Federbüſche, Köpfe u. ſ. f. ſind. Siehe oben; S. 831.
Helm-Taube, ſ. unter Taube.

Helm-Viſier, das Viſier eines Helmes, d. i. derjenige Theil, welcher das Geſicht bedeckt, und die Geſtalt eines Gitters hat.

Helm-Weiderich, Epilobium *L.*; ſ. Weiderich.

Helm-Zeichen, } ſ. oben, S. 832.
Helm-Zierrath, }

1. **Helmen**, mit einem Helme, d. i. Stiele verſehen. Eine Art helmen. Siehe Helm 1.

2. **Helmen**, mit einem Helme, d. i. einer Kopfrüſtung bekleiden. Gehelmte Soldaten.

Helmer, ſ. Hell-Weg.

Helms-Feuer, (St.) ſ. Helenen-Feuer.

Helmſtädter Bier, Klapitt oder Klepitt genannt; ſ. Th. V, S. 25,

Helmſtädter Geſundbrunnen. Er war ſchon zu Anfange des jetzigen Jahrhundertes bekannt, aber nur ſolchen Perſonen, denen die Geſchicklichkeit fehlte, aus den äußern Umſtänden von ſeiner innern Vortrefflichkeit zu urtheilen. **Krüger** hat, wie er ſelbſt ſchreibt, dieſes Waſſer, deſſen Quelle $\frac{1}{2}$ Stunde von Helmſtädt liegt, erſt im J. 1751 recht in Erinnerung gebracht. Es beſitzt aber dieſer Brunnen alle Eigenſchaften eines vollſtändigen Stahlwaſſers. Er iſt ſo ſpirituös, daß in den Sommermonaten, bey warmer Witterung, die ſtärkſten angefüllten Gefäße, wenn ſie ganz voll und feſt vermacht ſind, mit einem Krachen zerſprenget werden. Er ſetzt viel Schlamm und Ocher ab. Er brauſet mit Säuren. Die Galläpfel geben ihm eine faſt ſchwarze Farbe. Er färbet die Excremente ſchwarz. Nach der Evaporation bleibt ein Laugenſalz und eine lockere Eiſenerde zurück. **Fabricius** hat aus 2 gemeinen Pfunden, 2 Gran alkaliſch Salz und 6 bis 8 Gran Erde bekommen; und **Heiſter** hatte aus 20 Pf. überhaupt an Reſiduum $\frac{1}{2}$ Quent erhalten. Das Waſſer wird ſowohl zum Trinken, als auch zum Baden gebraucht.

35 und 36. St. der gel. Beytr. zu den braunſchweig. Anzeig. v. J. 1768. und 40. St. derſ. v. J. 1769.

Phil. Conr. Fabricii de fonte martiali medicato Helmſtadienſi disquiſitio, incltae Acad. Cæſ. Nat. Cur. dicata. Helmſt. 1756, 4. 5. B.

Neue chymiſche Zergliederung des eiſenhaltigen Waſſers zu Helmſtädt, von Hrn. Fabricius, ſt. in der überſ. Samml. auserleſ. Wahrnehm. ꝛc. 6. B. 3. St. Straßb. 1761, 8. S. 212—221.

Chr. Th. Heinr. v. Hagen Beſchreibung des helmſtädtſchen Geſundbrunnens, nebſt Unterricht, wie derſelbe zu gebrauchen. Halle, 1756. 4.

Laur. Heiſter. diſſ. de fonte martiali medicato Helmſtadienſi, Reſp. *Ge. Ern. Rahlwes.* Helmſt. 1756.

Jo. Gottlob Krügers Gedanken von dem helmſtädtiſchen Geſundbrunnen, deſſen Beſtandtheilen, Kräften und vortrefflichen Wirkungen. Helmſt. 1755, 4. 7 B.

Eb. Deſſ. Forſetzung der Nachrichten von den vortrefflichen Wirkungen des helmſtädtſchen Geſundbrunnes. Helmſt. 1757, 4. 3 B.

Jo. Fr. Zückert ſyſtem. Beſchreibung aller Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlandes. Berl. und L. 1768, 4. S. 374, fgg.

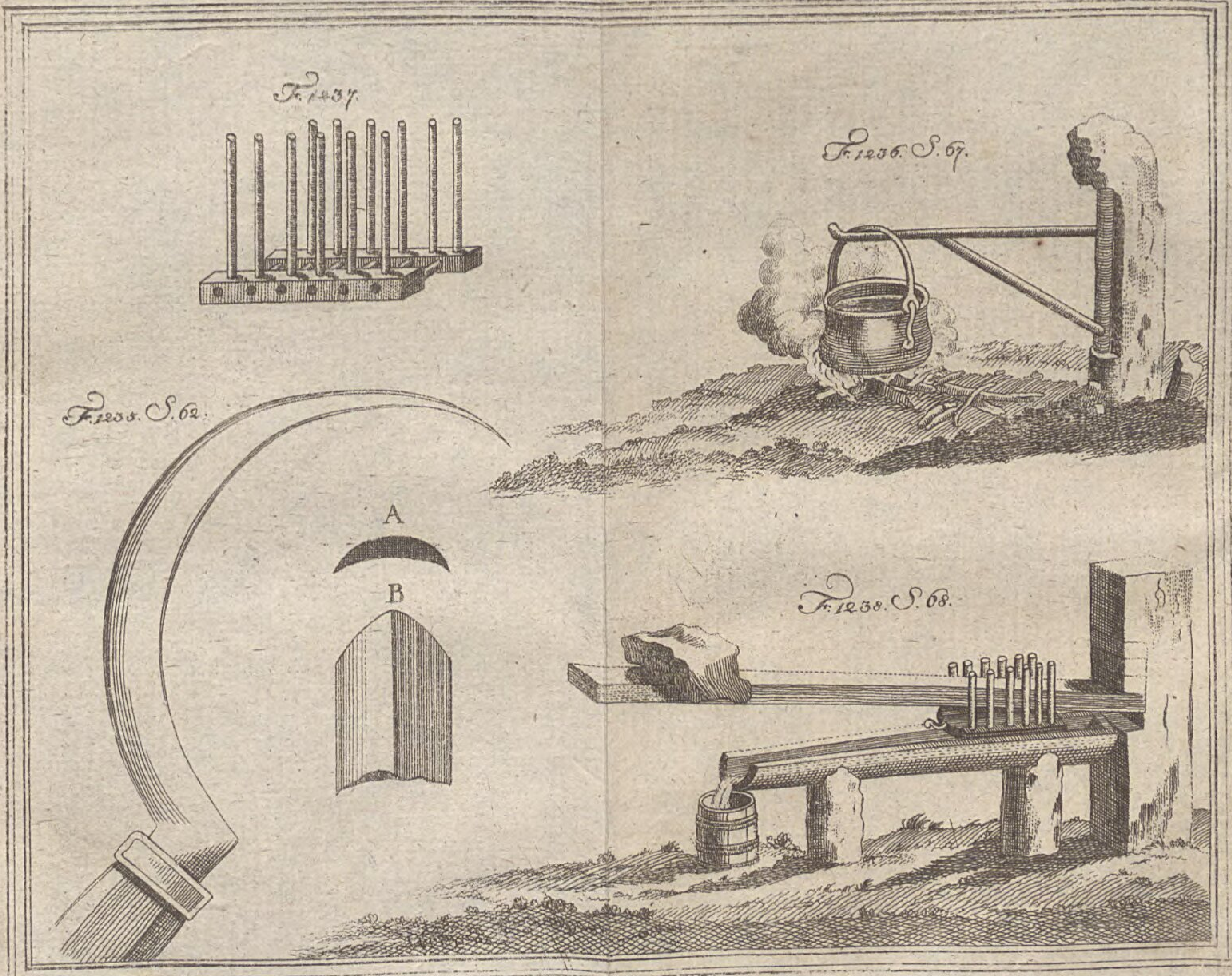
Helvela Linn. Faltenſchwamm; ſ. unter Schwamm.

Helxine Fagopyrum Linn. ſibiriſcher Buchweizen; ſ. Th. VII, S. 328, fgg.

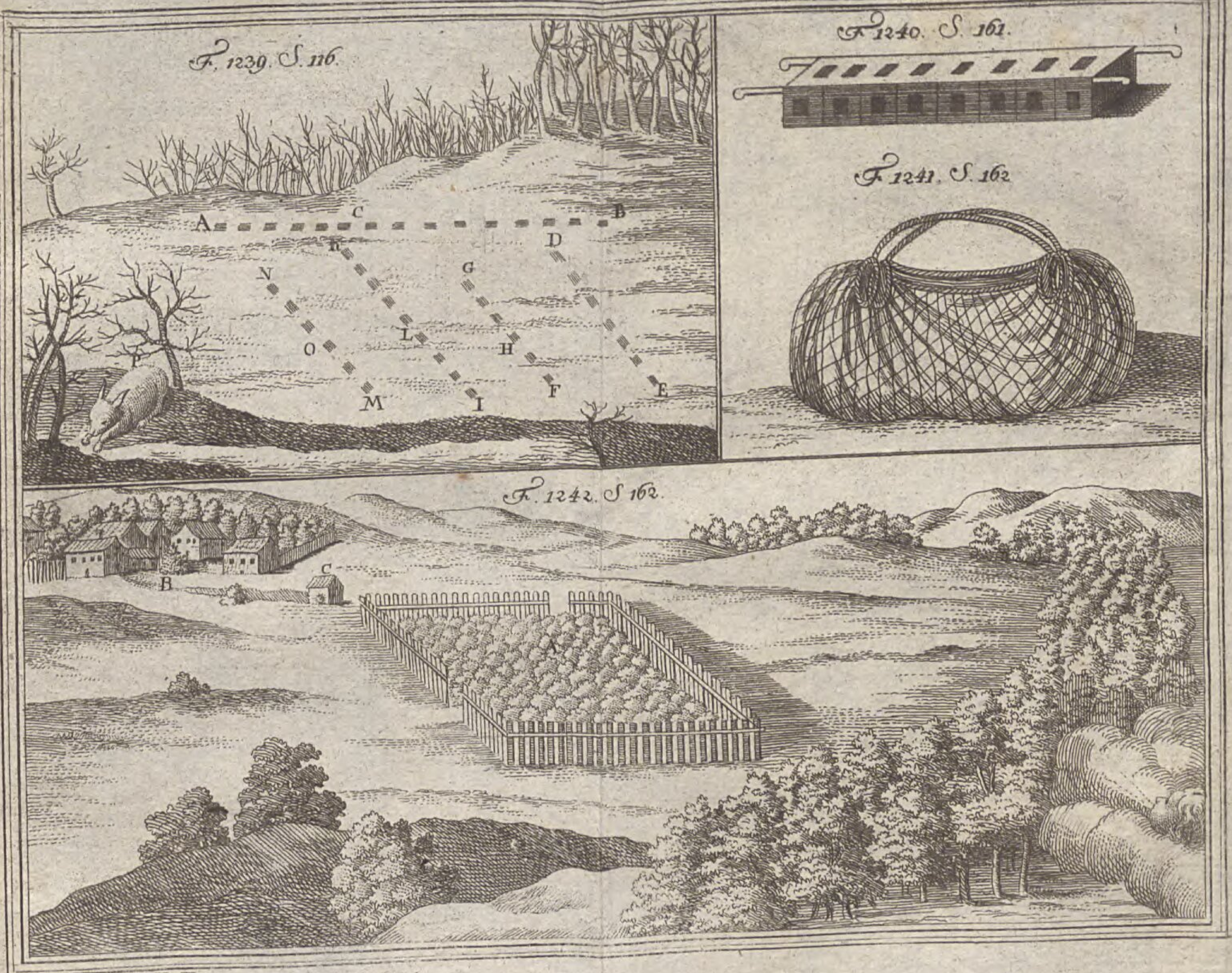
Helxine Parietaria Linn. Glaskraut; ſ. Th. XVIII, S. 687.

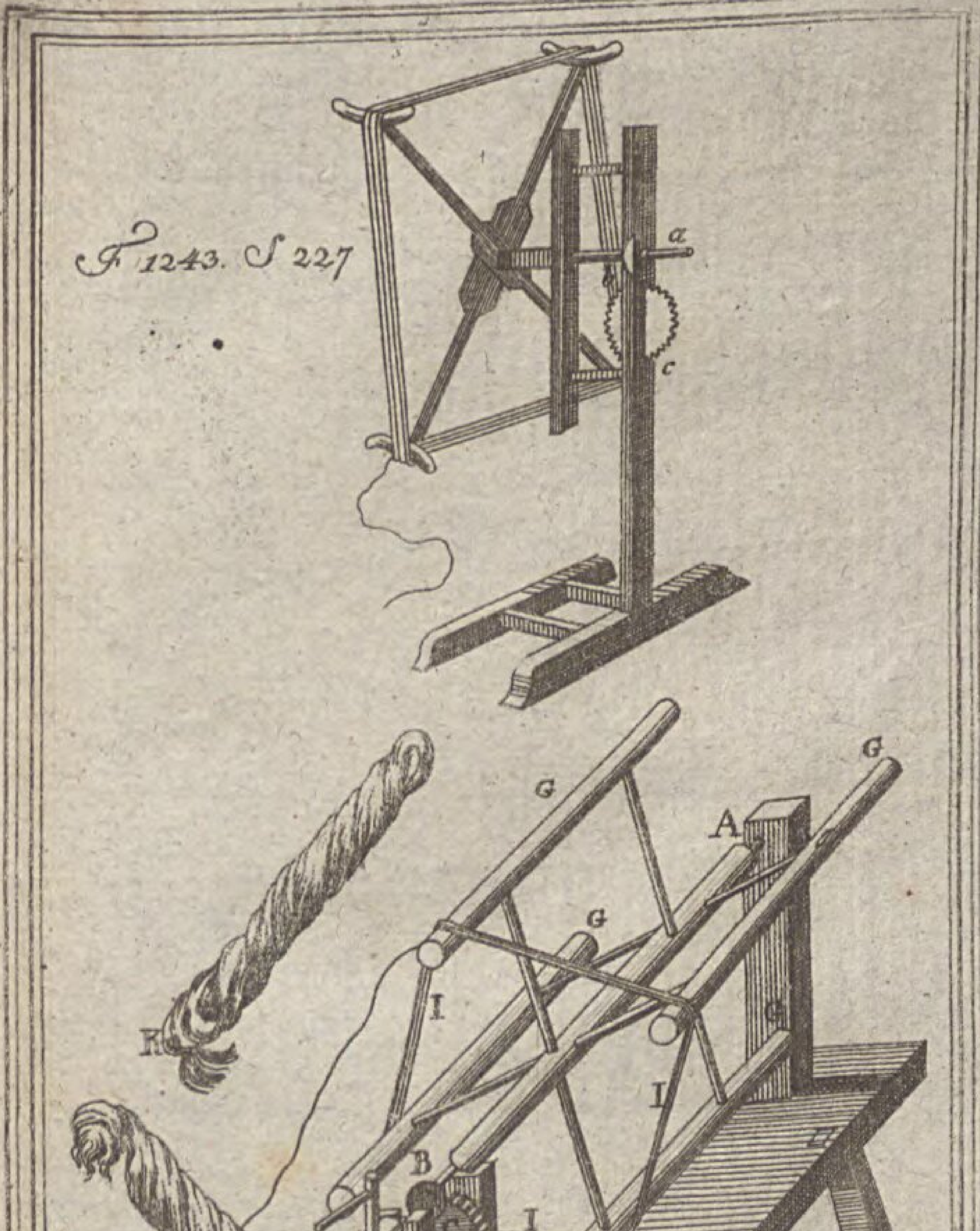
Ende des zwei und zwanzigſten Bandes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.



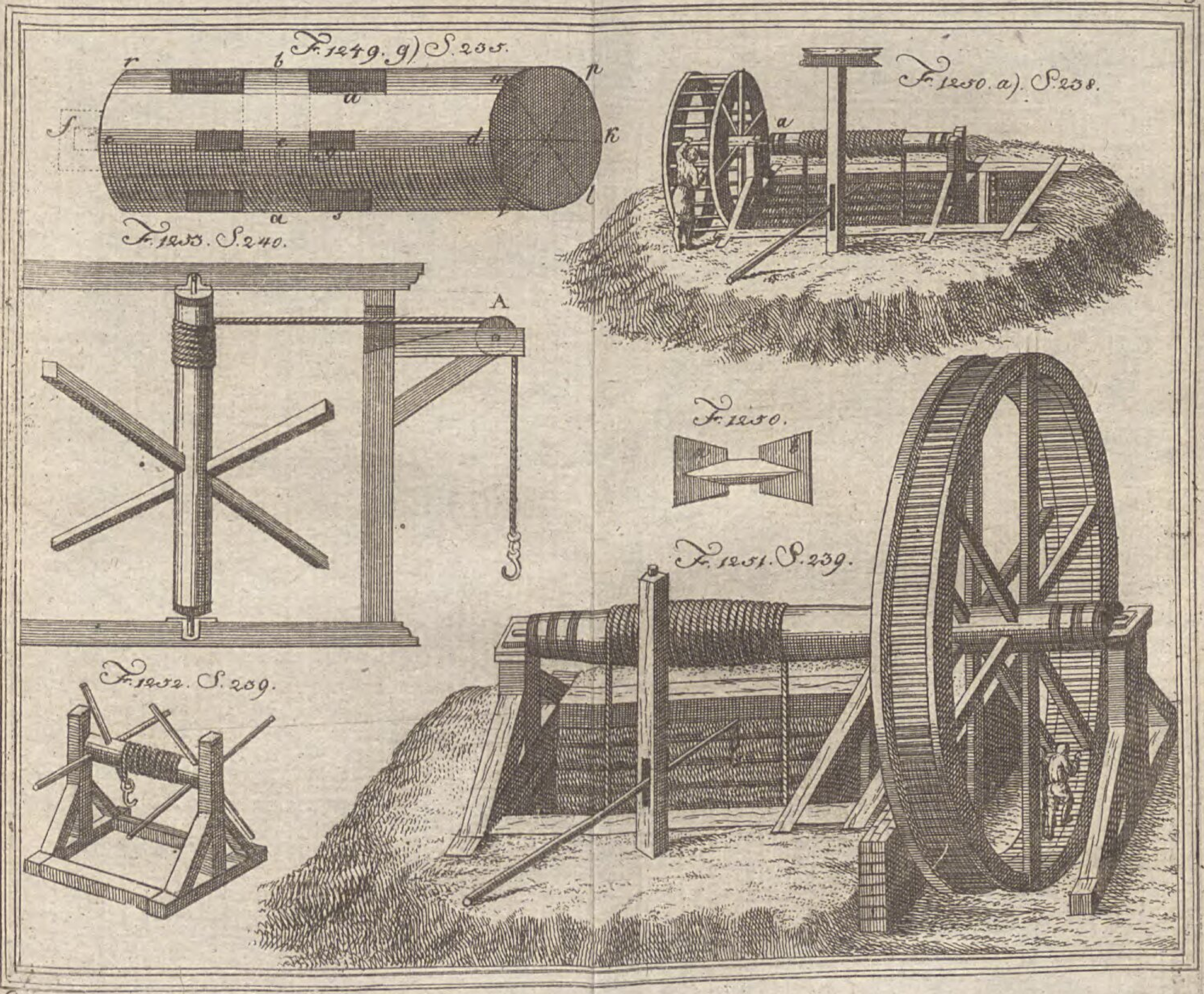
Oec. Enc. XXII. T.


F. 1239. S. 116.
A
C
B
D
N
G
L
O
H
P
M
I
F
E
F. 1240. S. 161.
F. 1241. S. 162.
F. 1242. S. 162.
B
C
A

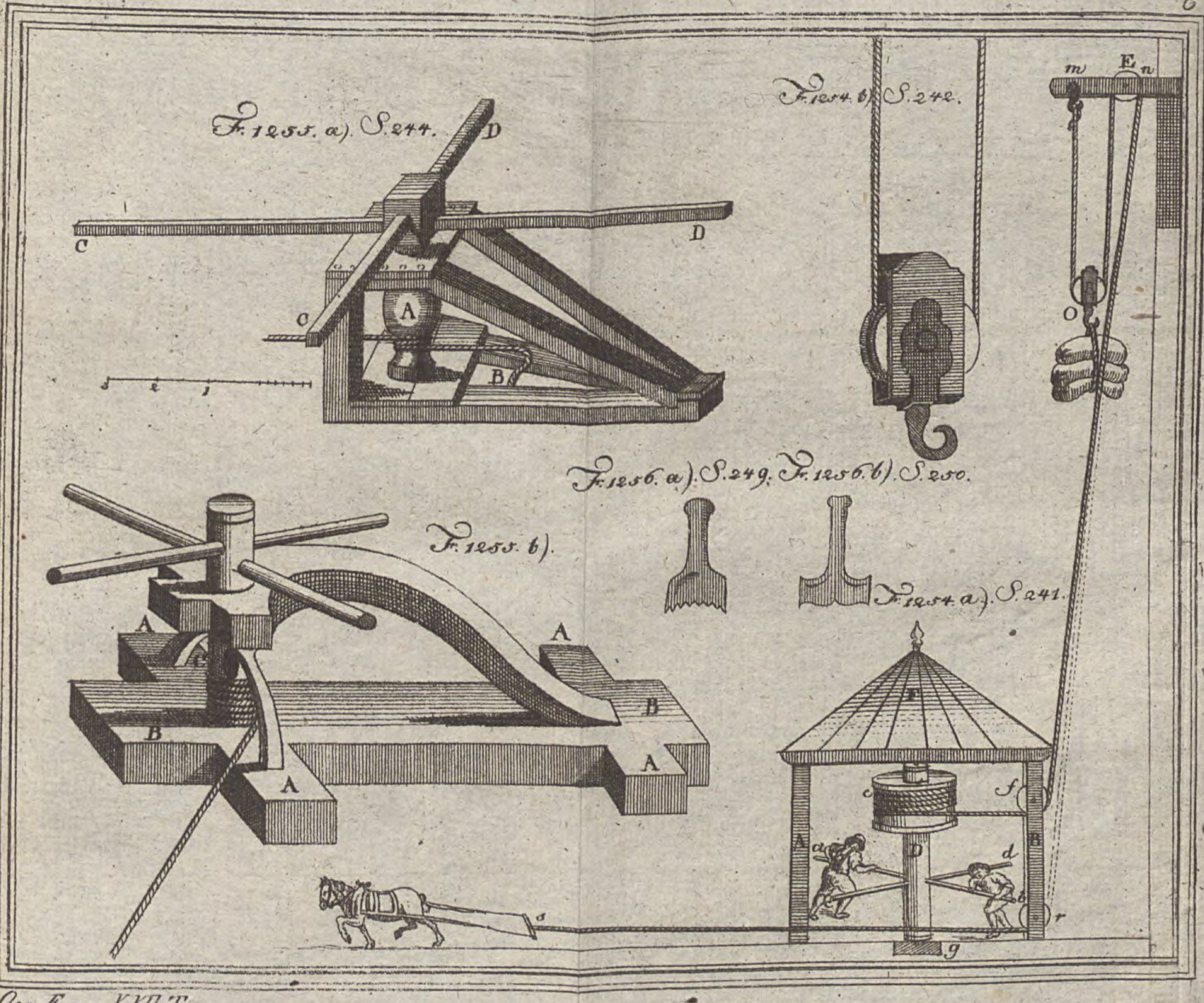

F. 1243. S 227
a
c
G
G
A
G
I
I
B
C
I
E
H
H
K
F
F. 1244. S 229

F. 1245. a) S. 231.
F. 1249 a) S. 235.
F. 1246 a) S. 233
F. 1246 b) S. 233
F. 1249. c)
F. 1248. b) S. 235.
F. 1249. b)
F. 1248 a) S. 234.
F. 1245. b) S. 232
F. 1247. S. 233.
F. 1249. e)
F. 1249. f) S. 235.
F. 1249. d)

5



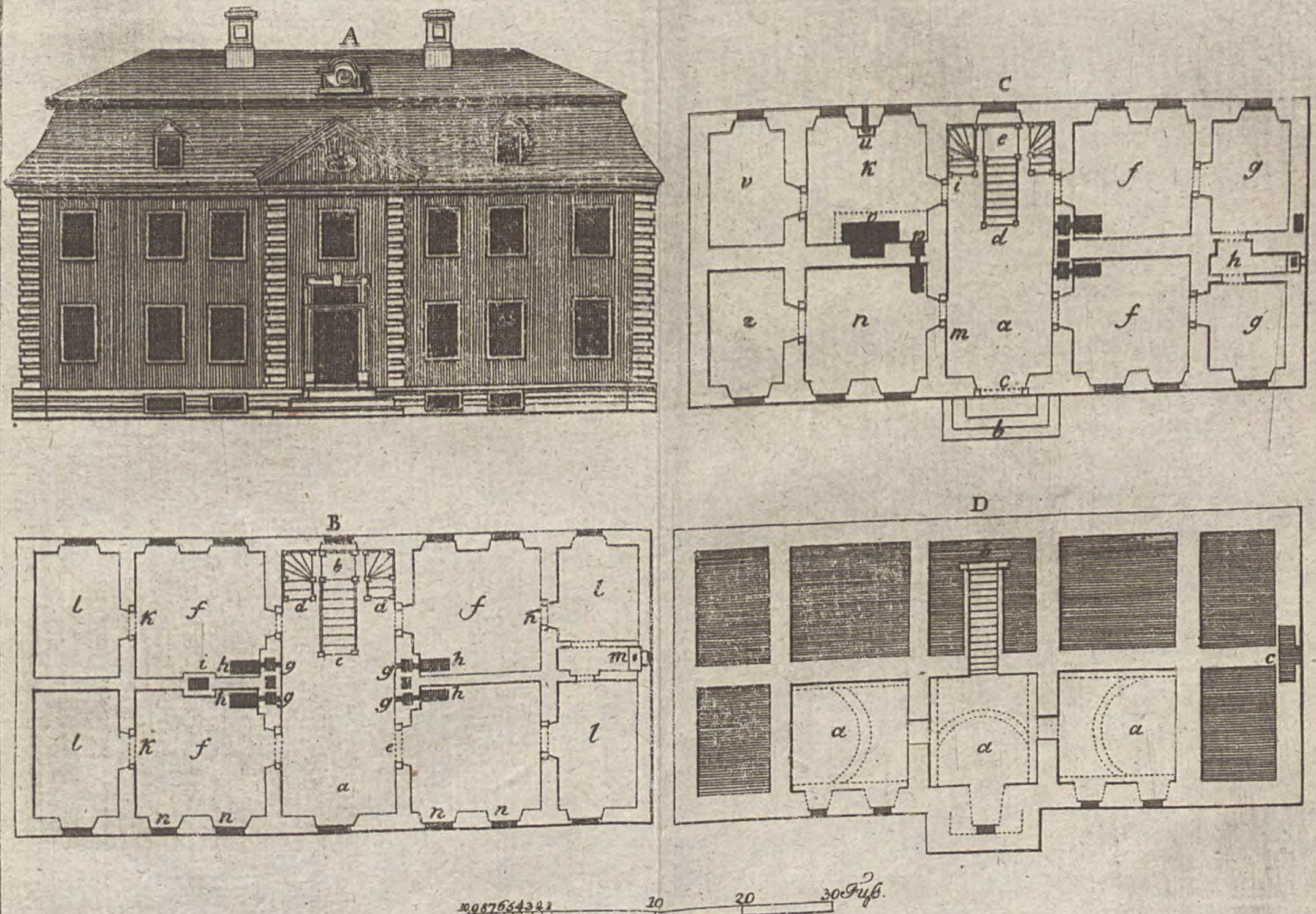
Oec. Enc. XIII. T.

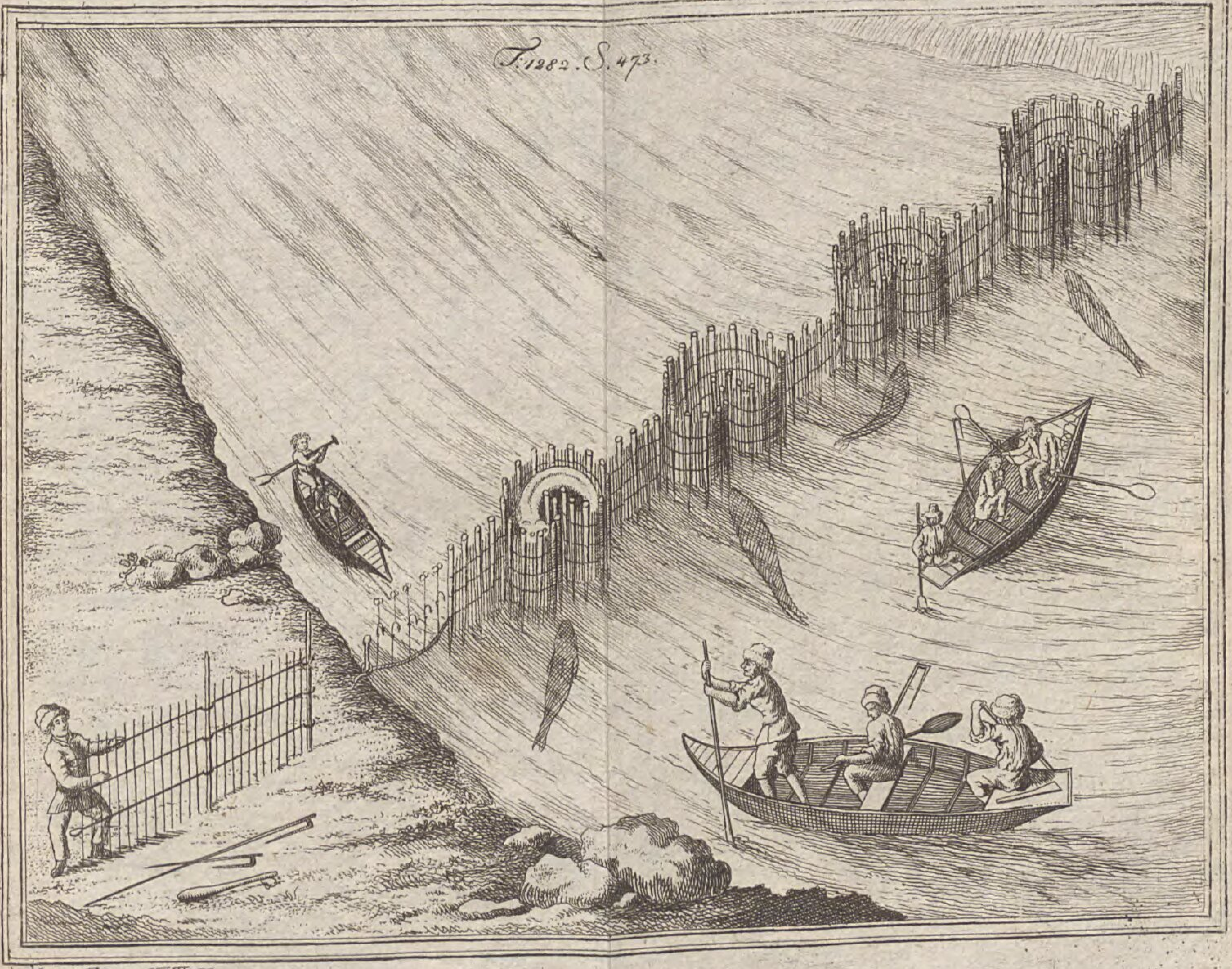

Fr. 1255. a). S. 244.
Fr. 1254. b). S. 242.
Fr. 1256. a). S. 249. Fr. 1256. b). S. 250.
Fr. 1255. b).
Fr. 1254. a). S. 241.
A
B
C
D
E
F
m
n
O
a
b
c
d
f
g
r
s

Oec. Enc. XXIII T.

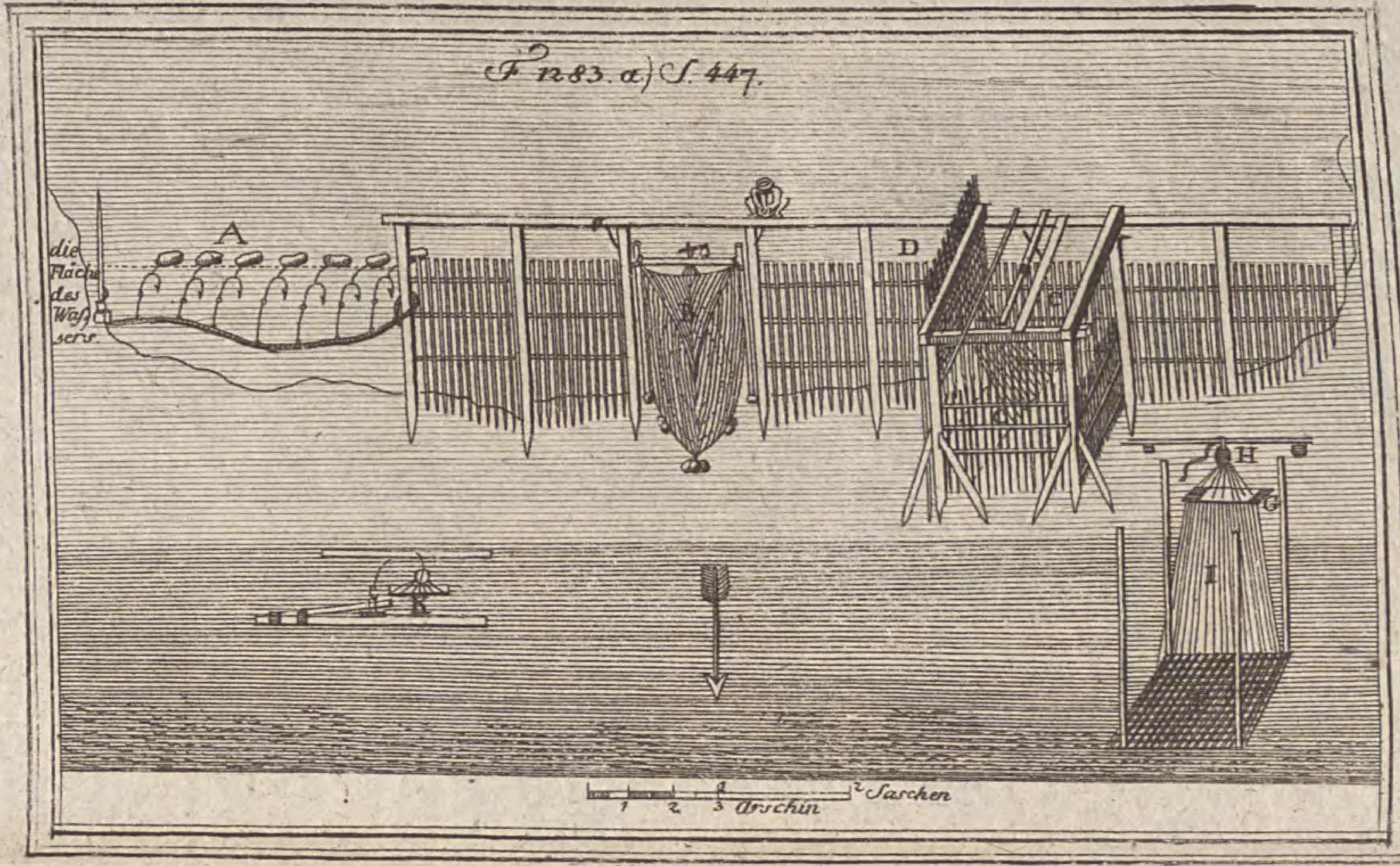
Zeichnung eines Coloniſten = Hauſes für zwey Familien
F. 1279 S. 355
Zeichnung eines Coloniſten = Hauſes für eine Familie.
F. 1280. S. 355.
F. 1276. S. 380.
Grundriſs. No 1.
Grundriſs. No 2.
Zeichnung der Wohnung eines Juſtiz= oder Zollbeamten auf dem Lande
F. 1277. S. 353.
Lit A
Lit B
F. 1271. b) S. 309.
F. 1274. b) S. 320.
F. 1272. S. 310.
F. 1274 a) S. 317
F. 1273. S. 313.
F. 1275 S. 328.
Zeichnung eines Hauſes, so in einem Weinberge oder Garten anzulegen.
F. 1278. S. 354.
F. 1274. c) S 323
F. 1274. d) S. 323.
Ruthe Rhl.

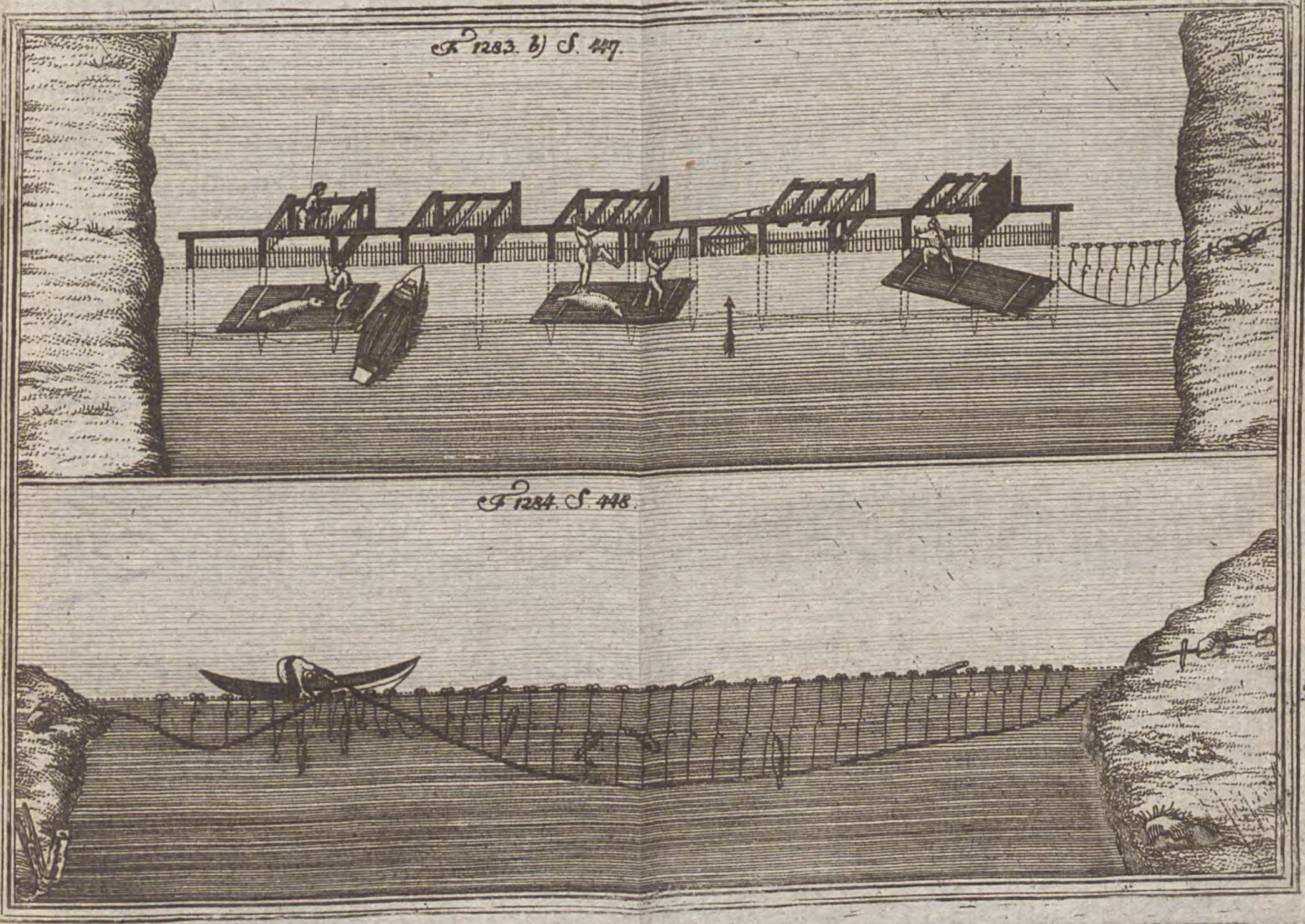
Fig. 1281. S. 358.

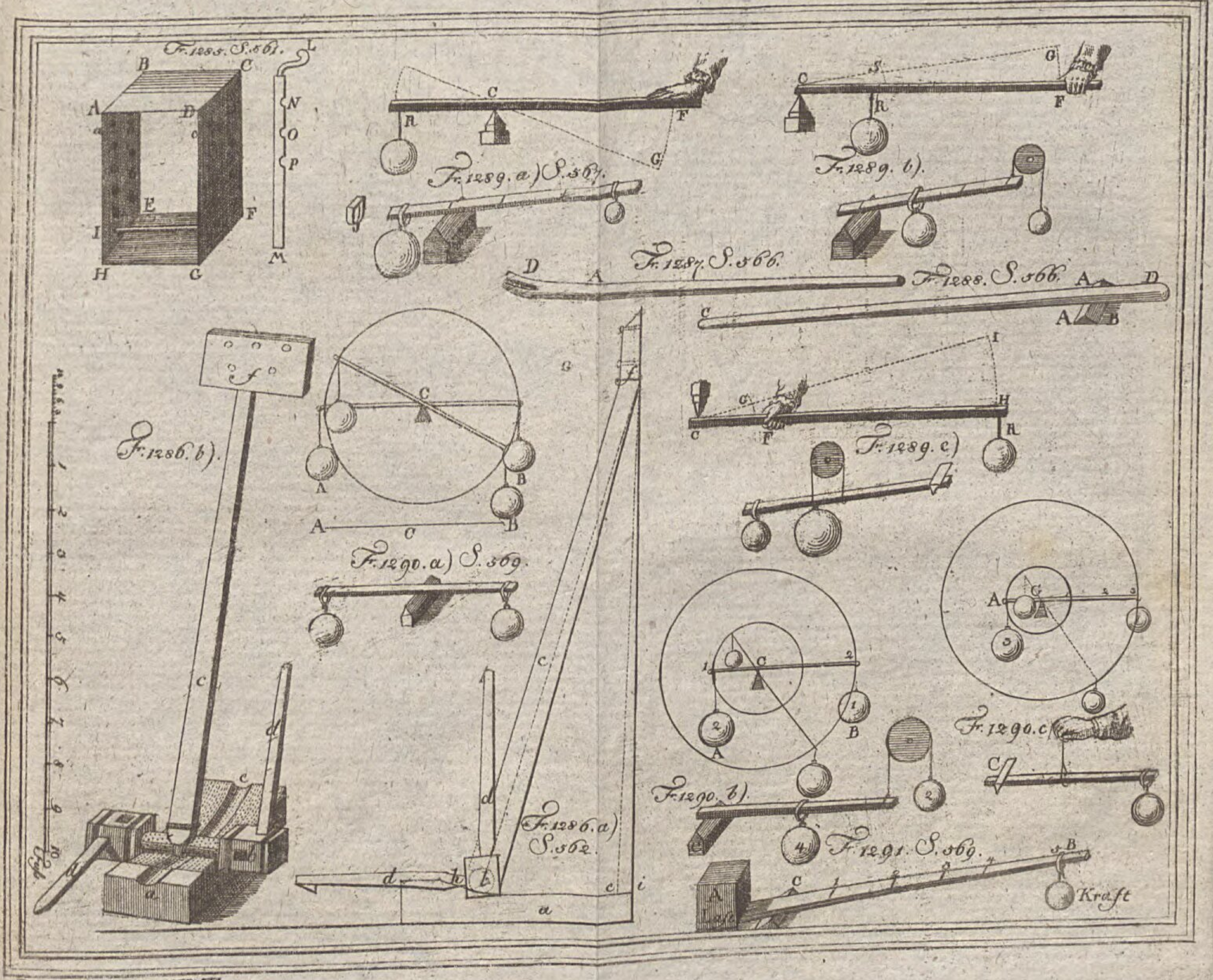




Oec. Enc. XXII. T.

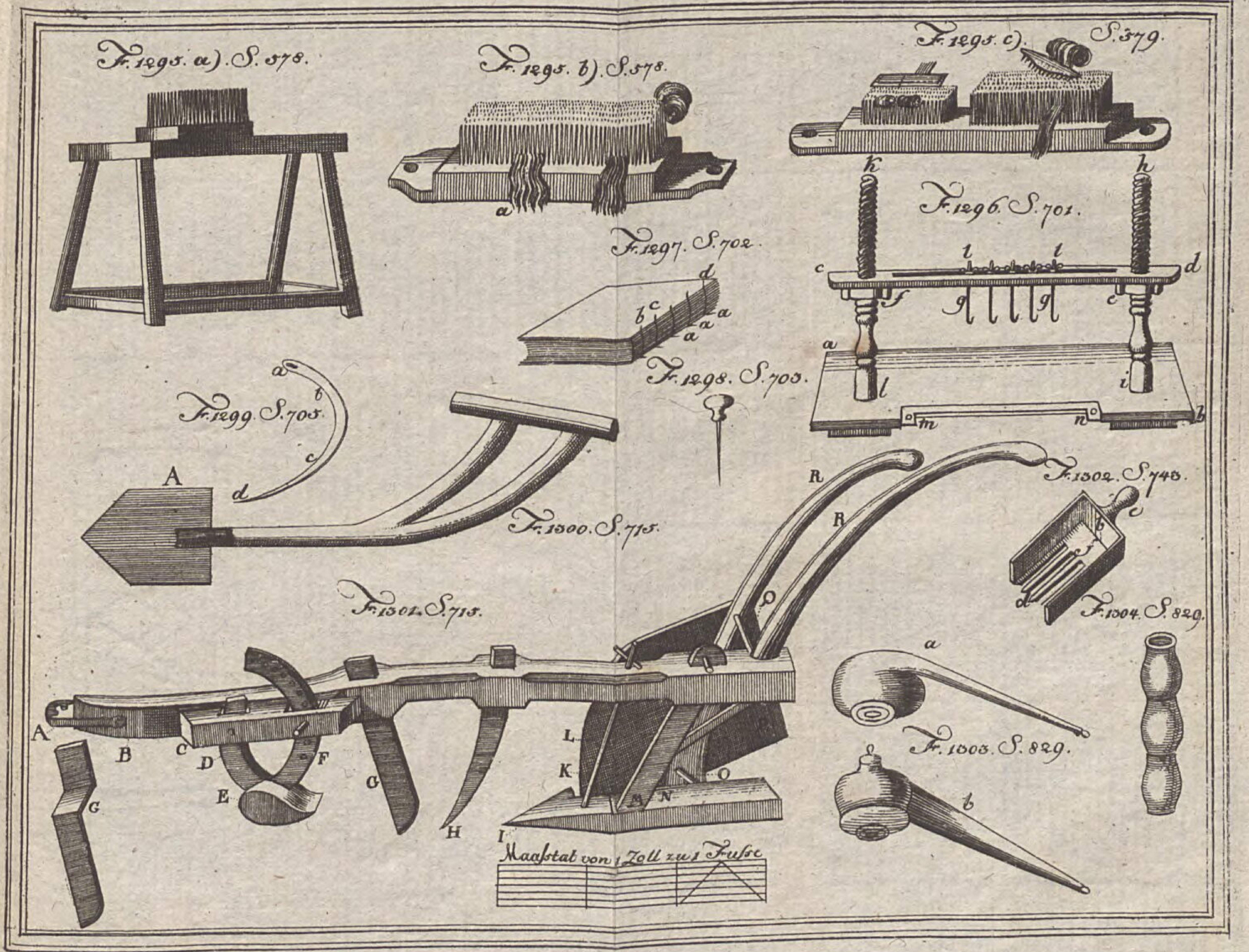

F. 1283. a) S. 447.
A
die Fläche des Waſſers
B
D
C
H
G
I
K
1 2 3 Arſchin
2 Saſchen

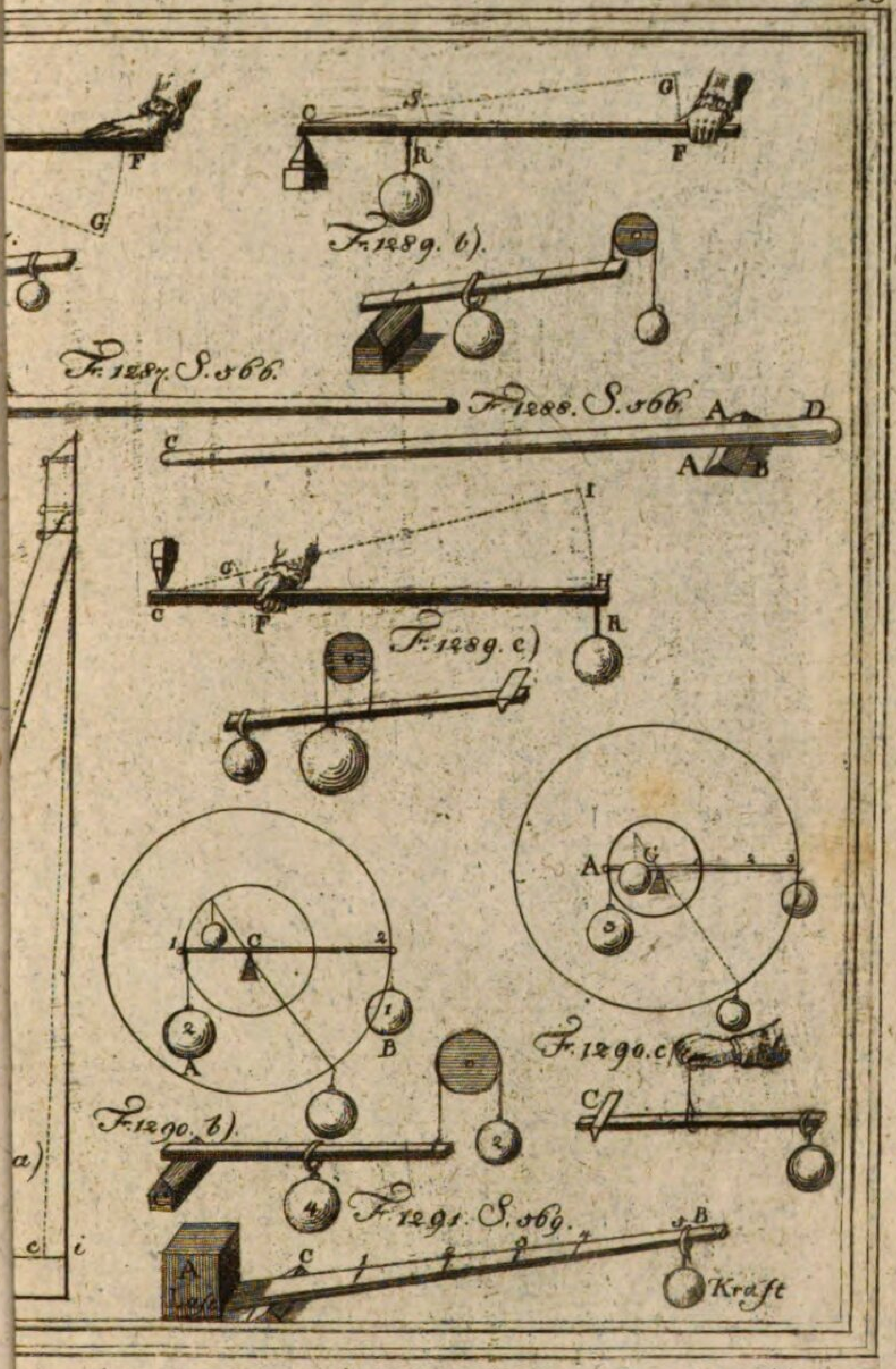

F. 1283. b) S. 447.
F. 1284. S. 448.

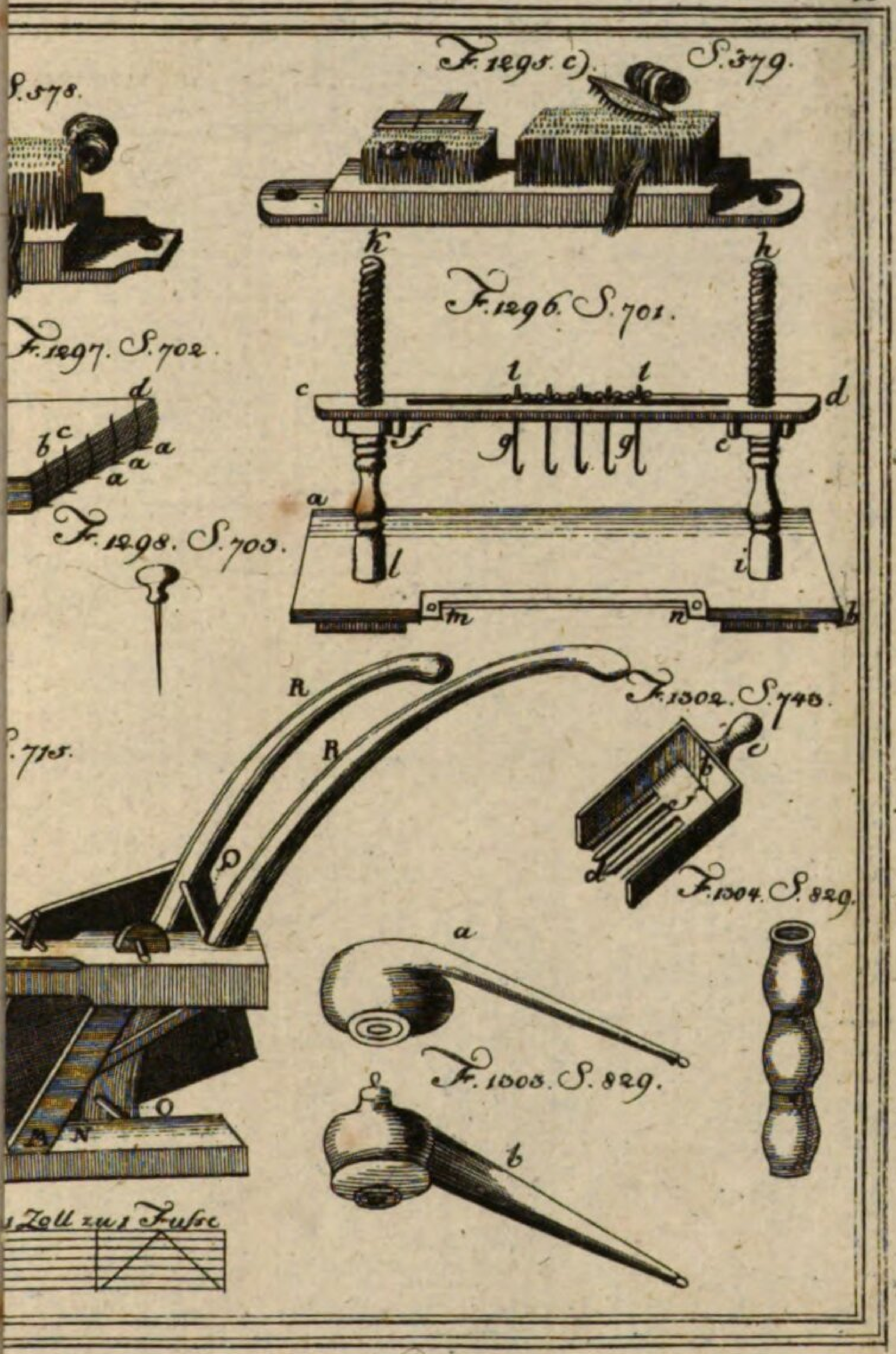

Fr. 1285. S. 561.
Fr. 1289. a) S. 567.
Fr. 1289. b).
Fr. 1287. S. 566.
Fr. 1288. S. 566.
Fr. 1286. b).
Fr. 1289. c)
Fr. 1290. a) S. 569.
Fr. 1290. c
Fr. 1290. b).
Fr. 1286. a)
S. 562.
Fr. 1291. S. 569.
Kraft

F. 1292. S. 573.
F. 1293. S. 574
F. 1294. a) S. 574
F. 1294. b) S. 575.

Oec. Enc. XXII. T.


Fr. 1295. a). S. 578.
Fr. 1295. b). S. 578.
Fr. 1295. c). S. 379.
Fr. 1296. S. 701.
Fr. 1297. S. 702.
Fr. 1298. S. 703.
Fr. 1299. S. 705.
Fr. 1300. S. 715.
Fr. 1301. S. 715.
Fr. 1302. S. 748.
Fr. 1304. S. 829.
Fr. 1303. S. 829.
Maaſstab von 1 Zoll zu 1 Fuſse


F. 1289. b).
F. 1287. S. 366.
F. 1288. S. 366.
F. 1289. c)
F. 1290. b).
F. 1290. c)
F. 1291. S. 369.
Laſt
Kraſt


S.578.
F.1295. c). S.379.
F.1296. S.701.
F.1297. S.702.
F.1298. S.703.
S.715.
F.1302. S.740.
F.1304. S.829.
F.1303. S.829.
1 Zoll zu 1 Fuſse

15.

(Ofrutt Sät)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg,

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung

Bd.: 22

Brünn 1789

Oecon. 1033-22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296854-1
VD18 9004021